Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Von der Sendung des Gral. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Oktober. Gedicht von H. B. Der kleine Rosengarten. Gedicht von Ruth Schaumann / Joseph Hirneis. Novelle von Oskar M. Graf / Ein Haus vorbei. Hüttenrauch. Der Kirchhof nachts. Freitagabend. Gedichte von Heinrich Suso Waldeck / Inske. Ein Spiel in drei Aufzügen von Jan Fabricius (Bruchstück aus dem 2. Aufzug. Übersetzt von Alfred Dreßler) / Legende vom Greco. Von Emil Barth / Ketzerische Gedanken zu Shaws „Heiliger Johanna". Von Otto Brües / Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / C. F. Meyer. Von Dr. Clara Faßbinder / Neue Romane. Von Dr. A. Kamp / Dänische Plauderei. Von Emil Rónnow / Ein holländischer Dramatiker. Von Alfred Dreßler / Herbst. Gedicht von Friede H. Kraze / Buchbesprechungen und Mitteilungen / Als Bildbeilage „Das Rosenkranzfest". Von Bruno Zwiener, Breslau

V. 20
no 1-6

20. Jahrgang **Heft 1** Oktober 1925

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY
AP 30
.G74
v.20
no.1-6

KATHOLIKEN-EHEBUND

KEBU

Damen und Herren aller Kreise und Berufe bietet der seit Jahren anerkannt erfolgreiche

KATHOLIKEN-EHEBUND

vornehme, unbedingt diskrete Möglichkeit zur Wahl eines passenden Ehegatten. Nur für Katholiken. / Neuzeitliche Anbahnung des Sichsuchens und Sichfindens auf schriftlichem Wege; keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. — Ganz Deutschland, auch Ausland; Einheiraten. - Bundesschriften gegen dreifaches Briefporto für verschlossene diskrete Zusendung durch den

KEBU-VERLAG

Abteilung G, Charlottenburg 2.

SEELE

Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Herausgegeben von

Dr. Alois Wurm

Die Zeitschrift will denen dienen, die, von der Erschütterung der Zeit, Schuld, Leid und Gnade berührt, ein neues Leben von innen heraus ernsthaft versuchen. Bezugspr. halbjährl. 1.50 Mk. (Gold). Probeheft gratis

Josef Habbel, Regensburg

Weltverbesserer

Roman von Anton Schott

Gebunden 3 Mk.

Schott offenbart darin so recht die Kenntnis seines Volkes und des Böhmer Waldes

Verlag Fredebeul & Koenen
Essen

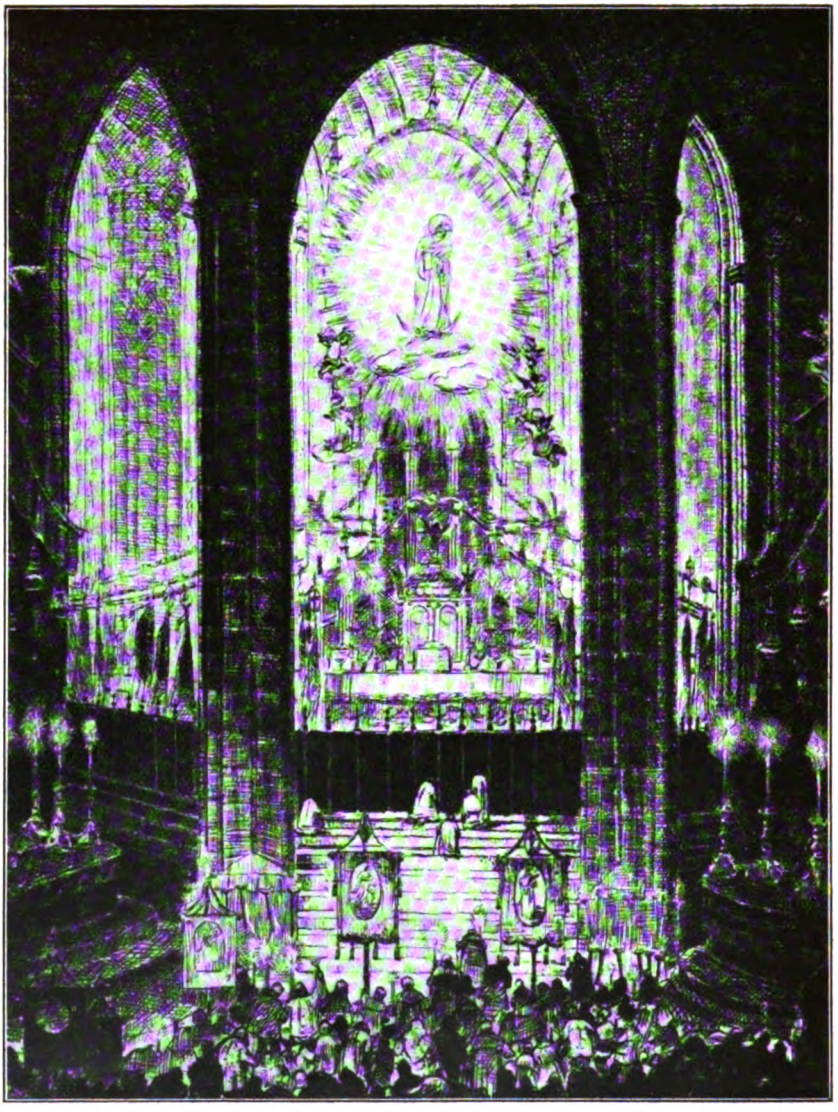
JAARLIJKSCHE BOEKENSCHOUW

DIE Lustrum-Ausgabe 1924 unterrichtet Sie mittels eingehender UMSCHAU-ARTIKEL und kürzerer REZENSIONEN über die LITERATUREN in Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland, England, Ungarn, Italien, über die russische Literatur, sowohl in Sowjet-Rußland wie während der Emigration entstanden, in Dänemark, Finnland, Schweden, Polen, Tschecho-Slowakien, Schweiz, Spanien, Portugal, Niederländisch-Indien. / Preis f 3.75

HET NEDERLANDSCHE BOEKHUIS / TILBURG

Digitized by Google

Digitized by Google



Rosenkranzfest / Bruno Zwiener, Breslau

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 1 | Essen, im Oktober 1925

Von der Sendung des Gral

Zum zwanzigsten Jahrgang dieser Zeitschrift. Von Friedrich Muckermann, S. J.

DAS ist unsere Welt: Über alle Erdteile hin ein Bangen und Zittern vor grauenhafter Zukunft. Die menschliche Gesellschaft, von Gott gedacht als eine wundervoll gestufte Einheit, wo den Sternen gleich die Kleinen um die Großen kreisen, alle ihre eigene Bahn ziehend und doch sich einfügend in die Wege des andern, ein ewiges Schauspiel strahlender Schönheit, diese menschliche Gesellschaft hat jede Ordnung und jedes Maß verloren, und es rasen die einen wider die andern, und es kehrt sich das Unterste zu oberst, und das Oberste erkennt seinen Wert nicht mehr. Alle Pfade sind verwirrt, alle Brücken abgebrochen, und selbst die Sprache, das Kind der Gemeinschaft, ist ein Dämon der Zwietracht geworden. Kriege, Aufruhr, Mordanschläge, Arbeitsniederlegungen und Aussperrungen, öffentliche Ärgernisse, Unterschlagungen und tolle Tänze füllen die Spalten unserer Zeitungen, und als wollte der Himmel die Mahnung dieser Zeichen noch verstärken, läßt er seine Orkane brausen, die Wasser aus ihren Ufern treten und die Vulkane rauchen. Eine Hoffnung nur schien dieser in ihre Atome zerfallenden Menschheit noch geblieben: Mit dem verzweifelnden Strindberg hat sie die Kirche geschaut. Es war vor einigen Jahren auf einmal wie eine Art Stille, so als wenn Stürme, die Wolkenfetzen vor sich herjagen, einen Augenblick innehalten, und als ob plötzlich, ehe das Tosen der Brandungen wieder einsetzt, ein seliges Kinderlied hörbar wird und Mondlicht um alte graue Türme flutet; dann aber versinkt alles wieder, und Wolken, düsterer als zuvor, schatten über den Himmel, während Sturm und Meer mit ihrem Brausen wieder anheben. Aber die Erscheinung war doch da, und es ist eine dunkle Vorstellung davon geblieben, daß irgendwo auf dieser Erde ein Reich steht, das, nicht erlegen, Geheimnisse neuer Zukunft hütet.

Die alte Kirche hat damals die Lage erkannt. Eine geradezu gottgewollte Wende schien sich anzukünden. Jetzt ist die Zeit! Jetzt wirf dein Fischernetz aus! Jetzt blieb nur die eine Straße noch frei, und die führt zu deinen Pforten! Wir in deutschen Landen begriffen es vielleicht am ersten. Alle Kämpfe, allen Protest wollten wir fahren lassen in dem großen Gefühl einer neuen Berufung. Aber auch dies war nur die aufzuckende Erkenntnis eines fruchtbaren Augenblicks. Ein Leuchten flog um Kuppeln und Zinnen, und dann war wieder Nacht. Und

Digitized by Google

doch, auch hier ist etwas geblieben. Nicht ganz ist die Erkenntnis verdunkelt, daß eine Aufgabe unser harrt und eine hohe Verantwortung.
Und die still Suchenden auf der einen Seite und die still Schenkenden auf der andern, die tragen in ihrem Tun das Schicksal der Völker. Es stört sie nicht all das Surren und Rasseln von Propellern eines Riesenmotors, der noch um uns lärmt, wo doch die Quelle seiner Kraft schon versiegt. Es sind keine Ereignisse mehr, was heute das laute Theater bewegt, denn die wahren, die zeugenden Ereignisse werden aus dem lebendigen Geiste geboren, diese aber sind nur sich totlaufende Folgen von etwas, was einstmals Ereignis war, einstmals in der Stille seiner Geburt. Wir haben große Tagungen erlebt, packende Reden und glänzende Feiern und Schaustellungen, die man für notwendig erachtete in Zeiten, die — vergangen sind. Freund und Fremdling stellen sich begierig ein und gehen doch irgendwie unbefriedigt nach Hause. Sie wissen alle, daß dieses und jenes sein muß, aber sie warten auf den Geist, der es wieder erfülle. Sie haben ein Grauen vor der Wiederholung, denn wir wiederholen doch seit Jahren, seit Jahrzehnten immer die gleiche Lektion, als gäbe es keine weitere mehr für uns zu lernen, und wir wiederholen schon gar nicht mehr mit der Lebendigkeit des Lebens, das sich niemals wiederholt und immer neu ist, sondern mit der Stetigkeit des Leblosen, das wiederholt, weil es nichts Saftvolles mehr zu sagen hat. Was ist der Grund dieses „Todes"?
Etwa der, daß es uns an Menschen fehlt, die aus dem Glauben leben? Nein, solche Menschen haben wir noch. Ob es weniger sind als früher, wer mag das sagen! Aber wie, wenn dieser Glaube noch lebt, genügt er denn nicht? Hat er seine weltüberwindende Kraft verloren? . . . Hier drängt sich ein Gedankengang auf, den wir nicht länger unterdrücken dürfen. Wir, die wir bisher stark im Protest lebten — was im Grunde eine leichte Sache ist und wozu nicht einmal besonderer Mut gehört, weil man doch meist in Masse protestiert und nur immer den einen oder andern Helden vorschickt —, sollen nun auf einmal aufbauen. Das ist eine ganz neue Aufgabe. Sie erkennen, heißt noch lange nicht, nun auch schon die Fähigkeit haben, sie zu erfüllen. Wir stehen doch auf einem Bauplatz, wo ein ganzes Jahrhundert Material und Technik aufgehäuft hat. Es genügt nicht, zu sagen: Wir wollen einen christlichen Staat, sondern man muß, um ihn zu verwirklichen, auch die Gesetze des politischen Lebens kennen. Es genügt nicht, zu sagen: Wir wollen eine katholische Literatur, sondern man muß wiederum vertraut sein mit dem wissenschaftlichen Stand, mit der Methode, mit der Technik des Schaffens und der Sprache. Wir wollen Menschen, die bereit sind, von uns etwas anzunehmen, das bringen, was ihnen fehlt. Wenn wir aber nicht auf der gleichen Höhe stehen, wenn sie mehr Wissen, mehr Erfahrung, mehr menschliche Kultur haben, und wenn sie Bücher schreiben, die in so vieler Hinsicht gehaltvoller sind als die unsern, wie werden sie uns achten? Der große, von Religion innerlich verzehrte Sören Kierkegaard schrieb jahrelang nur ästhetische Schriften und hielt das ganze Feuer seiner Seele zurück, warum? Um nachher sagen zu können: Ich mußte euch zeigen, daß ich das, was ihr für wesentlich anseht, auch kann, um euch klarmachen zu können, wie unwesentlich es für mich ist. Von unsern Geheimnissen hat der „Gebildete" von heute keine Vorstellung mehr. Sie können ihm nur vermittelt werden in einer Sprache und in einer Kulturform, die ihm bekannt sind. Wir kommen nicht daran vorbei, uns diese Kultur, von der wir künstlich ausgeschlossen waren und teils durch den Geist

Digitized by Google

unserer Universitäten noch sind, uns anzueignen und dafür zu arbeiten Tag und Nacht. An Leistungen müssen wir etwas aufweisen, das in all den Dingen, auf die die moderne Wissenschaft Wert legt, mit jedem wetteifert. So nur können wir allen alles werden, und nur so gewinnt der Glaube das Feld der kulturellen Tat, erfüllt er sich mit dem Rhythmus geistiger Kämpfe und stärkt er die Organe der Bildung. Frisches Blut kreist auf einmal durch die schlaffen Glieder, und so wird jene Lebendigkeit in unsere Veranstaltungen zurückkehren, die immer da ist, wo Menschen beieinander sind, die etwas wissen, die an etwas schaffen, die etwas wollen, die Interessen haben, die um Palmen ringen.

Immer wieder lockt es den Gläubigen, wenn er die religiöse Lage der Gegenwart betrachtet, mit Prophetenstimme in die Welt zu rufen, daß sie aufhorche, wie weiland, als die Bußprediger von Dorf zu Dorf zogen. Menschen, denen dieses gegeben, mögen auch heute ihr Prophetenamt erfüllen. Aber selbst hier im engsten Bezirk des Religiösen wird ein solcher Beruf nicht leicht erkauft. Waren die Propheten nicht jahrelang in der Wüste, nachsinnend über die Tiefen der Offenbarung? Haben sie nicht außerdem oft viel Mühe darauf verwandt, ihre Sprache zu formen, auf daß sie sich füge dem glühenden Willen, etwas zu sagen, was die Herzen ergreife? War Paulus, der erfolgreichste aller Apostel, nicht sowohl in der Einöde wie in der Schule Gamaliels? Wenn es sich aber darum handelt, nicht nur eine streng religiöse Aufgabe zu erfüllen, sondern auch noch hinüberzugreifen in das profane Gebiet, so erhebt sich verdoppelt die Forderung, Meister zu werden in diesem seinem erwählten Fach. Gerade hier, glaube ich, liegt ein Grund dafür, warum alles, was mächtige Bravos hervorruft auf einer Seite, die nur zuhört und ewig passiv bleibt, ernst wollende, entsagende Menschen der Arbeit abstößt. Sie fühlen es, wie solche Betätigung zu billig ist, um als bedeutsam gewürdigt zu werden. Darum auch sind sie Feind jeglicher Ideologie, die schnell ihren Laden fertig hat mit vielen Kasten und Schildern darauf, aber nirgendwo etwas darin. Lassen wir einstweilen die Frage vom Wesen „katholischer" Literatur und ähnlichen Tiefsinn auf sich beruhen, denn so gewiß es ist, daß dies alles mit Recht erwogen wird unter den wenigen, die von Literatur etwas wissen, so sicher ist auch, daß den meisten, die darüber reden, damit eine allzu verlockende Möglichkeit geboten ist, Abgründe literarischen Unwissens durch äußerst bequeme, niemals zum Ziele führende begriffliche Luftigkeiten zu verdecken. Oder ist dem nicht so? Reden nicht manche Leute schier endlos über katholische Literatur, die erröten müßten, wenn man sie einmal fragte, ob sie denn schon Shakespeare gelesen, Calderon, Dante oder Goethes Faust? Nüchtern sind diese Worte und hart, die den 20. Jahrgang des „Gral" einleiten. Eine Forderung liegt darin, die geradezu heroisch ist. Ein jeder Gang zu neueren Schriftstellern endet mit dem erdrückenden Gefühl, wie wenig Christentum bei ihnen zu finden ist. Kritizismus, Idealismus, Kommunismus, Buddhismus, Pantheismus, alles, alles läßt sich nachweisen, aber Christentum, wie selten ist es, wie entstellt, wie schwach, und das, nachdem nun die Kirche bald zweitausend Jahre in der Welt ist, die Stadt auf dem Berge ... Und greift man dann zu dem Werk eines „katholischen" Schriftstellers, den man vielleicht in großer Öffentlichkeit als solchen preist, wie oft muß man bekennen: Dieses Buch verrät nicht, daß die Nähe eines Tabernakels bei seiner Niederschrift empfunden wurde ... Und überwindet man all diesen drohenden Pessimismus und jubelt man wieder auf in jenem Glauben, der Berge versetzt, wie heroisch dann wieder die Forderung,

Digitized by Google

einen solchen Glauben, der hinausschreien möchte in alle Welt, nun einzuspannen in die stille Entsagung geduldiger Arbeit, die gewiß Berge versetzt, aber langsam und nach einem Zeitmaß, dem Tausend Jahre sind wie ein Tag ...
Vorüber sind die Zeiten der flammenden Proteste und Programme, und begonnen hat die Epoche der aufbauenden Arbeit und der schaffenden Geduld. Man möge die Ausdrücke nicht pressen, aber sie umschreiben doch das Problem nicht nur des deutschen, sondern auch des internationalen Katholizismus. Eigene Schläfrigkeit, Dumpfheit des Geistes, geruhsames Hindämmern, das sind unsere Feinde. Es hat seine Vorzüge, gewiß, denn vieles schenkt der Herr, der niemals ruht, den Seinen im Schlafe. Aber es gibt auch ein Wort: Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne ...

*

Oktober

Goldgelbes Mondlicht flutet
Durch herbstlicher Wälder Pracht ....
Der rote Wein verblutet
Still in die schweigende Nacht ....

Warmwohlig dunstet die Heide ....
Ein Heer von Grillen zirpt,
Als ob noch im Totenkleide
Jemand um Liebe wirbt ....

Die Silberpappeln blühen
Nachtblüten, schwarz und schwer ....
Johanniswürmchen sprühen
Noch Lichter hin und her ....

Es wogt in all dein Sinnen
Von Herbst und Lenze voll ....
Als müßtest du etwas minnen,
Das heute sterben soll ....

H. B.

Digitized by Google

Der kleine Rosengarten

Es saßen sieben Engel
Um die Jungfrau Marie,
Sie hielt der Rose Stengel,
Ihr Knäblein auf dem Knie.
Da sprach der erste Engel:
„Gegrüßt seist du, Marie.

Ich geige wie die Grille
Mit gottbelehrtem Strich,
Aber deine Stille
Spielt lieblicher als ich.
Sie blüht zu allen Dingen,
Daß sie das Tal durchklingen,
Und ruht doch ganz in sich."

Da sprach der zweite Knabe
Im Flügelspiel:
„Die Harfe, die ich habe,
Hat Saiten viel.
Ich darf dir sagen,
Zu Gottes Ehr
Mag sie wohl taugen,
Doch das Niederschlagen
Deiner Augen
Lobt ihn noch viele Male mehr."

Da rief der dritte Engel:
„Auf diesen Weiden
Soll ich mein Sichlein dengeln
Und Kräuter schneiden
Für Ochs und Eselein,
Die an der Krippe sein
Dein Kindlein wollten kleiden
In warmen Odem ein."

Der vierte Engel haschte
Nach eines Finken Flug,
Der an der Traube naschte,
Die er im Korbe trug:
„Die Frucht ist unserm Herrn!
Er soll so vieles leiden,
Er sitzt dort so bescheiden
Und gliche ihr schon gern."

Da ging zu Gott dem Sohne
Der fünfte hin:
„Im Himmel, wo ich wohne,
Dort kommst Du hin,
Mit Purpur ganz umkleidet,
Dein Thron ist schon bereitet
Von Anbeginn."

Der sechste aber klagte:
„O weh uns, weh!
Was mir der Dornstrauch sagte
Im weißen Klee,
Das ist so bitterlich,
Daß mir mein Herz verzagte,
O liebes Kind, für Dich."

Da lief der siebte Engel
Zum Gartenbronnen
Und trieb den klaren Schwengel,
Bis er begonnen
Den Quell hervorzuspein:
„So wird des Herrn Geduld
Besprengen jede Schuld
Und sie verzeihn."

Da sah Maria an
Ihr liebes Kind
Und reichte ihm sodann
Und so gelind
Die Milch in ihren Brüsten,
Die es gar innig nahm,
Und alle Engel küßten
Sich wundersam.

Ruth Schaumann

Digitized by Google

Joseph Hirneis

Von Oskar M. Graf

I.

ALLE Dinge sind eitel." Immer kehrt dieses Wort wieder, wenn der Name Joseph Hirneis in meiner Erinnerung auftaucht. Viele Male habe ich nachdenkend dieses Leben umschritten wie einen verfallenen, traurigen, rätselhaften Garten. Unruhig suchte ich nach dem Sinn dieses Ablaufs, trachtete danach, all die widerstrebenden Geschehnisse folgerichtig aneinanderzureihen, um möglicherweise ein erklärendes Bild zu finden, einen Abschluß und eine befriedigende Lösung.

Es gelang nicht.

Hoffend, daß mir vielleicht eine Stunde doch noch die Erleuchtung bringt, habe ich — so gut es eben ging — vorerst nur das nackte Tatsächliche aus diesem Leben aufgeschrieben, alles so, wie es sich zugetragen hat.

Und hier ist es:

Joseph Hirneis oder, wie er kurzerhand benannt wurde, der Hirneis-Sepp, kannte seinen Vater nicht. Als er sieben Jahre alt war, erfuhr er von seiner Mutter so etwas wie ein Gestorbensein durch einen merkwürdigen Unfall. Und einmal beim Kathreintanz warf ihm ein Knecht ins Ohr, daß sein Vater „im Rausch ersoffen sei".

Darum, so hieß es, hocke ja seine Mutter schon all die Jahre im Gemeindehaus und wisse nicht, von was leben und von was sterben.

Der Bruder vom verstorbenen Hirneis, der wegen einer Weibergeschichte „ins Amerika durch sei", hüte sich wohlweislich, etwas von sich hören zu lassen, raunten sich die Dörfler zu, wenn die Rede auf die Hirneis kam.

Nach seiner Schulentlassung kam der etwas schwächliche Knabe als Knecht in den Reinaltherhof. Es waren vier Knechte und zwei Mägde da. Fünf Jahre stählten den wachsenden Körper und ergossen offenen und versteckten Hohn auf den „Bettlmannbubn". Als er zwanzig Jahre zählte, auf Maria Lichtmeß, wechselte Sepp seinen Dienstplatz und trat beim Söllinger ein, dessen Gehöft auf der runden Anhöhe vor dem Dorfe lag.

Rechts vom Söllingerhof, nah am Waldrand, hockte die baufällige Hütte des Gütlers Johann Pfremdinger, den man im ganzen Umkreis „den letzten Mensch" hieß, weil er die bigotte, alte Pfanningerin zur Haushälterin hatte und im allgemeinen sehr schlecht auf die Weiber zu sprechen war. Wenn man ihn ärgern wollte, brauchte man bloß eine junge Dorfmagd oder Bauerstochter des Sonntags an seinem Haus vorbeigehen lassen.

Rund herum lagen die Felder Söllingers, weit verstreut die zwei Tagwerk Pfremdingers, und oft, wenn der alte Häusler zur Erntezeit schwerfällig und mühsam auf den Fußwegen durch die Wiesen des Bauern ging, um auf seine Grundstücke zu gelangen, sagte der letztere mürrisch zu ihm: „Bist saudumm! — Wennst tauschen tätst mit mein' Rainacker, hättest alles ums Haus ... aber mit dir kann man ja nicht reden!"

„Auf'm Rainacker wachst das nicht wie bei mir", gab ihm der „Letzte Mensch" stets mit der gleichen Beharrlichkeit zurück und trottete weiter.

Die Jahre gingen, schwiegen. Der Peter Söllinger wurde unterdessen zum Bür-

Digitized by Google

germeister gewählt und kam eines Tages in den Stall zum Sepp, sagte: „Das geht jetzt nimmer, daß die Gemeinde deine Mutter aushält. Bist ein Mordstrumm Mannsbild worden und kannst selber für sie aufkommen. Der ‚Letzt' Mensch' wird sterben. Alsdann kommt die Pfanningerin ins Gemeindehaus."
Der Sepp nickte stumm.
„Da draußen kann's nicht bleiben, die Pfanningerin," fuhr der Bauer fort, indem er eine verächtliche Geste in die Gegend des Pfremdinger Hauses machte, „die alte Kalupp paßt g'rad noch für ein' Heustadel."
Und wieder nickte der Sepp stumm.
„Herrgott, bist dir du ein Stock!" stieß der Bauer heraus und ging kopfschüttelnd und brummend aus dem Stall. Die Knechte lachten.
Der Sepp ging nach Feierabend zu seiner Mutter ins Gemeindehaus und brachte ihr die Nachricht. Die alte Frau sah ihm nur in die Augen. Dann sagte sie: „Ja, ja, ist auch wahr, die alte Pfanningerin ist ja auch älter als ich". Spät, nachdem seine Mutter längst schlief, zählte Sepp sein erspartes Geld. Zählte, zählte. Dachte, dachte. Rechnete, rechnete.
Am andern Tag, während der Arbeit, hielt er manchmal inne und starrte ins Leere. Des öfteren sah man ihn jetzt am Abend in die Pfremdinger Hütte gehen. „Was er nur immer beim ‚Letzten Mensch' anfängt, der verschloffene Kerl!? Möcht' wohl gar Häusler werden?" spöttelten die Knechte, und Söllinger schaute dem fast furchtsam Davonschleichenden mit finsterem Blick nach.
Die Sterbeglocken klangen dünn durch die Luft. Mit dem alten Pfremdinger ging es zu Ende. Die Pfanningerin, der Pfarrer und der Hirneissepp standen in der niedrigen Kammer um das Bett. Dann kam noch die Hirneisin. Ganz zuletzt erst wälzte sich der Häusler nochmal herum. Schon drehten sich seine Augen.
„Er soll's haben, Hochwürden! Aber die Hälft' gehört der Kirch'!" hauchte er schon röchelnd mit letzter Kraft heraus.
„In Ewigkeit Amen," murmelte sich bekreuzigend die alte Pfanningerin, und der Pfarrer sah den Sepp an, nickte ihm zu.
„Hab's denkt, daß er's kriegt, wenn er fleißig in die Kirch' rennt und um den Pfarrer herumschlieft ... So was tragt immer was ein", war ungefähr die übliche Nachrede, als es verlautbarte, daß der Hirneissepp das Pfremdinger-Anwesen vom „Herrn Hochwürden zudiktiert" bekommen habe.
Acht Tage nach dem Begräbnis fuhr der Sepp auf einem Schubkarren die spärliche Habschaft seiner Mutter ins Pfremdinger Haus und am darauffolgenden Tag die Sachen der alten Pfanningerin ins Gemeindehaus. Hinter manchem Fenster stand ein spitzspöttisches Gesicht und sagte ungefähr: „D e r hat leicht. Kann sein Zeug auf dem Schubkarren fahren."
Gut ein Vierteljahr war Stille. Wenn die Mäher beim Morgendämmern auf die Felder gingen, sang immer schon die Sense Sepps unter dem flinken Schleifstein. Dann kam das Unglück. Die einzige Kuh im Hirneis-Stall ging ein. Notschlachtung mußte vorgenommen werden. Die Bauern kamen, musterten das Fleisch mißtrauisch, kauften, schimpften: „Weißt vielleicht nicht, narrischer Betbruder, daß d' Suppenbeiner Zuwag' sind!", und einige wieder sagten in beinahe mitleidigem Tonfall: „Ja, mein Gott, Bauer sein ist nicht so einfach! ... sonst tät's ja jeder machen."
Drei Wochen nachher begrub man die alte Hirneisin.

Digitized by Google

„Wärst Knecht blieben, wär' gescheiter gewesen," sagte der Söllinger zu seinem ehemaligen Knecht, „wenn's einmal angeht, hört's so schnell nicht mehr auf."
Der Sepp stürzte sich in die Arbeit. Der Pfarrer kam ein paarmal ins Haus und sah nach.
„Eine Kuh halt, eine Kuh, Herr Hochwürden!" murmelte der Sepp hin und wieder dumpf.
„Der Herr hat's gegeben — der Herr hat's wieder genommen", antwortete der Geistliche nur.
Und der Sepp verkaufte Heu und die letzten zwei Säcke Korn. Droben auf dem schmalen Streifen, über den Söllinger Feldern, hatte er dieses im letzten Jahr noch gebaut. Vom Rainalter lieh er sich damals den Fuchsen und den Pflug und ackerte. Seine Mutter humpelte hinterdrein und säte.
Es war Ferkelmarkt in Greinau. Die ganzen Bauern aus der Umgegend standen gruppenweise auf dem Platz vor der Gastwirtschaft „Zur Post", handelten hartnäckig herum mit den Händlern und kauften endlich. Die eingepferchten jungen Ferkel machten einen Heidenlärm, die Pferde scharrten ungeduldig und wurden unsanft zurückgerissen. Die Wirtsstube war voll besetzt. Aus und ein ging man, redete, schmauste, und knarrend und knirschend, in scharfem Trab, rollten die Wägelchen davon.
Schüchtern kam tief am Nachmittag der Sepp an. Die Bauern stießen einander, als sie ihn sahen, zwinkerten, tuschelten spöttisch.
„Jessers! Jessers! Jetzt wird's besser, der Bettelmannsepp kauft Ferkel!" lachte der pralle Postwirt aus einer Gruppe, und alle richteten geringschätzige Blicke auf den Häusler. Schweigsam und scheu umschritt dieser die Ferkelsteigen. Es wurde schon leerer auf dem Platz.
„Paß fein auf, daß sie dir nicht im Sack dersticken, Sepp!" warf der Söllinger vom Wagen herab dem Sepp zu, als er sah, daß dieser zwei laut grunzende Ferkel in seinen Sack zog. Sein hämisches Lachen schnitt die Luft auseinander. Dämmer stieg schon von den Feldern auf. Nacht sickerte gelassen vom Himmel. Der Sepp schritt beschwerlich aus. Die Ferkel rumorten immerzu im Sack auf seinem Rücken. Er mußte fest zuhalten, daß ein lahmer Krampf langsam in seine Arme rieselte. Aber die bogen sich wie aus Eisen von der Brust über die Schultern. Die Schritte hallten vereinsamt. Es war weitherum still.
Jetzt waren auch die Ferkel still geworden, ganz still. Auf einmal merkte es der Sepp. Ein Schreck durchfuhr ihn. Jähe Mattigkeit fiel bleischwer in seine Kniegelenke. Er rüttelte den Sack vorsichtig, fast wie einer, der zwischen Hoffnung und Angst vor der Gewißheit schwankt und nicht mehr aus noch ein weiß.
Nichts.
Er rüttelte stärker.
Nichts.
Inzwischen war er an der schmalen Brücke, nahe vor dem Hügel, angelangt, auf dem das Söllingergehöft mit gelben Augen saß.
Der Bach murmelte gleichmäßig versunken.
Schweißtriefend zerrte der Sepp den Sack auf die Brücke, wollte — in unseliger Verzweiflung an den Spott Söllingers denkend — nachsehen. Da — da — wupp! — fiel der Sack in die Tiefe. Es platschte. Breite Ringe warf das Wasser, und jetzt plärrten plötzlich die Schweine heulend auf. Es gurgelte etliche Male und war jäh grauenhaft still.

Digitized by Google

Mit einem furchtbaren Aufschrei sprang der Sepp ins Wasser, tappte wie ein schwimmender Hund ungelenk auf der Oberfläche herum, weinte, hustete, tauchte, schrie, brüllte. — —

Am anderen Tag fischten die zwei Bürgermeisterknechte den leeren, zerrissenen Sack mit den Heugabeln aus dem Wasser und spießten ihn auf einen Zaunpfahl vor Sepps Häuschen. Dann klopften sie. Aber niemand gab an.

Das ganze Dorf lachte knisternd.

Als man drei Tage niemanden aus- und eingehen sah beim Hirneis, schickte der Söllinger den Nachtwächter und Gemeindediener Peter Gsott hinaus. Der klopfte wieder und wieder, drohte mit wütenden Flüchen, als niemand angab, und holte dann den Schmied zum Türöffnen.

Die beiden fanden den Sepp in der Schlafkammer ganz starr auf dem Bettrand hockend und wie irr ins Leere glotzend. Einen Augenblick zwang ihnen dieser Zustand Schweigen ab. Endlich sagte der Schmied: „Was hast' denn, Sepp, daß dich einsperrst?"

Aber der Angesprochene gab keine Antwort und machte nur mit der Hand einige lahme, wegwerfende Gesten.

„Dein' leer'n Sack hab'n die Bürgermeisterknecht g'fund'n! Die Ferkel selber sind dersoff'n!" sagte alsdann der Peter Gsott im konstatierenden Gemeindedienerton. Als die beiden Männer endlich sahen, daß Sepp beharrlich mit der gleichen Apathie antwortete, gingen sie und meldeten dem Bürgermeister, daß der „spinnerte Kerl" schon noch lebe. Er sei, meinten sie, bloß ein wenig irr noch.

Im Dorf ging daraufhin die Rede: „Der Sepp hat's Spinnen ang'fangen wegen seine dersoff'nen Ferk'ln!"

Den Hirneissepp sah man nur ganz selten seit diesem Vorfall. Höchstenfalles bog er einmal scheu ums Hauseck und eilte dem Wald zu. —

Um diese Zeit kam einmal zum Bürgermeister Söllinger eine seltsame Nachricht aus Amerika, betreffend die Familie Hirneis oder deren Nachkommen. Der Bauer, der sich nicht recht auskannte, schickte zum Pfarrer, und dieser wiederum entzifferte, daß die Familie Hirneis (Überlebende oder Nachkommen) infolge des Todes eines Bruders des seligen Vaters vom Sepp zur Generalerbin einer außerordentlichen hohen Hinterlassenschaft in barem Geld eingesetzt sei und den Betrag von einer Bank in Hamburg einverlangen könnte, sobald der Nachweis der Erbberechtigung erbracht sei.

Als der Pfarrer dies dem Söllinger auseinandersetzte, erbleichte der Bauer sichtlich und sank wie vom Schlag getroffen auf den Stuhl.

„Ruhig beibringen ist's Beste. Ich geh selber naus zum Sepp", sagte der Geistliche nach einigem Schweigen, nahm seinen Hut, steckte das Papier zu sich und begab sich zum Hirneissepp.

Ins Haus getreten, bemerkte er diesen dösig neben dem Herd hockend, und als der geistliche Herr in sanftem, vorsichtigem Tonfall seinen Namen rief, sprang er plötzlich auf, schlüpfte, so schnell es nur ging, furchtgepackt in das rußige Holzloch unter dem Ofen und gab keinen Laut von sich. Eine gute Weile stand der Geistliche ratlos da. Endlich fand er wieder zum Entschluß zurück.

„Geh' raus, Sepp!" sagte er sanft: „Wir wollen wieder eine Kuh kaufen und Ferkel". Der Sepp räkelte sich erst und schlüpfte dann vollends aus dem Loch. Seine Blicke waren mit einer schmerzvollen Bitthaftigkeit auf den Pfarrer gerichtet. „Und dein Häusl, Sepp, das werden wir auch wieder richten lassen. Es

Digitized by Google

ist arg baufällig", ermunterte dieser den Zögernden. Und als der Sepp endlich aufrecht stand, nahm ihn der Gottesmann mild am Arm und zog ihn sacht hinaus ins Freie.

Frische Frühe lag über den Feldern. Die Wiesen dufteten schwer. Die Sonne stieg langsam in die Mittagshöhe.

Wie zwei Kranke schritten die beiden dahin. Der Söllinger wagte nicht, herauszutreten, als sie vorbeikamen. Er lugte nur schweigend durchs Fenster.

Im Pfarrhaus angekommen, sagte der Geistliche zu Michael: „Du mußt jetzt eine Zeitlang bei mir bleiben. Die Marie wird dir ein Zimmer einrichten, bis dein Häusl fertig ist. Bis dahin ist auch wieder Viehmarkt in Greinau."

Und als verstünde er von alledem nichts, als höre er nur eine erleichternde Melodie aus den Worten, stand der Sepp da und schwieg. Allmählich glättete sich sein bangvolles Gesicht, und eine aufatmende Ruhe glänzte in seinen Augen.

Drei stille Wochen glitten dahin. Jeden Tag saßen die zwei zusammen in der Pfarrstube oder gingen wohl manchmal im Garten umher. Langsam wurde der Sepp ruhiger. Aber von Zeit zu Zeit konnte man ein böses Aufblitzen auf seinem knöchernen, schweigend-gefalteten Gesicht wahrnehmen. Die väterliche Arglosigkeit seines Pflegers aber machte ihn nach und nach etwas zutraulicher und offener. Manchmal des Abends, wenn der Geistliche aus einem Gebetbuch laut einige Stellen vorlas, hob der Häusler den Kopf und lauschte sichtlich aufmerksamer. Ein friedlicher Hauch hob Stück für Stück von dem Feindseligen ab, das hinter den Falten brütete, und lebendiger kreisten seine Augen.

Endlich, nach einem Monat, eröffnete der Pfarrer seinem Pflegling die Nachricht aus Amerika.

Der Sepp hörte stumm zu. Er schien anfänglich nicht zu begreifen. Dies erkennend, legte der Geistliche das Papier auf den Tisch.

„Du bist jetzt ein reicher Mann geworden, Sepp ... Ein sehr reicher Mann," sagte er, „du kannst dir hundert Kühe kaufen, ein Haus und so viel Ferkel, als du willst. Es ist von jetzt ab keiner mehr im ganzen Umkreis, der nur ein Drittel soviel Geld hat wie du ... Begreifst du? ... Gott hat dir geholfen ... Es geht alles seinen gerechten Gang, wenn er es will."

Der Sepp schien die letzten Worte nicht mehr zu hören. Seine Augen waren auf einmal weit geworden. Eine Gier flackerte in ihnen, und der ganze Ausdruck seines Gesichts war plötzlich völlig verändert.

„Ich ... Ich kann also auch das Söllingerhaus ... und das vom Rainalter kaufen?" fragte er hastig und gedämpft.

„Das kannst du, wenn sie wollen," nickte der Geistliche, „du kannst zehn solche Häuser kaufen, wenn du willst."

„Zehn!?" stieß der Sepp lauernd heraus und bohrte seine Blicke in die Augen des Pfarrers.

„Es ist sehr viel Geld", gab der zurück.

„Und," fuhr der Sepp noch leiser, fiebernd vor Unruhe, scheu, als lausche an den Wänden irgendein ungebetener Gast, fort, „und ich krieg das ganze Geld in die Hand ... Ich brauch nur schreiben lassen?"

„Ja, wenn du willst", war die Antwort.

„Ja, Ja!! ... Ja, gleich! ... Gleich! ... Ich will!" schrie der Sepp verhalten.

„Gut," sagte der Pfarrer und ging an den Tisch, „ich schreibe."

Digitized by Google

„Und — und die Häuser von Söllinger ... Und — und vom Rainalter?" fragte der Sepp beharrlich.
„Die? Ich kann mit ihnen reden", antwortete der Geistliche, während er schrieb. Dann ließ er den Sepp unterzeichnen.

II.

Im Dorf ging ein Schweigen um. Langsam verbreitete sich die Kunde von Sepps Erbschaft. Betroffenen Gesichtes raunten sich die Bauern die Neuigkeit zu.
Der Baumeister von Greinau, Michael Lindinger mit Namen, wurde ins Pfarrhaus geladen. Der Sepp lächelte schräg, als der Mann eintrat, und beauftragte ihn, einen Plan für ein neues Haus zu bringen. Trotz der Einwendungen des Pfarrers wurde der Umbau des alten Anwesens abgelehnt.
Dem Sepp seine Rede war jetzt wieder sicher geworden, fast bestimmt.
„Ein neues Haus muß her!" sagte er beharrlich.
Und der Baumeister erwiderte pfiffig: „Ja — schon lieber was Neues als Flickwerk ... Das taugt ein paar Jahr, dann geht's wieder von vorn an."
Diese Beipflichtung entwaffnete den Geistlichen. Der Plan wurde gefertigt. Der Auftrag gegeben. Die ehemalige Pfremdingerhütte krachte zusammen mit allem, was sie barg. So hatte der Sepp es gewünscht, steif und fest. Alles Dawider des Pfarrers nützte nichts.
Krachte zusammen.
Und die Dörfler standen herum, schwiegen, staunten, starrten. Vom Pfarrhausfenster aus überschaute der Sepp den Vorgang.
Auf einmal begann der Hausrist zu wanken, bröckelte, krachte. Die Herumstehenden rannten auseinander, und zuletzt war minutenlang eine ungeheuere Staubwolke. Dann, als es wieder lichter geworden war, lag ein riesiger Trümmerhaufen da.
„Das ist nicht recht", rief der Pfarrer hinter ihm. Der Sepp hatte ihn nicht eintreten hören und riß sich erschrocken herum. Reglos standen sich die beiden gegenüber. Seitdem begegnete der Sepp seinem Pfleger mit verstocktem Schweigen. Er mied ihn. —
Der Bau wurde begonnen. Jeden Abend kam Lindinger ins Pfarrhaus und berichtete über den Stand, machte Vorschläge, legte Rechnungen vor. Sein fast beteuerndes, sich immer wiederholendes: „'s ist narrisch teuer, die Sach', ... narrisch teuer!" ließ den Sepp lächeln.
„Macht nichts ... macht gar nichts", erwiderte er stets.
„Tja ... Es ist gut, daß es wieder Arbeit gibt", meinte dann der Maurermeister meistens und ging.
Kaum war er draußen, schrumpfte der Sepp im Lehnstuhl zusammen. Das Kinn schob sich vor, nur die Pupillen kreisten im Raum.
An einem der Abende, als eben der Lindinger das Zimmer Sepps verlassen hatte, trat der Pfarrer ein. Der Sepp stand auf und wandte ihm den Rücken zu. —
„Gelobt sei Jesus Christus", brachte der Geistliche nach einigem Schweigen heraus.
Ohne sich umzuwenden, nickte der Sepp. Dann ging er ans Fenster, deutete in die Talmulde, die der erste Mond silbern bestrich.
„Hähähä — hä — hä, wird hoch der Turm, hoch!" keuchte er, reckte den Kopf

Digitized by Google

störrisch vor, nah an die Scheibe: „Wenn man ganz droben ist, müssen schon die Wolken angehen . . ."
Unschlüssig stand der Geistliche und schwieg.
„Zum Söllinger kann ich nunterschauen und aufs ganze Dorf", redete der Sepp weiter, ohne ihn zu achten.
„Die zwei Kirchenfenster?" fragte endlich der Pfarrer verschüchtert und hielt plötzlich im Worte inne, als sich jetzt der Sepp hastig umwandte.
„Zwei? . . . Sechs! . . . Sechs Fenster . . . Und neue Glocken, damit ich's hör' in der Früh'!" überflügelte dieser ihn, „da muß die Luft zittern, wenn die läuten!"
„Schafft sie an! . . . Morgen! . . . Gleich! . . . Gleich! . . . Und drei neue Meßgewänder! . . . Müssen fertig sein zum Jahrtag meiner Mutter! . . . Bestellt's! . . . Bestellt's auch gleich! . . . Gleich!"
Wie von einem wilden Strudel dahergetragen, stürzten die Worte heraus. Mit sehr ernstem Gesicht verließ der Pfarrer das Zimmer. Lange noch hörte ihn die Marie im Zimmer auf und ab gehen und laut beten. —
Klare, kalte Märztage zeigten das hereinbrechende Frühjahr an.
Der Sepp ging manchmal aus. Selten suchte er den Bau auf. Nie beschritt er ihn. Immer bog er scheu ums Dorf. Und stapfte auf die Sandgrube zu, aus der man den Kies für das Haus holte. Es schien ihn dort etwas zu interessieren. Er stand meistens oben auf dem Hang und überschaute die zackige Mulde.
Böhmen und Italiener arbeiteten auf Tagelohn dort und sprengten hin und wieder einen Felsen, wenn an einer Stelle der Kies ausging.
Eben lud man ihn wieder. Der Sepp war ganz nah herangekommen, stand wie witternd mit spähendem, vorgebeugtem Kopf da und sah aufmerksam auf jede Bewegung des Lademeisters.
„Und das — das reißt alles ein? Mit einem Krach? . . .", fragte er diesen gespannt.
Der Mann nickte und murmelte ein paar unverständliche Worte. Dann entzündete er ein Streichholz und steckte die Zündschnur an. Alles rannte aus der Grube, wartete, bis es knallte.
Als dieses geschehen war und die Leute wieder in die Grube zurückgingen, sah man den Sepp im Türrahmen des Werkmeisterhauses stehen. Er ließ sich das Pulver zeigen, rieb es merkwürdig lange auf seiner flachen Hand und sagte harmlos zum Werkmeister: „Und so ein Staub hat's drinn'n, daß alles in die Luft fliegt? . . . Hm — hmhm!" Er ging wieder.
Der Nachtwächter Peter Gsott glaubte bemerkt zu haben, daß eine männliche Gestalt am Rand der Sandgrube auftauchte, sich schwarz vom bleichen Mondhimmel abhob, dann aber plötzlich, wie in den Erdboden gesunken, verschwand.
Der Werkmeister schimpfte die Sprenger, daß sie soviel Pulver brauchten. Es entstand ein Streit. Ein Italiener brüllte, daß die ganze Grube hallte. Auf einmal kam man ins Handgemenge. Ein furchtbares Raufen entstand. Der Werkmeister bekam einen Schlag auf den Kopf und mußte ins Krankenhaus gebracht werden.
Am andern Tag verhafteten die Gendarmen von Greinau zwei Böhmen und einen Italiener, der beim Söllinger auf der Tenne logierte. Er hatte sich im Taubenschlag verkrochen, und als man ihn herunterholte, stieß er furchtbare Drohungen auf den Bürgermeister aus, die aber niemand verstand. Anscheinend glaubte er, die Leute hätten ihn verraten.
Der Sepp begegnete der Haftkolonne und sah sich die drei Burschen sehr genau an. Später trat er ins Bürgermeisterhaus und öffnete die Stubentüre hastig. Der

Digitized by Google

Söllinger war im Augenblick so erstaunt, daß er förmlich aufschrak und kein Wort fand. Säulenstarr stand er da und heftete seinen Blick auf den nähertretenden Sepp. Gemessen kam dieser heran, ganz nahe, und eine ungeheuere Spannung lag in seinem Gang.

„Gibst dein Haus nicht her?" fragte er den stummen Bauern lauernd.

„Nicht . . . ?" wiederholte er, als der verneinte, und maß ihn scharf von der Brust bis zur Stirne.

„Ich . . . ?!" fand endlich der Söllinger die Fassung. „Ja . . . ! . . . Solang ich leb, nicht! Er schrie das Letzte schroff, als wollte er sagen: Was willst denn du auf einmal bei mir?

„Es paßt mir nicht vor meinem Turm", sagte der Sepp spröde und lächelte hämisch in sich hinein. Draußen, vor der Tür, hörte er noch den Schlag der Söllingerfaust auf die Tischplatte.

III.

Richtig, der eine von den Böhmen lud damals den Felsen, erinnerte sich der Sepp, und der Italiener, der aus Söllingers Taubenschlag geholt worden war, stand neben ihm, als es krachte. Dem konnte man nichts nachweisen und mußte ihn nach vier Tagen wieder aus dem Amtsgerichtsgefängnis entlassen. Nun strolchte er mit finsterem Gesicht umher, und da bei den Bauern von alther der Aberglaube herrschte, daß solche Kerle mit ihren Verwünschungen, kraft einer innewohnenden, dämonischen Macht, Schaden und Unglück anrichten könnten, so wagte keiner etwas gegen sein Kampieren in Heustadeln und Tennen einzuwenden.

An einem Aprilnachmittag traf ihn der Sepp auf der Waldstraße, ging entschlossen auf ihn zu und sprach ihn an.

„Habts keine Arbeit nimmer kriegt?"

Offenbar verstand der Angesprochene dies, denn er nickte finster.

„Gehts zu meinem Bau . . . Verlangts den Lindinger und sagts, ich hab enk gschickt", sagte der Sepp.

Am andern Tag schleppte der Italiener auf dem Bau Mörtel.

Das Haus wuchs. Der Turm der Vorderfront bedurfte nur noch des Dachstuhls. Beim Söllinger wurde eingebrochen. Man nahm wieder den Italiener fest, obwohl ihn niemand angezeigt hatte. Da man ihm aber auch diesmal nichts nachweisen konnte, entließ man ihn wiederum. Der Sepp traf ihn am Pfarrhaus, nickte schon von weitem grüßend und hatte ein Lächeln wie ungefähr: Gut so!

Und wieder arbeitete der Italiener auf dem Bau, finster gegen jedermann, verschlossen und wortkarg, nur etwas aufgetaner zum Sepp.

Die Kirche war nun jeden Sonntag drückend voll. Die sechs Fenster strahlten ihren vielfarbigen Prunk über die Köpfe der Betenden. Einen Monat später erschollen die neuen Glocken erstmalig. Und in der Luft schwang ein Surren weithin.

Wenn man jetzt den Sepp sah, lag über seinem Gesicht etwas wie ein leuchtender, verschwiegener Triumph.

Der April zerging in Regen, Schneegestöber und flüchtigen Sonnentagen. Die ersten Maitage ließen die grauweißen Wände des Neubaues sehr schroff leuchten. Man konnte den Sepp ab und zu mit dem Lindinger durch die Räume schreiten sehen. Die Schreiner brachten Möbel. Es ging dem Vollenden zu.

Es war wahr, was der erste Knecht vom Rainalter sagte: einen solchen Stall trifft man so schnell nicht mehr. Und: Eine Lust müßte es sein, dort zu arbeiten.

Digitized by Google

Aber der Söllinger warf verächtlich hin: „Was hilft ihm das schöne Haus und alles, wenn er kein Grundstück hat!"
Und aus den Reden der Dörfler am Biertisch konnte man deutlich heraushören, daß keiner bereit war, auch nur ein Tagwerk von seinen Gründen abzugeben.
„Unser Heu bleibt unser Heu!" sagte der Gleimhans. Und alle nickten.
„Der kommt schon und will einen Grund! Aber da bleibt ihm der Schnabel sauber", brummte der Raintaler.
Der Söllinger blickte düster drein und schwieg.
Pfarrer und Ministrant gingen mit Sepp durch die Räume des neuen Hauses, beweihräucherten und besprenkelten alles. Eine Woche später trieben drei Viehtreiber wohl an die zwanzig Kühe auf der Straße von Greinau daher, ins Dorf, und lieferten sie beim Sepp ab. Zwei fremde Mägde, ein Knecht und jener fremde Italiener, den man von der Sandgrube davongetrieben und verhaftet hatte, waren da. Und Heufuhren kamen an, ganz fremde Gesichter blickten von den leeren Wagen herunter, die nachher durchs Dorf ratterten.
„Wenn er jeden Pfifferling kaufen muß, wird die Herrlichkeit bald ein End' haben," brummten die Bauern, „mit den paar lumpigen Wiesen kann er grad etliche Küh' füttern . .. "
Nach etlichen Wochen kam eine Magd vom Sepp zum Rainalter und zum Gleimhans und richtete ihm aus, die Bauern sollten zu ihm kommen.
„So — sonst nichts?" rief der Rainalter und schaute das dralle Frauenzimme hämisch an, „sagts, er soll sich einen anderen Dummen suchen . . ."
Und: „Der hat grad soweit zu mir her!" fertigte der Gleimhans die Botschaftbringerin ab.
Gleichsam als hätte man sie ohne jeden Grund persönlich beleidigt, kam die Dirn (Magd) zurück und berichtete dem Sepp das Verhalten der beiden Bauern. „Geh! Ist schon gut!" schnitt dieser ihr das Wort ab, als sie gesprächiger werden wollte. Seine Züge veränderten sich nicht. Nur seine Augen glommen einmal funkelnd auf. —
In der Wirtsstube vom Simon Lechl herrschte an diesem Abend ein belebteres Gespräch.
„Jetzt kommt er langsam gekrochen und will Grund", brummte der Reinalter.
„Da kann er alt werden!" erwiderte der Gleimhans. Und alle nickten.
„Mit seinem Geldhaufen ist gar nichts! . . . Gründ machen den Bauern!" sagte der Lechlwirt.
„Das ists", bestätigte der Söllinger. Und wieder nickten alle. —

IV.

Die Jahre verstrichen. Das kahle, grell leuchtende Haus am Waldrand nahm mehr und mehr eine verwitterte Farbe an. Bisweilen, wenn die Scheune leer war, sah man die schwarze Kutsche vom Sepp in scharfem Trab aus dem Dorf rollen, Greinau zu. Vorne auf dem Bock saß der Italiener mit finster gefaltetem Gesicht und schaute nicht nach links und nicht nach rechts. —
An den drauffolgenden Tagen knarrten dann meistens schwerbeladene Heufuhren auf der Greinauer Straße daher und fuhren durchs Hoftor vom Hirneis.
„Nette Wirtschaft!" brummten die Bauern: „Jeden Büschl Futter muß er kaufen!" Unt halb war es Mißmut, halb Schadenfreude, was auf ihren Gesichtern stand. Die Ernten in dieser Gegend waren mehr als überreichlich. Die Aufkäufer,

Digitized by Google

welche aus der Stadt kamen, hatten es leicht und konnten anmaßend sein. Sie minderten die Preise, wo und wie es immer nur ging. Die Transportkosten bis zum Bestimmungsort mußten die Bauern tragen. Es kostete stets einen ganzen Tag Zeit, wenn ein Dörfler seinen verkauften Hafer, sein Korn oder Heu nach Greinau auf den Bahnhof fuhr und dort in den Waggon lud. In die „Ferkelburg" aber — wie man Sepps Haus nannte — fuhren fremde Heuwagen. —

Der Sepp war fast nie zu sehen. Er saß in seiner Turmkammer und sann. Grübelte, als warte er auf etwas. Gleichmäßig und ereignislos verlief die Zeit. —

Durch irgendeinen findigen Kopf angeregt, war die ganze Dörflerherde um Greinau daraufgekommen, daß eine Eisenbahnlinie gerade in dieser Gegend notwendig sei. Eine Vereinigung bildete sich, wurde „Lokalverband der Eisenbahn-Interessenten" genannt. Eine Eingabe um die andere bestürmte das Ministerium. Die Regierung nahm endlich Kenntnis davon, der Landtag sprach sich befürwortend aus. Die Eisenbahnlinie wurde genehmigt.

Der Hirneis-Sepp verfolgte die Berichte im Greinauer Wochenblatt eifrig. Man sah ihn jetzt öfters am Gemeindekasten vor dem Bürgermeisterhaus stehen und die Anschläge lesen. Vom Söllingerhügel aus konnte man das ganze hingebreitete Land übersehen.

Da stand er auch.

Und nicht selten. Oft sogar lange. —

An jenem Tag, als die amtliche Bekanntmachung von der Genehmigung der Eisenbahnlinie angeschlagen war, wandte er sich behend und überblickte die Weiten. —

„Hm! — Jetzt!" stieß er plötzlich heraus, nickte etliche Male und ging zuversichtlicher von dannen.

Erst nachdem er in der Tür der „Ferkelburg" verschwunden war, trat der Bürgermeister aus seinem Haus und heftete die Bekanntmachung der großen Versammlung im Gasthaus „Zur Post" in Greinau in den Kasten.

Am darauffolgenden Sonntag war der Tanzsaal der Postwirtschaft zum Bersten voll. Die Bauern aus der ganzen Umgebung waren zusammengeströmt. Die bejahende Entschließung der Regierung wurde bekanntgegeben. Die ganze Versammlung brüllte und klatschte begeistert. „Eine Bahn muß her!" erscholl es von allen Seiten. Es gab schwere Räusche. —

Schon nach einer knappen Woche erschienen die Vermessungsbeamten im Dorf und wurden mit ehrwürdiger Neugier empfangen. Sie durchschritten die Felder, steckten weißrote Fahnen auf, kamen immer näher an die Häuser heran, zogen eine Linie durch Rainalters Garten, über das Gehöft Söllingers hinweg.

Die Hände in den Hosentaschen, schweigend und gewichtig sahen ihnen die Bauern erst zu.

„Also so ging's?" fragte der Gleimhans einen Vermesser.

„Jawohl, ganz so", erwiderte dieser und war schon wieder weiter.

„Hm", brummte der Gleimhans, hob den Kopf und sah den Rainalter verwundert an. „Müßt' also mein halber Garten weg?" sagte dieser und sah dem Geometer nach. Die entfernten sich mehr und mehr. Weiter ging es. Über das Gehöft Söllingers hinweg.

„Hoho! Da wär' demnach das ganze Bürgermeisterhaus im Weg!" stieß jetzt der Rainalter fast entsetzt heraus und sah betroffen, mit offenem Maul, auf den Gleimhans: „Das wird sauber! Gibt's nicht!"

Digitized by Google

„Gibts nicht!" schrie auch der Gleimhans.
„Und — schau nur — durch meine schönsten Gründ ging's!" rief der Reinalter, als eben die Vermesser die Linie durch seine Weizenlande zogen, fäustete seine Hände drohend und polterte abermals: „Gibt's nicht!"
Und auf der Stelle gingen die beiden zum Söllinger hinauf und erhoben lebhaften Einspruch gegen dieses Vermessen.
„„Dein Haus soll weg! . . Dein Anwesen, Söllinger! Und unsere schönsten Gründ wollens", schrie der Rainalter aufgebracht. Und der Gleimhans, der sich schon wieder ermannt hatte, sagte drohend: „Soll'n nur kommen und mir durch meinen Acker bauen!"
Der Bürgermeister war wutrot bis hinter die Ohren, schlug gewaltig in den Tisch und rief ebenfalls: „Gibt's nicht! . . Gleich morgen fahren wir zum Bezirksamtmann!" Als die beiden Bauern aus dem Bürgermeisterhaus traten, stand der Sepp am Rand des Hügelrückens und sah den Vermessern gespannt nach.
„Hm! — Der Sepp . .?" brummte erstaunt der Reinalter.
„ D e n freut's, weils ihm keine Gründ nehmen können!" rief der Gleimhans wütend und so laut, daß es der Sepp bestimmt hören mußte.
Das ganze Dorf war am nächsten Tag in Aufruhr. Man riß überall die weißroten Stangen heraus, zerbrach sie. In aller Frühe fuhren der Söllinger, der Gleimhans und der Rainalter nach Greinau zum Bezirksamtmann und verlangten schimpfend eine sofortige befriedigende Regelung der Angelegenheit. Sie schrien, fluchten und drohten zuletzt auf das gefährlichste. Der Bezirksamtmann rannte erregt in seinem Arbeitszimmer auf und ab, gewann aber dann die Ruhe wieder und zuckte mit den Achseln: „Ja, meine Herrn, wenn keiner durch seinen Acker die Linie laufen läßt, dann gibt es eben keine Bahnstrecke!"
„Wir pfeifen auf eine!" riefen die drei Bauern zugleich.
Der Bezirksamtmann machte ihnen klar, daß der Beschluß der Regierung nicht rückgängig gemacht werden könnte, daß doch angemessen entschädigt werde, und daß — die Herren der betreffenden Instanzen doch keine Kindsköpfe seien und doch — —
„Das ist ganz gleich!" . . Uns ist's schon ganz gleich! . . Die Bahn kommt nicht! . . So nicht!" fuhr ihm der Söllinger völlig respektlos ins Wort. Und vertrat starrköpfig den Standpunkt seiner Begleiter. —
Schließlich, nach langem Hin und Her, wurde beschlossen, eine Versammlung der Eisenbahn-Interessenten einzuberufen.
Bis auf die Straße heraus standen am nächsten Sonntag die Bauern, die sich beim Postwirt in Greinau zusammengefunden hatten. Zeitweilig entstand ein gefährliches Gedränge nach der Saaltüre. Furchtbar stürmisch ging es zu. Ein Regierungsvertreter war erschienen. Er wurde niedergeschrien, als er betonte, daß — wenn die Abgabe der Gründe nicht gutwillig geschehe — einfach abgeschätzt würde.
„Einfach abgeschätzt! Einfach abgeschätzt! . . Was soll denn das heißen? . . Etwa gar, daß einem einfach die Äcker genommen werden!" hieß es.
Die Bauern wurden wild, standen auf, richteten sich drohend gegen die Tribüne. Die auf der Straße Stehenden zwängten sich gewaltsam herein.
„Gibt's nicht!" schrie der ganze Chorus. Ein ungeheurer Lärm erhob sich. Alles machte Miene, anzugreifen. Der Bezirksamtmann fuchtelte völlig ratlos mit den

Digitized by Google

Armen. Der Assessor schwang wehrlos die Glocke. Es half alles nichts. Der Lärm wurde noch ärger.
„Naus! — Naus! Naus aus unserm Gau!" brüllte der ganze Saal. Saftige Grobheiten flogen den Herren da droben an den Kopf.
Als nichts mehr auf die tobende Schar einwirken konnte, schrie der Bezirksamtmann heiser: „Die Versammlung ist geschlossen!" Und verschwand eiligst mit dem Herrn von der Regierung. Die rebellischen Bauern wurden allmählich wieder ruhig, betranken sich weidlich und hielten die Sache für gewonnen.
Ohne besonderen Zwischenfall verliefen die nächsten Tage. —
In seinem Turmzimmer ging der Hirneis-Sepp auf und ab, blieb hie und da stehen, hob rasch den Kopf und lächelte schmal. Und früh am Morgen, hin und wieder, schritt er über die nebligen Felder.
Inzwischen wurde der Bau der Eisenbahn im Landtag zum Beschluß erhoben. So weit ließ man sich noch ein, daß man Söllingers Haus umkreiste. Dafür lief jetzt die Linie durch seine besten Getreideäcker. Und war beschlossene Sache!
Nächstes Frühjahr sollte die Strecke in Angriff genommen werden. Beim Söllinger liefen die amtlichen Schriftstücke über die abzutretenden Äcker und Felder ein. Die Bauern standen vor den Anschlägen mit verbissenen Gesichtern, brummten und fluchten. Eine furchtbare Erbitterung hatte das ganze Dorf ergriffen. Aber es half alles nichts. Alles nichts!
Und die Schätzpreise waren spottniedrig.
Es gab kein Zurück mehr. Mißmutig fühlten sich die Bauern.
„Eine Bahn! . . . Eine Bahn! hat alles geschrien! . . Jetzt haben wir's!" polterte der Gleimhans beim Lechl: „Ich hab's immer schon gesagt, es kommt nichts Besseres nach! Wo man mit der Regierung zu tun hat, ist Schwindel."
Und die anderen, die am Tisch saßen, sahen ihn finster an. Finster und besiegt, überlistet und ratlos.
„Müssen's ja doch! . . Hilft uns alles nichts!" brummte der Rainalter und spuckte wütend aus. Und manchmal sagte ein Verärgerter: „Ach was — ich verkauf' mein ganzes Zeug dem Hirneis und mach' ihm einen saftigen Preis! . . Der ist froh drum . . . Und nachher kann er sich mit der Regierung rumstreiten!"
Kaum einer — so schien es — hörte darauf. Aber dann wiederholte es sich des öfteren. Schüchtern klang es erst. Allmählich erzeugte es nachdenkliche Gesichter, und dann — dann sah man eines Tages den Rainalter aus der Ferkelburg herausgehen. Keiner fragte nach dem Grund dieses Besuches. Zwei-, dreimal wiederholte er sich, und wieder einmal fuhr die schwarze Kutsche aus dem Tor der Ferkelburg. Rainalter und Hirneis-Sepp saßen hinten drinnen, der Italiener auf dem Bock. Es ging Greinau zu.
„Warum hast deine Alte nicht mitgenommen?" fragte der Sepp im Dahinfahren.
„Brummt und brummt bloß!.. Hat keinen Verstand für so was!" antwortete der Bauer mit leichtem Ärger.
„Hat's doch schön jetzt!! . . Kann sich in d' Stubn hocken und privatisieren!" meinte der Sepp fast ermunternd.
„Freilich! . . Das hab ich ihr doch schon hundertmal gesagt! . . Aber sie meint halt immer: Der Feschl! Der Feschl — wenn er von der Fremd' kommt — könnt' eine schöne Metzgerei aufmachen.. Und hat jetzt auf einmal keine Heimat mehr!" redete der Raintaler in die Luft, als spräche er mit sich selbst.

Digitized by Google

„Aber Geld hat er! . . Einen Batzen Geld!" erwiderte der Hirneis-Sepp darauf, und der Bauer nickte: „Das mein' ich eben auch!"
Nachdem sie das Notariat verlassen hatten, lag auf Sepps Gesicht eine freudig erregte Farbe. Er lud den Rainalter sogar zu einem richtigen Schmaus ein, und der Bauer wurde schon nach dem zweiten Krug gesprächig.
„Wär'n noch andre im Dorf, Sepp, die ihr Zeug anbringen möchten, sag ich dir . . Sind froh, wennst kommst . . Brauchst dich bloß dranmachen", schwatzte er vertraulich über den Tisch. —
„Brauch'n bloß zu mir kommen . . Alle nimm ich!" gab ihm der Sepp zurück. Über Rainalters Gesicht huschte eine wohlige Röte. Offen und richtig freundschaftlich betrachtete er seinen ehemaligen Knecht.
„Weiß dich noch, wiest mein Knecht warst, Sepp", erzählte er. „Hättst dir auch den Buckl krumm gearbeitet, wenn dein Amerikaner nicht ins Gras bissen hätt'!" Und der Sepp nickte und schloß mit einem: „Ja, ja . . So ist's auf der Welt hin und da!" Dann fuhren sie wieder ins Dorf zurück.
Der Rainalter durfte in seinem Haus bleiben und saß von jetzt ab Tag für Tag beim Simon Lechl in der Wirtsstube. Oft kam er angeheitert nach Hause. Dann brummte sein Weib: „Wirst noch grad so wie der dersuffne Hirneis."
„Habn's doch, Alte! . . Habn's doch!" grölte dann der Bauer bierselig heraus. —

V.

Wie immer bei solchen Gelegenheiten, griff die Veränderung der Sachlage mehr und mehr in das Leben eines Teiles der Dörfler ein. Die Kleinhäusler fristeten hierzulande ein hartes Dasein. Ihre kärglichen Feldstreifen trugen nicht genug. Jeder von diesen Leuten war gezwungen, zur Erntezeit und während des Winters, beim Holzen, bei den Bauern auf Taglohn zu arbeiten. Dieser Verdienst war, wie man sich auszudrücken pflegte — „zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel". Diesen Häuslern kam der Bahnbau gelegen. Es gab erträgliche Löhne dort. „Da hab ich mein'n Batzen Geld und brauch nicht bitt'n und bett'ln bei den Bauern", äußerte sich der Fendt, dessen baufällige Hütte am Dorfausgang stand. „Ich bleib überhaupt nicht mehr da," sagte der Rieminger, „ich verkauf' mein' Häusl dem Hirneis und mach' eine Wascherei in der Stadt drin auf . . . Da hab ich auf kein' aufz'pass'n." Und so geschah's auch. Kaum ein halbes Jahr rann hin, da hatte der Sepp auch das Fendthäusl und den baufälligen Reishof gekauft. Die beiden Häusler bekamen eine beträchtliche Summe und konnten in ihren Häusern bleiben. Der Sepp verlangte nicht einmal Mietzins von ihnen. Das trug sich umher von Ohr zu Ohr. Mit einer gewissen Achtung sprach man davon. —
Der Bahnbau war in vollem Gange. Durch Gleimhansens Äcker trampelten die Arbeiter. Dicht hinter dem Söllingergehöft, in den Weizenlenden, wühlten sie den schwarzen Kot aus der Erde. Mit verbissenen Gesichtern schauten die Bauern auf ihre verwüsteten Äcker. Viel Fremdvolk war unter den Arbeitern. Italiener und Böhmen. Es gab Einbrüche, nächtliche Raufereien und Messerstechereien. —
Die Söllingerin bekam die letzte Ölung. Nach einigen Tagen starb sie. Das ganze Dorf und viele Bauern aus der Umgebung standen um das Grab. Die Glocken trugen ihr Läuten durch die Luft.
Der Rainalter sagte beim Leichenschmaus: „Was hast von deinem Leben, Bürgermeister? . . . Dein zwei Söhn' sind ja doch schon städtisch, da will keiner mehr an den Pflug und an die Mistgab'l!"

Digitized by Google

Finster sah der Söllinger ins Leere und erwiderte kein Wort. Seine zwei Söhne, der Martl und der Sepp, saßen da und schwiegen gleichfalls. Zwei flotte Burschen waren sie, sahen gar nicht mehr bäurisch aus, studierten in der Stadt und hatten runde, selbstbewußte, überhebliche Gesichter.

Der Bürgermeister stand auf und ging.

Es war Erntezeit. Die Straße führte an den ehemaligen Rainalterfeldern vorüber und an der Breite des Ignatz Reis. Da arbeiteten die Knechte vom Hirneis, und der Italiener beaufsichtigte sie. Er war ein schweigsamer, finsterer Geselle mit unheimlich tiefglimmenden Augen. Wenn er wo auftauchte, griffen alle unwillkürlich hastiger zu.

Der Söllinger blieb einen Augenblick stehen, biß die Zähne aufeinander und schlug, weitergehend, den Hirschgriffstock fester auf den Boden. —

Den Hirneis-Sepp sah man jetzt tagsüber fast nie. Nur am Abend stelzte er über den Söllingerhügel, blieb manchmal stehen und sah wie prüfend der Bahnlinie nach. Gebückt ging er. Er trug meistens einen breiten Mantel und hielt einen Stock in der Rechten.

Manchmal, wenn ein Heimkehrender an ihm vorüberging, lag ein verglommenes Lächeln auf seinen faltigen Zügen. Plötzlich aber verfinsterten sie sich, sein Kopf senkte sich, und hastig trottete er weiter.

Einmal traf es sich, daß er dem Söllinger begegnete. Er blieb fest stehen und sah dem Bauern lauernd in die Augen. Es war gerade an der Stelle, wo der Bahndamm sich hob, nahe am Bachbrücklein.

„Grad deine best'n Äcker habn's hergenommen", sagte der Sepp.

„Em!" nickte der Bürgermeister und wußte nicht, wo er hinschauen sollte. „Wirst alt jetzt, Söllinger! . . . Gib's her, dein Anwesen!" begann der Sepp wieder. Der Bauer schüttelte nur störrisch den Kopf und ging wortlos weiter. Aber dieses Mal sah der Sepp noch tief in der Nacht die Stubenfenster im Bürgermeisterhaus leuchten.

Einige Tage später geriet der Heustadel hinter dem Söllingerhof in Brand, und nur mit aller Mühe konnte die Feuerwehr das Überschlagen der Flammen aufs Bauernhaus verhindern.

Der Italiener Rotti und der Böhme Zdrenka hatten es auf die Bürgermeisterdirn abgesehen. In einer Nacht erstach der Böhme den Italiener. Zwei Gendarmen von Greinau kamen, unruhig wurde es im Söllingerhaus.

Der Bürgermeister schrie auf einmal: „Ich mag nimmer!" Und resolut rannte er zur Tür hinaus, geradewegs auf die Ferkelburg zu.

Der Hirneis-Sepp empfing ihn freundlich und ruhig. Er bot eine Summe, daß der Bauer seine Augen weit aufriß.

Der Handel kam zustande. Der Söllinger gab sein Bürgermeisteramt auf und zog zum Schmied.

„Verkauf' deine Kalupp", sagten jetzt jeden Abend der Rainalter und er in der Lechlstube zum griesgrämigen Gleimhans.

„Hast deine Ruh und ein'n Hauf'n Geld. . . . Und der Sepp ist nicht so. . . . Er laßt dich drin'n, solang wie du willst", bekräftigte der Lechlwirt.

„Solang i c h leb', nicht!" gab der Gleimhans einsilbig zurück und schüttelte beharrlich den Kopf.

Der Sepp kaufte das Schmied-Anwesen. Der Schmied zog in die Stadt.

Digitized by Google

„Kauft das ganz' Dorf", knurrte der Gleimhans, „und hat uns z'letzt alle in der Mausfall'n."
„Soll er, wenn's ihm gfallt! Er kann sich's ja leist'n. Zahlt ja auch gut und ist nicht z'wider!" verteidigten der Wirt und der Rainalter den Herrn von der Ferkelburg, und dumpf nickte der Söllinger.
Aber am nächsten Tag trat der Hirneis-Sepp ins Rainalterhaus. Der Bauer empfing ihn aufgeräumt und freundlich, ohne jeglichen Arg.
„Im Frühjahr müßts raus!... Hab ein'n Pächter!"
Dem Bauern gab es einen Ruck. Er schaute ihn groß an.
„Bringt aber sein Zeug schon übernächst'n Monat!" sagte der Sepp und wandte sich zum Gehen.
Der Rainalter wurde jäh bleich. Sein Kinn bebte ein klein wenig. Seine Unterlippe rutschte etwas herunter. Hilflos und fast bittend schaute er den Hirneis-Sepp an.
„Geht's denn gar nicht, daß wir die paar Kammern hint'n kriegen könnt'n und bleib'n dürf'n?" brachte er kleinlaut heraus.
Der Sepp schüttelte nur schweigend den Kopf.
„Gar nicht?"
Der Sepp drehte sich um, sah ihn kalt an: „Könnts ja am End' zum Schmied einzieh'n... Obenauf sind noch ein paar Kammern.... Nachher seids mit'm Söllinger beinand... Überleg dir's und laß mir's wiss'n."
Und eh' der Bauer etwas erwidern konnte, war er draußen.
Eine Weile stand der Rainalter wie besinnungslos da, dann ging er zum Lechlwirt hinüber. Der Gleimhans und der Söllinger saßen da. Schüchtern und ganz von außen herum erkundigte sich der Rainalter nach den Räumlichkeiten im Schmiedehaus.
„Mußt eppa raus?" fragte der Lechlwirt.
Stumm nickte der Befragte.
„Ins Schmiedhaus?"
„Schier", erwiderte der Bauer und setzte hinzu: „Hat ein'n Pächter fürs Frühjahr". Gleimhansens Augen glänzten listig. Er hob den Kopf und lächelte schadenfroh.
„Vom Schmiedhaus ist's gar nimmer weit ins Gemeindehaus!" warf er boshaft hin.
Der Söllinger rückte sein Gesicht empor.
„Ja —," sagte der Gleimhans, ihn messend, „samt euerm Geld jagt er euch in die Mausfall'n, wenn's ihm paßt!"
Die beiden anderen Bauern saßen dumpf da und starrten schweigend ins Leere. Der eine erhob sich und der andere. Und beide gingen ohne ein Wort. —

VI.

Wiederholte Male hatte der Hirneis-Sepp zum Gleimhans geschickt. Er selbst kam, der Italiener kam, die Dirn kam. Es half nichts. Der Bauer gab sein Anwesen nicht her.
„Wenn nochmal einer kommt, kann er seine Knoch'n vor der Tür z'ammhol'n!" brüllte er das letzte Mal wild. Es kam keiner mehr.
Der Sepp hatte nach und nach das ganze Dorf aufgekauft. Die Gehöfte und Häuser lagen größtenteils brach und still da. Die ehemaligen Besitzer waren entweder fortgezogen, gestorben oder arbeiteten gegen Taglohn auf der Bahn-

Digitized by Google

strecke. Die Grundstücke wurden von den Ferkelburgleuten bearbeitet, beackert, bebaut und bewirtschaftet.
Im ehemaligen Reishof logierte eine Hausiererin und führte einen Kramladen. In den sonstigen Häusern wohnten Arbeiter oder auch die früheren Besitzer, gingen in der Frühe heraus und abends hinein. Die Mauern bröckelten ab, die Gärten verwahrlosten, alles lag verödet und ruinenhaft da.
Der Sepp saß den ganzen Tag in seinem Turmzimmer, über die Protokolle und Urkunden gebeugt, die er beim jedesmaligen Kauf eines Anwesens vom Notariat ausgehändigt bekam. Nur die Dirn und der Italiener, seine nächsten Leibleute, sahen ihn. Alt und verfallen sah er aus. Zusammengeschrumpft war seine Gestalt. Nachts, wenn der Mond silbern über die Talmulde glitt, stand er am Turmfenster und überschaute seinen Besitz. Dann glomm manchmal in seinen Augen etwas wie ein Triumph. Nur wenn sein Blick auf das Gleimanwesen fiel, wurde es finster auf seinem Gesicht.
Aus der Erde brach der Frühling. Die Dirn kam zum Rainalter und brachte die Botschaft, der Bauer sollte sich zum Ausziehen bereitmachen.
„Ja, ja, in Gott's Namen! . . . Sag's nur, ich will ins Schmiedhaus!" gab ihr der Bauer als Antwort mit in die Ferkelburg.
Am selben Tag trottete der Hirneis-Sepp eilsam auf den Kramladen zu und verschwand scheu in dessen Tür. Die Krämerin schrak förmlich zusammen, als er so dastand. Aus einem grauenhaft gelben Gesicht starrten verkohlte Augen auf sie. „Gib mir zwei Kalbstrick', Irlingerin, aber gute!" sagte der Sepp kurz. Die Krämerin legte einen Packen Stricke hin.
Der Sepp prüfte sorgfältig einen um den andern.
„Die! . . . Die!" stieß er hastig heraus, warf das Geld hin und nahm zwei Stricke.
„Trag'n denn gleich zwei Küh' diesmal?" fragte die Irlingerin endlich. Aber der Sepp zuckte bloß sehr merkwürdig die Achseln und ging.
Eilig stelzte er durchs Dorf.
Als er die Tür seines Turmzimmers zuschloß, zog er die Stricke aus seiner Brusttasche, prüfte sie noch einmal und legte sie in den Schrank, schloß ab. Offenbar befriedigt atmete er auf, trat an den Schreibtisch und las wieder die Urkunden.
Gegen Abend kam der Pfarrer, der lange nicht mehr dagewesen war, in die Ferkelburg. Mißtrauisch und verwirrt empfing ihn der Sepp.
„Das Kloster Sankt Marien möcht' den Söllingerhof . . .?" sagte nach einer Weile Schweigens der Geistliche.
Der Sepp schüttelte den Kopf.
„Ist nicht recht, daß alles so tot daliegt, Sepp", ermahnte der Pfarrer.
„So!" sagte der Sepp hartnäckig, und seine Falten zuckten fast höhnisch.
„Wirst ein alter Mann, Sepp!" rief der Pfarrer abermals: „Was tust mit den vielen Häusern und mit allem?"
„G'richt halten!" stieß der Sepp gedämpft heraus und heftete seine Blicke funkelnd auf den Pfarrer. Der stand beklommen da und atmete schwer.
„Unser Herrgott wird dir Dank wissen, Sepp, wennst den Söllingerhof dem Kloster gibst", fand der Geistliche das Wort wieder.
„Steht zu arg in der Sonn'", murmelte der Sepp noch leiser und unheimlicher heraus, „und wirft mir den ganzen Schatten in die unteren Stub'n."
Er stand gespannt da, bewegte sich nicht. Der Geistliche wurde aus einem Grund, den man nie ganz sagen kann, blaß. Er sah auf das eingeschrumpfte, gelbe Gesicht

Digitized by Google

des Sepp. Jetzt funkelten dessen Augen wieder, und seine Lippen gingen auf und zu: „Hat einmal all's mein' Vater selig g'hört, nicht? ... Und der Söllinger hat's ihm abkauft, nicht?! ... Und der Gleimhans hat ihm dazumal Geld geben... Vieh hat er damals geschachert, der Söllinger ... nicht?! ... Und — hat's meinem Vater langsam abkauft ... langsam, nicht?! ... War ja ein Hütt'l, damals — nicht?! —"

Er hielt in der Rede inne. Der Geistliche stand wortlos da.

„Und nachher hat er 's Sauf'n ang'fangen, mein Vater selig, nicht?!" keuchte der Sepp fortfahrend heraus. „Und dann hab'ns meine Mutter selig ins Gemeindehaus und — und nachher hab'ns sie's auslogiert, ist gstorb'n, weil unser Kuh eingang'n ist? ... Hat's nicht mehr derleb'n können.... Nicht?! —"

Jetzt stockte er plötzlich, hielt die Worte zurück und erbleichte. Wieder bohrte er seine mißtrauischen Blicke in das Gesicht des Pfarrers. Eine Unruhe fieberte auf seinen Falten.

Auf einmal, ohne des Pfarrers weiter zu achten, stieß er heraus: „So dunkel ist's da unterm Turm wie im Gemeindehaus bei meiner Mutter damals...?! —"

„Sepp!" rief der Pfarrer: „Denk an dein' Herrgott!... Sepp!... Wir sterb'n allsamm und stehn vor seinem Richterstuhl! Denk' dran!" Dann ging er.

Der Sepp stand eine Zeitlang starr in der gleichen Haltung da, dann zuckte er erschreckt zusammen und brach in seinen Lehnstuhl. Später rief er den Italiener. Es war schon Nacht draußen. Er steckte die Kerze an und zog die dichte Gardine vor.

„Hast immer g'lad'n in der Sandgrub'n, Guisepp, nicht?" fragte er den Italiener. Der nickte.

„Bist krank, Guisepp!... Mußt Ruh' hab'n", redete der Sepp gut auf den Italiener ein und ließ ihn nicht aus den Augen. Guiseppe stand verlegen und verständnislos da.

„Das Söllingerhaus da drüben, Guisepp, das g'hört dir — wennst nochmal sprengst, bloß mehr dies einzige Mal!" sagte der Sepp aschfahl und öffnete drei Pulversäcke aufs Pult.

Der Italiener starrte ihn groß und schweigend an.

Als dies der Sepp bemerkte, sprudelte er fast bittend und hastig heraus: „Hab'n dich nie erwischt, Guisepp, nie!... Hast dich immer rausgemacht — wirst's auch diesmal z'sammering'n!"

Und dann setzte er ihm den Plan auseinander.

Mitten im Gespräch horchte er jäh auf. Fern aus dem Dorf hörte man Wagengeknatter und „Hü"-Rufe. Der Gleimhans fuhr die Habe Raintalers ins Schmiedhaus.

„Geh!" sagte der Sepp hastig zum Italiener. Mechanisch verließ dieser das Zimmer. Bis tief in die Nacht hinein schleppten der Gleimhans, der Söllinger und die Rainalter-Eheleute die Möbel in die wackeligen Kammern im ersten Stock des Schmiedhauses.

Es war eine windige, unruhige, stockdunkle Nacht. Manchmal trug eine Windwelle Laute und abgerissene Sätze zur Ferkelburg.

Der Hirneis-Sepp ging zitternd im Turm auf und ab, auf und ab. Von Zeit zu Zeit neigte er sich über den Schreibtisch und schrieb noch ein Wort oder einen Satz schwerfällig auf einen aufgeschlagenen Bogen Papier.

Jetzt riß der Wind die Schläge der Kirchturmuhr auseinander. Der Sepp

Digitized by Google

tappte ans Fenster, hob die Gardine ganz schmal beiseite und band den Strick an den Fenstergriff.
Und sah scharf und spähend ins Dunkel hinaus.
Da krachte es furchtbar. Ein riesiger Feuerklumpen brach in der Gegend des Schmiedhauses schleudernd in die Schwärze der Nacht.
Und um die runde Anhöhe hetzte eine lange Gestalt auf die Ferkelburg zu. —
Der Sepp faßte den Strick und legte seinen Hals in die Schlinge. Dann brach er ins Knie und hob seine ineinandergerungenen Hände zur Höhe. Sank. — — —
Mit jener grauenhaften Blässe, die oft jäh von furchtbarer Ahnung Erschütterte befällt, sagte der Pfarrer am andern Tag vor der Leiche des Erhängten: „Alle Dinge sind eitel! . . . Der Herr ist gerecht, in Ewigkeit Amen!" Und hob den Blick gen Himmel.
Auf dem Schreibtisch lag ein Testament, das Guiseppe die ganzen Besitzungen und Hinterlassenschaften des Hirneis-Sepp zuerkannte. — —

*

Gedichte

Von Heinrich Suso Waldeck

Ein Haus vorbei

Wie wohlgekämmt der kleine Kräutergarten,
Die Mauer silbern in der hellen Nacht.
Und übergrünt die Tür, die blanke Schwelle.

Es buschen sich im Fenster blaue Blüten:
Wie tausend Augen beten sie hinan
Für Hände, muttergütig allem Leben.

Doch in der Stube grölt ein wild Betrunk'ner.
Ein Alter winselt auf, ein Kindchen schreit.
Gesegnet sei, du Schweigende im Dunkel!

*

Hüttenrauch

Die braune Heide, der bläuliche Wald
Sind übertüncht von spätem Grau.
Der Busch, der sich am Schleichweg ballt,
Der Krummbaum tropft von schwerem Tau.

Digitized by Google

Ein Dunst, der zäh und wolkig kriecht,
Wo rauh der Frosch aus Binsen quarrt,
Im Schlamm der Tümpel grünlich siecht
Und wie ein totes Auge starrt.

Vom Sumpfrand zieht es nach irgendwo
Wie Gespenster von Vögel, wild und vag:
Ein faules Strohdach atmet so,
Denn mürrische Menschen verbrennen den Tag.

Es beugen sich Schultern vor am Herd,
Fällt Stunde um Stunde von ihnen ab
Wie Brocken Torfs, kein Hinsehn wert,
Ein Opfer des Hohns dem, der sie gab.

Da fließt ins Fenster Abendwind,
Und eine Glocke läutet schlicht.
Beklommen steht ein blasses Kind,
Es möchte beten und wagt es nicht.

*

Der Kirchhof nachts

Dunstmond. Fratzengewölk wie Jagen stummer Gewitter.
Über die Kirchhofmauer stößt Vorfrühlingssturm,
Winselt in tropfende Weidensträhne, in Grüftegitter,
Sucht die schlafende Glocke brünstig in morschem Turm.

Rascheln verworfener Kränze, Wacholders, krüppliger Buchen.
Klappernd in peitschenden Dornen regt sich ein Haufen Gebein.
Unter dem buckligen Rasen verläuft es wie Schluchzen und Fluchen,
Stimmen, wie furchtsamer Kinder Gebete, weinen darein.

Schlaflos hockt der Wintervogel im kahlen Flieder,
Blinzelt angstgebannt auf gräulichen Spuk hinab:
Faulenden Hemdes kehrt der satte Vampir wieder,
Kriecht in stummem Blutrausch, tappt nach seinem Grab.

*

Freitagabend

Antlitz, trunken von Schmerz in die Schulter geneigt
Unter dem Kranz, der blutiges Haar durchzweigt,
Dich laßt mich grüßen, dir singen weh und zart,
Laß mich sinken in deine Gegenwart!

Digitized by Google

Alle Dinge vergehen um dich, du Bild,
Alle Lieder vertrauern unsäglich mild
An deinem Schweigen, du Schmerz und Beruhigung.
Überall Blut und Blässe und Dämmerung.

Immer dein Schweigen zu kosten, das purpurne Meer
Um die Inseln der sieben Worte her,
Und immer dein feucht aufgehendes Augenlicht,
Mond, der heilig aus tauigen Hainen bricht!

Nun erfülle mir Tag und einsame Nacht,
Haus und Landschaft, o du bittere Pracht!
Der fröhlichen Stirne des Freundes komm zuvor,
Tauch aus allen Spiegeln und Brunnen empor!

Schwinden fühl ich mein eigenes Angesicht,
Oh, in dich und erblinde zu deinem Licht.
Fernhin vertaumelt die Welt in Dunkelheit,
Trunken, Jesus, von deinem und meinem Leid.

*

Inske

Spiel in drei Aufzügen von Jan Fabricius

Bruchstück aus dem zweiten Aufzug in der allein autorisierten deutschen Übertragung von Alfred Dreßler

INSKE (sitzt ihrem 16jährigen Neffen Jens gegenüber): Wenn man so in sein Dorf zurückkehrt, dann ist das geradeso, wie wenn alles mit dir sprechen wollte. Nein, ich meine nicht die Menschen; ich meine die Dinge. Die Dächer der Häuser und die Gartenzäune und der Sandweg . . . Wenn man nach Haus kommt, dann sind sie erst alle so freundlich zu einem. Und doch . . . die Kornfelder, die jetzt so schön stehen, wie oft hab ich nicht gesehen, daß der Sturm sie platt auf die Erde gepeitscht hat. — Du siehst den Falkenhof wieder, aber du siehst auch wieder die Flammen, die einmal darüberhin geschlagen haben . . . an deinem Unglückstag. Und wenn du dann wieder durch deinen Garten gehst und kommst in . . . dein eigenes Haus . . ., dann redet fast jedes Stück Hausrat mit dir. Auch erst ganz freundlich. Aber dann werden sie ernst. „Uns kannst du's ansehen," sagen sie, „wie ‚ruhevoll' es hier im Haus geblieben ist." (Ihre Brust atmet hoch.) Weiter, Frau Inske!!. . . Menschen sind Menschen . . . in so einem Dorf kommt alles an den Tag. (Sie hat Mühe, sich zusammenzureißen.)

Jens: Hast du Kummer, Tante?

Inske (vergnügt): Nein, mein Junge! Man ist fröhlich, wenn man wieder da ist! Lache deine schwache Tante gleich mal aus! (Sie setzt sich auf den Stuhl am Fenster.) Komm mal zu mir!

Jens (stellt sich dicht vor sie hin): Dir fehlt was, Tante. Du bist gleich in die

Digitized by Google

Kammer gegangen. Allein. Und du hast die Tür zugeschlagen. Das tust du doch sonst nicht.
Inske: Mancher hat es zuweilen wohl mal nötig, einen Augenblick allein zu sein, mein Junge. (Sie geht schnell darüber hinweg.) Hast du während der Zeit, als ich fort war, auch immer getan, was du mir versprochen hast? Hast du ... Onkel Peter brav Gesellschaft geleistet? So oft du konntest?
Jens (ein wenig zögernd): ... Nicht immer, Tante.
Inske: Nicht immer? (Kein Befehlston! Sie sagt alles langsam und eindringlich, vor allem jetzt, wo ein Unterton eines Gefühls, das bei ihr aufgestiegen ist, mitschwingt.) Immer ansehen, mit wem du sprichst — — warum nicht immer?
Jens: Das paßte nicht zu jeder Zeit.
Inske: So. — — Dann werde ich nicht weiter fragen. — Aber jetzt muß ich dir was sagen. (Sie sieht ihn einen Augenblick ernst an. Nimmt dann von dem kleinen Tische ein Bild.) Wer ist das?
Jens: Mutter.
Inske: Sie ist eine seelengute Frau.
Jens: Ja, Tante.
Inske: Sie ist jederzeit langsam in ihrem Urteil. Und jederzeit ... vorsichtig in ihrem Urteil. Das weißt du doch?
Jens: Ja, Tante.
Inske: Sie gibt auch nichts auf den Schein.
Jens: Nein, Tante.
Inske: Nimm dir ein Beispiel an ihr.
Jens (senkt den Kopf. Er nickt).
Inske: Geh mir nicht nach dem Schein. Haben wir uns verstanden, Jens?
Jens: Jawohl, Tante.
Inske (setzt das Bild wieder auf seinen Platz. Fährt sich mit der Hand über die Augen).
Jens (gibt ihr, ehe sie es bemerkt, schnell einen Kuß auf ihre Stirn).
Inske: Da ist so viel Schein in der Welt, mein Junge. Hier, sieh mal durch das Fenster. Dort auf dem Weg laufen Tag für Tag dieselben Menschen aneinander vorbei. Sie sagen einander „Guten Tag", und auf ihren Gesichtern liest du nichts davon, was in ihnen vorgeht ... Wie ganz anders würde die Welt aussehn, wenn wir das lesen könnten! Oft denk' ich, wenn ich dort die Menschen vorübergehen sehe: Jetzt versteckt fast jeder von ihnen seine Gedanken vor dem andern! Das sind alles bloß Masken, die da vorbeigehen! Was da für Gedanken dahinterstecken, davon weiß ich nichts. Wir sehen die Menschen, wir sehen, was sie tun, und wir hören, was sie sagen — — aber was sie denken, das wissen wir nicht.
Jens (in Gedanken vor sich hin): Nein, Tante.
Inske: Oh, da leben so viel Gedanken, von denen niemand etwas spürt. Der eine hat sich gerade Geld borgen müssen, damit seine bitterste Armut zu verdecken, und einen Augenblick später gibt er es voll Prahlerei als Trinkgeld aus, und ein anderer steht auf dem Fleck, um ... (ihre Lippen beben vor Aufregung) in seinem eigenen Hause sich auszuweinen, und auf der Treppe sagt er noch zu seinem Nachbarn, wie schön das Wetter heute ist.
Jens (legt seinen Arm um ihren Hals): Dich drückt was, Tante.
Inske: Wenn du ... derweil ich fort war ... was gehört und gesehen hast — dann lerne das von mir: Wir hören und wir sehen; aber wir wissen nichts. Was

Digitized by Google

für uns unsichtbar bleibt, das ist vielleicht gerade dasjenige, was wir nicht verurteilen dürfen. (Sie deckt beide Hände auf die Augen.)
Jens: Ich bin so froh, daß du wieder hier bist, Tante!

*

(Inske hat ihren Bruder Uwe holen lassen, um ihm folgendes zu eröffnen):
Inske (blickt Uwe einen Augenblick schweigsam an).
Uwe: Du hast mich wohl nicht nur darum holen lassen, um mir Guten Tag zu sagen?
Inske: Nein. — Ich hab' dich nur ein paar Minuten nötig. — Vermutest du, warum ich dich holen ließ?
Uwe: Ja.
Inske: Und?
Uwe: Peter? (Peter ist Frau Inskes Mann. — Anmerk. d. Übersetzers.)
Inske: Mm. Und noch?
Uwe: Die Magd. (Die Magd ist das Zigeunermädchen Hanna im Hause Peters. — Anmerk. d. Übersetzers.)
Inske (holt tief Atem).
Uwe: Hast du was bemerkt?
Inske: Ja.
Uwe: Dann war das noch eher, wie ich's erwartet hatte.
Inske: Hast du ihm schon was gesagt?
Uwe: Daß er die Magd . . . schon zu gut kennt.
Inske: Noch mehr?
Uwe: Daß er die faulige Stelle ausschneiden müßte. Weil du das sonst tun würdest.
Inske: Ich bin bange, hier hilft kein Schneiden mehr. Ich bin zu spät —
Uwe: Zu spät . . .?
Inske: Wenn mich nicht alles trügt, wird sie es in ein paar Monaten nicht mehr verbergen können.
Uwe: Allmächtiger! (Er springt auf, geht ein paar Schritte, setzt sich wieder). Sooo — sooo — Hast du ihr was gesagt?
Inske Kein Wort.
Uwe: Die Magd muß fort.
Inske: Sie bleibt hier.
Uwe: In diesem Hause keine Dirne mit einem Kind! Der Falkenhof würde in seinen Grundmauern beben — ich werde dafür sorgen, daß sie nicht auseinanderspringen — Sie kommt weg. Noch heute.
Inske: Das geht nicht.
Uwe: Das muß sein.
Inske: Das würde einen Skandal geben.
Uwe: Da kommst du doch nicht drum herum.
Inske: Ich werde doch drum herumkommen.
Uwe: Wieso?
Inske (sieht ihn an und schweigt).
Uwe (erschrickt): Inske! Was willst du tun?
Inske: Was geschehen muß.
Uwe: Und das wäre?
Inske: Denkst du, daß ich von hier fortgehen will?
Uwe: Ja, das dachte ich.

Digitized by Google

Inske: Ich habe auch daran gedacht. Aber das ist auch nicht das Richtige. Denn das würdest nur du allein verstehen. Hör' zu! Es gibt bloß ein Mittel: *Das Kind wird von mir sein, nicht von der Magd.*
Uwe: Nicht von der Magd, Inske, das ist gottesunmöglich!
Inske: Das ist das einzige, was möglich ist, Uwe. Ich habe dich holen lassen, weil ich dir das mitteilen wollte. Mehr nicht. Und nun möchte ich, daß du mich allein läßt. Ich muß die Kraft gewinnen, um das zu tun, was ich tun muß.
Uwe (langsam, mit Groll): Und zu diesem Manne bist du gütig! Dieser Mann gab dir, als er vorhin durch diese Tür hinausging, noch einen ...
Inske: Es ist fraglich, wer daran Schuld trägt: er oder ich.
Uwe: Ich verstehe dich nicht.
Inske: Viel weniger noch habe ich verstanden, was in Peter vorging.
Uwe: Willst du mir das nicht etwas deutlicher erklären.
Inske: Jawohl. Er ist bei mir zu kurz gekommen. Ich habe ihm nicht gegeben, was er brauchte. Es hat ihm hier etwas gefehlt.
Uwe: Was hättest du diesem Mann noch mehr geben können?
Inske (einfach): Meine Liebe.
Uwe: Davon hättest du ihm zu wenig geschenkt? Ob ich das nicht besser wüßte? Ich — — der hier aus unserem Elternhause weichen mußte, als er kam!
Inske (schlägt die Augen nieder).
Uwe: Du brauchst deine Augen nicht niederzuschlagen. Das laß nur ihn tun.
Inske: Ich bin ihm eine tüchtige Hausfrau gewesen und, nun ja, ich bin natürlich (verlegen) auch seine Frau gewesen. Aber nicht so, wie Peter sich das geträumt hat. Wenn ich ihm alles gewesen wäre, würde er nicht ... zu einer andern gegangen sein.
Uwe: Noch niemals, Inske, hat dein gutes, reines Herz dich ins Unrecht geführt. Jetzt bist du auf falscher Bahn!
Inske: Darauf bin ich acht Jahre gewesen; nun will ich heraus! Ich weiß jetzt, was meine Pflicht ist. Wir Menschen von hier glauben, wer weiß wie offen und ehrlich wir sind ...
Uwe: Das sind wir!
Inske: Bloß dann nicht, wenn's darauf ankommt, zu zeigen, was da für Wärme pulst ... auch in uns!
Uwe: Das geht keinen andern etwas an.
Inske: Meinen Mann geht das wohl etwas an! Und ich hab' es ihm nicht gezeigt! Das ist es, was ihm hier gefehlt hat!
Uwe: Alles, was in deiner Macht stand, hast du getan, um diesen Mann zu einem von unsersgleichen zu machen. Du hast dich um ihn bemüht mit deinen Sorgen und, das darf ich sagen: mit deiner Liebe! Und was hast du erreicht?
Inske: Daß ich ihn verdorben habe!! Das ist eben meine Schuld! Zu verlangen, daß er einer von unserer Art werden sollte! Ich hätte Peter Peter sein lassen müssen! Er ist einmal ein Flotter gewesen! Was er nun ist, — — das ist er geworden durch meine „Absicht", was anderes aus ihm zu machen, wie er war! Ich hätte ihn lieber mit denselben Augen ansehen müssen, mit denen ich ihn einmal gesehen hatte. Es war einmal eine Zeit, wo manch einer mit Bewunderung zu ihm hinsah. Ich habe ihn so weit gebracht, daß er nun so hilflos wie ein Kind geworden ist, wenn es auf einmal allein stehen soll. Von dem Augenblick an konnte er nichts mehr sein.

Digitized by Google

Uwe (trommelt mit den Fingern auf dem Tisch. Blickt höhnisch nach oben): „Ein Flotter"! Allerdings, er ist ein „Flotter" gewesen!!

Inske: Ich höre die Feuerglocke noch in den Ohren. Stundenlang. Ich sehe heute noch, wie er mitten unter unseren Knechten herumsprang, als wenn er selber ein Knecht wäre! Andere liefen, er rannte! Andere stellten Leitern gegen die Mauern, er sprang hinauf! Er verschwand in stickigem Qualm und kam lachend wieder heraus! Und ich — — spielte gegen ihn meinen Stolz aus. Und meine Scham. Ich schämte mich vor den eigenen Angehörigen. In meiner Aufregung versuchte ich, an ihm vorbeizulaufen, ohne daß ich ihm einen Blick gönnte. Aber er sah es nicht einmal! Oh, was mein Stolz damals gelitten hat! — Als alles zu Ende war — ich seh' ihn noch dort in der Türe stehn: pitschnaß, schwarz von Rauch und das Gesicht voll Brandwunden! Ich wünschte im stillen, er möchte von mir eine Belohnung verlangen! Wie gern hätte ich sie ihm ausgezahlt, daß die harten Taler auf den Tisch gesprungen wären! Ich wartete auf diese Frage; aber er ließ mich vergeblich harren. Und er lachte, als er sagte: „Hier steht ein Bettelmann, der ein wenig Wasser und ein trockenes Tuch gebrauchen kann!" Er schien nicht einmal zu wissen, daß er blutete! Und noch, immer noch wollte ich ihm meinen Stolz zeigen! Ich wollte ihn fühlen lassen, wie wenig er in diesem Hause zu bedeuten hatte — und ich sah ihn an. Wenn er die Augen niedergeschlagen hätte, würde ich ihn als Knecht behandelt haben! Aber seine Augen lachten, und ich ... mir kamen die Tränen in die Augen; ich konnte sie nicht zurückhalten. — Das ist so schön, was man durch eine glitzernde Träne sieht. — Was muß ein Mann wie er sich nach einem liebevollen Wort aus dem Mund seiner Frau gesehnt haben! (Sie steht mit einem Ruck auf.) Noch niemals habe ich zu ihm gesagt: „Ich bin dir gut, Peter"! Bei allem, was ich gebe, schließe ich mein Herz aus, vor ihm und vor mir. So wie das unsere Art ist. Und so wie man uns das gelehrt hat. Wir, Uwe, du und ich und so viele andere ... wir leiden an dem Leben! Wir leben nicht!

Uwe (schlägt mit der Faust auf den Tisch): Das Leben ist kein Jahrmarktsheidudelkram! Wenn einer verheiratet ist, muß er ernst leben! Ohne Kasperltheater!

Inske (langsam): Ja! Ja! So denkt man hier!

Uwe: Danach kann ich die tüchtigsten Menschen fragen. Die würden mir recht geben!

Inske: Das würden sie auch. Auch die ..., welche im tiefsten Herzen wohl tun möchten ... was wir nicht fertigbringen.

Uwe: Gewiß! Nicht fertigbringen! Und wir wurden es nicht gelehrt. Sei doch dankbar dafür.

Inske: Wir wurden es nicht gelehrt; das ist wahr. Aber, Uwe, ich hab's mir vorhin überlegt, und ich habe beschlossen, daß ich das tun will, was in meiner Macht steht! Ertragen, was hier ertragen werden muß!

Uwe: Also willst du für seine Schuld einstehn!

Inske: Er wäre nicht in Schuld geraten, wenn ich hätte fertigbringen können .., was ich nicht fertiggebracht habe.

Uwe: Du, Inske, bist meilenweit fern von ihm.

Inske: Deshalb kommt mir ein mildes Urteil zu.

(Alle Rechte, insbesondere das Nachdrucks- und Aufführungsrecht, ausdrücklich vorbehalten. Die deutsche Uraufführung von „Inske" fand am 12. Februar 1925 im Kammerspielhaus des Stadttheaters zu Erfurt statt. In der deutschen Übertragung ist das Werk im Bühnenvertrieb des Theatralia-Verlages, Berlin, erschienen.)

Digitized by Google

Legende vom Greco

Von Emil Barth

DIE Jahre der Jugend, des Ruhmes und des Alters El Grecos, des Malers der leidenschaftlichsten Seele, sind unbegrenzt. Die Legende erst formt sie aus den wenigen Daten, die überliefert sind. Wir wissen kaum mehr, als daß der Greco von Kreta ausging und über Venedig nach Spanien kam, in die Stadt Toledo, die grellweiß mit ihren Häusern gegen das Violett des Bergmassivs steht und aus dem Ockergelb des armen Bodens ringsum felsig aufragt, von den Fluten des Tajo umgurgelt. Es ist nicht wesentlich, die Herkunft des Greco zu wissen. Hier soll nur die Geschichte eines Bildes erzählt werden, und das ist ja immer auch die Geschichte des Künstlers, der das Bild erschuf. —

Als der Ruhm des Greco schon im Erblassen war — die Bewunderer von ehedem konnten seiner unendlich sich steigernden Größe nicht folgen —, erhielt er den Auftrag, das Bildnis einer edlen toledanischen Donna zu malen. Sie war eine jener seltsamen Frauen, von denen man nicht weiß, wer und was sie sind. In ihren Adern rollte das Blut der Semiten, Araber und Spanier in glühender Mischung. Die Schwermut und Trauer über den ewigen Verfall Jerusalems, der göttlichen Stadt, dunkelte in ihrer Seele nach; als ein unauslöschliches Heimweh lag die Erinnerung an die gelbe Wüste darin, und die leidenschaftliche Landschaft Spaniens hielt beides zusammen.

Der Greco begann sein Werk mit der ihm eigenen vornehmen äußeren Gelassenheit, unter der sich sein fieberndes Ringen um den letzten Ausdruck der Seele verbarg. Aber noch während der Vorstudien bemächtigte sich seiner eine tiefe Erregung. Er hatte gelernt, in Gesichtern zu lesen, mit der gleichen Deutlichkeit wie andere Menschen in Büchern, und was er in diesem Antlitz las, war voll von jenseitigem Leben. Er sah darin, wie die Schatten des Todes deutlich und deutlicher wurden und sich vorwärts bewegten gleich denen einer Sonnenuhr; er sah, daß die Seele schon ihren Weg hinaus aus dem Körper begonnen hatte; und manchmal schien es ihm, als erblicke er beides getrennt: die Seele und den toten, leeren Leib.

Er erschrak, denn solches Erlebnis kam ihm zum erstenmal. Er verbarg seine Gedanken und Empfindungen vor der schweigenden Kastilianerin, die in unbewegter Haltung saß und in sich hinein zu lauschen schien, als geschähe dort sehr Großes. Was hätte er sagen sollen? Sie würde ihn ja als einen Wahnsinnigen weggejagt haben. So schwieg er, jedoch ohne sich beirren zu lassen durch den Anschein von vollkommener Gesundheit, der sich ihm darbot. Der Schatten des Todes auf dem Gesichte der Donna dunkelte täglich tiefer, und der Greco beeilte sich in seiner Arbeit mit der rasenden Erregung dessen, der weiß, daß er keine Zeit mehr hat.

Schon stieg aus einer Woge von Aschgrau die Flamme des bleichen Hauptes; die grauen Hügel des Hintergrundes ließen sich schon erahnen und ganz vorne die große, bedeutsame Hand, in deren Adern das Blut schon zuckte und aufbegehrte wie eine Meute verlangender, mühsam zurückgehaltener Hunde. Doch als der Greco am Morgen des fünften Tages sein Haus verlassen hatte, um die wenigen schmalen, steigenden Gassen hinaufzugehen und im Hause der Donna

Digitized by Google

an seinem Bildnis weiterzuarbeiten, kehrte er unterwegs plötzlich um. Er verbrachte den Tag allein in seinen Zimmern, ohne an Speise und Trank zu denken. Zitternd vor Erregung, bedeckte er mit fieberhaften Strichen Blatt um Blatt, aber es gelang ihm nicht, die überwältigende Vision der letzten Loslösung einer Seele aus dem Gefängnis des Leibes, wie er sie am Morgen erlebt hatte, aus sich herauszutun. Es war, als ringe er mit Gott um die Erlaubnis, allen Menschen das geschaute Geheimnis im Werke offenbaren zu dürfen. In den kurzen Pausen seines fiebernden Tuns flehten seine Augen und die verzweifelt gekrampften Hände um diese Gnade, und seine Lippen murmelten Worte des Gebets — aber die Gnade ward ihm verweigert.

Als der Greco endlich am Abend, da die Berge schon schwarz mit scharfgeschnittenen Profilen gegen den roten Himmel standen, aus seinen Zimmern heraustrat, empfing ihn die Nachricht vom Tode der Donna. Es hieß, in plötzlich ausgebrochenem Wahnsinn habe sie sich erdrosselt. Der Greco nickte unaufmerksam mit unverändertem Antlitz, als berühre ihn diese Mitteilung gar nicht. Er wisse es schon, sagte er kurz und herrisch im Vorübergehen, und nahm sich nicht Zeit, seine Eile zu entschuldigen.

Er irrte weit durch die Nacht, fiebernd aufgeregt von der inneren Schau seines neuen Bildes, das zu schaffen ihm heute versagt, völlig versagt worden war. Doch das Erlebnis ließ ihn nicht los. Da seine Kunst ihm nicht hatte dienen wollen, versuchte er die Worte; die Übergewalt seines inneren Aufruhrs zwang ihn, sich zu äußern, einerlei wie. In dieser Nacht entstanden Verse in ihm und Strophen voll inbrünstiger Gewalt. Er sagte Kampf an, Kampf gegen Gott. Die lange Zeit seines ununterbrochenen Ansturms gegen den Himmel hatte begonnen.

Der Greco ließ das unvollendete Bildnis in seine Werkstatt schaffen. Dort stand es verhüllt, und die Hülle war ein Verbot für jedermann. Kein Mensch tat je einen Blick auf dieses Bild, von dem bald die Rede ging, es sei sein bedeutendstes Werk.

Der Greco alterte. Es vergingen Jahre, in denen er nicht wagte, die Hülle zu lösen und den Versuch einer Vollendung des Bildes aufs neue zu unternehmen. Der tägliche Anblick des verhüllten Werkes demütigte ihn, aber seinen Trotz gab er dennoch nicht auf; das Bild blieb stehen. Er ballte die Hände, wenn er daran vorüberging, und seine Fäuste drohten Gott, den er in diesen Augenblicken haßte wie einen persönlichen Feind.

Wenn er dann wieder, immer tiefer an seiner Kunst verzweifelnd, Wochen hindurch an dem Bilde gearbeitet hatte und endlich abermals sich besiegt geben mußte und sich eingestehen, daß es noch immer das Bildnis einer Toten war, nicht aber das einer Lebendigen, deren Seele in fast völliger Selbständigkeit schon außerhalb des Körpers lebte: dann verhüllte er es aufs neue für lange Zeit. Obwohl so bitter gedemütigt, obwohl so deutlich gezwungen, abzulassen von seinem übergroßen Begehren, hörte er doch nicht auf, den Himmel zu bestürmen. Er malte Bilder, auf denen die Körper wie Flammen stiegen; die bleichen und kalten Lichter herrschten übergewaltig vor; sein herrischer Geist verlor sich in problematischen Versuchen, Werke zu schaffen, vor deren übermächtiger mystischer Inbrunst der Himmel nachgeben sollte, Werke, die gewaltig genug wären, die Gnade Gottes flehend herabzuzwingen. Gott aber schwieg. Alle Versuche des Greco, das Bildnis zu vollenden, mißlangen. Nur die Menschen

Digitized by Google

redeten vom Wahnsinn des Greco und nannten das Heer seiner Bilder, mit dem er Gott zu zwingen gedacht hatte, Zeugnisse seines Irrsinns. Und der Greco wehrte sich nicht gegen diese Gerüchte, die sich im Lande schon fast zu einer Wahrheit verdichteten; er umgab sich mit dem Schweigen der Verachtung und ward einsamer als je. Seine Seele litt unter dem Fluche Gottes, der ihm das eine große Werk, das seit anderthalbem Jahrzehnt seine letzte Sehnsucht war, nicht gelingen lassen wollte. Da malte er in einem letzten inbrünstigen Ansturm das Bild Mariä Himmelfahrt. Und dieser aufs äußerste gesteigerten Gewalt, mächtig wie das Gebet eines ganzen Volkes, gab der Himmel nach. Zum letzten Male wurde das Bildnis enthüllt. Der Greco sah, daß es noch immer wie vor fünfzehn Jahren war, daß all seine verzweifelte Arbeit umsonst gewesen, und auch nun überfiel ihn dasselbe bange Verzagen, das sich noch jedesmal seiner bemächtigt hatte, wenn er an diesem Bilde zu malen begann. Aber eine gläubige Stimme in seinem Innern übertönte Bangnis und Zweifel, und als der erste, noch unsicher tastende Pinselstrich getan war, da wußte der Greco: jetzt oder nie wird das Werk mir gelingen! Sein ganzes Wesen vereinigte sich in der Anrufung Gottes. Drei Tage hindurch schaffte der Greco an seinem Werke, fast ohne Nahrung und Schlaf. Seine Hände taten die Arbeit wie fremde, von einem unwiderstehlich mächtigen Willen geführte Werkzeuge; in seinem Herzen tobte und stürmte das Blut, ein einziges, glühendes Gebet um Begnadung und Hilfe. Und Gott gewährte sie ihm.

Aschgrau überflutet schwamm die Flamme des bleichen Hauptes wie in großen Nebeln, die Augen sahen den Beschauer mit einem Blicke an, daß ein Weinen in ihm aufstieg über sein vertanes Leben, eine Reue über die wertlos verbrauchten Jahre, in denen er seines Gottes vergaß. Und die große Hand im Vordergrund zuckte schon von ihrem nahen Beruf, Henker zu sein und den Tod vollkommen machen zu müssen, diesen Tod, der schon überall da war und das ganze Leben durchsetzte und nicht mehr zu unterscheiden war: so völlig hatte er sich mit dem Leben vermählt.

Am Abend des dritten Tages erlahmte die Kraft des Greco; das Bild, wie er es einstmals erschaut, war fertig. Wieder, wie an jenem unvergeßlichen Morgen, sah er die letzte Loslösung einer Seele aus dem Gefängnis des Leibes, nun aber nicht mit dem inneren Blick, nein, mit den wirklichen Augen. Was er einstens als überwältigende Vision gesehen, das stand nun vor ihm, sichtbar gemacht für alle. Das Ungeheuerliche, das Übermenschliche: eine Seele aus ihrem Himmel herabzuzwingen und in ein Werk von Menschenhänden hineinzubannen, daß es lebe und wirklich sei, hier war es geschehen.

Und der Greco fiel auf die Knie nieder, legte die Stirn auf den Boden und betete. Sein Herz strömte über von Danksagung und Preis; seinen Augen entsprangen stürzende Tränenbäche; die Qual vergeblichen Mühens während des anderthalben Jahrzehnts, das zwischen Beginn und Vollendung dieses Werkes lag, wurde zu nichts im Glücke der endlichen Begnadung —: alles Stolzes ledig, weinte er, angelangt auf dem nicht zu überhöhenden Gipfel des Glücks.

Dann rief er seine Freunde und Schüler herein. Auf seinem strengen, greisen Gesichte lag das Leuchten endlicher Erfüllung.

Die Macht des Bildes überwältigte sie alle. Der große Raum war erfüllt vom Weinen und Schluchzen der Knienden, die, wie von einer ungeheuren Bußpredigt geschlagen, ihr bisheriges Leben bereuten. Erst als die schnell ein-

Digitized by Google

brechende Nacht den Raum verdunkelte und allen Blicken das Bild entzog, standen sie auf, bleich und gealtert und mit tiefem Ernste, und jeder ging für sich in die Nacht, um mit seinem Gotte allein zu sein. — —

Als der Greco wenige Tage später starb und seine Seele den Leib verlassen hatte, verwandelte sich das Bild. Die Seele jener Donna, die durch den unaufhörlichen Ansturm des Greco gezwungen worden war, für eine kleine Weile ihren Himmel zu verlassen und dem Greco zu Diensten zu sein: nun wurde sie wieder frei und durfte zurückkehren. Und als die Freunde die Werkstatt betraten, um den Nachlaß zu ordnen, stand an Stelle des Bildes das Porträt jener Kastilianerin, die sich vor nunmehr anderthalbem Jahrzehnt in einem Anfall von Irrsinn erdrosselt hatte.

Es war ein schlechtes Bild, wie das einer Toten.

Ketzerische Gedanken zu Shaws „Heiliger Johanna"

Von Otto Brües

BERNARD Shaw kann es sich in seinem koketten Vorwort zur „Heiligen Johanna" nicht versagen, einen Seitenhieb auf die Hauptgestalt in Schillers romantischer Tragödie zu tun. Das ist unklug von einem so gescheiten Mann; denn indem er Schiller, wenn auch nur mit einem einzigen Beiwort, verächtlich macht, ruft er den Vergleich herauf. Da Shaw einer der wenigen lebenden Dramatiker von Rang ist, hätte er einen durch diesen törichten Seitenhieb nun verwirkten Anspruch darauf gehabt, ohne Seitenblick auf Schiller gewertet zu werden.

Was ist es um diese Schillersche Johanna? Man muß, um es zu begreifen, Schritt für Schritt rekapitulieren. Als Thibaut d'Arc seine drei Töchter in der bewegten Zeit des englischen Einbruchs in Frankreich vermählen will, weigert sich die Jüngste und schließt sich dem seinem König zuziehenden Ritter Baudricourt nach zärtlichem Abschied von der Heimat an. Ihre Ankunft wendet den Kriegsverlauf. Karl versöhnt sich mit Philipp von Burgund; die Großen des Reiches huldigen der gottbegeisterten Jungfrau. Männlichen Wesens, weist sie jede Werbung ab. Aber auf dem Schlachtfeld wird sie, von der Liebe zu dem englischen Heerführer Lionel ergriffen, sich selbst untreu; damit setzt der Sturz ein. Verbannt und in englische Gefangenschaft geraten, empfindet sie die Wendung als gerechte Sühne; doch sich selbst befreiend, erringt sie in der letzten Entscheidungsschlacht den Ihren den Sieg und fällt; die Fahnen der Armee bedecken ihren Leichnam.

Die Heiligsprechung der Johanna durch die katholische Kirche rechtfertigt und bestätigt aus ihren Gründen heraus Schillers Schau. Die Kirche setzt neben ihre mütterlichen Heiligen die männliche, kämpferisch Heilige, erkennt, 1920, in höchster Aktualität, eine zweite Aufgabe der Frau, nach und neben ihrer natürlichen, an; weiß, daß die Gottheit, um die verwirrte Welt zu ordnen, sich eines außerordentlichen Instrumentes bediente. Gerade hier begann Schiller. Die Frau, die eben dadurch ihre weitwirkende Kraft empfand, daß sie nie Liebe an sich erfuhr, noch erfahren mochte, sie wird von dieser natürlichen Leidenschaft ergriffen, gefährdet selbst

Digitized by Google

ihre Sendung und sühnt, indem sie das letzte, nur einmal mögliche Opfer ihres Leibes bringt. Ihre Aufgabe ist erfüllt.
In Shaws Werk geht es anders zu, sozusagen historisch getreuer. Johanna überredet Baudricourt im Schlosse Vaucouleurs, sie auszurüsten und mit einigen Rittern zum König zu schicken. Zu Chinon tritt sie vor Karl, spricht mit ihm allein und läßt sich den Oberbefehl übertragen. Zu Orleans erobert sie zusammen mit Dunois die den Flußübergang hindernden englischen Schanzen und erringt durch diesen Angriff an der taktisch wie strategisch richtigen Stelle den Sieg. In einem Gespräch zwischen Peter Cauchon, dem Bischof von Beauvais, und Warwick, dem englischen Feldherrn, wird beschlossen, Johanna durch ein Lösegeld zu kaufen und als Hexe oder Ketzerin (nur darum dreht sich der Streit) zu verbrennen. („Man muß einen Spielraum lassen", sagt Warwick. „Die Soldaten Karls werden sie den Burgundern verkaufen. Die Burgunder werden sie uns verkaufen, und wahrscheinlich wird es drei oder vier Mittelsmänner geben, die dabei auf ihre kleine Provision rechnen.") In Reims, nach der Krönung, wird Johanna, da sie dem König auch Paris zurückerobern will, von den Großen des Reiches, denen sie überlegen ist, fallen gelassen. Zu Rouen kommt Johanna vor die Inquisition, nachdem sie tatsächlich von den Engländern durch Umwege und Schliche gefangengenommen ist, und stirbt. Dann kommt der Epilog.
Man durfte Shaw alles mögliche vorschlagen, nur nicht, daß er diesen Epilog hätte streichen sollen. Denn indem er 25 Jahre später Johanna zwar rehabilitieren, aber von allen im Traum erscheinenden Mitbeteiligten äußern läßt, sie würden wahrscheinlich eine neue Johanna wieder nicht erkennen und verbrennen lassen, hat er das Exempel demonstriert, auf das es ihm ankam. Was wäre das Werk ohne diesen Epilog? Eine Häufung von Brüchen, die nicht auf einen Generalnenner zu bringen sind. Der wird dort dann errichtet. Immer, heißt es etwa, seien die Menschen Esel, die Gesalbten zu erkennen unfähig; moderne und mittelalterliche Grausamkeit, moderne und mittelalterliche Leichtgläubigkeit, moderne und mittelalterliche Toleranz und Intoleranz seien ein und dasselbe.
Ein Vergleich zwischen beiden Verleibungen der Johanna selbst sagt noch mehr aus. Das Mädchen, das bei Schiller aus der heimischen Flur aufbricht und das in der Schlacht fällt: es ist, ob nun durch eigene und verhängte Schuld oder durch freie und aufgezwungene Sühne, jedenfalls aber durch Schicksal verwandelt. Es hat gelitten, gestritten und trägt das Heldenmal auf der Stirn. Das Mädchen, das bei Shaw die Ritter überredet und das im Epilog feststellt, wie unveränderlich menschliche Narrheit ist, es hat keine Wandlung und kein Reifen durchgemacht, es ist immer derselbe süße, kluge Backfisch, von dem die Bubikopfmode des Jahres 1924 ausgegangen sein könnte. Bis auf die eine Situation freilich, als sie vor der Inquisition plötzlich den furchtbaren Ernst ihrer Lage erkennt und zusammenbricht. Was dann folgt, Widerruf und Widerrufes Verleugnung, als sie das Urteil lebenslänglicher Einkerkerung erfährt, hat mit einem Drama nichts mehr zu tun. Schillers Johanna ist nicht so unnatürlich, wie oft behauptet, wenn man bedenkt, daß sie der natürlichen Liebesleidenschaft der Frau erliegt, wogegen Shaws Johanna bei aller süßen Pose das unsinnlich kalte Weib bleibt. Kurz: ein sich nicht verwandelnder Charakter kann zwar einmal im Mittelpunkt einer Komödie stehen, nie aber in dem einer Tragödie.

Digitized by Google

Shaws Werk ist eine Komödie mit tragischer Einkleidung, ein Zwitter, Schillers Werk eben doch die große Tragödie.
Warum aber — diese Frage bleibt — hatte dann Shaws Werk einen solchen Erfolg, und warum stieß uns Schiller bisweilen ab?
Immerhin ist eben Shaw, wenn auch kein dramatischer Architekt, so doch ein Menschenschöpfer und eigenartiger Denker mit einer uns heute auch bei negativem Vorzeichen wichtigen Welt. Dann aber hat Shaw, der Satiriker, hier die Vermenschlichung des Helden vollendet. Wenn zu seiner Zeit Hauptmann in „Florian Geyer" sein erstes historisches Drama schrieb, war das als Übertragung des Naturalismus, einer Theorie vom Dichten, auf solche Stoffe nur eine formale Angelegenheit; diese Übung Shaws, nicht die erste Anwendung seiner Schaffensart auf einen historischen Stoff, ist mehr. Seien wir ehrlich gegen uns selbst! Es gefällt uns, den meisten von uns, daß da eine, die göttlich schien, menschlich und uns gleich wurde; daß sie vom Postament herunter mußte in unser Börsenzeitalter; daß ihr großer Umriß in die schier körperliche Begreifbarkeit des gesunden Menschenverstandes hinabgezerrt wurde. Ha, heute, wo alles gleich und also gleich gemein sein soll, will eine ein Sonderrecht erreicht haben und groß sich nennen dürfen? Will „Stimmen" hören und gesendet sein? Unsere „Wunder" sind doch faßbar, heißen Radio und Fernbildübertragung; aber sie sind von unserer Gnade. Diese unsere Lage hat Shaw so, als ob sie unabänderlich wäre, auf falschen Vorausssetzungen kunstvoll und mit skeptischem, ehrlichem Bekenntnis demonstriert.
Und Schiller? Er erkannte schon als Karlsschüler in seinem „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" unwillkürlich die Grundlage aller Menschenschöpfung im Drama. Er gab schon früh in seinem „Venuswagen" ein Rundbild der sexuellen Hörigkeit, die dem Menschen möglich ist, wie es kein Dichter des 19./20. Jahrhunderts gegeben hat. Er schließlich, und nicht Goethe, fand den Vers, daß Hunger und Liebe die Welt regieren, er schließlich formulierte noch in der Reife 1802 seine Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Ihm, wahrhaftig, war nichts Menschliches fremd, und doch schrieb er in der „Jungfrau von Orleans" nicht, wie Shaw meint, die „Chronik einer romantischen jungen Dame", auch nicht eine in der Form verpflichtungslose „Dramatische Chronik", sondern eine Tragödie. Aber aus demselben Grunde, aus dem wir Shaw lieben als den, der uns das bequeme, zivilisierte, unheldische Leben zwar mit leisem Spott, aber doch als das menschliche hinstellt, aus demselben Grunde können wir Schiller nicht mehr darstellen, weil uns sein Pathos, da wir es nicht fühlen können, verlogen dünkt. Auf der Schule lernt man Schiller sehen als eine Art Heldenbariton; Kritik, die auch ihm gegenüber erst letzte, wertvolle Bejahung erzwingt, ist dem Schüler unmöglich, und der Lehrer vertrüge sie nicht; aber in einem streckenweis zeitverhafteten, brüchigen und oft feuerwerküberpufften Stück, wie die „Jungfrau von Orleans" es ist, weht ein Atem, vor dem die Shawsche Auffassung zu nichts zerschmilzt. Oh, Schiller sah den Abgrund des Menschlichen und die Sinnlosigkeit der Welt; aber er lebte so, als ob der Abgrund nicht wäre und die Sinnlosigkeit nicht wäre. In seinen Werken vollzieht sich der Brückenschlag über den Abgrund, in ihnen ist der Sinn gesammelt, der die Sinnlosigkeit zerstört. „Ein Porträtmaler", schreibt Schiller zwei Jahre vor seinem Tode und antwortet aus dem Grabe dem, der ihn wegen der ‚Roman-

Digitized by Google

tischen, jungen Dame' abkanzelt, „kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige ebenso sorgfältig darstellt als das Notwendige, wenn er das Große vernachlässigt und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessante herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Notwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber ist nichts als der Ausdruck der Seele, nicht etwa des gesunden Menschenverstandes, in Handlungen, Gebärden, Stellungen." „Ein Dichter", fährt Schiller fort, „behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet." Die Nutzanwendung erübrigt sich.

Zwei Tatsachen aber, eine ästhetische und eine soziale, sind schließlich noch zu bedenken. Wenn in einem Drama, das ohnehin eine verkappte satirische Komödie ist, dem Bilde der menschlichen Lächerlichkeit einige neue Züge eingegraben werden, so ist das mehr, als wenn in heroischen Stücken das Bild menschlicher Größe nicht über die vorhandenen Züge hinaus bereichert wird. Mit anderen Worten: Shaw ist durch seine „Heilige Johanna" in einer zersplissenen Zeit ein größerer Kerl als zwei Dutzend Bejaher des heldischen Dramas ohne Gestalterkraft. Und endlich, wer weiß, ob Schiller, in das 120. Jahr nach seinem Tode versetzt, noch denselben Glauben, denselben Atem, dieselbe Kraft gehabt hätte?

Diese Frage muß, ob sie auch unbeantwortbar scheint, jeder für sich selbst beantworten. Es ist dieselbe Frage, wenn nach der Wirkung geforscht wird, die jedes der beiden Dramen auf den einzelnen hat. Der eine sieht am liebsten den Helden sich und seinem gesunden Menschenverstand gleich, der andere möchte gläubig aufstreben in die heldische Sphäre. Ich glaube, immer ist, ob das Weltbild Scheibe oder Kugel oder Stern unter Sternen umfasse, ob die Menschheit sich entfalte oder nicht, immer ist und bleibt Leid- und Schicksalsfülle in der Welt sich gleich; Welt und Mensch sind unausdenkbar grauenhaft. Man kann das mit müdem Lächeln feststellen; man kann aber auch darüber hinaus die Vollkommenheit von Welt und Menschen, sei sie auch unerreichbar, behaupten und fordern. — — Wer geht mit?

*

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralburg. Von Friedrich Markmann

DER hundertste Geburtstag *Conrad Ferdinand Meyers* bedeutet uns mehr als nur eine festliche Erinnerung. Wir begrüßen in ihm die überlegene Macht einer literarischen Überlieferung, die wir in Deutschland verloren haben. Das wäre etwas mehr Formales. Es birgt unter seinen kühlen Flächen aber auch einen Gehalt, der mit der Glut der deutschen Seele ein Stück vom Wesen abendländischen Menschentums verschmilzt. Diese mit bewußter Meisterschaft gebildeten Novellen und mehrfach neu geschliffenen Verse, sind sie nicht wie ein kunstreicher Vorhang, durch den ein Geheimnis schimmert, blühend, blaß und rätselvoll? Germanischer Gehalt in romanischer Gestalt, sollte nicht gerade hierin die stärkste Wirkung dieses Dichters liegen? Hätte er auch nur den einen Thomas Becket geschaffen, wir wüßten, daß er nicht nur den farbigen Regenbogen kennt, der sich selig von Ufer zu Ufer spannt, sondern auch den Strom und alle seine Tiefen. Letztes Gespaltensein der Seele ist diesem Sprößling alter Kulturen ein quälendes Erlebnis und das Motiv des Doppelgängers ein ständig bewegender Anreiz. Unablässig scheint die eine Hälfte seines Wesens sich mit der andern zu beschäftigen, sie zu lieben, sie zu hassen, und es gab nur einen Weg aus dem Zwiespalt heraus, den der Kunst, die gelassen sich der Tragik beugt und mit sanfter Schwermut ein rundes Dasein gestaltet, das doch in Wirklichkeit voller Widersprüche bleibt. Vor allem haben in ihm südliche Lebens- und Sinnenfreude mit nordischem Ernst und „deutscher Sittenstrenge" gerungen. Leicht gaben sich diese Gegensätze dem wenig vorurteilslos Erzogenen als Katholizismus und Protestantismus. In dem einen sah er das Kosmische, in dem andern das Ethische, wußte die geheime Ordnung nicht zu entdecken, die auch diese Welten im Innersten zusammenhält, konnte doch keine von beiden lassen, und ergriff so die eine, die der Protestant als äußerlich und unreligiös zu begreifen gelehrt war, unter dem Vorwand des Hasses, der doch nur geheime Liebe war. Man wird gewiß bedauern, daß so viele, die Kunst nicht zu lesen wissen und nur am Gegenständlichen der Fabel haften, in Meyers Novellen und auch in den Gedichten von neuem bestärkt werden in ihren modischen Auffassungen von einem Katholizismus, den sie hier fortgesetzt in abschreckenden Karikaturen sehen. Hinzukommt, daß die allzu freie Art, mit der hier ein Gestalter mit den Tatsachen und den Charakteren der Geschichte umgeht, und die starke Einseitigkeit seiner historischen Schau derartig peinliche Wirkungen noch verstärkt, zumal die innere Wahrhaftigkeit des Edelmenschen ganz außer Zweifel steht. Wer aber zu dem wahren Gehalt dieser Werke vordringt, dem wird offenbar, daß hier nicht gekämpft wird um Religionen und um ihre größere oder geringere innere Berechtigung, sondern daß in ihnen Typen geformt werden, die die letzte menschliche Tragik darstellen. Daß diese Tragik drückender ist, als sie nach des Weltschöpfers Ideen sein sollte, das rührt von der religiösen Bedingtheit des Protestanten her, der im Katholizismus nur den Gegensatz zu sich selber sah, nicht aber die Religion, die das Gesetz der Tragik aller geschaffenen Besonderheit freilich nicht aufhebt, aber an tieferen Himmeln Sterne zeigt, die aller Wesen Strahlen in göttlicher Einheit sammeln.

Digitized by Google

Freunde des Dichters finden seine Werke in einer *neuen* handlichen *Ausgabe* im *Haesselverlag* Leipzig, die in verschiedenen Einbandformen zu haben ist. Gerade die Darbietung im Taschenformat in 8 Bändchen empfiehlt sich besonders. Als Einleitung dazu schrieb Professor *Faesi* eine Studie, die in der Sammlung *„Die Schweiz im deutschen Geistesleben"* soeben herausgekommen ist. Eine außerordentlich feinsinnige Hand ist hier den Wesenszügen des Dichters nachgegangen und hat auf engem Raum ein charakteristisches Gesamtbild entworfen. Gerade die Analyse der einzelnen Arbeiten darf als Musterbild kostbarer Mosaiken bezeichnet werden. Eine ausführliche *Biographie* gab *Adolf Frey* heraus. Er behandelt in einem ersten Buch die Periode der Unfruchtbarkeit, die bei unserm Dichter bis zum 35. Jahre währte, erklärt die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung, die teils in Krankheit, Nervenüberreizung, seelischer Bedrückung, teils auch im allzu frühen Tode des Vaters, der Ratlosigkeit der Mutter und in sonstigen häuslichen Verhältnissen liegen. Reisen nach Paris und München wirken belebend und wecken schlummernde Keime. Ein zweites Buch berichtet von der Entfaltung des Talentes, vom Ringen der Arbeit und von der liebenden Fürsorge der Schwester Betsy, die dem Bruder — ähnlich wie seine Gattin später — immer wieder Mut macht und wertvollste Anregungen vermittelt. Im Herbst des Lebens, wie ihn uns ein drittes Buch schildert, jubelt der Dichter auf im Segen der reichen Ernte. Dann geht es schnell hinab in eine neue trübe Zeit, die bis auf die Nervenheilanstalt die erste traurige Jugend erneuert. Der Verfasser gehört der alten, solid und nüchtern arbeitenden historischen Schule an, gibt genau Bescheid über Motivierung, Stoffquellen und Technik, verwendet in glücklichster Weise Briefstellen und Mitteilungen der Schwester und hat uns alles in allem eine treffliche, wissenschaftliche und doch sehr lesbare Arbeit geschenkt.

Einzig vom Werke des Dichters geht der bekannte Kunstkritiker *Everth* aus, indem er alle andern Quellen wohl allzusehr mißachtet. Zweifellos lohnte sich bei Meyer dies Verfahren besonders, da alles bei diesem Vorläufer Stefan Georges reine Gestalt geworden ist. So geschickt der Verfasser die verschiedenen technischen Mittel der Sprachkunst Meyers darlegt, und so dankbar eine stilwilde Zeit ihm gerade hierfür sein wird, so sehr hat er es auch verstanden, bis in die Tiefen des Menschlichen vorzudringen und das Wesen der Persönlichkeit zu enthüllen. Daß man einem Kunstkritiker nicht in allem beistimmen kann, versteht sich, ergibt sich übrigens aus meinen einleitenden Sätzen.

Noch sei darauf aufmerksam gemacht, daß gerade Meyers Lyrik, vielleicht mehr noch als seine Novellen, Art und Tiefe seiner Kunst offenbart.

Faesi, Robert: *„Conrad Ferdinand Meyer"*. Kl.-8°. 146 S. Haessel, Leipzig 1925.

Frey, Adolf: *„Conrad Ferdinand Meyer"*. Sein Leben und seine Werke. Gr.-8°. 438 S. Geheftet 7 Mk. J. G. Cottas Nachf., Stuttgart und Berlin 1925.

Everth, Erich: *„Conrad Ferdinand Meyer"*. Dichtung und Persönlichkeit. Gr.-8°. 363 S. Sybillen-Verlag, Dresden 1924.

*

Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß sie sich wieder besinnt auf die großen Männer früherer Jahrhunderte, die in den Maßen ihrer Persönlichkeit ein von allen Geschlechtern anerkanntes Ewiges und Gültiges darstellen. Wo die Philosophie versagt und auch in so vielen Religionsgemeinschaften ein vollkommener Wirrwarr herrscht, bleibt tatsächlich nur diese einzige Möglichkeit, um zum objektiv Wegweisenden zu kommen. So werden Hölderlin, Hegel u. a. wieder

Digitized by Google

stark umworben, vor allem Goethe. Dabei ist auffallend, daß alle diese Gestalten neu gesehen werden. Inwiefern das geschieht, ist nicht so leicht zu sagen. Zum Teil kommt es aus einem Empfinden heraus, das man als abendländisch bezeichnen könnte. Man spricht heute das Wort Europa mit einer ganz anderen Gefühlsbetonung, als etwa in der Zeit vor dem Kriege. Nicht nur ist es als geographische Einheit deutlicher in der Vorstellung, sondern auch als seelische. Man liebt es zu betrachten im Vergleich mit den Kulturen des Ostens und des Westens, im Vergleich auch mit den Jahrtausendepochen der Vergangenheit. Ein zweiter Grund liegt in einer vorurteilsfreieren Art, überhaupt die Dinge zu sehen. Die Herrschaft eines Liberalismus, dem jeder tiefere christliche Gedanke eine Rückständigkeit bedeutete, ist gebrochen. Man kann sogar sagen, daß es gerade umgekehrt jetzt vielen aufgeht, welch eine Verkleinerung alles Großen und naturhaft Gewachsenen jene Betrachtungsweise war, die mit einem Grauen vor aller Metaphysik und allem Christentum an die Erklärung geschichtlicher Vorgänge und Persönlichkeiten herantrat. Ohne Sinn für das Tragische war dieser Liberalismus das oberflächlichste Literaturgeschwätz, was sich denken läßt, ohne Sinn für das Organische aber blieb er unfruchtbar, der lebendigen Seele aller Forschung fern. So kommt es, daß man heute einen ganz *neuen Goethe* entdeckt.

Vom Standpunkte biologischer Wissenschaft aus schreibt *R. von Engelhardt* ein Buch, *„Organische Kultur"*, das unter starker Hinneigung zum konservativen Weltbild Goethe, den Künder des Lebens und des im Leben waltenden Gesetzes feiert, in den Mittelpunkt rückend den Begriff des Werdens und der Entwicklung, der deutsches Wesen vor allem kennzeichnen soll. Die zwischen westlichem ausgereiften Intellektualismus und östlichem unberechenbaren Mystizismus lagernde deutsche Mitte wird stark herausgehoben. Das Büchlein ist die Frucht vielen Lesens und Nachsinnens, ergänzt sich übrigens prächtig durch *Ernst Neubauers „Goethes religiöses Erlebnis"*, worin vom protestantischen Boden aus der Nachweis versucht wird, daß Goethe im Tiefsten christlich war. Viel wertvolle Einzelheiten werden hier, neu durchdacht, vorgelegt, so zum Beispiel der Unterschied von Goethe und Spinoza, sonst weniger beachtete Stellen werden gesammelt, die uns verraten, daß doch mehr christliches Gut in dem Dichter lebendig war, als manche Historiker bisher wahrhaben wollten. So großartig an und für sich die Durchführung des organischen Gedankens im christlichen Bereich ist, so bleibt doch ein Zweifel, ob wir es hier nicht mit Konstruktion zu tun haben. Ferner ist das Christentum, mit dem hier gearbeitet wird, stark vermenschlicht worden und des Übernatürlichen entkleidet. In eine ähnliche Weite der Betrachtungsweise mündet Professor *D. Gustav Pfannmüllers* Büchlein *„Goethe und das Kirchenlied"*. Bekanntlich wurde in Altona vor einiger Zeit das sogenannte Josephepos gefunden, das manche Forscher Goethe zuschrieben, darin ein Werk sehend, über das der Dichter im vierten Buch seiner Erinnerungen selber berichtet. Pfannmüller zeigt die innere Verwandtschaft der Sprache dieser Dichtung mit Texten aus dem Frankfurter Kirchengesangbuch, das in Goethes Familie viel benutzt wurde. Außerdem sucht der Verfasser zu beweisen, daß die Motive „Sorge" und „Einsamkeit", wie sie in Goethes Werken so oft gestaltet sind, in ganz ähnlicher Form schon dem Josephsdichter vor der Seele gestanden haben. Wir müssen es der Spezialforschung überlassen, ob sie Pfannmüllers Ausführungen gelten läßt. Aber auch abgesehen davon, ergibt sich als Frucht

Digitized by Google

dieser Arbeit eine tiefere Erkenntnis des in Goethe noch wirksamen Christentums. — Hatte Spengler die europäische Kultur eine faustische genannt, so lag der Versuch nahe, einmal Goethes „Faust" im Lichte dieser Kulturphilosophie zu betrachten. *Ludwig Jakobskötter* hat es gewagt, und, man muß gestehen, mit Erfolg. Mag auch, genau wie bei Spengler, dies und das nicht haltbar sein, es blitzen überall neue Lichter auf, ja, ganze breite Lichtstreifen heben mächtige Ausschnitte der Goethewelt in neue Beleuchtung. Man nehme nur folgende Stelle über die *„Kirche" im „Faust":* „Sie steht mit ihrem abendländischen Symbolgewand, nämlich mit Glocke, Chorgesang und Kirchenjahr, am Anfang des Faust, an der ersten tieferen Wendung seines inneren Lebens, sie bildet, von kleineren bedeutungsvollen Szenen abgesehen, die große seelische Form, ohne die das Erlebnis Gretchens und damit der erste Teil nicht denkbar ist, sie wird am Ende des vierten Aktes des zweiten Teiles wiederum mit den Worten des Erzbischofs unter dem Beifall des letzten Kaisers im strengen Stil des gotischen Domes aufgebaut, sie ist mit dem Tod des Faust aufs engste verbunden, und sie gibt nach dem bekannten Worte Goethes die wohltätig beschränkenden Formen für den Schluß des ganzen Gedichtes . . . ." Auch *Karl Bornhausen* sucht in seiner kleinen Schrift *„Faustisches Christentum"* neue Horizonte zu gewinnen und wandelt bewußt in Kühnemanns Spuren: „Goethe ist die höchste Erscheinung des christlichen Gedankens für die Gegenwart" — selbstverständlich kann es sich nur um ein sehr „naturhaftes" Christentum handeln, so sehr sich der Verfasser dagegen wehrt.

Schnell hätte man diese Bücher abgetan mit ein paar dogmatischen Sätzen, die zweifellos ihre logische Richtigkeit hätten, aber doch am Sinn vorbeigingen. *Das Goetheproblem ist in ein neues Stadium getreten,* und es mag angebracht sein, hier einige Gedanken zu entwickeln, über die man besser gleich ein ganzes Buch schriebe. Fragt man sich einmal, wie denn das Übernatürliche in der Kunst erscheinen könne, so ergibt sich die Antwort: Nur dem Wesensgesetz der Kunst gemäß. Nun aber stellt diese alle ihre Inhalte im sinnlichen Gewande dar. Daraus folgt, daß das Geistige in ihr nur symbolhaft gegeben werden kann, das Übernatürliche aber nur in der Allegorie. Es muß eben Wort werden, ja, mehr als das, sogar Gestalt. Eine gotische Kirche etwa, die wir gewöhnt sind, als Symbol des Katholizismus zu betrachten, die zweifellos auch im historischen Ablauf aus ihm herausgewachsen — alle anderen Bedingungen einmal außer acht gelassen —, könnte an und für sich genau so gut den Kult des Lichtgottes Baldur verherrlichen. Das Symbol ist über den spezifischen Inhalt des Symbolisierten stumm. Folgerichtig kann sich der Mensch in das Symbol hineindenken, was er will. Man sehe einmal im Faust dieses Symbolische und schalte alles aus, was nicht symbolisch ist, denn es ist in dem Falle eben nicht durchgestaltet und nicht im strengen Sinne Dichtung, und siehe, es wird sogleich verständlich, warum so viele in die gleiche Dichtung etwas ganz Verschiedenes hineinlesen. Weiter wird es sogleich begreiflich, daß man bei diesen großen Symbolen nicht leicht von einer wesenhaften Verknüpfung mit einer bestimmten Weltanschauung sprechen kann, dementsprechend also auch sogar etwas hineinlegen darf, was am Ende der Dichter gar nicht gewollt hat, was aber durch den Charakter des Symbols nicht ausgeschlossen wird. Gerade darum kann die Kunst Tiefstes sagen, weil sie Spezifisches darüber nicht aussagt, es also in keiner Weise begrenzt. Eben darum drückt sie so vieles aus, weil sie über das Bildhaft-Gegebene hinaus

Digitized by Google

nichts mehr sagt und die Blicke schweifen läßt ins Unendliche und das Ahnen ins Göttliche. Von diesen Gedankengängen her können wir noch in ganz anderer Weise, als es bisher geschehen, Goethes „Faust" für den Katholizismus in Anspruch nehmen. Wir werden nicht darin suchen, was man in einer Dichtung überhaupt nicht suchen darf, weil sie darüber einfachhin nichts aussagt, nämlich ein neues oder irgendein Wissen um die Geheimnisse der Übernatur. Darüber sagt auch ein gotischer Dom erst dann etwas aus, wenn ich es daranschreibe oder wenn es die Geschichte daranschreibt, was das gleiche ist. Alle diese Gedanken, die zu geradezu ungeheuren Folgerungen auf dem Gebiete des Wertens von Dichtungen führen müssen, seien hier zuerst mit Vorbehalt und als Problem ausgesprochen, und zwar in der Hoffnung, daß man sich damit befasse und in gemeinsamer Arbeit sie prüfe.

Noch eine wichtige Folge würde sich hieraus ergeben: Man könnte den Nachdruck viel mehr auf die Dichtung legen, als auf das mehr oder minder vorbildliche Leben des Dichters. Ist es nicht einfach widerlich, wenn man da ein Idealisieren beginnt, das jeder biographischen Treue spottet? Eben schenkt uns *Houben* ein Werk, „*Eckermann*", das mit peinlicher Genauigkeit aus ganz neuen Quellen den Lebenslauf des Herausgebers der berühmten Gespräche schildert und vor allem bisher Unbekanntes aus seinem Verhältnis zu Goethe enthüllt. Um es gleich zu sagen: Bei allem Schönen, das wir hier erfahren — auch über Goethe, den gemütlichen Großpapa —, es hört doch stellenweise in diesem Buche alle Poesie auf. Durfte Goethe die Existenz eines vielleicht mittelmäßigen, aber doch vielversprechenden Menschen in diesem Ausmaße seinem Dienste versklaven? Gewiß, er kam einem Wunsche entgegen, und überhaupt läßt sich dies nicht in wenigen Worten erledigen, aber man stelle sich vor, ein solches Ausnützen des Nächsten würde unter den Menschen die Regel (bitte nicht protestieren, denn es gibt keine Geniemoral, so viele sie sich auch wünschen), ebenso wie die unglaublich knickerige Art, wie hier die Lebensnotdurft einem getreuen Freunde vermittelt wurde, und man wollte dies alles groß und göttlich nennen..., dann fahre hin, soziales Zeitalter! Und das Christentum? Alle Versuche, den Menschen Goethe zu einem Christen zu machen, scheitern an der unerbittlichen Wahrheit der Tatsachen. Kaum ein Wort über die tiefsten Fragen der Menschheit. Geradezu ein ängstliches Flüchten vor diesen gefährlichen Dingen. Charakteristisch ist eine Stelle, Seite 542: „Im Alten und Neuen Testament kommen davon (vom Dämonischen) bedeutende Spuren vor, und selbst in Christus erscheinen Züge, die man dahin rechnen könnte..... Es hat einen eigenen Reiz, an unerforschlichen Dingen herumzutupfen, im Grunde aber ist es nicht gut, sich in Gedanken viel damit zu befassen. Und so muß ich denn wieder mit Liebe an die Farbenlehre denken, wo es uns, einen durchaus sinnlichen Kreis durchlaufend, doch am Ende auf festen sicheren Bahnen einem Urwesen zu nähern vergönnt ist." Wo die sinnliche Anschauung endet, da auch Goethe — für den Dichter vielleicht ein Vorzug, für den Menschen etwas ganz anderes. An religiösem und ethischem Gehalt ist in diesen 634 Seiten, die fast ein Jahrzehnt umfassen, so gut wie nichts. Nein, man wird sich doch besser an den Dichter halten und von dem Menschen sagen, daß er, genau besehen, ein Mensch war, wie so viele andere, jedenfalls nicht entfernt zu vergleichen mit dem, was man sich als Katholik unter einem Heiligen vorstellt. Zur pharisäerhaften Verurteilung haben wir kein Recht, ganz sicher auch zu ungeschichtlicher Verhimmelung keinen Grund.

Digitized by Google

Noch sei bei dieser Gelegenheit erwähnt die Neuausgabe *„Goethes Tagebuch der italienischen Reise"*, mit einem Nachwort und Anmerkungen herausgegeben von *Heinrich Schmidt*, Jena, in der hübschen Ausstattung der Krönerschen Taschenausgaben, ferner, als Nr. 380 der *Inselbücherei* erschienen, *„Goethes Metamorphose der Pflanzen"*, bekanntlich eine der wichtigsten von Goethes kleineren Schriften, die den Keim einer ganzen Weltanschauung enthält, dann eine zweite, in der Anlage verbesserte Ausgabe von *Georg Witkowski*, *„Cornelia, die Schwester Goethes"*, ein Buch, das man immer wieder mit Nutzen liest, nicht nur, um den edlen Charakter einer edlen, leidenden Frauenseele zu bewundern, sondern auch darum, weil man hier sozusagen durch ein anderes Fenster in den Goethebereich schaut, endlich noch die freundliche, aus liebendem, verstehendem Herzen geschriebene Erklärung von *Goethes „Faust"* von *Heinen*, die breitesten Kreisen die Dichtung näherbringen will. In einem kurzen Vortrag: *„Faust", eine Weltdichtung*, hat *Albert Köster* in einigen kräftigen Zügen und leuchtenden Linien Wesentliches der Dichtung dargestellt. Ex ungue leonem — aus der kleinen Studie spricht ein weiter, hoher Geist und ein erfahrener Forscher.

Engelhardt, R. von: *„Organische Kultur"*. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. Gr.-8°. 115 S. J. F. Lehmann, München 1925.

Neubauer, Ernst: *„Goethes religiöses Erleben"* im Zusammenhang seiner intuitiv-organischen Weltanschauung. Gr.-8°. 84 S. J. C. B. Mohr, Tübingen 1925.

Pfannmüller, Gustav: *„Goethe und das Kirchenlied"*. Ein Beitrag zum Streit um Goethes „Joseph". Gr.-8°. 99 S. W. Gente, Hamburg 1924.

Jakobskötter, Ludwig: *„Goethes Faust im Lichte der Kulturphilosophie Spenglers.* Gr.-8°. 125 S. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1924.

Bornhausen, Karl: *„Faustisches Christentum"*. Gr.-8°. 24 S. (Bücherei der christlichen Welt.) F. A. Perthes, Gotha und Stuttgart 1925. 1 Mk.

Houben, H. H.: *„J. P. Eckermann"*. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. 2., durchgesehene Auflage. 8°. 635 S. H. Haessel, Leipzig 1925.

„Goethes Tagebuch der italienischen Reise." Mit einem Nachwort und Anmerkungen. Herausgegeben von Heinrich Schmidt, Jena. Mit einigen Bildern. 8°. 184 S. S. A. Kröner, Leipzig 1925.

Goethe: *„Die Metamorphose der Pflanzen"*. 8°. 64 S. Inselverlag, Leipzig o. J.

Witkowski, Georg: *„Cornelia, die Schwester Goethes"*. Mit 8 Abbildungen. 8°. 210 S. Geh.: 3,50 Mk., Ganzl.: 5,50 Mk., Halbl.: 8 Mk. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1924.

Heinen, A.: *„Goethes Faust"*. Versuch einer Darstellung, was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsarbeitsgemeinschaft geworden ist. Kl.-8°. 219 S. 1,80 Mk. Verlag des Volksvereins, M.-Gladbach 1924.

Köster, Albert: *„Faust"*. Eine Weltdichtung. Gr.-8°. 44 S. Verlag für Kulturpolitik, München 1924.

*

Mit wieviel Recht man unsere Zeit als große Wende betrachtet und mit wieviel Unrecht man Männer, die dieses stolz verkündet haben, etwa einen Peter Wust, als wirklichkeitsfremde Phantasten angesehen hat, das zeigt uns jeder Blick in die Literaturgeschichte von heute in neuer Klarheit. Vor kurzem hat der angesehene Literaturforscher *Rudolf Unger* als erstes Heft der „Schriften der Königsberger Gesellschaft" ein Bändchen *„Literaturgeschichte als Problemgeschichte"* erscheinen lassen, das ausgezeichnet über die Hauptströmungen der Gegenwart unterrichtet. Der Verfasser geht in seinem Schaffen von Dilthey aus: Dichtung ist Lebensdeutung. Aber er dringt über ihn hinaus, und zwar in einer Weise, die sein Tun in geistesgeschichtliche Parallele zu Vorgängen auf andern Gebieten setzt. Dilthey ist ihm noch zu sehr Vertreter eines „psychologistischen Zeitalters", das inzwischen von einem andern abgelöst worden. „Für uns Heutige, die wir im Zeichen eines neuen philosophischen Objektivismus

Digitized by Google

stehen und arbeiten, ist ‚die Natur des Menschenlebens' als Gegenstand der Dichtung wieder eine objektive Größe geworden, die wir weder unter individual- noch sozialpsychologischer Perspektive, sondern zunächst aus sich selbst, aus ihrer gegenständlichen Erscheinungsweise suchen müssen zu verstehen. Und so kann uns vor allem Diltheys Lehre vom dichterischen Motiv und von der Verknüpfung solcher Motive zum Kunstwerk nicht mehr genügen." Unger schreitet entschlossen weiter zu neuer Tat: „Wie sollten wir, getragen von dem neuen metaphysischen Bewußtsein wie mehr oder minder alle andern heutigen Geisteswissenschaften, nicht von neuem dessen innewerden, daß Literaturgeschichte noch etwas anderes ist als Wissenschaft von Technik und Form, von subjektiven Erlebnisgehalten und ihren motivischen Gestaltungen, ja, als Psychologie und Ästhetik — obwohl sie dieses alles auch ist. Wenn die Dichtung wieder so ganz als Leben sich gibt, als gestaltende Deutung oder deutende Gestaltung des realen Lebens nach seinen zeitlichen Erscheinungen und überzeitlichen Gründen, kurz nach seinen Problemen, so kann auch die Literaturwissenschaft nichts anders sein als Wissenschaft von diesen Problemen, so muß die Literaturgeschichte, zum wenigsten nach einer ihrer Dimensionen — denn sie ist, wie alle modernen Wissenschaften, ein mehrseitiges Gebilde —, unter den Voraussetzungen und Forderungen der Gegenwart sich zu dem entwickeln, wozu sie sich einst in einer geistig verwandten Epoche, wie gezeigt, schon auf dem Wege befand, aber bei der damaligen Überspannung der konstruktiven Spekulation gegenüber der Unfertigkeit der geistesgeschichtlichen Empirie und der wissenschaftlichen Methodik noch nicht gelangen konnte: zur Problemgeschichte." Gewiß droht Gefahr, daß auf diese Weise Literaturgeschichte allzusehr zur Kulturgeschichte sich erweitere, oder daß unter dem Philosophischen das Literarische leide — weniger allerdings bei den Königen als bei den Kärrnern —, andererseits fühlt man gerade hier, wie bedauerlich es ist, daß sich der philosophische Prozeß zum Objektiven hin so langsam und manchmal sogar hoffnungslos vollzieht oder eben nicht vollzieht. Wach auf! so möchte man der neueren Philosophie zurufen, denn wenn ihr euch nicht beeilt, eure Kategorien wirklichkeitsgerechter zu machen, dann wird die Wirklichkeit über euch hinweggehen und euch wieder in der Einsamkeit zurücklassen, aus der ihr soeben mit vieler Mühe hervorgekommen seid.

Stark philosophisch und kulturhistorisch unterbaut ist die von der Fachkritik mit großer Anerkennung besprochene Geschichte des deutschen Liedes von Universitätsprofessor *Dr. Günther Müller*. In der Fülle der verschiedenen Ausgangspunkte und Methoden der vorwärtsstürmenden Literaturwissenschaft unseres Zeitalters steht Müller hinter Viëtor, dessen Geschichte der Ode so sehr gefeiert worden ist. „Auf das gattungsgeschichtliche Sein, Werden und Vergehen richtet die folgende Darstellung ihr Augenmerk, und Formung und Auswahl des Stoffes stehen ganz unter diesem Gesichtspunkt." Methodisch hat diese Art für sich die selbstgewählte Begrenzung in dem literarischen und ästhetischen Bereich. Indem sie Feststellungen in diesem Rahmen organisch miteinander verknüpft, wahrt sie sich den Blick für das entwicklungsgeschichtlich Wichtige, ohne darum verpflichtet zu sein, das dem Gehalt nach Bedeutende nicht auch hervorzuheben. Liegt bei Unger der Akzent auf Gehalt, so hier auf Gestalt, die gewiß im Kunstwerk selbst eine unlösliche Einheit bilden, für unsere wissenschaftliche Betrachtung aber immer gesondert auftreten und daher je nach der Vor-

Digitized by Google

liebe des Forschers die Richtung so oder so bestimmen. In unserer Gralauffassung wäre dies nicht das Letzte, denn wir fassen in die ästhetisch-kritische Aufgabe auch noch hinein die Messung des Gehaltes an ursprünglichsten Wertmaßstäben alles Lebens. Auch wir müssen anerkennen, daß es sich hier um eine Leistung ganz hohen Ranges handelt. Günther Müller besitzt jene feine Geistigkeit und durchweg auch jenen scharf sitzenden Stil, die dichterische Gewebe ebenso geschickt zerteilen als darlegen. Als Frucht nimmt man nicht nur mit eine neue Einsicht in das Werden des deutschen Liedes von Regnard bis George, sondern auch, weil alle Faktoren, die formbildend gewirkt haben, mitbetrachtet werden, eine vertiefte Kenntnis der neueren deutschen Literaturgeschichte. Einige schwer geschriebene Stellen, leider gleich am Anfang, sollten auch den Laien nicht abhalten, ein so wertvolles Buch zu lesen, das im eigentlichsten Sinne bildet. Bei der Unsumme von kleinen und großen Problemen, die Seite für Seite hier auftauchen, ist es nicht möglich, Einzelheiten zu berühren, nur scheint mir der Verfasser bisweilen protestantisch gleich subjektiv und katholisch gleich objektiv zu setzen, was dann stark Urteile bedingt, wie auf Seite 140: „Damit, d. h. mit der Tatsache, daß Lyrik Aussprache wird, nicht einer transsubjektiven Lehre, sondern einer persönlichen, privaten Überzeugung, beginnt der letzte Schritt zur Entklerikalisierung der Welt: nicht nur die ‚Natur', sondern auch die Religion wird säkularisiert. Erst die Vollendung dieses Schrittes gewährt die abschließenden Bedingungen für die Möglichkeit eines in sich bedeutsamen und inhaltsschweren Liedtypus." Denken wir uns einmal den ganzen Protestantismus fort, und nehmen wir einmal an, es hätte die neuere Dichtung nicht an Opitz, sondern an Spee angeknüpft, der doch unmittelbar auf die alte deutsche Mystik zurückweist, warum hätte nicht auf dieser Bahn sowohl Lebensfülle — vom Humanismus her — wie auch Persönlichkeit sich entwickeln können? .... *Philipp Witkop, „Deutsche Lyriker"*, erscheint soeben in zweiter Auflage. Es ist bekanntlich eine wundervolle Darstellung und tiefsinnige Betrachtungsweise, die dieses Buch, dessen erster Band, der von Opitz bis Hölderlin reicht, auszeichnet, und es sei darum hier angelegentlich empfohlen. Wir lesen da auf Seite 26: „Auch in Spee gewinnen die beiden wirkenden Kräfte deutschen Volkstums, die sinnliche Lebendigkeit und Naturverbundenheit des Volksliedes und die Innigkeit und Tiefe der deutschen Mystik, Gestalt und Gewalt." Das Persönliche liegt nicht im Protestantismus so sehr als im deutschen Wesen, namentlich im Norden. Es braucht ein Protestant, wenn es ihn etwa gelüstet, katholisch zu werden, dieses sein nordisches Wesen nicht auszuziehen, denn wie für den Romanen, so ist im Katholizismus auch Raum für den Germanen, und es wird sich am Ende noch einmal zeigen, welche Werte gerade von dieser Seite her der europäischen Gesamtkultur, die nun einmal ohne die katholische Seele nicht verständlich ist, zugeströmt sind und vor allem noch zuströmen sollen.

Unger, Rudolf: *„Literaturgeschichte als Problemgeschichte"*. Zur Frage geisteshistorischer Synthese, mit besonderer Beziehung auf Wilhelm Dilthey. Gr.-8°. 30 S. (Schriften der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft.) Heft 1. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte, Berlin 1924.

Müller, Günther: *„Geschichte des Liedes"*. Vom Zeitalter des Barock bis zur Gegenwart. Gr.-8°. 335 S. Text, 48 S. Liederanhang. Drei-Masken-Verlag 1925.

Witkop, Philipp: *„Die deutsche Lyrik von Luther bis Nietzsche"*. I. Band: Von Luther bis Hölderlin. 3. veränderte Auflage. Mit 6 Bildnissen. Gr.-8°. 306 S. B. G. Teubner, Leipzig 1925. Geb. 10 Mk.

Digitized by Google

Hatten wir früher auf dem Gebiete der Spezialwissenschaften zu klagen über allzu große Nüchternheit, Intellektualismus und Spezialistentum, so gilt heute für viele Erscheinungen bereits das Gegenteil. Die Nüchternheit ist gewichen einer ungeheuerlichen Lust, sich an vagen Vermutungen zu berauschen, der Intellektualismus wurde abgelöst durch einen Intuitionismus, der in großer Schau sich gern entbindet von der Entwicklung logisch zwingender Gedankengänge, und Spezialisten sehen sich Reihe in Reihe neben Vertretern, die über alles in der Welt reden zu müssen glauben, auch wenn sie nur über Literatur sprechen sollen. Man hat das Gefühl, als ob alles schwanke, was je als sicherer Boden galt, und nun alles durcheinanderrufe, nur um sich zurechtzufinden. Das Suchen nach dem Festen und Endgültigen hat eine Sturmflut von Metaphysik durch alle Dämme brechen lassen, und es bleibt nun nichts anderes übrig, als die Kämpfe auszufechten, wie sie sich eben bieten. In solcher Lage sind uns einerseits Bücher willkommen, die sich um klare Formulierung von Fragen bemühen, wie etwa das Schriftchen von *Johannes Dierkes*, *„Kultur und Religion"*, in dem man neuzeitliche Luft wittert über frisch aufgelockerter Erde, das aber vielleicht die Spannung zwischen beiden ein wenig übertreibt. Jedenfalls hätten zwei Wahrheiten ausführlicher entwickelt werden sollen: Einmal gehen durch die Gesamtwelt des Objektiven, also sowohl der Kultur als auch der Religion, die gleichen Grundideen, die alles verbinden in gemeinsamer Struktur, und weiter zeigt die katholische Aszese mancherlei Möglichkeiten, sowohl dem einen Bezirk als auch dem anderen gerecht zu werden, ohne daß man darüber das innere Gleichgewicht zu verlieren brauchte. Andererseits begrüßen wir Bücher, die mit starker synthetischer Kraft überlieferte Wahrheit und modernes Denken verbinden, soweit das überhaupt möglich ist. Es wurde schon den Zuhörern in Dresden klar, wie sehr *Bernard Jansen*, S. J., gerade dieser Aufgabe gewachsen ist. Er legt seine fesselnden Vorträge im XII. Band der Sammlung des Theatinerverlags, *„Der katholische Gedanke"*, in schöner Ordnung und in edler, dennoch gemeinverständlicher Sprache vor und erweckt mit diesem Versuch, *„Der Kritizismus Kants"*, aus dem die gewaltige konstruktive Einheit eines Systems leuchtend hervorbricht, das doch vergeblich mit seinen rein formalen Klammern die auseinanderstrebenden Inhalte zu meistern sucht, den Wunsch und die Bitte, er möge uns recht bald eine Kantbiographie schenken, die, aus dem dem gleichen Ethos herauswachsend, hüben und drüben großen Segen stiften könnte.

Abschließen möge diese Erörterungen eine Umschreibung der ästhetischen Grundauffassungen Solowieffs, wie sie uns von Radloff in seinem eben erschienenen Buch über russische Philosophie darlegt, wundervoll den letzten und tiefsten Sinn des Gralprogramms aussprechend: „Schönheit ist die in sinnlichen Formen erfolgte Verkörperung des ideellen Gehaltes, der vor dieser Verkörperung die Wahrheit und das Gute heißt. Die Aufgabe der Kunst besteht darin, in sinnlich wahrnehmbaren Formen den höheren Sinn des Lebens zu verkörpern, den der Philosoph durch rationale Begriffe bestimmt und der Moralist als die Idee des Guten verkündet. Es genügt, daß der Künstler der Schönheit treu bleibt, dann wird sie von selbst sein Werk wahrmachen."

Dierkes, Johannes: „Kultur und Religion". Ein Beitrag zur Kulturkrisis der Gegenwart. Gr.-8°. S. Junfermann, Paderborn 1925.

Jansen, Bernhard: „Der Kritizismus Kants". (Der katholische Gedanke, XII. Band.) 8°. 94 S. Theatiner-Verlag, München 1925. Geb. 2,50 Mk.

Digitized by Google

Dichtung des In- u. Auslandes

C. F. Meyer

Ein Überblick über des Dichters Leben und Schaffen[1]

Von Dr. Clara Faßbinder

WENN ich an das Leben von C. F. Meyer denke, steht mir immer sein Gedicht „Auf dem Canale grande" vor Augen. — Die Abendschatten füllen die breite Wasserstraße. Nur zwischen Palästen bricht noch eine grelle Lichtbahn durch, Menschen und Dinge purpurn aufglühen lassend.

Eine kleine, kurze Strecke
Treibt das Leben leidenschaftlich,
Und erlischt im Schatten drüben
Als ein unverständlich Murmeln.

Das Bild seines eigenen Lebens hat er in dieser Strophe gezeichnet: ein langes Dämmern, ein starkes Leuchten und wieder ein langes Dunkel war es. An seinem 100. Geburtstage lohnt es sich wohl, seinen Pfaden nachzugehen, vor allem an Hand seiner Gedichte, in denen soviel verstecktes Bekenntnis sich birgt.

Von Vater- und Mutterseite her ist C. F. Meyer der Sproß alter Zürcher Geschlechter. Die leise Müdigkeit, die solch alten Familien oft eigen ist, die bereits im Wesen der Eltern deutlich in die Erscheinung tritt, lastet von früher Jugend an auf ihm. Lesend, grübelnd, wandernd läßt er die Jahre vergehen, ohne Früchte zu tragen.

Ich war von einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht, ich war im Traum erstarrt,

bekennt er später von jener „dumpfen Zeit, da junge Wildheit in mir gor". „Ich leide sehr viel. Doch, was geht's dich an?" schreibt er dem Vetter von Wyss. Selbst der Mutter gegenüber verschloß er sein Herz.

Was ich leide, was mich quäle,
Und warum ich ohne Klage
Mich verzehre, mich zernage,
Und ich schwieg, und unter Zähren
Ließ sie meinen Trotz gewähren.

Meyers absonderliche Seelenhaltung beunruhigte seine Umgebung. Man machte ihm klar, daß sein Zustand besorgniserregend sei. Und so willigte er schließlich darin ein, daß er in einer Nervenheilanstalt untergebracht wurde. Hier nahm man sich mit aller Liebe des Unglücklichen an. Nach seiner Entlassung stand man ihm weiter ratend und helfend zur Seite. Gelehrte Freunde, so Vuillemin und Felix Bovet, regten zur Übersetzung französischer Schriften an. Das Studium brachte nicht nur Ordnung und Zucht in sein Leben, sondern vermittelte ihm auch reiche Kenntnisse und machte ihn mit der Geschichte vertraut, der er später meist den Stoff zu seinen Erzählungen entnahm.

[1] Im nächsten Heft werden wir noch einen Aufsatz unseres schweizerischen Mitherausgebers Dr. K. E. Lusser über C. F. Meyers religiöse Entwickelung bringen.

Digitized by Google

Diese Jahre waren indes auch Zeiten seelischen Wachstums. Vornehmheit und zarte Rücksichtnahme sprechen aus den Versen:

Es mußte mich so viel verwunden,
Es wurde mir so weh getan,
Daß ich in meinen herbsten Stunden
Nun keinen mehr verletzen kann.

Die gleiche edle Gesinnung bekunden fast alle seine Briefe.

Das seelische Leiden Conrads hatte jedoch die feinfühlige Mutter derart erschüttert, daß sie selbst schwermütig wurde und keine Heilung mehr für dieses Leben erhoffen durfte. In einem Anfalle von Melancholie stürzte sie sich in die Fluten. Der tragische Tod der Mutter ging dem Sohne sehr nahe. In verschiedenen Gedichten hat er ihr ein Denkmal seiner unvergänglichen Liebe gesetzt.

Meyer selbst suchte die trüben Gedanken durch Reisen zu verscheuchen. Die großen Städte Paris und München zogen ihn an. Das wahre Leben aber ging ihm erst in Italien auf. In Rom überwältigte ihn das starke Erlebnis Michelangelos. Als ein anderer kehrte er in die Heimat zurück. Aber es dauerte noch acht Jahre, bis er 1864 „Zwanzig Balladen von einem Schweizer" ohne Namennennung veröffentlichte. Erst 1869 erschien ein schmales Bändchen „Romanzen und Bilder" unter seinem Namen, das jedoch von der Kritik kaum beachtet wurde.

Das Jahr 1870 bewirkte endlich die große Wandlung in ihm. „Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlaß das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich ‚Huttens letzte Tage'." Für die Katholiken bleibt die Dichtung trotz vielen Schönheiten peinlich zu lesen, weil die Reformationsstimmung den Grundton gibt. An diese Versdichtung reiht sich die Legende „Engelberg", des Dichters schwächste Leistung. Die ersten Versuche in Prosa waren das „Amulett" und die humoristische Erzählung „Der Schuß von der Kanzel". Eine bedeutende Höhe seines Schaffens stellt schon der Roman „Jürg Jenatsch" dar. Und nun erstehen die weiteren Meisterwerke in ununterbrochener Folge. Meyer war mit einem Schlage ein berühmter Dichter geworden. Die Sonne des Glückes leuchtete dem Fünfzigjährigen. Nun, da er schon im Herbste des Lebens stand, erwachte sein Herz in später Liebe. Luise Ziegler, einer vornehmen Zürcherin, schenkte er seine Zuneigung. Bald führte er sie als Gattin heim. Eine Reihe von Jahren reichsten Segens schenkte ihm der Himmel. „Ich bin mit Gott und der Welt zufrieden", äußerte er einmal dem Freunde Frey gegenüber.

Aber das Schicksal war ihm nicht allzu lange hold. Schon warf es seine düsteren Schatten wieder wie in der Jugend Tagen auf seinen Lebensweg. Das Schaffen erlahmte, eine Krankheit befiel ihn, sein Geist verfinsterte sich. Noch einmal schlossen sich hinter ihm die Tore der Irrenanstalt Préfargier. Nach einjähriger Kur nahm er Wohnung zu Kilchberg, um hier die letzten Jahre seines Lebens zu verbringen. Manchmal formten sich ihm die Gedanken noch zu Versen, die seltsam an die der Frühzeit erinnern. Das letzte, 1898 entstandene Gedicht beginnt:

Warum trägst du, meine Seele, Leid?
Worüber tröstet dich Unsterblichkeit?
Du wirst nach deinen kargen Erdentagen
Ein schimmernd Kleid mit weißen Falten tragen.

Dann verlieren sich die Worte wie ein „unverständlich Murmeln". Nicht mit

Digitized by Google

dem Blick auf die „nahen, selig klaren Firne", wie er es sich in der „Bank des Alten" gewünscht, ist er gestorben. Aber das „große stille Leuchten" lag in seinem „Wesen und Gedicht", es liegt auch verklärend über seinem dunklen Tode.

*

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit . . .
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf,
Bin ich bei dir.

Dieses Wort Detlev von Liliencrons bezeichnet einen wesentlichen Zug der Dichtungen Meyers. Das gilt vornehmlich von seinen Gedichten. Ein Vergleich ihrer verschiedenen Fassungen läßt uns die ungemeine Entwicklung ahnen, die der Dichter nahm. Mit dieser Entstehung hängt eine Schwäche zusammen: es fehlt den meisten Gedichten die Unmittelbarkeit, das Unbedingt-Zwingende. Und auch des Liedmäßigen entbehren sie häufig. Fast immer ist das Gefühl in einem Bilde ausgesprochen, das meist dem Leben, der Natur oder der Kunst entnommen ist. Meyer hat von Kind an in tiefem Einklang mit der Natur gelebt. Wald, See und Hochgebirge waren seine Freude, da er sich noch von den Menschen unverstanden und verachtet wußte. Die Sterne sind ihm allezeit „Freunde, Warner, Führer und Richter" gewesen. So dringen die Vergleiche ungezwungen in all sein Dichten ein. Neben der Wiedergabe von Natureindrücken sind die Schilderungen von Gemälden und Statuen die ersten Flügelschläge seines erwachenden Genius. Von der Versenkung in die plastischen Kunstwerke, besonders der Renaissance und der Antike, haben seine Gedichte die Anschaulichkeit und Kürze des Ausdrucks. In den vollendetsten gibt er nur die Höhepunkte der Handlung oder des Gefühls. In einigen Gedichten erreicht er sogar dramatische Spannung. So wird er zum Meister der Ballade und des historischen Bildnisses. Wie zufällig stehen in allen Abteilungen Gedichte verstreut, in denen innerstes Erleben scheuen Arsdruck sucht. Aber gerade in dieser Verhaltenheit liegt die Tiefe und Schönheit Meyerscher Gedichte, die sich nur dem gründlichen Leser ganz erschließt. Weil viele Gedichte erst erobert werden müssen, um sie recht zu würdigen und ihren Gehalt zu erschöpfen, werden sie häufig übergangen und bleiben darum unbekannt. Möge der diesjährige Gedächtnistag dazu beitragen, daß auch der Lyriker endlich den Platz einnehme, den der Epiker seit vielen Jahren innehat.

*

Die Verbindung zwischen den Gedichten und den Prosawerken bilden die beiden Versepen „Huttens letzte Tage" und „Engelberg". Die erste dieser Schöpfungen ist, rein dichterisch gesehen, eine der vollendetsten Epen der deutschen Sprache. Jede billige Sentimentalität ist vermieden. Ein männlicher Zug strafft die Dichtung bis zu ihrem Ausklingen. Ganz anders geartet ist die Legende „Engelberg". Sie ist lieblicher und weicher, wie es der vom Dichter benutzte Vorwurf — eine Verwebung alten Legendenstoffes und eines Frauenschicksals — mit sich bringt. Dieses in der Komposition lose und auch sonst weniger bedeutende Epos lebt mehr vom Namen des Dichters als aus sich.

Stärker sind die ersten Versuche in Prosa: das „Amulett" und der später entstandene „Gustav Adolfs Page". Beide sind aus der Beschäftigung des Dichters mit dem Reformationszeitalter hervorgegangen und zeigen deutlich, daß ihn das Ethos dieser Tage mehr bezwungen hat als der künstlerische Vorwurf. „Der Schuß von der Kanzel" ist eine Novelle im altitalienischen Sinne des Wortes

Digitized by Google

und hat das scharfe Problem, das Heyse von ihm forderte. „Die Leiden eines Knaben" sind aus der Erinnerung an die eigene, trübe Jugendzeit entstanden. Seinen Stil und seine Sprache hatte er erst nach langen Jahren schweren Ringens in seinem einzigen Romane „Jürg Jenatsch" gefunden. Das Buch, das erst 1874 erschien, begründete den Ruhm seines Schöpfers. Es ist ein historischer Roman, aber keine Historie. Der Dichter bekannte einmal, daß ihn in der Geschichte weniger politische als ethische Probleme anzögen. Auch in diesem Werk finden wir die tiefere Betrachtungsweise verwirklicht; es reizte ihn, die Entwicklung eines Charakters bloßzulegen. Er läßt Jürg der Jugendgeliebten erst erscheinen, als er sein Lebensziel, die Befreiung Bündens, mit dem Übertritt zu dem bis dahin verhaßten und befehdeten Katholizismus erreicht hat. „Teuer erkauft!" nennt er die Befreiungsurkunde der Heimat.

Auch alle folgenden Werke sind auf solche kurze Formel zu bringen. Manchmal ist sie in der Dichtung selbst enthalten, ein anderes Mal löst sie sich ungezwungen aus ihr heraus. „Der Heilige", die Geschichte des Thomas Becket, zeigt, wie sehr dieser „Märtyrer" ein Mensch in seiner unveränderten Eigenart geblieben ist. Nicht ein Heiliger, aber ein Leidender und zugleich andere leiden machender Mensch wird unter dem verhüllenden Heiligenschein sichtbar. „Die Hochzeit des Mönchs" ist nach den Worten des Erzählers Dante die Geschichte eines Mannes, der aus edlem Beweggrunde, aus Kindesliebe, aber nicht aus der Freiheit seiner Natur, seinem inneren Beruf untreu wird und sich dadurch in Schuld, Sünde und frühen Tod stürzt. „Die Richterin": die verborgene Schuld wuchert unterirdisch weiter und untergräbt den Boden, auf dem der Schuldige das Haus seines Glückes sicher gebaut zu haben glaubt. Leichter ist der Stoff, den er in der kurzen Novelle „Plautus im Nonnenkloster" bietet. Zwar hat der Dichter die verschiedene, aber seiner Überzeugung nach gleich verwerfliche Art des Klerus vor der Reformation dartun wollen. Doch übertönt hier das Licht das Dunkel. Tiefer indessen und lastender liegen die Schatten auf der folgenden Renaissancenovelle „Die Versuchung des Pescara". Daß ein „schon nicht mehr Versuchbarer" in Versuchung geführt wird und dem Leben die Frage offen bleibt: „Was wäre geschehen, wenn Pescara nicht die langsame Todeswunde in der Brust gespürt, sondern man ihm im Vollbesitz seiner Kräfte die Krone Italiens als Lohn für seinen Verrat an seinem kaiserlichen Herrn angeboten hätte?" — das bildet den eigentümlichen Zauber dieses Werkes. Aus der Renaissance ist endlich auch die letzte Schöpfung des Dichters genommen: „Angela Borgia", in der der Gegensatz zwischen „Zuviel Gewissen und zuwenig Gewissen" das Problem ist. Von den anderen Plänen, die ihn durch Jahrzehnte bewegten, ist keiner über Fragmente hinaus gediehen.

Der Grund, warum er seinen Stoff aus der Vergangenheit holte, liegt in der vom Vater ererbten und durch die Studien in der französischen Schweiz verstärkten Neigung zur Geschichte. Besonders zogen ihn an die Zeiten gesteigerter Größe und einer über das Gewöhnliche hinausgehenden Bewegtheit, Zeiten der Leidenschaft, des Kampfes, des wilden Ringens um irgendein Gut. Daneben war er aber zu tief Christ, um nicht auch die Kehrseite dämonischer Größe zu sehen. An seinen Werken hat C. F. Meyer rastlos geformt und gefeilt, bis sie ihm vollendet erschienen. Durch die Plastik in der Darstellung erzielt der Dichter die nachhaltigsten Wirkungen. „Kurz und gut" war der Hauptgrundsatz seines Schaffens. Oft genügte ihm nur eine Gebärde, um die Situation zu veranschaulichen. In der

Digitized by Google

Kunst der Rahmenerzählung ist er ein bisher unübertroffener Meister. Der Ansicht Meyers, sein Wirken im vorgerückten Alter sei nur eine ehrenvoll verlorene Schlacht gewesen, können wir nicht beipflichten. Wie er seinen Pescara im Tode auf dem Purpurtuche liegen läßt, gleich einem erschöpften Schnitter auf dem Garbenfeld, so konnte auch er nach einer reichen Ernte sich friedvoll zur Ruhe legen. Was er einst in banger Demut ersehnt, war in reichstem Maße in Erfüllung gegangen:

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines, stilles Leuchten.

Neue Romane

Von Dr. A. Kamp

Alle geistigen Elemente beim dichterischen Betätigungsprozeß, wie Wahl, Ordnung und Sichtung des Stoffes, Aufbau der Handlung, Ökonomie der poetischen Mittel, namentlich aber Auffassung der Menschen und ihrer seelischen Struktur, Motivierung ihres Handelns, ganzer Massen und einzelner Individuen, erscheinen heute immer mehr und immer ausschließlicher gerade im modernen Roman eingespannt in den engen Intellektsmonismus, der sich von Kant herleitet. Das Leben und Treiben der Romangestalten erscheint fortbewegt nur von Kräften, die alle in der einen Seinsebene des Natürlichen liegen. Nirgends ragt das Übernatürliche in die alles beherrschende Seinswelt des Natürlichen hinein, die in vergangenen glaubensstarken Zeiten gewaltige Erschütterungen der Seelen, der Nationen und Völker hervorgerufen hat.

Aber nicht einmal für solche geschichtlich gar nicht wegzuleugnende Erscheinungen hat der moderne Mensch ein Auge, sei er Historiker oder Dichter oder sonst etwas. Die Nebelmassen kantischer Glaubenslehre schieben sich ihm vor diese Hereinbrüche des Übernatürlichen in die Kreise des Natürlichen. Er sieht nur mit seinem monistisch gefesselten Intellekt, will nur mit ihm sehen. Darum geht ihm das andere, überwältigend aus einer anderen Welt Hereinbrechende, verloren. Wo zweierlei ganz verschiedene Kräfte am Wirken sind, findet er nur eine. So mißversteht er ganze Zeiten und Epochen.

Konrad Falke: „*Der Kinderkreuzzug*", 2 Bde. Verlag bei Orell Füßli, 2. Aufl., Zürich 1924. Mit der eben gezeichneten geistesgeschichtlichen Erinnerung im Gedächtnis muß man an den Kinderkreuzzug Konrad Falkes herantreten, nicht so sehr, um die künstlerische Kraft messen zu können, die den Roman gebaut hat, als vielmehr, um die ganze Auffassung jener seltsam großen Zeit zu begreifen, deren dichterische Gestaltung Konrad Falke versuchte. Macht sich schon überall die Beobachtung geltend, daß nichtkatholische Historiker nur ganz ausnahmsweise mit ausreichender Objektivität den großen bewegenden psychologischen Faktoren mittelalterlicher Persönlichkeiten und mittelalterlicher Völker gegenüberstehen, eben weil sie in dem von Kant auf die Spitze getriebenen und von ihm aus bis auf unsere Tage wirkenden intellektuellen Monismus befangen sind, so tritt diese Beobachtung bei dem Schöpfer historischer Romane aus jener Zeit noch mehr in den Augenschein.

Welches ist denn die objektive Stoffmasse, die Falke von der Geschichte als Vorwurf für seinen Roman dargeboten wurde? Nun, die allgemein bekannte Tatsache, daß zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die unmündigen Kinder Europas, von der Glaubens- und Vertrauensinbrunst der Kreuzzugssehnsucht erfaßt, zur Befreiung des Heiligen Grabes aufbrachen. Gewalten aus der übernatürlichen, christkatholischen Glaubenswelt trieben diese Kinderseelen, erfaßten und erfüllten sie fast ausschließlich. Es mag immerhin sein, daß auch sie, wie hunderttausend ihrer erwachsenen Vorgänger, wenn auch in weit geringerem Maße, von rein natürlichen Mächten vorwärts getrieben wurden: von einer gewissen, noch gestaltlosen Kindersehnsucht, die in die Ferne und auf Abenteuer lockte. Aber alles in allem schlägt dem modernen Forscher bei dem intensivsten Quellenstudium dieser Zeit jenes nicht Errechnete, überhaupt nie Errechenbare und Irrationale bei der Glaubensbegeisterung der Kinder in einer Flamme von ganz besonderer Reinheit entgegen.

Hat Konrad Falke so gesehen und so gestaltet? Nein! Er sieht den Kinderkreuzzug etwa wie die moderne Erscheinung der Jugendbewegung an: Heraus aus der Enge der Häuslichkeit, der Erziehung, der Autorität, hinein in die Freiheit ungehemmter Entwickelung, empor zur Befriedigung werdenden, reifenden Lebens! Den alle Religion erst ausmachenden Dualismus von Schöpfer und Geschöpf, Gott

Digitized by Google

und Mensch, Gnadenspender und Sünder kennt er nicht. Sie alle, die nach dem Heiligen Grabe streben, werden fortbewegt von den uralten, heute noch wirkenden, rein menschlichen Sehnsüchten. Und wo Falke bei den edelsten, geistigsten seiner Gestalten echte Religion vorzutäuschen versucht, da gibt er höchstens eine gewisse, schwärmerisch weiche und fromme Abenteurerlust, die wohl manchmal sich bis zum Fanatismus aufpeitschen läßt, aber sich nie zur Höhe reiner Religiosität erhebt. Alle Spannungen der Seelen lösen sich natürlich. Bei den meisten geschieht es durch sexuelle Explosion in mehr oder weniger würdiger Haltung. Die Königin der Scharen zerbricht an dem Zwiespalt ihrer Heilig-Grab-Sehnsucht, im Falkeschen Sinne natürlich, und dem irdischen Liebesverlangen nach einem Ungläubigen, in dessen Harem sie verschlagen wurde, der sie freiläßt, nachdem er ihr ein Kind erweckt hat. Der König, der Knabe Stephan, erkennt im Verlaufe seines an Schicksalen reichen Lebens, daß es keine wahrhafte und durchaus echte Religiosität gibt, das heißt keine Preisgabe seiner selbst und Hingabe an ein Überirdisches. Seine letzte Lebensweisheit ist kluges Welt- und Menschenwissen, sein letzter Glaube ein mildes, alles verstehendes Menschenverzeihen. Überweltliches, Übermenschliches kennt er nicht. Er unterscheidet nicht zwischen Natur und Übernatur. Es gibt nur eine sich fort und fort wirkende Notwendigkeit. Nirgendwo weht so in dem Buche Falkes aus dem Unsichtbaren mit einem Male die Kraft des Heiligen Geistes, um Welt und Menschen mit großer Freiheit über alle Notwendigkeit mit der Gnade Gottes zu erfüllen.

Es ist klar, daß Falkes rationalistisch-psychologische Auffassung seines Vorwurfes auch die dichterische Leistung als solche beeinflußt hat. Konrad Falke hat die Kräfte der Übernatur nicht begriffen, ohne welche die historische Erscheinung der Kreuzzüge nicht erklärbar ist. Er bleibt im rein Menschlichen stecken. Der eigentliche Lebensodem, der die Leiber und Seelen der damaligen europäischen Menschheit durchbrauste und sie lebendig und bereit machte zu dem Übermenschlichen, kannte er nicht. So kommt er nicht über das Vereinzelte hinaus. Er schildert einzelne Kreuzfahrer, indem er sie psychologisch zerlegt. Er muß dabei die Erfahrung machen, daß rein psychologisch menschliche Motivierung zu lahm ist, um mit Sturmesgewalt Völker und Nationen in eine vorwärtsbrausende Einheit mitzureißen. So bemüht sich Falke vergebens, die ganze damals über Europa hängende Atmosphäre höchster Religiösität zu verdichten. Das große, völkerverbindende Geschehnis des Kinderkreuzzuges fällt ihm auseinander in eine Anzahl von Novellen, die, wenn man sie für sich betrachtet, allerdings manchmal ganz vorzüglich sind und hohe Meisterschaft verraten. Es ist bedauernswert, daß die an sich beachtenswerte dichterische Kraft Konrad Falkes letzten Endes scheitern mußte, weil er die in allen Dingen, am deutlichsten aber in manchen historischen Ereignissen, liegenden Wesengewalten nicht erkannte und darum auch nicht zu wecken verstand.

Margarete Windhorst: „*Der Basilisk*", Roman. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1924. Die Romanschriftstellerin, die sich erfolgreich in der Welt der westfälischen Bauern umgesehen hat, versucht hier die Welt des westfälischen Adels in einem Roman lebendig zu machen. Aber weder die Weltanschauung noch die konkreten Lebensmächte dieser so bemerkenswerten Menschenschicht innerhalb des deutschen Volksganzen werden wirklich geweckt. Gräfin Ute, deren äußere, niederdeutsche Erscheinung in markanten Strichen wohlgelungen erscheint, schenkt in letzter Stunde weiblicher Fruchtbarkeit einem Sohne das Leben. Das ist ihre einzige Leistung. Darauf versinkt Frau Utes robuste Gesundheit in eine Art schlummernde Lethargie, aus der ihr Geist nur hin und wieder, meist in gewalttätig robusten Geist- und Willensexplosionen, aufblitzt. Ihr Sohn, Basilisk genannt, ist ein Einsamer, begabt mit unheimlich verzehrender Kraft des Blickes. Mielein, die Tochter des Rentmeisters Haverkamp, wird von diesem Blick angelockt, ausgezehrt und in den Tod getrieben. Mielein und ihr Schicksal wirken eher peinlich als erschütternd. Denn Mieleins Mädchensehnen ist unklar und krankhaft. In dem Weinen ihrer jungfräulichen Zartheit und in dem Aufschluchzen ihres fraulichen Erwachens ist etwas Hysterisches. Allen Gestalten des Romanes fehlt die Eindringlichkeit unverfälschter, gesunder Natur. Sie haben keine Leibesschwere. Ihre Seelen zerfließen im Nebel überhitzter Vorstellungen und Wünsche. Selbst dem Spukhaften, Unheimlichen, das Margarete Windhorst ihnen gern geben möchte, haftet eine schwächliche Blässe an. Nirgendwo spukt es wirklich, weder in dem alten einsamen Stammschloß noch im Blute der Menschen. Eine Zeile aus den Gespensterballaden der Droste vermag mehr Grauen zu erregen als der ganze Spuk- und Phantasiezauber des Basiliskengrafen und seines Schlosses. Die Droste war eine Seherin, die tief, tief hineingeschaut hatte in die Abgründe der Natur, in die Einsamkeit der Heide... War sie jemals krank an sich selber, im Bade der Natur hat sie Heilung gefunden. Margarete Windhorst scheint krank an sich selber. In der Verkümmerung dieser Schwäche erscheinen Dinge und Menschen des Basilisken.

Erwin Gros: „*Das leuchtende Haus*". Erzählung. Oranien-Verlag, Herborn 1924. Ein Buch, das überaus erfreulich und fruchtbar zu lesen ist. Das leuchtende Haus ist das Haus eines Dorfschullehrers, der tiefes Christentum in sich trägt, ein Christentum, das er sich nicht selber gegeben hat, sondern das ihm von Gott als eine Gnade in die Seele gegeben wurde. Und das ist das Bedeutungsvolle des Buches:

Digitized by Google

Hier ist der Trennungsstrich, der Gott und Mensch, der den Allheiligen und den Sündigen, der den Gnadenspender und den Gnadebedürftigen voneinander scheidet, scharf gezogen. Der Intellektsmonismus kantischer Geisteshaltung ist fast überwunden. Über dem Reiche des bloß Menschlichen, Natürlichen schwebt das Göttliche, Übernatürliche. Den Kreis unabänderlicher Notwendigkeit durchbricht geheimnisvoll die Freiheit, welche aus der Kindschaft und Auserwählung Gottes sieghaft fließt. Der Lehrer Eckart und sein Weib ziehen in ein Dorf ein, das durch jahrelange zerstörende Wirksamkeit seines Vorgängers völlig herabgesunken ist aus der Gottverbundenheit einer christlichen Gemeinschaft in die Verlassenheit menschlichen Alleinseins, in die mit Notwendigkeit sich auswirkenden Bedingtheiten menschlicher Leidenschaften. Der Lehrer Eckart, in einer gemeinsamen Heimsuchung, die das ganze Dorf, auch ihn persönlich auf schwerste trifft, emporwachsend in die völlige Hingabe an Gott und in die restlose Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen, wird emporgehoben zum Ruferamte der Gnade Gottes. Er wird ein Apostel der Gemeinde, deren Seelen er nach vielen Kämpfen und persönlichen Opfern wieder einschaltet in den großen Stromkreis der Verbundenheit von Gott und Mensch. Manche Szenen sind völlig gelungen, z. B. das Ringen des Lehrers um die Seele seines Weibes, das sich vom Schöpfer losreißt in der ersten jähen Aufwallung des Schmerzes, als Gott ihre beiden Knaben nimmt. Unmittelbar streift der Hauch überirdischer Welten die Seele in dem Augenblick, da der Lehrer sein Weib, von Gott besiegt, erneut in den Armen hält. Erschütterungen rühren uns an, wie sie keine künstlerisch noch so vollendete, psychologisch noch so tief schürfende Gestaltung bloß natürlicher Liebesvereinigung zwischen zwei Menschen hervorzubringen vermag.

Freilich, ein Rest kantischen Monismus haftet dem protestantischen Pfarrer Gros doch noch an. Er hat es nicht fertiggebracht, restlos die Folgerungen zu ziehen, die sich aus der Scheidung des Alls in zwei Welten ergeben, in eine der bloßen Vorbereitung und eine endgültiger, höchster Vollendung. Der Gott des Dichters strengt sich an, schon hier auf Erden alle Disharmonien zu lösen. Würde das Werk nicht noch mehr an Gewalt gewonnen haben, zu erschüttern und zu erheben, wenn diese Folgerungen den Dichter und somit auch seine Gestalten und ihre Schicksale bis ins Letzte erfüllt hätten? So muß manchmal das sanft glänzende Öl eines salbungsvollen Pathos die rauhen Ecken und Kanten unbarmherziger Wirklichkeit des Menschenlebens glätten und faßlich machen. Das Werk erhält etwas von der Leichtigkeit und Zerfließbarkeit eines Lichtbildes dieser Welt, das der Wunsch und die Güte sich schufen, das aber gerade darum auf die unwiderstehliche, massig packende Wirkung gar nicht wegzuleugnender Wahrheit und Wirklichkeit verzichten muß. Ein klein wenig mehr den grausamen Tatsachen des Lebens ins Auge schauen, sich in ihnen verlieren, sich von ihren Unlösbarkeiten umfinstern lassen, sich mit ihnen abfinden ... für diese Welt, und dann — der Dichter hat so tiefen Glauben und so innige Gottesliebe, daß er dieser Erkenntnis gegenüber standhalten wird — und dann die Dunkelheit dieser Erde erleuchten und erklären durch ihre Verbundenheit mit dem Jenseits, mit Gott ... das ergäbe eine große christliche Kunst, wie sie Gros erreichen kann und muß.

Wenn man von Gros kommt und will den Roman von *Lion Feuchtwanger*: „*Jud Süß*", Drei-Masken-verlag, München, lesen, so muß man schon nach etlichen zehn Seiten die Lektüre unterbrechen. Zu schroff klafft der Gegensatz zwischen Feuchtwanger und Gros. Lion Feuchtwanger schildert den Aufstieg des Juden Süß aus der dumpfen Bedeutungslosigkeit seines Frankfurter Ghetto zur Allmacht eines herzoglichen Finanzrates in Württemberg. Was Süß vorantreibt und hochhebt, ist die unersättliche Bestie Mensch in krassester Brutalität. Wie ein Vampir liegt er auf dem Volke und saugt es aus, während der Bauch seines Reichtums und seiner Macht davon anschwillt. Der Herzog ist ein roher Patron, seine Gemahlin eine gecke Närrin. Die Räte des Herzogs sind feige Kreaturen, höchstens sehr geschickte, verlogene Diplomaten. Hohlschädelige Maulhelden sind die Mitglieder des Parlamentes. Nichts ist in dem Buche, was Gefühle der Ehrfurcht und Andacht auslösen könnte. Nackte Unzucht, grausame Habsucht und Gier bilden die einzigen Leidenschaften, welche das Geschehen vorwärtsbringen. Weiber und Geld, andere Götter und Himmel gibt es nicht. Des Rabbi Gabriel Kabbalistik ist eben auch nur Kabbalistik, nicht Religion; Geheimnistuerei, nicht Geheimnis. Man erstickt förmlich in der Flut des Menschlichen, allzu bestialisch Menschlichen, das doppelt anekelt, weil Feuchtwanger sich verzweifelt bemüht, alles dies mit der Vergoldungsstukkatur barocker Zivilisation zu überdecken. Lion Feuchtwanger ist kein Dichter, kein Gestalter, der von dem Innentum der Welt zu ihrer eigentlichen Wesensform gelangt. Er redet, redet, redet unermeßlich viel in der Manier Döblins, nur daß er in breitester Behaglichkeit über Flächiges dahinplätschert, während dieser aus Ungeheuerlichkeiten tost. Was weiß Feuchtwanger von den tiefen verborgenen Gewalten barocker Kultur? Nichts! Was weiß er von der übernatürlichen Seinsart des Christentums? Von seiner Macht, Menschenherzen zu bilden und zu veredeln? Gar nichts! Mit zornerregender Unwissenheit schwatzt er in endlos langatmigen Tiraden über das Heiligste des christlich-deutschen Herzens hinweg, sich vergeblich bemühend, seine Frechheit mit den Schnörkeln kabbalistischer Geheimzeichen zu verdecken. Feuchtwangers Buch ist eine einseitige Verzerrung des deutschen Barocks. Von seinen großen rein menschlichen, ethischen, religiösen, künstlerischen und politischen Mächten, die in den erstaunlichsten Kunstwerken,

Digitized by Google

in Kirchen und Palästen, in Malerei und Plastik, in gewaltigen staatsschöpferischen Leistungen Form geworden sind und den Jahrhunderten Zeugnis für sich selber ablegen, verspürt man in seinem Buche nichts, nicht einen Hauch. Darum hat der Roman auch keinen rechten Lebensodem, trotzdem er sich in großmächtig sein sollenden Wortkatarakten bläht und übersprudelt. Die Geschehnisse kommen nicht recht vom Fleck. Sie geschehen nicht so sehr wirklich, sie werden vielmehr nur geredet, geredet. Um das Schicksal des Juden Süß wird herumgeschildert, daß es nur so eine Art hat, aber es wird fast nichts mit warmem Dichterherzen begriffen und mit sicherer Dichterfaust gepackt und unentwegt dem Ziele zugesteuert. Feuchtwanger hat eben nur die Stukkaturkunst des Barock gesehen, nicht aber die raumbewältigenden und raumgestaltenden Riesenmächte erlebt, welche die Barockkirchen und -paläste schufen.

Dänische Plauderei

Von Emil Rónnow

EIN großes Fest ist heute am Freihafen. Man begrüßt — übrigens bei strömendem Regen — dänische Brüder aus Amerika. Ein sozialdemokratischer Staatsminister hält die Ansprache, während die Musikkapelle der königlichen Leibgarde in voller Uniform im Garten spielt — im waschechten demokratischen Dänemark etwas ganz Harmloses . . . Zwischen den Amerikanern begegnet mir mein Freund Jörgen, den ich zwanzig Jahre nicht mehr gesehen habe. Als er auszog in die weite Welt, war er ein bescheidener Bankassistent, der in seiner freien Zeit lyrische Gedichte von eines Jünglings Sehnsucht und Leiden schrieb, jetzt aber ist er ein kräftiger, breitschultriger Mann geworden mit charakteristischem, graugesprenkeltem Haar und einem Mund voller Goldzähne. Natürlich ist er bereits irgend etwas Großes — was, das weiß ich nicht —, jedenfalls hat er Geld. Als er zum ersten Mal in mein Stübchen kam, las ich gerade in *Otto Rungs* jüngstem Buch, *„Der Engel mit Eselsohren"* . . . Was, sagt er, du liest noch Bücher? Mir ist die Lust dazu vergangen, seitdem ich weiß, daß das Leben größer und herrlicher ist als das beste Gedicht . . . Mag sein, gab ich zurück, aber bisweilen gibt uns doch ein Dichtwerk, was wir im Leben vergebens suchen . . . . Meinetwegen, habt ihr denn wenigstens einige ordentliche Schriftsteller? . . . Ja, sage ich, schau einmal her, da sind noch einige von Rungs Büchern, dessen drei letzte Romane ich für seine besten halte. Wie vortrefflich weiß er die Verhältnisse Kopenhagens, und wie vortrefflich weiß er die Zeit nach dem Kriege zu schildern. Erst der *„Paradiesvogel"*, der uns den Kleinbürger vorführt, der anfängt, die Spekulationszeit auszunützen; dann „Als die Ebbe kam" . . . Der Titel sagt genug, das Werk ist auch im „Vorwärts" erschienen. Endlich die glänzenden Bilder aus dem Leben eines Kindes und eines jungen Mannes . . . Ferner hier *Johannes Buchholtz*, der den auch ins Englische übertragenen Erfinderroman *„Egholms Gott"* geschrieben und seine Fortsetzung, *„Clara van Haags Wunder"*. Sein *„Unruhiges Herz"* gibt feine Schilderungen einer Jünglingsseele, und seine *„Kleinen Pfeile"* kamen mit ihren humorvollen Episoden gar in Wettbewerb mit Anker Larsens „Stein der Weisen" bei dem bekannten 50-Tausend-Kronen-Preis des Gyldendalschen Verlages. Sieh auch hier noch die Komödie *„Der Menschenaffe Charles"*, die mit einem Hieb auf den Bolschewismus die Tiere in einem Zoologischen Garten sich gegen die Menschen empören läßt . . . Wen Du ganz sicher kennen mußt, das ist *Thorkild Gravlund*, einer der besten Schilderer des dänischen Bauernlebens, den ich kenne. Er hat, nebenbei gesagt, auch vorzügliche Werke geschrieben über den dänischen Volkscharakter und dänische Volks-

Digitized by Google

typen. Seine Romane geben ein schönes Bild vom dänischen Bauern, der trotz dem Zeitenwechsel und Kultureinfluß in seinem Innersten doch immer derselbe geblieben ist und bleiben will, treu in der Spur vergangener Geschlechter wandelnd .... All right, ich muß mich ja wohl wieder ans Lesen machen, wo ich nun wieder in Altdänemark weile ... Ja, Freund, das ist gut, und laß dich von meinem Buchhändler beraten. Er wird's wahrhaftig gern tun, denn der Buchhandel in Dänemark macht jetzt schwere Zeiten durch ...

*

Ernst ist das Leben, heißt es bei dem Deutschen Schiller, heiter die Kunst. Was den ersten Teil des Spruches betrifft, so ist es bei uns furchtbar wahr. Die Menschen werden geradezu von Sorgen und Not zur Erde herabgedrückt. Was aber den zweiten Teil angeht, wo ist die heitere Kunst, die den Menschen führe in das befreiende Reich der Phantasie und in das reine Glück der Ideale? Ich denke dabei an unser heimisches Theaterleben. Gewiß ist hier und da im Königlichen Theater unter all den leichten Spielereien auch einmal etwas Gutes, aber wer kann heutzutage noch die Billette bezahlen? Und die anderen Bühnen? Nichts als einige Fetzen aus dem Pariser Repertoire, trefflich für ein übersättigtes, schlaffes Publikum, aber nichts für Menschen, die auch dann noch Kunst wollen, wenn sie ein wenig dabei denken müssen. Nur an einer einzigen Stelle, nämlich im Alléetheater (früher Betty Nansens Theater), gibt man ein bisher noch nicht aufgeführtes Stück von einem dänischen Dichter, es ist „Auf hoher See" von Sophus Michaelis. Die Handlung gipfelt darin, daß die Heldin irgendwo zwischen Marseille und Südamerika ins Wasser springt, als die Polizei erscheint, um sie zu verhaften, und daß der unglückliche Liebhaber ihr nachfolgt. Ein paar hübsche Szenenbilder sind da, aber das Ganze ohne Wärme und ohne Kraft, ein betrüblicher Ersatz für echte Kunst. Nein, da bleibt mir nur übrig, eine Vereinigung zu loben, die sich noch wirklich würdige Ziele steckt, es ist die dänische *Schulbühne*. Was hat man darunter zu verstehen? Vor einigen Jahren begann ein jüngerer Lehrer, Thomas P. Hejle, mit einer Reihe von Kunstabenden für Gymnasiasten. Auf einer Kopenhagener Bühne wurden klassische Stücke der dänischen Literatur gegeben. Und die Beteiligung war so groß, daß man beschloß, eine eigene Vereinigung zu gründen, die es gegen Zahlung von 6 Kronen jedem Schüler ermöglichte, etwa 5 Vorstellungen echter, werthaltiger Kunst zu besuchen. Hostrup und Adam Oehlenschläger wurden dabei bevorzugt, und tatsächlich wurden solche Erfolge erreicht, daß man aus diesem Jugendwerk geradezu überrascht war, wie sehr wahre Kunst doch noch imstande ist, die Gemüter von Kitsch und Minderwertigkeit abzuziehen.

Wie stark heitere Kunst die Menschen auch heute noch ergreift, und wie dankbar ein Volk jenen ist, die es mit ihrer Gottesgabe über Sorge und Alltag hinausheben, das hat sich noch jüngst gezeigt beim 50. Jahresgedächtnis an H. C. Andersens Tod. Auf den Vorschlag eines Tageblattes wurde des Dichters Grab mit Blumen geschmückt. Im übrigen aber hatte keinerlei Reklame teil an dem, was sich auf dem Assistenzfriedhofe ereignete. Feiern und goldene Kränze sah man zwar nicht, aber die Armen strömten hinzu und legten ihre bescheidenen Sträuße dort nieder. Am stillen Sommerabend sammelten sich alt und jung, gebeugte Frauen und Männer, kräftige Arbeiter und ganz kleine Kinder, und sie standen in tiefer Versunkenheit an der Stelle, wo des Dichters Staub ruht. Trotz aller Mode behaupten doch die wahrhaft Großen ihren Platz im Herzen des Volkes.

Digitized by Google

Ein holländischer Dramatiker

Von Alfred Dreßler

Neben dem in Deutschland bekannten Herman *Heyermans*, dessen Bühnenwerke „Die Hoffnung auf Segen" und „Kettenglieder" auf vielen unsrer Bühnen gespielt worden sind, gibt es unter den zeitgenössischen Dramatikern der Niederlande einen Autor, der noch verhältnismäßig wenig in Deutschland aufgeführt wird und daher auch wenig bekannt ist, obwohl bereits eine ganze Anzahl seiner Stücke in deutscher Übersetzung vorliegt: *Jan Fabricius*. In seinem Heimatlande zählt er jedoch zu den meistgespielten Autoren und nimmt eine überragende Stellung in der zeitgenössischen holländischen Dramatik ein.

Sein Schauspiel „*Inske*", das in Holland viel Erfolg hat, ist ebenso unzählige Male in Norwegen vor ausverkauften Häusern aufgeführt worden. Ein holländischer Kritiker hat über dieses Werk geschrieben: „In Inske hat Fabricius dem Realismus neue Wege gezeigt". Eine psychologische Vertiefung der realen Vorgänge ist unverkennbar. Es sind die großen Fragen der Menschlichkeit, um deren Deutung es dem sicher zufassenden Dichter zu tun ist.

Die zarte Frau Inske erregte das Herz des dunklen Zigeuners Peter. Auch sie neigte ihm zu, nicht einmal nur von Wohlmeinenden vor ihm gewarnt. Die rassige Hanna, vom selben Nomadenblute wie Peter, dient in dessen Hause. Es ist unvermeidlich, daß sie das ureigentliche, ungestüme Sinnen und Trachten des Zigeuners auf die Dauer stärker fesselt als die gehemmte, blonde Frau. Während einer Reise Inskens geschieht das Befürchtete. Über Peter tobt der Sturm seiner Leidenschaft verheerend dahin. Die Katastrophe wäre unvermeidlich, wenn nicht Inske aus der Reife der wissenden Frau heraus diesen Schritt Peters, wenn auch nicht verzeihen, so aber doch begreifen könnte. Ein Adel der Seele ist über diese Gestalt der Inske gebreitet, der wundersam zart und innig anmutet. Das Werk ist ein feines, leises Kammerspiel von tiefleuchtenden Farben.

In einem anderen Sinne realer, bodenständiger ist dieses Dichters Komödie: „*Unter einem Dach*". Sie spielt sich innerhalb einer Bauernfamilie ab und behandelt den Erbschaftsstreit der Geschwister untereinander und mit dem alten Vater um das Erbteil der Mutter. Trefflich beobachtete, vielfach mit einem satirischen Streifblitz beleuchtete Gestalten zeichnen dieses Stück aus. Die Töne in „Inske" sind zarter und feiner gestimmt, aber „Unter einem Dach" ist eine vorzügliche Charakterkomödie.

Von den übrigen, in deutscher Übersetzung erschienenen Werken Fabricius' seien genannt: „Der Meteor", der bereits bei uns mit Erfolg aufgeführt worden ist, „Der Rotkopf", „Sonna" und „Der Dämon", ebenso „Der Szederabend". Unter „*Szederabend*" ist der jüdische Osterabend gemeint, an dem die Gläubigen des Auszugs aus Ägypten gedenken und ungesäuertes Brot essen. In Osteuropa, in Rußland, Polen und Galizien, erzählte man sich noch vor nicht zu langer Zeit das haltlose Märchen, die gläubigen Juden brauchten für ihr Osterfest das Blut eines Christenkindes, und diese grauenhafte verleumdende Fabel wurde verschiedentlich der Anlaß für Pogrome.

Dieses Märchen ist das Thema des Dramas „Szederabend" von Fabricius, das er nach dem Roman „Tohuwabohu" von Samuel Gronemann bearbeitete. Das Stück spielt in einer westrussischen Stadt an der Grenze an einem jüdischen Ostertage, der zugleich der christliche Ostermontag ist. Eine anziehende Gestalt ist der Jude „Moische", der, mit seinen Angehörigen um die Ostertafel versammelt, die zügellose, mordtrunkene Bande, die in wildem Blutrausch eine Judenverfolgung anhebt, in Opfermut und Furchtlosigkeit, treu dem Gesetz des Gottes von Israel, erwartet und bereit ist, für seinen Glauben unterzugehen.

Als das bedeutendste Werk des holländischen Dichters gilt eines seiner neuesten Dramen, das zugleich auch sein in der Gestaltung und dem Stoffe nach modernstes Stück ist: „*Der Dämon*". Baron von Mansfeld ist eine Don-Juan-Natur, er schwankt, von dem Dämon seiner Zwiespältigkeit hin und her geworfen, zwischen zwei Frauen, wird aus demselben Grunde der eigenen Frau untreu, aus dem er, als es zu spät ist, die Geliebte von sich stößt, wegen der qualvollen Unruhe seiner erotischen Leidenschaft. Eine Befreiung von diesem verheerenden Dämon, der nicht nur ihn selbst, sondern auch die Frauen um ihn in den Abgrund reißt, bringt ihm nur der selbstgewählte Tod.

Ein großer Teil der Dramen von Fabricius spielt in Holländisch-Indien, dem langjährigen Aufenthaltsorte des Dichters. Die nach Indien eingewanderten Europäer werden in den holländischen Kolonien mit dem Beinamen Totok bezeichnet. Einen solchen Totok stellt Fabricius in seinem Kolonialidyll „*Ein Totok und ein Inder*" in äußerst wirksamen Gegensatz zu einem Vertreter der indischen Rasse. Auf dem kulturell höchst fesselnden Hintergrunde einer Rassenstudie spielt sich ein zartes, anmutiges Liebesidyll zwischen dem Europäer, dem Inder und einem von beiden Männern geliebten indischen Mädchen ab.

Die Stücke dieses Holländers sind nicht Literatur, sondern gestaltetes Erlebnis, darum auch so außer-

Digitized by Google

ordentlich lebensvoll. Jan Fabricius, der in seiner Heimat so gefeiert wird wie bei uns nur Gerhart Hauptmann, wird über kurz oder lang auch auf den deutschen Bühnen erscheinen. Gerade mit der jetzt bei uns von neuem einsetzenden Epoche eines klaren Realismus, der den verblassenden Expressionismus ablöst, wird seine Stunde gekommen sein[1].

*

Herbst

Nicht mehr der Birkenweg ein funkelnd Band? —
Auf leisen Füßen kam es, das Entfärben.
So golden lächelt es, das große Sterben,
So zärtlich lächelt seine blasse Hand. —
Wie seltsam nah der Turm der Kirche steht!
Ein mildes weißes Wallen webt im Tale.
Der Himmel reicht herab die Perlenschale
Der süßen Welt, die still zur Ruhe geht. —
Sie nahm vom Haupte sich den bunten Kranz,
Den sie getragen in den hohen Stunden,
Da ihre Liebe sang wie junger Wein.
Sie hat gelebt. — Ganz tief. Und ganz im Glanz.
Dann hat sie alles Leben überwunden,
Und lächelnd geht sie in den Frieden ein.

Friede H. Kraze

[1] Den Katholiken steht Jan Fabricius weltanschaulich nicht gerade nahe, wenn er ihnen auch nicht ablehnend gegenübertritt. Katholische Literaturkreise Hollands schätzen, wie wir von dortigen literarischen Freunden hören, ein Stück wie „Szederabend" nur des literarischen Wertes halber. Ethisch stellen sie diese Dichtung auf eine Linie mit den Gesellschaftsspielen Gerhart Hauptmanns oder Hermann Bahrs in seiner nichtkatholischen Zeit.

Digitized by Google

Neue Bücher

Geschichte und Kulturgeschichte

J. Baumgärtner: „*Dr. Paul Wilhelm von Keppler. 25 Jahre Bischof, 50 Jahre Priester*". Festschrift. In Verbindung mit Domdekan Prälat Dr. M. Kottmann, Rottenburg, Univ.-Prof. Dr. P. Rießler, Tübingen, Verlagsleiter A. Treiber, Stuttgart, herausgegeben. Mit zahlreichen Illustrationen. Schwabenverlag, A.-G., Stuttgart 1925. Gr.-8°. 199 S. 6 Mk.

Diese Festschrift geht weit über den Rahmen einer Jubiläumsschrift hinaus. Dadurch, daß sie durch die Beiträge erster Autoren, wie Beyerle, Donders, Weber, Sauer, Sproll u. a., den greisen Jubilar Keppler als Bischof, Gelehrten, Schriftsteller und Seelsorger würdigt, wird sie ein Stück Zeitgeschichte mit fesselnden Einblicken in die letzten 30 Jahre der Kirchenentwicklung. Das Buch ist schön ausgestattet und mit wertvollen Illustrationen geschmückt. *J. Schmitz.*

F. J. Bayer: „*Das Papstbuch*". Mit 657 Abbildungen und 4 Tafelbeigaben in Kupfertiefdruck. Drei-Masken-Verlag, München 1925. 44 S. Text, 132 S. Bild. 6,60 Mk.

Bayer, ein geschätzter Historiker und Kunstgelehrter, hat ein ansehnliches Haus- und Familienbuch geschrieben. Und dies Ziel hat er dadurch erreicht, daß er bei der unerschöpflichen Fülle die größte Beschränkung hat walten lassen. Trotzdem bietet das „Papstbuch", wenn auch auf äußere Gelehrsamkeit verzichtet wurde, alles Material, das allgemeines Interesse beanspruchen kann, und das dem Leser vollkommen genügt. Die Einleitung stellt in der kürzesten Fassung die Einrichtung, die rechtliche Stellung und die Verfassung des Papsttums dar. Der Papstkatalog gibt von den einzelnen Päpsten die Regierungsjahre und die besonders wichtigen Daten an. Bei unsicheren und strittigen Punkten ist ein Fragezeichen hinzugesetzt. Mit sorgfältiger Berücksichtigung kunstgeschichtlicher und bibliographischer Interessen sind die Papstbildnisse zusammengestellt. Für die lückenlose Wiedergabe der Papstbildnisse, wie die Paulsbasilika in Rom sie bietet, wird nicht nur der Laie dankbar sein. Die Papstresidenzen werden, soweit sie verschwunden sind, an Hand von Zeichnungen und Stichen früherer Künstler vor Augen geführt. Durch die vorhandenen Anlagen und Denkmäler erlauben photographische Aufnahmen einen Gang. Besonders interessant sind die herangezogenen älteren Papstresidenzen und Papstvillen außerhalb Roms. In ansprechenden Darstellungen sind die Papstgrabdenkmäler reproduziert. Nur die künstlerisch und kulturell wertvollsten Grabmale haben Berücksichtigung gefunden. Alles in allem haben wir es mit einem kultur- und geisteswissenschaftlichen Werk von Wert und Bedeutung zu tun. *J. Schmitz.*

Carry Brachvogel: „*Robespierre*". (Menschen, Völker, Zeiten.) Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Max Kemmerich. Band IV. Karl König, Wien und Leipzig o. J. Ganzleinen 8,20 Schill.

Wer Männer wie Cäsar, Machiavelli, Robespierre, Leibniz u. a. aus dem Strome der Völker und Zeiten heraushebt und in die Perspektive der Geschichtsbetrachtung unserer Tage hineinstellt, rollt erneut die Frage auf, wer die Menschen- und Völkerschicksale bestimme: das Individuum oder die Masse oder ein Drittes, unsagbar Großes, das in der Vereinigung der ersten seine eigenen Wege geht. Der von Kemmerich herausgegebene Zyklus kulturgeschichtlicher Einzeldarstellungen bringt keine Lösung dieser Frage, aber er bestimmt die Problemstellung aufs neue. Das Wagnis, den verfemten Namen Robespierres in die Reihe derer erlauchter Männer einzufügen, hat Brachvogel übernommen. Sein Robespierre ist zwar Revolutionär, auch unentwegt und fanatisch, aber nicht blutdürstig und mordgierig, wie die bisherige Literatur ihn immer wieder darstellte. Er ist Franzose, ein schmalbrüstiger und eitler Knabe, der etwas von der „seelischen Kreuzung der Hyäne und Hauskatze" hat. Seine Tragödie ist es, daß dieser Knabe sich ein Reich zusammenträumt, rein und keusch, wie er ist, wie er in diesem Reiche aufwächst und nun, von Blindheit geschlagen, glaubt, daß dieses Reich auch seine Umwelt erfasse und umfasse, daß er auf dieses Reich seine Augen wie auf eine fata morgana richtet in dem Glauben, die Menschen seien von Natur gut und rein, obwohl er bis zum Halse in einem Sumpfe von Blut, Mord und tierischer Grausamkeit und Unzucht steht. Sein Geschick ist um so tragischer, als er selbst glaubt, was er sagt, um so heroischer — das klingt für Robespierre paradox —, als er unbestechlich war, nicht nur in dem, worin ein junger Allgewaltiger sonst schwach und menschlich ist, sondern unbestechlich auch in seiner Überzeugung von der Unverdorbenheit des Menschen trotz und angesichts aller Laster, die wohl nie so frei gewaltet haben, wie gerade um ihn. Unbestechlich ist auch Brachvogel, wenn er den geheimsten Gedanken und Herzensregungen dieses Mannes nachspürt. Den dramatischen Stoff hat Brachvogel geradezu meisterhaft bewältigt. Allerdings tritt der Einfluß der neuen Philosophie auf die Entwicklung der Umwälzung zu wenig hervor. Mancher philosophisch weniger geschulte Leser würde eine Erläuterung der Ideen Rousseaus an geeigneter

Digitized by Google

Stelle begrüßen. Im übrigen ist Brachvogels „Robespierre" ein Werk, das den kritischen, historischen Aufsätzen Macaulays ebenbürtig an die Seite gesetzt werden kann. *Dr. P. Keulers.*

Aurelius Pompen, O. F. M.: „*The english versions of the ship of fools*". A contribution to the history of the early French renaissance in England. Longmanns, Green and Co., 39, Paternoster Row, London C 4, 1925. Mit 4 Tafeln. Gr.-8°. 345 S.

Über die englischen Fassungen und Ausgaben vom „Narrenschiff", einem der berühmtesten Bücher, die je geschrieben worden sind, einem Werk, dem von großen Historikern ein gewaltiger Einfluß auf den Lauf der geschichtlichen Ereignisse zugesprochen wurde, ist von P. Aurelius Pompen, O.F.M., eine ganz hervorragende Veröffentlichung erschienen, die als Beitrag zu der Geschichte der frühen französischen Renaissance in England aufgefaßt werden will. Für die Abfassung dieses Werkes hat Pompen alle verschiedenen Versionen dieses bedeutenden Werkes der Frühresaissance, von den Originalausgaben in dem britischen Museum in London und der Nationalbibliothek in Paris angefangen, mit einem wahren Bienenfleiß studiert. Der deutsche Originaltext — Das Narrenschiff (geschrieben von Sebastian Brant, Basel 1494) — ist nur als Ausgangspunkt betrachtet worden. Dem lateinischen Text von Lochner dagegen hat der Verfasser besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Drei französische Versionen sind untereinander und mit dem lateinischen Text verglichen worden. Das Ergebnis der Pompenschen Untersuchung ist, daß die rhythmischen Paraphrasen von Rivière und Drouyns Fassung in Prosa die Kanäle sind, auf denen das „Narrenschiff" England erreichte, wo es in Versen bei Alexander Barclay und in Prosa bei Henry Watson dargestellt ist. Der besondere Wert des Buches von Pompen liegt in der Wiedergabe der verschiedenen Fassungen, in der vollständigen Zusammenfassung der vorhandenen Versionen, in dem ganz hervorragenden kritischen Apparat und in den vergleichenden Tabellen aller Kapitel aus dem „Narrenschiff" in den verschiedensten Lesarten und Ausgaben. Bei aller Ehrfurcht vor dem reichen Wissen des Verfassers habe ich das Werk geprüft. Und ich muß gestehen, daß nicht nur alles richtig, sondern glänzend dargestellt ist. Stets habe ich mich gefreut über des Verfassers Reife, vornehme Ruhe und Selbständigkeit des Urteils. Das hervorragende Werk verdiente eine Übertragung ins Deutsche. *Hubert de Reuter.*

Rudolf Wackernagel: „*Humanismus und Reformation in Basel*". Helbing & Lichtenhahn, Basel 1924. Gr.-8°. 524 S. Text, 119 S. Anmerkungen und Belege. Brosch. 18 Schw. Franken. Der im April des Jahres verstorbene Verfasser, langjähriger Archivdirektor, zuletzt Universitätsprofessor in Basel, gibt hier eine Darstellung der geistigen und kulturellen Bewegungen des beginnenden 16. Jahrhunderts, die in der alten Bischofs- und Konzilstadt, der Verlegerzentrale, der Stadt Erasmus' und Holbeins in ganz besonders reicher und lebensvoller Ausprägung sich entfaltet haben. Aus gründlichster, allseitig vertiefter Materialkenntnis, aber zugleich mit einem nicht minder allseitig erschlossenen Verständnis für die verschiedenen Komplexe des gelehrten, des künstlerischen, des religiösen Lebens ist das große Schauspiel dieser Jahrzehnte erfaßt, vor uns aufgerollt mit einer faszinierenden Unmittelbarkeit einer wahrhaft künstlerischen Gestaltungskraft, die den Verfasser als Geschichtsschreiber im edelsten Sinne des Wortes als würdigen Schüler seines Landmannes Jacob Burckhardt zu erkennen gibt. Katholische Leser werden in dieser Schilderung der reformatorischen Köpfe mit besonderer Genugtuung die durchaus objektive, feinfühlige, beinahe ehrfürchtige Stellung des protestantischen Historikers zu der im Kampf unterlegenen Kirche wahrnehmen.

H. de Reuter.

Kunst

Willy Pastor: „*Rembrandt der Geuse*". Verlag Haessel, Leipzig 1924.

Rembrandt der Geuse, Geusentum als Bekenntnis zum naturhaften bäurischen Volkstum — schon einmal wurde einem „Deutschen" Rembrandt zur Gewissensfrage deutschen Wesens und Seins, aber Pastor, der die Frage zum zweitenmal stellt, tut es mit anderer, einseitigerer Grundeinstellung als Langbehn! Wilhelm Bodes Worte: „In ihm (Rembrandt) hat der Protestantismus seinen höchsten Triumph gefeiert, hat die religiöse Malerei überhaupt ihren letzten echten und zugleich ihren ergreifendsten Schilderer gefunden" — diese Worte Bodes kennzeichnen auch Pastors Standpunkt. Vom Ringen zwischen Geusen und Edelmann sieht Pastor die alleuropäische Geschichte durchzogen. Bereits im Eddalied vom Graubart glaubt er einen mythologischen Niederschlag solchen Gegensatzes zu finden. Wodan-Thor, Südland-Nordland, der vornehme Spanier, der bäurische Niederländer, Luther-Karl. Diese weiteren Parallelen ergeben sich Pastor bei seinem oben angedeuteten Weltanschauungsstandpunkt, der durch die heute in manchen Kreisen verbreitete „germanische" Rassentheorie noch sein besonderes Gepräge erhält, aus seinem absoluten Gegensatz zu Kirche und Gegenreformation, die ihm eben das echte Germanentum zu entwurzeln suchen. Trotz solch phantastisch übertriebener Anschauungen, die besonders in

Digitized by Google

den Einleitungskapiteln zum Ausdruck kommen, aber auch sonst nicht fehlen, ist Pastors Buch in mancher Hinsicht eine Bereicherung der Rembrandtliteratur. Rembrandts Leben, sein menschliches und künstlerisches Werden in seiner dem Volkstum verbundenen Art kommt in ihm in glänzender Weise zur Darstellung. Die Abschnitte über die Entdeckung des Volkes, des Raumes, der Landschaft, sein Helldunkel und den späteren Ausgleich zwischen dem Zeichner Rembrandt und dem Maler gehören zum Besten, was wir darüber gelesen haben. Wir sehen den jungen Rembrandt im bewußten Gegensatz zu der allgemein herrschenden italienisierenden Malerei seinem Blute getreu auch in der Kunst, fühlen auch in ihm, Geusen, den Edelmann (Nachtwache) sich regen, sehen ihn aber dann wieder in immer innigerem Bewußtwerden des Geusentums der alten bäurischen Kultur seines Landes und Volkes die Stufen seiner künstlerischen Laufbahn vollenden, Zusammenbruch, des Lebens Ungemach und der Gesellschaft Verfehmung mit geusischem Trotze ertragend, um einsam zu schaffen und zu sterben. So ist Rembrandts Schicksal ein Spiegelbild des Kampfes zwischen Geusentum, altem, echtem Volkstum und Fremdkultur geworden. Für uns Deutsche in unserer heutigen zwischen Ost und West eingeklemmten Lage Mahnung und Gewissensfrage zugleich!

Dr. phil. Aloys Dieckmann.

Manfred Schneider: „*Italien*". Kunst- und Wanderfahrten. Mit 87 Bildtafeln, nach Originalaufnahmen des Verfassers auf feinstem Kunstdruckpapier gedruckt. 368 S. Text. Gr.-8°. Halbleinen 13, Ganzleinen 15, Halbleder 18 Mk.
Im Gegensatz zu den vielen anderen Büchern über Italien sollte Schneiders Werk eine Darstellung von dem Wesen der italienischen Kunst und der Landschaft in ihren innersten Beziehungen geben. Doch dürfte das Ziel nicht erreicht worden sein. Zwar weiß Schneider zu erzählen und manche schönheitsvollen Naturbilder zu entwerfen. Aber die Kunstgeschichte ist nicht sein erlerntes Fach. Und so kommt es, daß man stets den Eindruck verarbeiteter Kunsthistorie hat. Schneiders eigene Meinungen sind sicher mehrfach anfechtbar, so über den Einfluß der Geistesrichtung auf den Stil der Kunst, über Tizian, über die pompejischen Wandmalereien usw. Auch gebricht es ihm zu sehr an Metaphysik und positiver Weltanschauung, um das Wesen gerade der italienischen Kunst deuten zu können. So mißrät ihm manche Fassung und Darstellung. Die Lesung des Buches wird am meisten verleidet durch die mit allen Fehlern und Irrtümern gezierte Modesprache, durch falsche Adjektivbildungen wie palermitanisch, ravennatisch, pisanisch usw., am meisten aber durch die italienischen Brocken, mit denen der deutsche Text gewürzt ist. Duocento, Trecento, Trecentist, Quattrocento zu gebrauchen, sei Schneider nicht verwehrt. Denn so gelehrt spricht schon der Student im ersten Semester. Aber in einem deutschen Text bedeuten Trattoria für Gasthaus, Latteria für Milchhandlung, Pergola für Laube, Albergo für Gasthof, Patina für Belag, Bambino für Christkind eine gänzlich undeutsche Ziererei. Die 87 Bilder, Aufnahmen des Verfassers, gefallen alle, obgleich sie ein zu kleines Format haben, und obschon wir in dieser Hinsicht durch die zahlreichen Bücher über Italien und Rom sehr verwöhnt sind. Ich denke da besonders an die Werke von Cardauns, Groeber, Haarhaus und Mader.

H. de Reuter.

Hermann Voß: „*Meister der Graphik*". Band IV. Franzcisco de Goya von Valerian von Loga. Mit einem Titelbild und 71 Tafeln. Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1924. 4°. In Ganzleinen 25 Mk., Halbleder 35 Mk.
Der bewährte Goya-Darsteller, einer seiner besten Kenner, bietet hier eine wohlangeordnete reiche Auswahl seines unerschöpflichen graphischen Werkes und erläutert sie in einer durch strenge Sachlichkeit gegenüber dem beliebten literarischen Gerede angenehmst berührenden Einführung, die wertvolle Daten als Ergebnisse gründlicher Forschung versammelt. Den Mitteilungen mangelt es manchmal an erwünschter Klarheit des Ausdrucks. Störend wirken in der neuen Ausgabe häufige Druckfehler; der Text scheint kaum überprüft. Die Ausstattung ist der gediegenen Reihe würdig.

R. v. Schaukal.

Dramen

Karl von Felner: „*Rolands Knappen*". Ein Märchenlustspiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt a. M. 1924. Brosch. 1,80 Mk. geb. 3 Mk.
Was drei hungrige Knappen nach mannigfachen Erlebnissen an spanischen Königshöfen in einem Felsenkessel der Pyrenäen träumen können, hat von Felner zu einem amüsanten Märchenspiel gestaltet. Aus einer häßlichen Spinne wird ein steinaltes Weib, das sich durch die Küsse der Knappen zu einer reizenden Königin verjüngt. Mit Wünscheltuch, Goldpfennig und Däumling umwerben die drei die Königin, wobei es gilt, die delikate Magenfrage Ihrer Majestät zu lösen. Nach einigen verworrenen Eifersuchtsszenen — ein Traum ist immer verworren — endet das Spiel wie es angefangen: mit dem knurrenden Hunger der drei wackeren Knappen.

Dr. P. Keulers.

Digitized by Google

Heinrich Lilienfein: „*Die Erlösung des Johannes Parricida*". Ein Mysterium in drei Akten. In zweifarbigem Büttenumschlag. J. G. Cottas Nachfolger, Stuttgart u. Berlin. 1,80 Mk.
Ein wohlgelungener Versuch, uns den düsteren Johannes Parricida aus Schillers Wilhelm Tell menschlich näherzubringen. Aber — wenn es um die Schuld und ihre Sühne nicht an sich schon etwas Mysterienhaftes ist — sieht man nicht recht ein, warum Lilienfein sein Drama ein Mysterium nennt. Daß Grazie sich dem Verbannten auf visionären Antrieb hin verbindet, wie „Tier zu Tier" mit ihm lebt, ihn nur aus Liebe nicht von dem vergeblichen Bußgang nach Avignon zurückhält, ist kein Mysterium. Wohl mag ihr letztes Erscheinen als die ihm geschenkte gratia des Himmels gedeutet werden. Damit aber der schuldverstrickte Mann durch das Ewig-Weibliche zu höheren Sphären aufsteige — man denke an Dante und Beatrice —, muß dem Mysterium des Schulderlebnisses die Mystik wachsender, sich läuternder Liebe innewohnen. Als tragische Dichtung ist Lilienfeins neuestes Werk sicher ein großer Wurf. *Dr. P. Keulers.*

Wilh. Schmidtbonn: „*Maruf, der tolle Lügner*". Eine Märchenkomödie in fünf Aufzügen aus „Tausendundeiner Nacht". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925.
Eine ergötzliche Geschichte. Maruf, ein Schuhmacher und Poet dazu, entflieht mit Hilfe eines guten Geistes dem Pantoffelregimente seiner schönen Zarifa und „erdichtet" sich im weltentlegenen Nischapur mit fabelhaftem Geschick den Kredit der Kaufleute, die Gunst des Sultans und sogar die Hand der schönen Prinzessin: ein klassischer Fall von Pseudologia phantastica mit der Besonderheit, daß die freigebige Sultanstochter den Phantastereien ihres Geliebten mit ihren Schätzen Wirklichkeit verleiht, um ihn mit fürstlichem Anstand heiraten zu können. Von der inzwischen durch den Erdgeist herbeigeholten Zarifa erwartet man eine schlimme Bestrafung des Lügners und Heiratsschwindlers. Aber nichts von alledem trifft zu. Zarifa begehrt zwar auf, begnügt sich aber schließlich mit einem „kräftigen Bauern" als Ersatz für ihren Maruf. So schließt das Märchen nach Märchenart, während die Komödie durch die unbefriedigte Lösung der komischen Spannung stark abfällt. Märchen und Komödie, verschieden in ihrem Wesen, zu einem organischen Ganzen zu vereinen, ist eben eine Aufgabe, an der auch berufene Federn scheitern können. Im übrigen dürften die lebendige Handlung, die echt orientalischen Szenen und nicht zuletzt die köstliche Naivität der Sprache dem Werkchen auf der Bühne besonders Reiz verleihen. Sollte es nicht auch eine feine Satire auf den blökenden Mammonismus unserer Tage sein? *Dr. P. Keulers.*

Albert Trentini: „*Paradies*". Eine Tragödie. Georg D. W. Callwey, München 1924. Gr.-8°. 188 S.
Ein Drama darf nicht unklar sein, von allen Dichtungsarten ein Drama am allerwenigsten. Gewiß ließe sich aus diesem Stück ein Sinn herauslesen, aber nicht mehr als aus einer Rätselecke. Feuer ist darin, man weiß es aber nicht, ob Brunst oder Poesie, jedenfalls schwült durch den ersten Akt reichlich viel paradiesische Pubertät, während der Rest nicht nur einem Schüler Freuds ähnliche Motivkräfte andeuten könnte. Am besten schien mir noch die Gegenüberstellung von Mann und Frau, Tat und Liebe im zweiten Akt, ist auch dieser industrielle Fausttyp nicht neu. Das Übrige: Chaos, Jugend, Mutter, Vater und Sohn, Pazifismus, erlösungsbedürftige Götter, läßt vielfach zeitgeschichtliche Probleme aufblitzen. Zu rühmen bliebe manch kühnes Bild, manch prächtiger Vers, hier und da sogar Ansätze zu Charakteren. Schlimm ist die Gleichsetzung von ontologisch gut und ethisch gut, was schließlich dazu führt, alle Gemeinheit unter Rosen zu betten. In seinen Romanen ist der auch dort stark erotische Verfasser zweifellos glücklicher.
Friedrich Muckermann, S. J.

Leo Weismantel: „*Die Wallfahrt nach Bethlehem*". Ein Weihnachtsspiel aus der Spielfolge „Das bekränzte Jahr". Verlag des Bühnenvolksbundes, Frankfurt.
Auf Anregung der Würzburger Quickborngruppe hat Weismantel mit der „Wallfahrt nach Bethlehem" eine Spielfolge eröffnet, die das Denken und Fühlen mit der Kirche neu beleben soll. In vier großen Szenen, in denen Gegenwartsbilder mit biblischen Zeitbildern wechseln und organisch ineinanderfließen, wird die Frage nach dem Sinn des Lebens gestellt von Menschen, denen der Lebensdurst auf der Zunge brennt, und das in den Tagen der grauenhaftesten Inflation, die allen Besitz verschlang. Während die einen nach dem starken Mann rufen, singen die anderen in überirdischer Sehnsucht: Tauet, Himmel, den Gerechten! Gestalten des Alten Bundes treten auf und bilden mit der Gemeinde den Hintergrund, vor dem sich das heilige Mysterium der Menschwerdung vollzieht. In der 4. Szene, der „Anbetung", entwickelt sich das Spiel zu einem innigen Wechselgebet der Gemeinde an den Erlöser. Weismantels Bericht über die Entstehung des Spieles und über die Vorbereitung des Festes sind dankenswerte Anweisungen für die Wiederbelebung des geistlichen Spieles. Es stören einige Druckfehler, S. 27, S. 39. *Dr. P. Keulers.*

*

Digitized by Google

Kleine Anzeigen

Unter den neuesten Beiträgen unserer Frauenliteratur verdienen besondere Beachtung der jüngste Roman von ***Helene Böhlau***, ,,***Die leichtsinnige Eheliebste***" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 261 S.), und von ***Friede H. Kraze***, ,,***Die steinernen Götter***" (Engelhorns Romanbibliothek, 38. Reihe, Band 14, brosch. 0,75 Mk., Ganzleinen 1,50 Mk., Halbleinen 4 Mk., 140 S), ,,***Der Freier***" (Kösel & Pustet, München, Tor-Kleinbücher. i, Taschenoktav, Ganzleinen 1 Mk., Ganzleder 2 Mk., 99 S.).

Helene Böhlau hat aus einem phantastischen Abenteuer — eine Stallmeistersfrau läßt sich totsagen und zum Schein begraben, um aus der Ehe mit einem langweiligen Gatten in die Arme eines jungen Liebhabers zu flüchten — ein Idyll geschaffen, dessen Stoff der Wirklichkeit — dem Weimar der Goethezeit — entnommen, und das durch eine wundervolle Frauenseele, die weit über aller Alltäglichkeit in einer erdenfernen Sphäre der Reinheit und Schönheit zu schweben scheint, eine Lösung findet, die ohne Tragik ist. In einem Gemisch von köstlichem Humor, ebensprühender Sinnlichkeit, bunter Farbenfülle und feiner Grazie und zarter Innerlichkeit werden neben Szenen voll unnachahmlicher Komik tiefe Probleme entwickelt, lächerlich-groteske Gestalten neben Menschen mit eigenartigen Seelenleben und hauchfeiner Sensibilität gestellt.

Wie eine Reihe Pastellbilder in zartem Ton und duftiger Schönheit liegen die neuesten Schöpfungen ***Frieda H. Krazes*** vor uns: ,,***Die steinernen Götter***" — die Lebensgeschichte zweier Schwestern, die vergebens aus der Enge von Tradition und Vorurteil hinausstreben und sich die Seele wund- und totstoßen —,,***Der Freier***" — die Liebe eines Adligen und einer schönen Frau, die über Raum und Zeit hinweg dauert, um schließlich im Herbst des Lebens Erfüllung zu finden. Ein ganz besonderer Ton eignet all diesen Dichtungen. Wie ein Hauch von Weltentrücktheit, eine fast traumhafte, wundersame Stille liegt es über Gestalten und Geschehnissen, als kämen sie aus einer Welt, die mit unserer lärmenden, rauhen Zeit nichts zu tun haben will. Das verleiht diesen Erzählungen ihren größten Reiz und eine leise Schwermut. *Ch. D.*

Der Commissionsverlag, Buchhandlung für Deutsche Lehrer, G. m. b. H., Berlin C 25, Kurze Straße 17, hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, volkstümliche Prosadichtungen in handlicher, geschmackvoller Ausstattung, geschmückt mit Bildern nach Federzeichnungen, herauszugeben. Bis jetzt liegen vor: ,,***Die Leute von Seldwyla***" von ***Gottfried Keller***, die zu den humorvollsten und köstlichsten Schöpfungen des Dichters gehören; ,,***Vier Liebesgeschichten***" von ***Theodor Storm*** — Auf der Universität; Zur Wald- und Wasserfreude; Auf dem Staatshof; Angelika — die in ihrer rührenden Tragik und ihrem stillen Glück die ganze feine Eigenart des Dichters zum Ausdruck bringen; und ,,Zwei Musikanten-Geschichten" vom gleichen Verfasser, in denen mit feinem musikalischem Gefühl von Freud und Leid zweier Musikanten erzählt wird, von denen der eine die Züge des Sohnes Theodor Storms trägt. Wir können der Ausgabe nur weiteste Verbreitung wünschen. *Ch. D.*

Es ist ein besonderes Verdienst, der müdegehetzten Leserwelt unserer angekränkelten Zeit Bücher zu bieten, die in urwüchsiger, gesunder Volkstümlichkeit ein erfrischendes Lebensgefühl ausstrahlen, wie in den bei der Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, erschienenen Tyroler Volkssagen ,,***Aus den Hohen Tauern***", herausgegeben von ***Fr. Linder***, mit Bildern von Hugo Grimm, und ,,***Tiroler Legenden***" von ***Helene Raff***, mit Bildern von Hugo Grimm. Aus uraltem, reichem Volksschatz ist in diesen Büchlein eine Sammlung von Sagen und Märchen zusammengestellt, teils seelenvolle, teils heitere Stimmungsbilder aus Natur- und Volksleben, die neben dem ästhetischen Genuß, den sie bieten, einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte liefern. *Ch. D.*

Der Verlag von Orell Füßli, Zürich und Leipzig, gibt eine Sammlung Schweizer Bücher heraus, deren erster Band 35 Erzählungen von ***Felix Moeschlin*** bringt unter dem Titel: ,,***Meine Frau und ich***" (245 Seiten, geb. 4,40 Mk., geb. 5,60 Mk.). Die kurzen Geschichtchen voll heiterem Humor bieten eine angenehme Unterhaltungslektüre.

Im zweiten Band, ,,***Unterm Lebensbaum***" (182 Seiten, geh. 4,40 Mk., geb. 5,60 Mk.), gibt uns ***Emil Schibli*** eine Reihe kleiner Novellen, in denen mit reicher dichterischer Phantasie und seelischer Tiefe trotz schlichter, ungekünstelter Art viel Lebenswahrheit und Lebensweisheit entwickelt wird. *Ch. D.*

Otfried von Hanstein: ,,***Das Licht des Ostens***". Die Erschließung des Ostens. S. Münchmeyer, Dresden 1924. 310 S.

Ein Thema, das Thoma Morus 1516 in seiner ,,Utopia", das hundert Jahre später der italienische Dominikaner Campanella und in neuester Zeit E. Bettarnys und Theodor Kertzka behandelt haben, greift Hanstein wieder auf. Die Heldin des Romans ist die schöne Prinzessin Anna Petrowna, die den Deutschen Egon und den Spanier Don José für ihre Ideen eines neuen sozialistischen Idealstaates gewinnt. Das Geld bringt sie durch ein öffentliches Preisausschreiben auf, daß sie dem Zeichner von 350 Millionen Dollar nach fünf Jahren ihre Hand reichen werde. Ein

Digitized by Google

reicher Chinese und ein Maharadscha ringen um die Prinzessin. Sie zahlen das Geld. „Nova Sibiria" entwickelt sich. Beide Bewerber kommen um, und Anna Petrowna heiratet ihren geliebten Don José.

Wilhelm Hegeler: „*Der Apfel der Elisabeth Hoff*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924. 231 S. 4,50 Mk.

Mit Geschick erzählt Hegeler von der schuldlosen Entfremdung zweier sich liebender Eheleute, von dem Abweg der jungen Frau und ihrer Rückkehr zu geläutertem Glück an der Seite ihres Mannes.

Joseph von Lauff: „*Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier*". Eine niederrheinische Geschichte. Grote, Berlin 1924. 326 S.

Die Geschichte zweier jüdischer Junggesellen, die beide in ihren alten Tagen ihre Haushälterin Rosalie Perlchen zärtlich lieben, von denen aber keiner die werdende Mutter heiraten will, wird dadurch wieder in friedliche Bahnen gelenkt, daß Sigismund Mendel, der Kommis der beiden alten Sünder, sich mit der schönen Rosalie trauen läßt. So kehrt Ruhe und Freude wieder in das Haus der Junggesellen ein. Nur ein Ziegenbock muß geopfert werden, den die Magd Stina und ihr Vater Bocken-Dores als Schweigegeld erhalten. *Dr. F. R.*

Karl Lerbs: „*Das Anekdotenbuch deutscher Erzähler der Gegenwart*". Vera-Verlag, Hamburg 1924.

Sehr schön gedruckt, bietet der mit großem Geschick zusammengestellte Band eine bunte Fülle kleiner Geschichten, die fast alle recht vergnüglich zu lesen sind, von denen nicht wenige künstlerische Versammlung, manche wohl auch nur künstliche Straffung zeigen, die aber nur zu geringstem Teile wirkliche Anekdoten vorstellen. Kleist und Hebel, auf andere Weise Chamfort und Rivarol, sind die klassischen Vorbilder. *R. von Schaukal.*

Upton Sinclair: „*Babbit*". Der Roman eines amerikanischen Spießbürgers. Kurt Wolff, München 1924.

Das tägliche Leben eines geistlosen Emporkömmlings mit den skrupellosesten Ansichten im Wirtschafts- und Eheleben wird hier erzählt. Von einigen Stellen humoristischer Satire auf den modernen Amerikaner abgesehen, ist das Buch langweilig und oberflächlich und ohne sittliche Tiefe. *Dr. F. R.*

Mitteilungen

Auf Normannstein, der Burg der Neudeutschen, fand eine kleine Tagung statt, die zur Nachahmung lockt. Es waren dort in einem Kreise von etwa hundert Jugendbewegten mehrere Schriftsteller und Dichter, u. a. Leo Weismantel, Franz Herwig, Johannes Weinrich, Heinrich Bachmann, Terramare, Michel Becker, Hasenkamp, versammelt, um über literarische Fragen zu sprechen. Der besondere Zweck, den der Bühnenvolksbund und die Bundesleitung von Neudeutschland, die Veranstalter der Tagung, verfolgten, braucht hier nicht zu interessieren, aber die Tatsache, daß sich die Dichter, die sie liebt, auch einmal der Jugend zeigen und mit dieser Jugend sprechen, die ist gewiß bemerkenswert. Auf diese Weise wird Interesse an der Literatur geweckt und eine Einführung zugleich gegeben, die mit der Kraft lebendigster Anschauung wirkt. Überhaupt beobachten wir in Neudeutschland den Beginn eines systematischen Studiums der Dichtung, die man in besonders eingerichteten Zirkeln pflegen will. Werden die Anregungen von Wewelsburg und Normannstein wirklich durchgeführt, so ist zu erwarten, daß hier eine Jugend heranwächst, die nicht nur etwas weiß auf diesem Gebiet, sondern auch urteilsfähig und vor allem lebendig ist. Ein Wort, das Heinrich Bachmann gelegentlich dort aussprach, soll nicht vergessen werden: Gewiß systematische Arbeit und solides Bemühen, aber der Geist, den die Jugendbewegung geboren, der Geist der Lebendigkeit, der neuen Zeit, des kräftigen Charakters, dies alles, was so glücklich katholische Schläfrigkeit und liberale Oberflächlichkeit durchbrochen hat, das darf nicht verlorengehen, jetzt, da die Jugendbewegung überall in ein neues Stadium friedlicher Aufbauarbeit treten will.

Zur Besprechung eingegangene Bücher

Karl Hampe: „*Kaiser Friedrich II. in der Auffassung der Nachwelt*". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 80 S.

Gerhart Hauptmann: „*Fasching*". Eine Studie. S. Fischer, Berlin 1925. 57 S.

Laurence Housman: „*Gespräche mit Oscar Wilde*". Ein Zusammentreffen in Paris. Deutsch von Hermann George Scheffauer. S. Fischer, Berlin. 1.—3. Aufl. 200 S. Geh. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Hermann Hesse: „*Der Kurgast*". Aufzeichnungen von einer Badener Kur. 1.—10 Aufl. S. Fischer, Berlin 1925. 160 S.

Dr. Franz Jahn: „*Traumwelt und Poesie*". F. Fontane, Berlin 1925. 184 S. 3,80 Mk.

Hanns Johst: „*Consuela*". Aus dem Tagebuch

Digitized by Google

einer Spitzbergenfahrt. Albert Langen, München 1925. 112 S.

Max Jungnickel: „*Aus Wind und Himmel*". Adolf Sponholtz, Hannover. 55 S. Geb. 2,60 Mk.

Dr. Hans Karlinger: „*Über romanische Kirchenbauten*". Mit 24 Tafeln. G. Hirths Verlag, München.

Constantin Kempf: „*Die Heiligkeit der Kirche im 19. Jahrhundert*". Benziger & Co., Einsiedeln 1921. 7. vermehrte u. verbesserte Auflage. 432 S.

Constantin Kempf: „*Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu*". Benziger & Co., Einsiedeln 1921. 299 S.

Herm. C. L. Kosel: „*Michelangelo*". Roman eines Titanen, mit 17 Wiedergaben von Werken des Meisters und seiner Handschrift. Rich. Bong, Berlin 1925. 386 S.

Köster: „*Faust, eine Weltdichtung*". Verlag Kultuspolitik, Berlin W 15, 1925.

Krasnow: „*Verstehen heißt Vergeben*". Übersetzt von Freih. v. Camphausen. Fromannsche Buchhandlung, Jena 1923. 284 S. Brosch. 6,50 Mk., geb. 9,50 Mk.

Kröners Taschenausgaben: „*Goethes Tagebuch der Italienischen Reise*". Herausgegeben von Heinrich Schmidt, Jena. Bd. 45. 184 S. Ganzleinen 2,50 Mk.

Nietzsche: „*Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten*". Bd. 41. 134 S. Ganzleinen 1,50 Mk.

Nietzsche: „*Die Philosphie im tragischen Zeitalter der Griechen*". Bd. 42. 99 S. 1,50 Mk. Alfred Kröner 1925.

Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B.: „*Der dreifache Rosenkranz in Wort und Bild*". Mit 15 farbigen Bildern nach Prof. M. v. Feuerstein. Benziger & Co., Einsiedeln.

D. H. Lawrence: „*Söhne und Liebhaber*". Roman aus dem Englischen. Übertragen von F. Franziskus. Insel-Verlag, Leipzig 1925. Gr.-8°. 632 S.

Dr. Johann Lenz: „*Jesus Christus nach der Lehre des hl. Gregor von Nyssa*". Paulinusdruckerei, Trier 1925. Gr.-8°. 121 S. 3,20 Mk.

Dr. August Leverkühn: „*Dantes Beatrice*". Otto Quitzow, Lübeck 1925. Gr.-8°. 24 S.

Ernst Lissauer: „*Glück in Österreich*". Frankfurter Soz.-Verlag 1925. 219 S. 4,80 Mk.

Axel Lübbe: „*Der Flüchtling*". Erzählung. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin u. Leipzig 1925.

Josef August Lux: „*Roma Sacra, eine Pilgerfahrt*". Mit 8 Bildern. Herder, Freiburg 1925. 40 S. 1,50 Mk.

Otto Mann: „*Der moderne Dandy*". Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. Julius Springer, Berlin 1925. 128 S. 6 Mk.

Wilhelm Michel: „*Friedrich Hölderlin*". Erich Lichtenstein, Weimar 1925. 139 S. Brosch. 3 Mk., Halbleinen 4 Mk., Halbfranz 5,50 Mk.

Ludwig Mäthar: „*Ein voller Herbst*". Drei Moselgeschichten. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 166 S. 1,50 Mk.

Alfred Neumann: „*Der Patriot*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925.

Friedrich Normann: „*Mythen der Sterne*". Mit 17 Abbildungen im Text, 12 Tafeln und einer Weltkarte. Fr. Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart 1925. 521 S. 14 Mk.

Ferdinand-Antoni Ossendowski; „*Um Ferdinand Ossendowski.*" Frankfurter Soz.-Verlag 1925. 195 S.

„*Das Papstbuch.*" Drei-Masken-Verlag, München 1925. 682 Abbildungen. 44 Seiten Text, 132 Bildseiten. 6,60 Mk.

Albert Petersen: „*Perthes der Mann*". Roman. Mit einer Karte und 28 Abbildungen. Hanseatischer Verlag, Hamburg 1925. Gr.-8°. 425 S. 9 Mk.

Erik Peterson: „*Was ist Theologie?*" Friedrich Cohen, Bonn 1925. Gr.-8°. 32 S. 1,80 Mk.

Franz Pernice: „*Die hellenistische Kunst in Pompeji*". Bd. IV. Gefäße und Geräte aus Bronze. Mit 90 Textabbildungen und 16 Tafeln. Quart. VI u. 64 S. Walter de Gruyter & Co., Berlin, Leipzig 1925. 60 Mk.

Hermann Platz und *Karl Linzen*: „*Paul Bourget*". Wolframverlag Dortmund 1925. 45 S. 1,30 Mk.

Dr. August Rüegg: „*Luis de Camoes und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos*". Helbing & Lichtenhan, Basel 1925. 230 S. Geb. 5 Mk. Gr.-8°.

Felix Salten: „*Neue Menschen auf alter Erde*". Paul Zsolnay, Berlin 1925. 276 S.

Wilhelm Schäfer: „*Die dreizehn Bücher der deutschen Seele*". Georg Müller, München 1925. 16.—26. Tausend. Kl.-8° Taschenausgabe. 575 S.

Max Scheler: „*Versuche zu einer Soziologie des Wissens*". Duncker & Humblot, München 1924. 450 S. Geh. 12 Mk., geb. 15 Mk.

Gustav Schroer: „*Die Bauern von Siedel*". Roman. Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 5 Mk.

Wilhelm Schussen: „*Zwischen Donau und Bodensee*". Ein Buch aus Oberschwaben, mit 60 Federzeichnungen von Heiner Baumgärtner. Alexander Fischer, Tübingen 1924. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.

Maria Th. Schwertner: „*Das Bild zu Isakowa*". Roman. Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Adalbert Stifter: „*Briefe und Bekenntnisse*". Erzählungen und Bilder. Bücher der Rose. Wilhelm Langewiesche-Brand, Ebenhausen-München 1925. Gr.-8°. 299 S.

Fritz Strich: „*Deutsche Klassik und Romantik*". Meyer & Jessen, München 1924. 411 S. Brosch. 6,50 Mk., geb. 8,50 Mk.

Eduard Stucken: „Gesammelte Werke in *vier Bänden*". Bd. 1. Erich Reiß, Berlin 1925. Gr.-8°. 681 S.

Digitized by Google

Tempel-Klassiker. Shakespeare, engl.-deutsch. Bd. 9. Komödie der Irrungen, Der Widerspenstigen Zähmung. Deutsch von L. Tieck. Tempel-Verlag, Leipzig 1925. 202 S. Ganzleinen 6 Mk. Halbleder 8 Mk.

„Türkische Märchen." Herausgegeben v. F. v. d. Leyen. — *„Lettisch-Litauische Märchen."* Herausgegeben v. Boehm. — *„Indianer-Märchen."* Herausgegeben v. F. v. d. Leyen. Eugen Diederichs, Jena. Pappleder 4,50 Mk., Halbleder 7 Mk.

Dr. Joseph Ungewitter: *„Die pädagogische Stiftung Cassianeum in Donauwörth"*. Festschrift zum 50jährigen Gründungsjubiläum am 4. Juni 1925. Ludwig Auer, Donauwörth 1925.

Emil Utitz: *„Jahrbuch der Charakterologie"*. 1. Jahrgang. 1924. 1. Bd. Mit 16 Tafeln und 8 Abbildungen im Text. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 2. 375 S. Brosch. 13 Mk., Ganzleinen 15 Mk.

Heinrich Trüb: *„Beatus Wiederkehrs Ferienreise"*. Erzählung. Deutsche Veriags-Anstalt, Stuttgart, Berlin u. Leipzig 1925.

Adolf Vögtlin: *„Gottfried-Keller-Anekdoten"*. Rascher & Co., Zürich 1925. 154 S.

René Heinrich Dillau: *„Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus"*. Furche-Verlag, Berlin 1925. 355 S. Brosch. 10 Mk. Ganzleinen 12 Mk.

F. W. Weber: *„Goliath"*. Mit sieben Original-Holzschnitten von Prof. Walther Klemm. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Dr. Josef Weingartner: *„Burgenfahrten"*. Wanderungen jenseits des Brenners. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Heinz Werner: *„Die Ursprünge der Lyrik"*. Ernst Reinhardt, München 1925. 243 S. 5 Mk.

Abraham a Sancta Clara: *„Auf dem Wege zur Innerlichkeit"*. Aus der „Grammatica Religiosa" frei ins Deutsche übertragen von Willibrord Schlags. Paulinus-Druckerei, Trier 1925. 8°. 51 S. Brosch. 80 Pf.

Arbeitsausschuß Deutscher Verbände in Verb. mit dem Deutschen Frauenausschuß zum Kampf gegen die Schuldlüge: *„Für Freiheit und Ehre"*. Volkskalender 1926. Verlag des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände, Berlin 1925. 4°. 118 S.

Florence L. Barclay: *„Die Herrin von Shenstone"*. Einzig berechtigte Übersetzung. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. 8° 271 S. Geb. 4,60 Mk.

J. Baumgärtner: *„Dr. Paul Wilhelm v. Keppler"*. Festschrift. Zahlreiche Illustrationen. Schwabenverlag, Stuttgart 1925. Gr.-8°. 199 S.

Anna Bernard: *„Die Seinigen nahmen ihn nicht auf"*. Roman aus dem Adlergebirge. A. Walzel, Mittelwalde o. J. (1925). 8°. 200 S.

Waldemar Bonsels: *„Indienfahrt"*. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1925. 279.—305. Taus. 8°. 259 S. Geh. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Rudolf Borchardt: *„Ausgewählte Werke"*. 1900—1918. Ernst Rowohlt, Berlin 1925. Gr.-8°. 143 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5,50 Mk.

Paul Bornstein: *„Der junge Hebbel"*. 2 Bde. Wesselburen, Lebenserzeugnisse und dichterische Anfänge. Erich Reiß, Berlin 1925. Gr.-8°. 299 S., 262 S.

Martin Borrmann: *„Der Don Juan der halben Dinge"*. Ernst Rowohlt, Berlin 1925. 8°. 151 S. Geh. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

Ernst Breit: *„Frauenleben und Frauenwürde nach Auffassung, Wunsch und Streben der Kirche"*. Mit Buchschmuck von W. Sommer. Benziger & Co., Einsiedeln o. J. (1925). Kl.-8°. 120 S. Ganzleinen 3 Mk.

Deutscher Caritasverband: *„Caritas-Kalender* für das Jahr 1926". 96 S. mit mehrfarbigem Titelbild und Wandkalender. Caritasverlag, Freiburg i. Br. 1925. Gr.-8°. 1 Mk.

„Die heilige Magdalena Sophie Barat und ihre Stiftung, die Gesellschaft der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen Jesu". Vorwort von W. v. Keppler, Bischof von Rottenburg. Herder, Freiburg 1925. 2. erweiterte Aufl. Gr.-8°. 484 S. 12,50, geb. in Leinen 16 Mk.

Johannes Dierkes: *„Kultur und Religion"*. Ein Beitrag zur Kultuskrisis der Gegenwart. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1925. 84 S.

Albrecht Dürer: *„Gedichte"*. Bearbeitet und herausgegeben von Karl Glock. Verlag der Norddeutschen Bücherstube in Nürnberg 1925. Als Manuskript gedruckt. Kl.-8°. 23 S. 0,50 Mk.

Karl Einstein: *„Afrikanische Legenden"*. Ernst Rowohlt, Berlin 1925. 280 S. Geh. 5 Mk. Ganzleinen 7 Mk.

Oskar Maurus Fontana: *„Niob, der Verschwender"*. Komödie. Schauspiel-Verlag, Leipzig o. J. (1925). 8°. 109 S. 3,50 Mk.

Rene Fülöp-Miller und *Friedr. Eckstein*: *„Dostojewski am Roulette"*. Die Erlebnisse seiner Spielerzeit in Briefen und Tagebüchern. Mit 9 Bildbeilagen. R. Piper & Co., München 1925. 8°. 265 S. Geh. 5 Mk., Ganzleinen 7 Mk.

Knud Gatzwiller, *„Der gelbe Marquis"*. Abenteurer-Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von E. von Kraatz. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1925. 8°. 252 S. Halbleinen 5 Mk.

J. W. Goethe: *„Die Metamorphose der Pflanzen"*. Insel-Verlag, Leipzig 1925. 63 S.

Wolfgang von Goethe: *„Die Wahlverwandtschaften"*. Ein Roman. Mit einem Nachwort von Thomas Mann. „Epikon". Paul List, Leipzig o. J. 8°. 331 S. Ganzleinen 5 Mk.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

DIE KUNST

FÜHRENDE DEUTSCHE KUNSTZEITSCHRIFT

ZEITGENÖSSISCHE MALEREI
PLASTIK · WOHNUNGSKUNST
KUNSTGEWERBE

Immer wieder ist man beim Durchblättern der Hefte dieser vornehmen Kunstzeitschrift überrascht von der Fülle des Textes und dem Glanz des illustrativen Teiles. Ein erstaunlicher Reichtum und immer gleiche Vortrefflichkeit der Abbildungen sind die Vorzüge, die wir in keiner der Kunst gewidmeten in- und ausländischen Zeitschrift in dem Maße vereinigt finden.

Hamburger Fremdenblatt

ERSCHEINT MONATLICH · PREIS VIERTELJÄHRLICH 6 M.
DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN
VERLAG F. BRUCKMANN A. G. MÜNCHEN

SOEBEN BEGINNT DER NEUE JAHRGANG

Digitized by Google

DIE
LITERATURWISSENSCHAFT
AUF NEUEN WEGEN

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel, Bonn. / / / / / / Mit ca.

3000 BILDERN

in Doppeltondruck und vielen Tafeln, z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatl. Zahlung von nur

Goldmark 7.–

Man verlange Ansichtssendung Nr. 30 b

Artibus et literis
Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM.

Kirchlich-Statistisches Jahrbuch

für den Katholischen Klerus Taschenkalender für 1926

Redaktion: **Dr. Karl Aug. Geiger**, o. Hochschulprofessor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Dillingen

48. Jahrg. / Preis steif kart. 2.– Mk.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg

Das Taschenbuch wird in vielen kirchlichen Amtsblättern dem hochwürdigen Klerus aufs beste empfohlen

Für die Freunde der kirchlichen Kunst!

Werke von Dr. A. Fuchs / Professor der Theologie

Die Tragaltäre des Rogerus in Paderborn. Beiträge zur Rogerusfrage. Mit 23 Abbildungen. XVI u. 160 S. 8° Gebd. Mk. 4.50.

Die beiden Tragaltäre, mit denen sich das Werk beschäftigt, sind der kunstgeschichtlichen Forschung keineswegs fremd geblieben; sie haben aber nie eine so sorgsame Beschreibung, eine so eingehende Untersuchung und eine so gründliche Würdigung erfahren wie eben hier.

Die Reste des Atriums des Karolingischen Domes zu Paderborn. Mit 12 Abbildungen. IV u. 44 S. 8°. Kart. Mk. 2.–.

Das Werk hat zum Gegenstande eine dreischiffige, vierjochige Halle zwischen dem Ostchor und dem nordöstlichen Querschiff des Paderborner Domes. Der Verfasser erbringt den Nachweis, daß wir in diesem Gebäude den Rest eines Atriums im frühmittelalterlichen Sinne vor uns haben, das sehr wahrscheinlich dem Dombau Karls des Großen angehört.

Der Paderborner Domschatz. Mit 12 Abbildungen. Geh. Mk. 0.50.

Ein zuverlässiger Katalog, der die erste wirklich vollzählige Aufzählung der vorhandenen Schatzstücke bringt, wobei in den meisten Fällen auch Rücksicht auf die Herkunft und Entstehungszeit genommen wird.

Die Jesuitenkirche in Büren. Mit 13 Abbildungen. 48 S. 8°. Gebd. Mk. 1.50.

Das Werk eröffnet die kunstgeschichtliche Sammlung „Die Kunst im alten Hochstift Paderborn". Ausführlich und fesselnd beschreibt es den Bau der herrlichen Kirche des heutigen Lehrerseminars zu Büren und gibt eine nicht minder interessante Beschreibung der Gemälde und Stuckarbeiten. Dem Besucher der prächtigen Kirche wird das Buch willkommene Dienste leisten.

– Zu beziehen durch alle Buchhandlungen –

PADERBORN / BONIFACIUS-DRUCKEREI

Digitized by Google

Die neuesten Bücher des Verlages
BENZIGER & CO., A.-G.
Einsiedeln / Waldshut / Köln a. Rh. / Straßburg i. E.

Die goldene Schmiede

Ein Marienleben. Von Augustin Wibbelt. Gr.-8°. 168 Seiten. Mit Illustrationen von W. Sommer. In Ganzleinen R.-M. 9,—.

Augustin Wibbelt, der Dichter des Sonnenbuches, des Pastoren-Gaorens, der Verfasser feinsinniger Skizzen, Essays und Dialektstücke, der köstliche, humorvolle Erzähler, der so vielen ein Bringer der Freude geworden ist, schenkt uns eine neue Gabe.

Es ist ein Buch zum Sichversenken, zur Sammlung, zur Konzentration. Was ihm einen besonderen Wert verleiht, ist die gepflegte, kultivierte Sprache, die reich an Farbe, Bildkraft und Leben ist. Es ist ein köstliches Buch, das in jedem deutschen Hause offene Pforten und Herzen finden wird.

Der hl. Petrus Canisius

Von Joseph Kinzig S. J. Mit 128 Seiten. 95:115 mm. Mit Titelbild. Ganzleinen R.-Mk. 2,50.

... Das Wesensbild des liebenswürdigen, mit deutscher Gemütstiefe und Gründlichkeit begnadeten Heiligen, das uns hier geboten wird, tritt in scharfen Umrissen und lebendiger Frische vor unsere Seele und wirbt um Bewunderung und Nachfolge zugleich ... Die Darstellung ist fesselnd und leicht fließend, die Ausstattung des Buches würdig und sehr geschmackvoll ... Das Buch eignet sich für die weitesten Kreise des katholischen Volkes und sollte vor allem unserer Jugend in die Hand gegeben werden. P. Thomas Jüngst O.S.B.

Saat und Ernte

Lebenskundliche Besprechungen zur Einstellung der jugendlichen Selbsterziehung auf den Familienberuf von Joseph Könn. 176 Seiten. Ganzleinen R.-M. 3,80.

Wir wünschen aus ganzer Seele das Büchlein vorab in die Hand jedes Seelsorgers, dem das Wohl seiner heranwachsenden Pfarrkinder am Herzen liegt. Aber auch ein ernstgesinnter Jüngling wie eine verständige Jungfrau werden aus der Schrift reichen Nutzen schöpfen. Prälat A. Döbell.

In den Missionen

2. Band von „Die Heiligkeit der Gesellschaft Jesu". Von Konst. Kempf S. J. Mit 2 Einschaltbildern in Duplex-Autotypie. 302 Seiten. 8°. Broschiert R.-M. 5,50. Gebunden R.-M. 7,—.

Ein hochinteressantes, erbauliches, belehrendes und fesselndes Buch. Eine Reihe großer edler Glaubensboten aus der Gesellschaft Jesu werden uns darin vorgeführt, heilige, selige und gottselige Männer, die auszogen, eine Welt für Christus zu erobern. Das Buch ist eine köstliche Lesung. Präsides-Correspondenz, Wien.

Der heilige Kreuzweg

Text von Dr. P. Albert Kuhn O.S.B. Mit farbigen Bildern in Kunstdruck von Prof. M. von Feuerstein. Ganzleinen R.-M. 3,—.

Der dreifache Rosenkranz

in Wort und Bild. Text von Dr. P. Albert Kuhn O.S.B. Mit 15 farbigen Bildern in Kunstdruck von Prof. M. Feuerstein. Ganzleinen R.-M. 3,—.

Die beiden Büchlein sind zwei kleine Prachtwerke und werden sicherlich heilige Freude wecken bei allen, die frommen Sinnes Bild und Wort auf sich wirken lassen. Bei der herrlichen Ausstattung ist der Preis sehr bescheiden. Prälat A. Döbell.

Exerzitien und Exerzitienorganisation

Aufgaben moderner Seelsorge, herausgegeben im Auftrage der Exerzitienleitung der Diözese Münster von Dr. Aug. Konermann. 8°. 296 Seiten. Ganzleinen R.-M. 5,—.

... Das ganze Buch mit allen seinen Vorträgen wendet sich an die Seelsorger und öffnet ihnen den Blick und Sinn für eines der wichtigsten religiösen Aufbaumittel der Gegenwart. Es bietet auch eine Aufzählung der in Deutschland bestehenden Exerzitienhäuser und eine Auswahl der einschlägigen Exerzitienliteratur. P. Bernhard Seiller, Augsburg.

Durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

Die katholische **führende Wochenschrift** der Deutschen
für Kultur, Politik und Volkswirtschaft ist

DAS
NEUE REICH

Hauptschriftleiter: Professor **Dr. Emilian Schoepfer**
Schriftleiter: **Dr. Johannes Mehner**

Mit 1. Oktober beginnt der 8. Jahrgang

*

Aus dem **Programm:**

Rechristianisierung unseres gesamten Denkens u. Lebens: Mitarbeit daran.

Autoritätsgedanke, ist Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung.

Echte Demokratie, ihr Wesen, ihre Kräfte zeigt „Das Neue Reich" auf.

Völkerbundidee, soll auf positiv christlicher Grundlage ausgearbeitet werden.

Leos XIII. Soziallehren will „Das Neue Reich" für die Gestaltung des sozialen Lebens wirksam machen.

Deutschland und Österreich, verbunden durch gemeinsame Kulturaufgaben, werden in gleicher Weise berücksichtigt.

*

Unabhängig von jeder politischen Partei

Kostenlose Probenummern u. Bestellungen bei allen Buchhandlungen od. direkt bei der Verwaltung in Wien, VI., Mariahilferstr. 49, od. München, Schellingstr. 41

*

Die **billigste Wochenschrift**

Bezugspreis pro Vierteljahr: S 4.50, M 3.50, Schw. Frs. 4.50.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Jean Paul. Ein Gedenkblatt. Von Dr. Richard von Schaukal / Herbst. Gedichte von Josef Georg Oberkofler / Morgendämmerung. Erzählung von Anna Bernard / Aus einer dramatischen Legende: Die hl. Elisabeth. Gedichte an Gott. Von Karl Röttger / Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung. Von Dr. Karl Lusser. / Dichtung und Leben: Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann S. J. / Ein unveröffentlichter Nachruf auf Abraham a Sta Clara aus dem Jahre 1710. Von Professor Dr. Karl Bertsche / Dichtung des In- und Auslandes: Carl Röttger oder von der Überwindung der Einsamkeit. Von Dr. W. Hermanns / Zum 50. Geburtstag von Henriette Brey. Von J. Boesch / G. K. Chesterton über das zeitgenössische England. Autorisierte Übertragung von Dr. Alfons Adams / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Als Kunstbeilage: Dies irae. Von Bruno Zwiener.

20. Jahrgang **Heft 2** November 1925

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

FÜHRER-VERLAG
M. GLADBACH
(RHLD.)

*

Soeben erschien als Band 5 der „Auswahl":

Thorn-Prikker

Von Dr. Max Creutz, Direktor des Kaiser-Friedr.-Museums Krefeld. Mit 32 Abbildungen, darunter einem Bildnis Thorn-Prikkers, für die „Auswahl" geschaffen von Professor Heinrich Nauen

Thorn-Prikker ist unbestritten der größte Monumentalkünstler der Gegenwart. Sein bisheriges Lebenswerk, insbesondere die Kartons und die Handmalereien des Krefelder Museums, sind ein untrügliches Dokument seines überlegenen Genies. Der Führer-Verlag hielt es daher für seine Pflicht, das Werk dieses Meisters einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Des Künstlers Briefe am Schlusse des Bändchens zeugen am besten vom hohen Ethos dieser als Mensch wie als Künstler gleich bedeutsamen Persönlichkeit

*

In Halbleinen RM. 4.–

ORPLID-VERLAG
M. GLADBACH
KÖLN

*

Soeben erschienen:

Wege nach Orplid

Achtes Bändchen:
JUNGES FRANKREICH

Neuntes Bändchen:
JOSEF PONTEN

Zehntes Bändchen:
JUNGES SPANIEN

*

Weißes, holzfreies Papier, mustergültige Satzanordnung und klarer Druck, geschmackvolles Überzugpapier, solider Einband

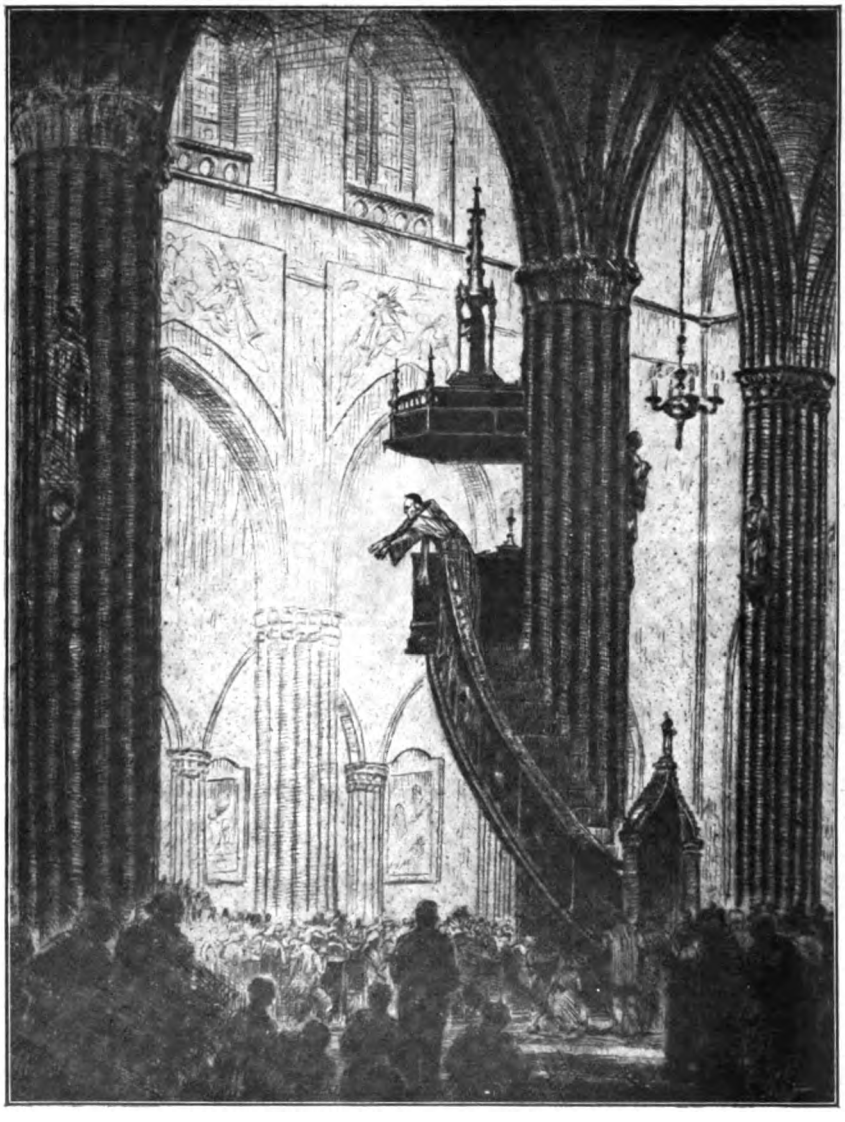
Unsere Freunde werden diese wohlfeilen Bände gern zu Geschenken für die Weihnachtszeit verwenden

Jeder Band nur RM. 4.50

Eine kleine Anzahl einfach broschierter Exemplare in besonderem Umschlag steht zum Preise von RM. 3.50 Büchereien und Bücherfreunden, die eigene Einbände schätzen, zur Verfügung

Digitized by Google

Digitized by Google



Dies irae / Bruno Zwiener, Breslau

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang Heft 2 Essen, im November 1925

Jean Paul

Ein Gedenkblatt zum Hundertjahrstag seines Todes (14. November 1825)

Von Richard von Schaukal

JEAN Paul — so nennt sich der 1763 geborene Johann Paul Friedrich Richter zum ersten Male in der Vorrede zur „Unsichtbaren Loge", die datiert ist „Auf dem Fichtelgebirg, im Erntemond 1792" —, Jean Paul bedeutet mehr als ein Kapitel, er bedeutet eine Epoche der deutschen Nationalliteratur. Ja, es dürfte bei näherem Bedacht die Behauptung nicht abzuweisen sein, daß er der einzige unserer großen Dichter sei, der unser eigentümliches Wesen, die unentwirrbare Mischung von Herzlichkeit und Geistigkeit, von Zartheit und Derbheit, von Heiterkeit und Schwermut, von Sehnsucht und Spottsucht, von Weichheit und Festigkeit, Feinsinn und Ungeschmack, vollständig und vollgültig, mit Unbefangenheit und Selbstgefälligkeit zugleich in der Weltliteratur vertrete. Unsere sogenannten Klassiker, Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, und der große Umkreis dieser von der Wissenschaft kanonisierten Gipfel einer in ihren bezeichnenden Zügen einheitlichen Landschaft, die Bürger, Gleim, Gellert, Hölty, Stolberg, Voß, Klinger, Lenz, Schubart, Heinse, Matthisson, Leisewitz, Hamann, Jacobi, Lichtenberg, Claudius, Thümmel, Jung-Stilling, Engel, Moritz, Winckelmann, Rabener, Kästner, Lichtwer, Kortum, Bode, Musäus, Hippel, Sturz, wurzeln — Bürgers Anfänge, Jungs Jugendgeschichte, ein paar einsame Klänge Höltys und den einzigen Claudius etwa ausgenommen —, als dem Jahrhundert der Aufklärung, einer umfassenden Phase der europäischen Kultur verpflichtet, nicht im stillnährenden Erdreich ihres Volkstums, sondern, auch als ihre Gegner, im Flugsand einer Geistigkeit, die sie trotz der unleugbaren Ausgeprägtheit unterschiedlicher Individualität in die Richtung einer Reihe zwingt, ihrem Wirken etwas Schematisches verleiht, sie in eine literarische Formel zusammenbindet. Auch das französische 18. Jahrhundert hat den Charakter des Schematischen, aber es ist doch — abgesehen von der anachronistischen Erscheinung des revolutionären Gefühls in Rousseau — in seiner Einheitlichkeit, ja Einförmigkeit, die in Voltaire sich zum souveränen Ausdruck versammelt, Schicht eines stetigen Aufbaus, Zusammenhang mit nationaler Gegebenheit, Fortsetzung, wenn auch einigermaßen verblassende und verdünnte, eines sozusagen trichterförmigen Aufstieges aus der lebenspendenden Volkstiefe. Das deutsche 18. Jahrhundert dagegen, dem die Barbarei der Verarmung und

Digitized by Google

der Manierismus der Abhängigkeit vorausgegangen waren, hat keine Grundlage in der zur Gegenwart gediehenen eigenen Vergangenheit, es hat sich gewissermaßen selbst experimentierend errichtet und als Baustoff benutzt, was ihm dazu ringsum in der mit Aufmerksamkeit durchforschten Welt der großen Nationen tauglich schien. Klopstock hat — an dem schwerfälligen Haller als einsamem Vorgänger orientiert — die Sprache des deutschen Verses ebenso erschaffen, wie Lessing das deutsche Drama nach klug und gewandt aus Mustern abstrahierten Regeln in die gähnende Wüstenei des deutschen Kunstgeschmacks gestellt hat; er und Herder haben den Deutschen die Anfänge einer Ästhetik geschenkt, er und Herder haben ihnen allgemach die verborgenen Schätze ihres nationalen Erdreichs gelockert. Wieland hat nach französisch-antikisierendem Muster den Roman, nach italienischem das romantische Epos zustande gebracht (daß ein deutsches Originalgenie von gewaltigen Maßen inmitten der Ödnis des von den Greueln des Krieges zerstörten nationalen Daseins den wahrhaftigen deutschen Roman, das echte deutsche Epos geschaffen hatte, Grimmelshausen den Simplicius Simplicissimus, das war wie die rauschende Wunderwelt der deutschen mittelalterlichen Dichtung in Vergessenheit geraten). Und Goethe und Schiller selbst, die immerhin schon von großen Führern sich durften zurechtweisen lassen, haben sie nicht beide — Goethe gegen seine innerste Natur, die, nach den „anakreontischen" französierenden Anfängen in Lyrik und Theatralik, in dumpfem Drange der Liebesleidenschaft die ersten echten Töne der von innen heraufgewühlten Seele gefunden hatte —, haben sie nicht immer wieder literarische Experimentalpoesie getrieben, sich in allen in der herrschenden Weltliteratur vorhandenen Formen bewußtermaßen beispielgebend versucht? Wohl, in Goethes langem, immer tiefer sich mit Weltweisheit erfüllendem Leben ist ein Werk gediehen, das in seiner unerschöpflichen Fülle, seiner farbigen Vielseitigkeit, seiner von einer zu sich wachsenden Persönlichkeit zeugenden inneren Einheitlichkeit einen nationalen Kronschatz häuft, und der Lyriker Goethe, diese reinste und vollste Selbstdarstellung des menschlichen Genius, an Umfang, Klang und Gehalt die größte lyrische Erscheinung aller Zeiten, steht neben den Epikern Homer und Cervantes, den Dramatikern Sophokles und Shakespeare, ein Stolz seines Volkes, aber vertritt dieser Genius der allumfassenden Ausdrucksfähigkeit sein Volk in dessen unnachahmlicher, ausschließlicher Eigenart wie La Fontaine und Molière, Mérimée und France das französische, Tolstoi, Gogol und Dostojewski das russische, Fielding, Dickens, Meredith das englische? Ist der „Faust", dieses eklektische Mysterium vom ringenden Menschen, ist Hermann und Dorothea, ist der rationalistisch-pädagogische Wilhelm Meister gleich dem Decamerone, dem Don Quijote, den Toten Seelen, gleich unserm Simplicissimus oder Wolframs Parzival der geheimnisvoll-eindeutige, unverkennbare deutsche Grundton in der vielstimmigen Harmonie der Völker? Nur Lessing mag mit seiner „Minna" dem echten und im Grund genommen einzigen Molières würdigen nationalen Lustspiel — „Der Zerbrochene Krug" und „Amphitryon" stehen für sich in einsamer Größe, „Die Journalisten" können doch nur als harmlos-glückliche Kleinigkeit in Betracht kommen, Kotzebues „Deutsche Kleinstädter" sind, ungleich Gogols ewigem „Revisor", veraltet, und den genialen Possen Nestroys mangelt zur repräsentativen Nationalliteratur die dauernde literarische Form —, nur Lessing mag mit der „Minna" einen typischen Platz in der Weltliteratur ausfüllen, aber auch diese uns kostbare Soldatenkomödie setzt zu internationaler

Digitized by Google

Geltung zuviel einheimische Historie voraus. Von den großen Dichtern der nach klassischen Zeit — Hölderlin, Kleist, Hoffmann, Stifter, Raimund, Uhland, Eichendorff, Mörike, Keller, der Droste, Raabe —, die jeder für sich an geschlossener reifer Gestalt es mit den lebendigsten Heroen der Nachbarn aufnehmen können, hat bisher noch keiner sich auch nur bei uns in halbwegs wirksamer nationaler Existenz durchgesetzt: wie sollte er es bei den andern vermocht haben? Der einzige Jean Paul, so vergessen er heute die meisten der vergeßlichen Deutschen anmutet, lebt ein unauslöschliches deutsches Leben von offizieller literarischer Bedeutung. Mit Fug und Recht. Der Unübersetzbare — Carlyle nennt seinen Stil den am wenigsten übertragbaren, the most untranslatable, irgendeiner modernen Literatur — ist „insofern", wie schon Platen gesagt hat, „der deutscheste" aller deutschen Schriftsteller. Und eben darum der den andern Nationen, zuvörderst Franzosen und Engländern, fast vertrauteste. Man hat ihn, der so abweisend schien, so tief, bis an den Hals in seinem deutschen Erdloch steckte, um so beflissener zu Hause aufgesucht, hat deutsch gelernt, um Jean Paul, nicht um Goethe zu lesen. Nicht zuletzt um Jean Pauls willen sich überhaupt mit deutscher Literatur beschäftigt. Und die zweite große (deutsche) Gesamtausgabe seiner Werke, die (nach Berend von Spazier veranstaltete) von Tétot frères, ist 1836 in Paris erschienen (wo ihn freilich bald der schon 1829 von Loève-Veimars eingeführte Hoffmann, in französischer Verwässerung, zurückdrängt). Noch heute ist der in der Heimat hundert Jahre nach seinem Tode nicht einmal einer wissenschaftlichen Ausgabe, des Herbariums, Gewürdigte[1] Ferment der feinsten Bildung des germanischen Brudervolkes: Carlyle, Thackeray und Meredith sind in ihrer halbwegs bizarren Größe Jean Paul aufs tiefste verpflichtet. Jean Paul hat damit gewissermaßen zurückerstattet, was er selbst den Engländern, seinen ersten und vielleicht einzig nachhaltigen Lehrern, dankt: Swift, Smollet, Sterne, Fielding hatten außer den Alten, Lessing und den französischen Enzyklopädisten den jungen heißhungrigen Leser unwiderstehlich angezogen und seine satirische Anlage kräftig gefördert.

Abgesehen von diesen, dem Wahlverwandten sich ungesucht ergebenden Nährvätern eingeborener Anlagen hat der in unberührter Selbstherrlichkeit zu sich Gedeihende keinem Einfluß jemals sich auch nur auf kurze Weile geneigt erwiesen, dem Gesetz gehorsam, nach dem er angetreten, dem Gesetz seiner starken und reinen Natur. Es mag dabei der glückliche Umstand schützend mitgewirkt haben, daß der auf dem Lande in Dürftigkeit heranwachsende Knabe geradezu als ein seliger Insulaner im Ozean des Zeitgeistes auf den Reichtum seiner Seele sich beschränkt sah. Als der Achtzehnjährige auf die Universität Leipzig kam, geriet er zwar aus dem Eden froher Unbekümmertheit und inniger Gläubigkeit aufs Steinfeld rationalistischer Skepsis und lebensfeindlicher Verbitterung, und der Niederschlag dieser mit jäher Überzeugung eingeatmeten Atmosphäre erfüllt die erste ebenso lebhafte wie unerlebte Produktion. Aber der kräftige Jüngling, der auch äußerlich der modischen Umwelt den bloßen Hals des in aller Not Unabhängigen entgegenreckte, besann sich nach der Flucht vor seinen (später getreulich bezahlten) Gläubigern alsbald auf sein besseres eigentümliches Selbst: der Satiriker einer trotzig postulierten Welt der Charaktere macht dem Idylliker

[1] Eduard Berend, der nach Paul Nerrlich, J. Firmery und Karl Freye bedeutendste Jean-Paul-Forscher unserer Tage, hat sie durch die großzügige Ausgabe der Briefe (bisher 3 Bände, bei Georg Müller, seit 1922) auf das verheißendste eingeleitet. Seine fünfbändige Auswahl der Werke (Berlin, Propyläenverlag, 1923) hat die von Nerrlich (1884/89) und die von Wustmann (1898) an Umfang und Textkritik hinter sich zurückgelassen. Empfehlenswert ist auch die von (†) Freye (und Berend) 1910 bei Bong herausgegebene.

Digitized by Google

Platz, und vom „honigsauern" erlebtesten Leben des nichtsdestoweniger „vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal" ist kein weiter Schritt zum Gefühlsüberschwang der „Unsichtbaren Loge" (1792), die, wie sie den unbekannten Hauslehrer und Hofmeister im Flecken Hof im Vogtland in der literarischen Welt feststellt, die erste Stufe legt zu dem sich konzentrisch überhöhenden Bau der Wunderwerke vom Heimweh und der Heimat der deutschen Seele: Hesperus, Siebenkäs, Fixlein, Titan, Flegeljahre. Mit dem Hesperus (1794) war der vom Echo des Enthusiasmus schnell zum weithin hallenden Ruhm verbreitete Ruf des Lieblingsdichters der Nation begründet. Denn das war er die dreißig Jahre lang, die dem nunmehr aus der Enge in die Welt Befreiten, sich selbst aber enttäuscht von ihrer Leere bald wieder in die eigene warme Fülle Bergenden noch zu verleben, noch zu verschreiben vergönnt waren.

Wahrlich, sein Leben war Schreiben, und das Schreiben war ihm einzig Leben. Nie ist ein Dichter so ganz und gar, so ausschließlich und so selig Schriftsteller gewesen. Wenn man den noch zum großen Teil ungehobenen Nachlaß bedenkt, der auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin gestapelt ist und ihn zu den vierunddreißig Bänden der dritten Reimerschen Gesamtausgabe (1860/62) im Geiste dazulegt, wenn man die Riesensumme der dazwischen laufenden, niemals förmlichen, sondern stets sich aus dem Herzen ergießenden Briefe dieses unvergleichlichen Korrespondenten überschaut und sich staunend sagt, daß eigentlich alles, was der Unermüdliche, mit gehäuften Händen Spendende geschaffen hat, Fragment geblieben ist, daß eines sich aus dem andern in quellendem Reichtum strömend entwickelt, und daß das letzte der von ihm veröffentlichten Werke, der „Komet" (1820/22), in seinem ebenso großartigen wie geistvollen Entwurf über alle andern emporragt, dann ergreift einen Ehrfurcht und Rührung, Ehrfurcht vor dem gottbegnadeten Schöpfertum eines Genius, der an lauterer Wahrhaftigkeit, selbstverständlicher Notwendigkeit seinesgleichen nicht hat, und Rührung vor der beschaulichen Selbstgenügsamkeit dieses innigen Aufgehens im tagtäglichen Beruf der Berufung. Dieser Herr und Meister des Wortes war in seiner Hingebung an das Wort der treueste Diener am Wort, den die Geistesgeschichte verzeichnet.

Seine Meisterlichkeit aber ist schlechthin unerreicht. Nicht nur im Deutschen, wo der Meister, der große Schriftsteller, im Vergleich mit andern Sprachen, so selten ist. Wir haben große Dichter, zumal große Lyriker — Hölderlin hat die reine Melodie der Sappho wiedergefunden, Eichendorff ist ein seliger Musikant wie nur Verlaine, Mörike übertrifft an traumhafter Magie des sanft hinquellenden Wohllauts die der an den Sängern Italiens geschulte Anmut der Louise Labé, Annette von Droste ist in der ungesuchten Verbindung von Kraft der wiedergegebenen Vision und raunendem Seelengeheimnis die männlichere Schwester eines Keats, und Goethes Psalter ist an Reichtum der Töne nur mit der Unendlichkeit Shakespeares zu vergleichen, — wir haben aber nur sehr wenige Schriftsteller, die wie Swift, la Bruyère, Madame de Sévigné, Pascal, Sterne, Diderot, die Ausdrucksfähigkeit der gebändigten Sprache zur Selbstverständlichkeit der „zweiten Natur" erhoben haben: man wird die Namen Lessing, Lichtenberg, J. P. Hebel, Uhland, de Lagarde, Nietzsche nur mit der größten Vorsicht im vergleichenden Umblick zu vermehren vermögen. Zu diesen ganz wenigen Schriftstellern der natürlichen Anlage, den Genies des gleichsam ungezielt-treffsichern Ausdrucks zählt Jean Paul, der mit einer wunderbaren Leichtigkeit das genaue

Digitized by Google

Wort an die dem Gefüge gemäße Stelle setzt, mehr: dieses wie Ranken in unlösbarem Zusammenhang schwebende Gefüge der unbedingten Werte nicht erst zu bilden braucht, da es ihm wie der Atem mühelos entströmt. Sein Stil ist nicht wie der der großen Künstler — Vergil, Tacitus, Dante, Ronsard, Bossuet, Malherbe, Pope, Klopstock, Flaubert, Leconte de Lisle — angestauntes Ergebnis hochgezüchteter Bildnerbegabung, sondern wie der der großen „Dilettanten" — Montaigne, Cervantes, Hamann, Dickens, Tolstoi, Beyle — dem dichterischen oder räsonnierenden Gedanken immanente Sinnfälligkeit: er schreibt nicht plan-, sondern schicksalsmäßig, nicht vom Architekten in sich geleitet, sondern von der Divination des Weltbaumeisters getrieben. Darum aber nicht etwa willkürlich und ohne Bewußtheit: im Gegenteil, an Vorarbeiten hat kaum je ein gewissenhafter Autor mehr als unerläßlich befunden. Aber sie sind die Studien des Malers, der nicht „überträgt", sondern sich liebevoll mit dem Gegenstand vertraut macht, die Fähigkeit prüfend versucht, schult und dann doch, innerlich gerüstet, à la prima das Gemälde anlegt.

Jean Paul wird immer wieder der Schnörkelei, der Allfanzerei, der Geschmacklosigkeit beschuldigt, ja, es gibt ungeduldige Leute, die ihn, den Veralteten, unlesbar finden. Es ist keineswegs in Abrede zu stellen, daß der Überreiche, Eigenwillige, Einfallstrotzende sich Schrullen und Mätzchen verstattet, die als besser vermiedene Hemmnisse, ja wohl gar als überflüssige Auswüchse einer barocken Selbstgefälligkeit und Ungepflegtheit gelten mögen. Jedoch, es wäre durchaus irrig, diese nicht immer gefälligen Seltsamkeiten — die Rabelais und Sterne, die Ungebunden-Unberechenbaren, geradezu an sich gepflegt haben — als unorganische Fremdkörper zu betrachten, die ohne Schaden, wenn nicht zum Vorteil der Wirkung des besser zu Beratenden getilgt werden könnten. Gewiß, es gibt veraltetes und abgestorbenes Gewächs, das nur literarhistorische Pietät mit Sorgfalt an dem Urwald dieses wuchernden Schriftstellertums hegen zu müssen meint: aber aus erdhaftender Wurzel gewachsen ist alles, auch das Fallobst und die trockenen und verkrüppelten Zweige. Wer Jean Paul in seiner naturhaften Größe erkannt hat, liebt ihn mit den Lastern und Gebrechen dieser seiner gottgewollten Natur. Und jedenfalls gehört Liebe, Vorliebe vielleicht zum richtigen Genusse seiner massenhaften, erdrückenden Existenz. Sie findet sich für ihre Hingebung durch unsagbares Glück belohnt: das Glück, das eine edle, wahrhafte und stets strebend bemühte reine Menschlichkeit gewährt. Von Jean Paul, dem Weisen, dem Lehrer, dem Erzieher, strömt sittliche Gesundheit wie aus unberührter Waldheimlichkeit auf den Empfänglichen. Dieser in seiner Bildung wie in seiner bürgerlichen Zuständigkeit dem deutschen 18. Jahrhundert scheinbar zu entrinnen unfähige Spiegel seiner jeweils kleinen und kleinlichen, engen und gestutzten Zeit enthält darin und darüber die ganze Tiefe des rätselhaften Lebens und die ganze Höhe des ewigen Gotteshimmels. Seine Gestalten, die wie Chodowieckische Figürchen uns keinen Knopf, kein Fältchen ihrer nicht immer eben einnehmenden Züge ersparen, sind in ihrer historischen Besonderheit unverfälschter Ausdruck einer Menschlichkeit, die uns allen eignet, und die zu ergründen und zu veranschaulichen keiner berufener war als dieser echte, innige und unbedingte Mensch; da mögen denn die vielberufenen Rührseligkeiten als vielleicht damals allzu gern vernommene, nicht falsche, sondern nur nicht mehr gewohnte Falsettöne einer getreu und mit etwas reichlicher Sympathie wiedergegebenen Zeitgenossenschaft ruhig mitgehen. Seine Anschauungen, seine Anmerkungen und

Digitized by Google

Betrachtungen, seine Lehren und Predigten wird niemand, der Gerechtigkeit auch dem manchmal Befremdenden gegenüber walten zu lassen sich bemüßigt fühlt, anders als mit Ehrerbietung, ja mit Ehrfurcht vernehmen: ein hoher weit ausblickender und tief heraufgestiegener Geist, eine schöne reinliche Seele, die keinen Flecken an sich duldet, ein großes Herz voll schenkender Alliebe sprechen daraus in Tönen andächtiger Weihe, gesättigter Erkenntnis, wohlwollender Hilfsbereitschaft. Nichts Frivoles ist in dem oft mit derbstem Zynismus, mit brutaler Schonungslosigkeit auftretenden Satiriker und Pamphletisten, nichts Schwüles, Unzüchtiges in der holden Sinnlichkeit des feinfühligsten Verkünders der Schönheit, nichts irgendeine scheue Frömmigkeit Verletzendes in den gewaltigen Hymnen, die eine der Zeit gemäß von keiner Konfession beschränkte anbetende Gläubigkeit vor dem Unbegreiflichen anstimmt. Der Gesinnungsgenosse Herders, der schwärmerische Verehrer des edlen F. Heinrich Jacobi, der empörte Kritiker eines kalten „titanischen" Egoismus, der dankbare Sohn, der innig an Kindheit, Heimat und Volk hangende Bewahrer des Angestammten, der treue Pfleger durch ein langes Leben unwandelbarer Freundschaft, der unbefangene Würdiger jeder verheißenden und von der eigenen Aufrichtigkeit überzeugenden Bestrebung, der Feind aller Knechtseligkeit, der stete Bürger, der Herold männlicher Selbstbesinnung, das Muster der Häuslichkeit, der Pflicht und der Demut, der aufrecht schreitende Bekenner: dieser deutscheste unserer Dichter wird leben, solange deutscher Stolz, deutsche Herzlichkeit und deutsche Tüchtigkeit unsere Welt verbürgen.

*

Herbst

Von Joseph Georg Oberkofler

Der Herbstbeginn

Traurig ist der Septembertag, Leidlieb.
Schwermütig ziehen die Wolken am Himmel,
Hastig der Wind über die Stoppeln.
Lässig folgt der Hirt der Herde.
Alle Gemarkung ist ausgewischt,
Überall mag sie weiden,
Denn grau ist mein Feld wie des Nachbars Wiese,
Vereint in schwesterlicher Armut und offen
Allen Herden des Tals.

Wirbelnd steigt Rauch empor
An der Feuerstätte, wo die Knechte
Flachs rösten und junge Dirnen
Schweigend ihn brechen.

Fern schallt vom Gehöft herab
Takt der Gerten, oder der Mühle Klappern
Aus grauem Buschwerk springt

Digitized by Google

Mit tausend hölzernen Füßchen
Über das Brausen der Wasser.

Anschlägt der Jagdhund mit hellem Geläut,
Und das Reh wechselt in hoher Flucht,
Gestreckt über die Lichtung.
Schon schmettert der Knall, und die Kugel singt.
Nieder im zuckenden Feuer bricht
Der mächtige Bock und ruht.
In seinen Lichtern
Flammen die Wälder und Berge
Sterbend noch einmal auf.

Bitterlich weint am Wegrand und friert
Das Kind des Bettlers,
Den Mägde fanden in raschelndes Laub gebettet,
Ein Stücklein Brot und seines Kindes Hand
In erstarrender Rechte.

Hinabgebrochen ist auch der gewaltige Bergsturz.
Nun klettert der Jochwind hell im Geklüft,
Auf gellender Schwegel
Pfeift er den Wolken und tanzt
Wirbelnd über all das Getrümmer.

Oh! Traurig ist der Septembertag, Leidlieb!

Allerseelen

In des Novembers Wehmut steigt
Mit den Mägden mein Lieb zu Tal,
Umwogt von Nebeln, und es
Neigen sich traurig die Eschen
Über den schwarzen Zug.

Kränze tragen sie, kupferne Leuchter,
Goldenes Öl in Zinnkrügen, Kerzen,
Der Väter Gräber zu schmücken
Um Allerseelen.

Abschiedstage zumal,
Meergeriesel,
Falbes Gewoge der Blätter,
Talwärts rollen sie all
Wie die feurigen Schleier der Lärchen
Und der Wiesen Gewandung,
Knisternd von Brand,
Unendlich hinab.

Abwärts neigt sich des Jahres
Mondgereihtes Gezweige,
Schwer von Früchten und Ruh — abwärts

Digitized by Google

Auch meine Seele.
Nehmt mich auf einst, Väter, im hohen Gezimmer,
Schweigen will ich fortan,
Schlafen und ruhn.

Die Letzten

Oft sinn ich,
Gebeugt über den Gföller Gemarkstein,
Hinaus ins Gebirge:
Wer wird der letzte der Gföller sein?

Vielleicht ein blonder Knabe,
Ein Hirt.
Weidend die Herde des Vaters,
Stürzt er hinab den wehenden Fels,
Verlockt von Edelweiß
Und Sehnsucht der Seele
Nach Blumenspiel und nach Kampfspiel —
Ich höre des Schneehuhns Angstruf vom Steinerholm,
Hilflos flattert sein Flug.

Vielleicht ein hochstämmiger Mann,
Ein Jäger.
Ziehend den Gemsen und Rehen nach
Durch das Gebirge,
Geleitet ihn ewige Einsamkeit,
Der Sonne Wechsel und der Gestirne.
Es begegnen ihm Winde und Wolken;
Ihrer Kameradschaft fröhlich gesellt,
Ist ihm das Weib nie begegnet,
Das er mocht lieben —
Ich sehe den Adler über dem Steinerholm,
Den kein Pfeil je erreichte,
Hochgewandt das Auge,
Kreisen der Sonne zu.

Vielleicht ein Greis.
Ewiges Schweigen um ihn,
Tritt er aus dem Hoftor.
Leise bewegt sich die Lippe:
Dich lob ich, Herr.
Segen gabst du mir überreich.
Ich leg ihn zurück, doppelt gehäuft,
In deine gütige Hand,
Denn keines Sohnes Hand ist ihm bereitet.

Kalt weht es vom Steinerholm.
Abend zieht auf. Zu End ist der Tag,
Zu Ende.

Digitized by Google

Die Treue Gottes

Neben mir in mondheller Nacht, ewiger Vater,
An den Söller gelehnt, weilst Du.
Du gehst am Abend zur Ruhe nicht, gen Mitternacht
Wendest Du Dich nicht anderen Ländern zu
Und Du brichst am Morgen nicht auf.
Immer hast Du Zeit.

Kein Sturm bewegt Dich.
Kein Ereignis verändert Dich.
Doch wenn mein Herz weint,
Neigst Du Dich langsam
Tiefer und tiefer hinab in mich.

Wenn ich alles verloren hab,
Weib, Heimat und Wanderschaft,
Du hörst allein noch das stumme Lied
Letzter Not
Und in mein seliges Schweigen tönt,
Widerhallend durch alle Ewigkeit, Deine Erlösung:
„Mein Sohn!"

Die Klärung

Alles sinkt
Dämmernde Stufen hinab ins ewige Schweigen.
Klage verstummt
Und Brautlied.
Des Herdes wie der Esse Glut,
Der Lampe Schimmer
Wird ausgelöscht.

Von allem Glücke bleibt,
Von allem Leid ein zitternder Klang nur,
Wenn des Todes Ahnung
Das erlösende Lied
Still in den Abend des Lebens spielt.

Dann hat der Fuß keine Eile mehr.
Nicht zürnt, noch lehrt der Mund,
Noch rafft die Hand zusammen.
Ruhe senkt sich herab,
Gewißheit und Friede,
Denn Verzicht und Genügen umruht
Das verdämmernde Herz.

*

Digitized by Google

Morgendämmerung

Von Anna Bernard

Es war am Tage Unserer Lieben Frauen Lichtmeß, kurz vor dem Stadtschließen, als zwei sonderliche Gestalten durch das enge Pförtlein in der Stadtmauer zu Braunau schlüpften. Die beiden taten gar wohl, nicht durch das Tor zu gehen, denn es wäre gar zweifelhaft gewesen, ob sie der Torwächter eingelassen hätte. Der eine, Hochgewachsene, trug eine Fiedel unter dem Arme und schien seines Zeichens ein Gaukler oder Schalksnarr zu sein, denn man suchte vergeblich die Anzeichen einer ehrbaren Zunft an seinem ranken Leibe. Sein Gang war weit ausholend und leicht beschwingt, aber sein Angesicht deutete auf die Jahre, wo den Männern die Landstraße keine Heimstätte mehr sein will. Der andre schien des Lebens Höhe schon überschritten zu haben, und ersah man nicht, ob die Last der Jahre oder ein Leidwesen ihn ein weniges beugte. Er war im Angesicht bartig verwachsen und trug ein arg verwittert Gewand, gleich einer Mönchskutte, an der das Regenwasser herniederträufelte.

Als er des Klosters in der Stadt Mauern ansichtig wurde, zog er den Strick um den Leib fester, schüttelte die Erdklumpen von den Holzschuhen und strich das graue Haar unter die Kapuze.

Hinter den beiden Landfahrern trottete ein zottiger, nasser Hund mit eingezogenem Schweif, und der Bruder Pförtner, der sie in das Tor einließ, schaute gar verwundert hinter den Gestalten her.

Diese sind im Kloster zu Braunau verblieben, und hat keiner der Mönche außer dem Abt erfahren, welche Bewandtnis es mit ihnen hätte.

Da der Alte ein bußfertig Leben in strengstem Gehorsam führte, so reimte man unterschiedliche Märlein von seinem Dasein, maßen er sich als ein gelehrter Mann erwies, der in vielen Wissenschaften erfahren war und vorzüglich zum Abschreiben der Bücher verwendet wurde, ja, der Argwohn schwand ganz, als er hernach ein Examinator der Klosterschüler wurde, die ihm alle mit ganz besonderer Liebe ergeben waren.

Der Jüngere verblieb dem Kloster als Knecht in treuen Diensten bei unterschiedlicher Arbeit. Im Sommer versah er das Wurzgärtlein, daß es schier eine Augenweide zum Anschauen war. Item betreute er den Schafstall. Auch ging er in die Wälder, sammelte allerhand Heilkräuter, machte Balsam und Salben, die sich gar trefflich bewährten bei Wunden und alten Gebresten, und wo einer ein Glied verrenkt hatte, wußte er es zu richten, besser als Bader und Medikus. Er wohnte mit seinem Hunde in einem Kämmerlein über dem Schafstalle, wo er an Festtagen und Mußestunden die Fiedel strich. Gar wunderlich flossen ihm geistliche Lieder und weltliche Melodien durcheinander. Er ist so alt geworden, daß man seiner Ankunft in dem Kloster nicht mehr gedachte, und er hat noch viele Sommer das Grab seines einstigen Weggenossen mit Blumen geziert.

Man erinnerte sich auch seiner nicht mehr, als Mörtelknechte bei einem Bau in einer Klosterzelle unter einem Stein am Fenstersitz ein Pergament fanden, das sie dem jeweiligen Abt zu Händen gaben. Dieser las es mit warmfühlendem Herzen, trug es zu gelegener Stunde den Brüdern vor, mit nötiger Unterweisung, und empfahl den Schreiber ihrem Gebete. Die Handschrift aber lautete also:

Digitized by Google

Es war zu einer Zeit, als auf dem Sande der Stadt Glatz die Brüder vom Orden des heiligen Franziskus nach den Regeln der strengen Observanz ein Leben in aller Armut führten, als ich, Bruder Anselm, meinem Gelübde untreu, dem Orden entlief. Was mich dazu bewogen, will ich hier mit aufzeichnen und gleichzeitig bekennen, daß ich bisher noch keine Reue habe finden können, meine Tat zu beweinen. Ich schrieb in meinen Mußestunden in meiner stillen Zelle Psalmen und Lieder, die ich selbst ersann zur Ehre Gottes und Unserer Lieben Frauen.

Ich mühte mich, die Lettern gar zierlich zu schreiben, umgab sie mit Blumen, feinem Blattwerk und solchem Symbol, wie es gerade zu dem frommen Sinn der Worte geraten schien. Meine Oberen sahen solche Kunst mit Wohlgefallen an, ließen die Pergamente zu handlichem Buche fügen, mit Lederhülle umgeben und taten noch ein übriges mit Silberverschluß und Ecken, so daß es ein würdig Präsent für die Frau Herzogin wurde, oder einen anderen hochgeborenen Gönner des Ordens erfreuen konnte.

Doch hatte ich noch eine andere Begabung von Gott, und zwar die einer gefälligen Rede. Gott lieh mir Worte, die tief in die Seelen eindrangen, und es wollte schier erscheinen, als wenn diesen Worten kein Sünder widerstehen konnte, sondern jeglicher seine Sünden in Wahrheit bekannte, wenn ich es von ihm heischte. Darum begehrte die Gerichtsbarkeit allenthalben nach mir, wenn es galt, einen Frevler zu offenem Geständnis zu bringen. Dann ging ich allemal mit viel Fleiß an meine Aufgabe und habe zu meiner Freude gar viele Frevler vor der martervollen Leibespön gerettet, mit welcher der Henker ein Geständnis hervorpressen mußte.

Hatte dann ein Gefangener sein Leben verwirkt, so bereitete ich ihn für das letzte Stündlein solchermaßen vor, daß er wohl gar mit Frohlocken das Armsünderglöcklein läuten hörte und schier mit Freuden die Galgenleiter bestieg. So sehr mich nun erfreute, wenn mir solch Werk gelungen war, so sehr hat mich in tiefer Seele betrübt, wenn es mißlang. War ich nur ein knappes Stündlein im Kerker, so bekannten mir die Räuber und Strauchritter, die Mörder, Diebe und Schnapphähnlein alle ihre Schandtat, sobald ich anhub, um der Liebe Christi willen zu bitten um ein offenes Geständnis. Ganz anders aber war es, wenn es sich um Malefizpersonen handelte, so der Zauberei, des Wettermachens, des Viehverderbens und der Hexerei bezichtigt wurden, welch unselige Taten zumeist von Weibern geschahen.

Diese konnte ich zu keinem Geständnis bringen, so sehr ich mich auch bemühte. Bei diesen war mir der Henker über; denn sobald er sie in den Daumschrauben hatte, wenn sie ihm in der Wippe hingen, gestanden sie alles.

Ich will auch hinzufügen, daß ich es nicht fehlen ließ an tagelangem Fasten und brünstigem Gebet, indem ich Gott um Beistand bat, ehedenn ich zu solcher Unholdin in den Kerker trat.

Doch wie immer ich auch meine Worte fügen mochte, ob ich gleich einer guten Mutter redete, die ihrem Kinde etwas aus dem Herzen schmeicheln will, oder ob ich die Hölle gar furchtbar ausmalete, solch Weib fiel nach all dem vor mir nieder, beschwor mit heißen Zähren ihre Unschuld und daß sie gar nimmer solches getrieben, dessen man sie bezichtigt, nicht einmal in den heimlichsten Gedanken.

Digitized by Google

Da ging ich dann allemal schweren Herzens von dannen, schob den Riegel vor meine einsame Zellentür und starrte stundenlang in den finsteren Bergwald hinüber oder in die Wasser der Neiße, die unter meinem Fenster vorbeiflossen. Mir stiegen die Wasser der Betrübnis bis an den Hals. Dunkel wie der Wald war es in meiner Seele, und kein freundlich Ave wagte sich über meine Lippen. Bitter mundete mir das Brot, das ich nach dem unfruchtbaren Fasten hinunterwürgte. Bange Unruhe trieb mich zur Stunde der Folter hin und her. Ich durchdachte die körperlichen Schmerzen und hörte im Geiste den Stab brechen. Wenn ich dann solch ein Weib zur Richtstätte, zum Scheiterhaufen geleitete, da war es mir, als wenn die Todesschreie tiefe Runen in mein Angesicht schrieben. Ein unsauber Flecklein blieb in meiner Seele, und ich beneidete den einfältigsten Bettelbruder, der mit seinem Gabensacke von Haus zu Haus wandern durfte.

Immer wieder mußte ich an die Augen dieser Unseligen denken, aus denen mir ein Schein der Unschuld entgegengeleuchtet hatte, wo ich mich doch vermaß, zu glauben, daß ich bis auf den Grund der Seele schauen könne. War das eine Arglist des Teufels, der auch mich überlisten wollte? .... Warum aber bekannten diese Frevlerinnen vor dem Henker? .... Warum half ihnen der Teufel in ihren Schmerzen nicht? .... Was ist denn leichter: ihnen die falsche Unschuld in die Augen zu malen, oder ihre Schmerzen zu mildern? Oder — entsetzlicher Gedanke — waren diese gar alle unschuldig? Die Menschen in schrecklichem Irrtum? Wehe dann über uns! Dann sind wir die Frevler, und jene werden uns anklagen vor dem ewigen Richter.

Dieser schreckliche Zweifel in meiner Brust wurde durch Beten nicht geringer, und er wuchs, wenn ich an Franziskus dachte, den lieben, heiligen Menschenfreund, der auch noch den ärgsten Sünder Bruder nannte.

Da geschah es an einem Sommerabend, daß mich diese Zweifel tiefer in den Wald führten, als ich hatte gehen wollen. Die Sonne neigte sich den böhmischen Bergen zu, und der Weg verlor sich im Tann.

Herr, weise mir einen Ausweg aus der Drangsal meiner Gedanken, sprach ich zu Gott.

Da drang mir ein Dorn in den nackten Fuß. Um ihn herauszuziehen, tastete ich mich durch die Stämme nach einer kleinen Lichtung.

Dort stand plötzlich eine Hütte vor mir. Ich verwunderte mich baß, hier eine Wohnstätte zu finden. Das Haus war mit einem wohlgepflegten Blumengärtlein umgeben. Tauben flatterten auf.

Ein zottiger Hund bellte mir entgegen, doch schien er mehr freundlich als feindlich.

Ich entfernte den Dorn aus meinem Fuß und wollte die Worte entziffern, die in den Balken über dem Türeingang eingeschnitten waren.

Da trat ein Mann aus dem Hause, der sich in der Tür bücken mußte, und da ich in ihm den Henker erkannte, rief ich ihn verwundert an:

„Ihr, Meister Hans? Wie sonderlich, grad jetzt hab ich an Euch gedacht."

Der also Angeredete rückte sein Barettlein kühn aus der Stirn, und es traf mich ein fragender Blick.

„Also hier wohnt Ihr," sagte ich, „recht behäglich ist Euer Anwesen; Blumen gar habt Ihr gepflanzt."

Hans mußte meine Worte mißverstanden haben, denn seine Antwort klang bitter.

Digitized by Google

„Da meinet Ihr wohl, ich dürfe nur Galgensäulen und Scheiterhaufen um mich haben? Bin so schon leid meines Handwerks und froh, wenn ich davon nichts gewahre."
Indem trat Barbara, die Wittib des verstorbenen Henkers, vor die Tür und grüßte mich artiger, als ihr Sohn es getan hatte.
„Ich will Euch nicht angehen um die Ehr', bei uns einzutreten," sagte sie freundlich, „aber leicht könnt's uns zum Segen gereichen, wenn der Pater Anselm uns heimsuchen wollte."
Ohne Bedenken trat ich in das Haus, indem es mich trotz der Dämmerung freundlich anmutete.
Käfige mit Waldvögeln hingen in den tiefen Fensteröffnungen, die mit bunten Hornblasen bespannt waren. Ich lüftete mein Käpplein vor einem sauber geschnitzten Kruzifix und setzte mich auf den dargereichten Schemel.
Auf dem schweren Tische stand ein Tonhafen mit Salbe, eine hölzerne Preßschraube und unterschiedliche Bündel frischer Kräuter.
Hans füllte die Pflanzen in die Presse und ließ den frischen Saft in den Salbennapf laufen, den Barbara verrührte. Ein würziger Duft erfüllte den Raum.
„Wir machen Heilsalbe", antwortete die Frau meinem fragenden Blick, „von Biberfett und Kräutersaft."
„Die Glieder renken wir damit ein," ergänzte Hans, „es gibt kein trefflicher Heilmittel nach der scharfen Frage."
„Zuberweise, wenn wir hätten, könnten wir brauchen. Da kommen von der Burg die Mannen mit alten Schäden, die Weiber aus dem Spital, die Bader und der Medico. Sogar die Marktzieher könnte man versorgen, müssen aber zumeist leer ausgehen." So plauderte Barbara, bis der Hund ein lautes Gebell anschlug, worauf Hans hinauslief.
„Da streicht der Fuchs um den Hühnerstall, der hat jetzt seine Brut zu versorgen", erklärte die Wittib, und eilends fügte sie hinzu: „Pater Anselm, Ihr kommt mir heute gelegen wie ein Engel. Ich habe ein großes Leidwesen mit dem Hannes. Dem will sein Gewerbe nimmer anstehen, grad jetzt, wo der löbliche Rat die Taxe so sattsam aufgebessert hat. Mit jedem Schwertstreich, mit jedem Galgenstieg wird er sonderlicher, und wenn er gar aus der Peinkammer kommt, droht er allemal, in die Welt zu ziehen."
Aufmerkend lauschte ich ihren Worten.
„Schon sein Vater traute ihm übel, wenn er so sommertagelang mit der Fiedel in den Wald ging, mit den Tieren Umgang pflog und die Birkenrinden mit Vögeln bemalte. ‚Das wird mir kein tüchtiger Nachfahr,' weissagte er oft, ‚trotzdem ihm drei treffliche Meister unserer Zunft zu Paten gestanden. Ein solcher muß mit dem Herzen blind und taub sein.'
Herr Pater, saget Ihr ihm zu gelegener Zeit ein rechtes Wort, auf daß er anderen Sinnes wird. Hat doch jegliche Zunft ihre Beschwernis, ob das sein Bogener, Leineweber oder Gewandschneider."
Als ich versprach, mit ihm zu reden, fügte sie noch hurtig hinzu: „Pater Anselm, leicht, wenn er ein Weib nehme, daß er fester im Sattel säße."
Hans war wieder eingetreten, und ich faßte den hohen Wuchs und den gefälligen Kopf des Henkers ins Auge. Pfeilschnell trat es mir ins Gedächtnis, wie dieser des öfteren gar menschlich mit seinen Opfern umgegangen.
Ich erhob mich, deutete nach der eintretenden Dunkelheit und sprach im

Digitized by Google

Hinausschreiten einen kurzen Segen. Hans geleitete mich und schloß im Vorübergehen den kleinen Schafstall. Zwei Turteltauben nahmen noch am hölzernen Wassertrog den Abendtrunk. Der Hund lief hinter uns her. Eine Anzahl winzig kleiner Fröschlein hüpfte über den schmalen Weg, und mein Begleiter schritt so gewandt, daß er keines der Tierlein trat.

Ich schreibe dieses alles darum so ausführlich nieder, um zu erhellen, wie ein Mensch, wenn er gleich von aller Welt verachtet, doch ein verständiger Herz für die Geschöpfe Gottes haben kann als manch einer, der von Ehren aufgebläht einherschreitet.

Als der dichte Wald uns aufgenommen hatte, sagte ich so linde, als es mir gelingen wollte:

„Wie ein Märlein erschien mir Euer Anwesen im Walde, grade als ich an Euch dachte."

„Was hattet Ihr an mich zu denken? Ich meine, wer an mich denkt, hat kein gutes Gewissen."

„Leicht, daß wir ein andermal davon reden", sagte ich. „Ihr wohnt da recht behäglich in Eurer Heimstatt, so still und verschwiegen, schier wie in einem Klosterbau. Nur zu einsam für einen Jungmann."

„Verschwiegen schon", sagte Hans und sah dem Krähenflug über dem Walde nach. „Wenn nicht zuweilen ein Gebresten die Menschen zu uns führte, würde man uns meiden wie die Pest."

„Ihr solltet ein Weib nehmen," sagte ich, „das würde Eurem Gemüte zuträglich sein. Ihr habt doch das Alter dazu."

Darauf sah mich mein Begleiter besinnlich an, um seinen Mund spielte eine Antwort, die er nicht aussprach, und erst, als ich eine Erwiderung heischte, sagte er:

„Ich werde nicht freien, denn das ist damit bei uns ein übel Ding. Ich wüßt' auch ein Dirnlein, aber zu sauber, zu schade für einen Henker. Mir ist es von wegen dem Nachwuchs, der mir leicht fluchen könnt', wenn ich ihm Gewerb und Schand als Erbteil aufbürde. Nein, nein, ich freie nicht! Ein Henker sollte nie ehelichen."

„Dem Vater darf man auch nicht fluchen," sagte ich, „das tut Ihr auch wohl nicht."

„Das sei ferne von mir, war doch mein Vater nicht wissend, wes ich wissend bin."

„Wes seid Ihr wissend, Meister Hans?"

„Saget nicht Meister zu mir, mich freut's nicht."

„Nun sagt doch, was Ihr wisset!"

„Pater Anselm, das wisset Ihr auch."

„Ja, was ist es denn?"

„Das mit der scharfen Frage!"

„Wie meint Ihr das?"

„Das ist ein übelriechend Ding! Die Menschen schreien da allerhand Untat vor dem Richter aus, die sie nimmermehr begangen haben. Alles nur von wegen der grausamen Pein. Sie sinnen Lug und Trug, beschandflecken sich ins eigne Angesicht, sie fluchen ihrem eigenen Leib und zeihen sich der Teufelsbuhlschaft, den sie doch nie gesehen haben. Solches hab ich längst erkannt, und Ihr, Pater Anselm, Ihr wißt das auch! Ich sah es Euch an!"

Digitized by Google

Meine Hand zitterte unter der Kutte; ich griff nach meinem Herzen, und Schweiß trat auf meine Stirn.
„Freund," sagte ich mit unsicherer Stimme, „bei dem dreieinigen Gott, ist dem wahrlich so?"
„Dem ist so, Pater Anselm! Wenn ich die Gefolterten zurücktrage nach dem Kerker, sind sie ja mehr tot als lebendig. Aber wenn ich sie hergericht und mit dem Balsam gestrichen, da hat noch jegliche mit aller Vernunft mir bezeuget, daß sie viel gern des Lebens ledig sein wollen, an dem sie kein Wohlgefallen mehr haben, daß sie aber bei ihrer Seele Heil nimmermehr also gefrevelt, als sie ob der Marter ausgesagt. Ich bin wohl wissend, es gibt Totschläger, Mordbuben, diebische Schelme und arge Verräter, von denen kein Galgenvogel fressen mag; aber es gibt keine Hexen, Pillweisen und Zauberinnen."
Dieses sagte der Henker so sicher, wie ich ptlegete mein Credo herzusagen, beim heiligen Opfer. Ich legte meine Rechte auf seine Schulter und sagte „Bruder" zu ihm.
„Du sprichst da aus, was ich seit Jahren schon überdacht habe, was sich aber noch nie über meine Lippen wagte."
„Zu wem auch sollten wir reden?" fiel er mir in die Worte.
„Aber es wäre furchtbar, um der Unseligen halber, wenn wir recht haben, und dann wehe uns! Was werden wir tun, von wegen unserer Mitschuld?"
„Wenig, ich fürchte, gar nichts," sagte Hans und fuhr sich unruhig mit der Hand durch sein dichtes, schwarzes Haar, „und darum möchte ich meinem Handwerk Valetsagen, mich unter einen Söldnerhaufen mischen oder mich mit meiner Fiedel unter fahrend Volk begeben, wo keiner mich kennt. Mir ist es nur um die Mutter!"
Tiefes Weh klang aus diesem Nachsatz.
„So tröstet Euch mit mir, Bruder in Gott," sagte ich tiefbewegt, „uns bindet ein gleiches Leid."
Volles Mondlicht fiel auf den Weg, als wir aus dem Walde traten. Mein Begleiter kehrte zurück; ich ging allein den Weg nach dem Sande. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Jetzt war es also kein Zweifel mehr, was mich bedrückte, sondern klar wie das flimmernde Mondlicht steht es vor mir, als schrecklicher Irrtum. Der letzte Schleier schien von meiner Seele gefallen zu sein. O diese schuldlosen Opfer!
Als ich in meiner einsamen Klosterzelle angelangt war, bestürmte mich eine ganze Sintflut von Gedanken, die mich schier ersticken wollten. Ich schaute von meinem Fenster hinab in den Fluß, der den Mondenschein spiegeln ließ, aber ich sah darin nur bleiche Gesichter und flehende Augen. Ich suchte mich reinzuwaschen von Schuld, dachte an meine heiligen Gelübde, meine Pflicht, die ich getan, suchte nach einem Ausweg aus dem Wirrsal meiner Gedanken, bis ich auf meinem Angesichte lag und mit Gott rang, wie Jakob einst gerungen.

*

Vor den Toren der Stadt drängten sich die Erntewagen. Sie mußten Garben abwerfen, denn sie waren zu hoch getürmt, um durch das Brücktor fahren zu können.
Was aber frommte solch Segen von außen, wenn in den Mauern der Stadt Greuel und Laster herrschten.
Wer aber auch hätte von des Hufschmiedes Milena so arg denken können.

Digitized by Google

Ein so sauber Mägdlein, dem alle Männerleut wie unklug ins Gesicht gafften, eine Hexe! So jung noch an Jahren, sich mit dem Teufel einzulassen!
Also ging das Gespräch in der Stadt von Mund zu Mund, von Haus zu Haus und drang auch in unsere Klostermauern.
Zwei Nachbarn von der böhmischen Gasse, die ihr die geheischte Menge Milch nicht geben wollten, waren die Kühe verendet. An der Pest im Vorjahre würde sie wohl auch ihren Anteil haben; denn als der Hufschmied, aus Nachod ausgewiesen, mit Weib und Kindern in die Stadt eingezogen, hatte es seinen Anfang genommen.
So erzählte man in jedem Krämerladen, an allen Fleisch- und Brotbänken.
Als der Burghauptmann des Schmiedes Milena gesehen, soll er gesagt haben: „Da hat ja ein Bär ein Rehlein gezeuget, oder es ist gar mit dem Teufel zugegangen."
Jetzt lag sie im Stocke, und alle Tage seither zieht ein Gewitter auf, als wenn es die Stadt vernichten wollte. Noch viel mehr wußten die Leute zu raunen, zumal in der Taberne und den anderen Schenken. Das Maß der Schande war voll zum Überlaufen, und morgen, am Laurentiustage, sollte sie peinlich befragt werden.
Ich stand am frühen Morgen nach den ersten Horagebeten im Kreuzgang und harrte des Rufes, der mich zum Prior beschied.
Demütig, auf den Knien liegend, brachte ich in knappen Worten vor, was mir die Seele zerriß und den Frieden raubte.
„Hochwürdiger Vater," schloß ich meine Rede, „Stolz hat mich aufgebläht, wenn es mir durch geschickte Redewendungen gelang, einen Sünder zum Geständnis zu bringen, eitel war mein Tun. Aber die unschuldigen Opfer, die nichts zu bekennen hatten, überantwortete ich den Richtern. Demütig bitte ich Euch um einen Befehl, wie ich mich verhalten soll, wenn ich heute die Eingekerkerte zu keinem Geständnis bewege."
Ich wagte nicht aufzuschauen, und der Prior zögerte mit der Antwort gar bange Minuten. Dann hieß er mich aufzustehen, und seine Stimme klang leidvoll und unsicher, mit der er sagte:
„Vergeblich habe ich in der letzten Zeit zu erforschen gesucht, was dich, mein Sohn, so mächtig verändert hat. Das, was du mir da geoffenbart, hat mich mehr erschreckt, als ich gefürchtet habe. Das muß ich in meinem Innern erwägen und mir, wenn nötig, Rat bei einem gelehrteren Kirchenlehrer holen. Aber ich warnige dich vor der List des Teufels, der schon gar kluge und heiligmäßige Mönche aller Orden zu Falle gebracht hat. Danke Gott, daß du unter dem Gehorsam stehst und nicht zu verantworten brauchst, was du für einen Irrtum hältst. Die Gesetze der Inquisition haben Fürsten und Lehrer der Kirche gegeben, die hoch über uns stehen. Gehe nur heut hin in den Kerker, tue deine Pflicht, die man von dir begehrt, und Gott segne dich dazu."
Demütig küßte ich die mir dargereichte, zitternde Hand und sah in das gütige, leidvoll durchfurchte Gesicht. Zögernd, unbefriedigt entfernte ich mich. Wenig hatte ich von dieser Audienz erhofft, noch minderes erreicht.
Bereitwillig wie immer öffnete mir der Stockmeister die Tür zu Milenas Kerker. Ein schwacher Streif vom sommerlichen Morgenlicht fiel durch den Lichtschacht auf eine schlanke Gestalt, die nur mangelhaft bekleidet war.
Ich grüßte das Kind im Namen Gottes, und als sich mein Auge an die Dunkel-

Digitized by Google

heit gewöhnt hatte, fand ich den Steinsitz, auf dem ich schon oft bei den Gefangenen gesessen.
„Bist du des Schmiedes Milena?" sagte ich freundlich. „Kind, dann möchte ich mit dir reden, doch kleide dich zuvor an."
Das Mädchen raffte das Unterkleid über der Brust zusammen, griff nach der Decke, die auf dem Strohlager lag, und hüllte sich dürftig hinein.
„Hast du denn kein ander Gewand?"
Milena sah nach der Tür, wohin sie den grauen Kerkerkittel geworfen hatte. Als ich gewahrte, daß sie diesen nicht erreichen konnte, von wegen der Kette am Fuß, erhob ich mich, um ihn zu holen, aber sie suchte mich bittend zurückzuhalten.
„Herr, er ist mit Blut getränkt, die Ratten kommen, daran zu nagen, ich fürchte mich."
Ich setzte mich wieder, sah schweigend dem Mädchen ins Angesicht und ward ergriffen von ihrem Liebreiz. Wie sonnig mußten diese Augen leuchten, wenn die Angst daraus gewichen war.
Ich erschrak über die Wärme meiner eigenen Stimme, mit der ich frug: „Mägdlein, warum hat man dich hier eingekerkert?"
Da rannen große Tropfen aus ihren Augen. Unaufhaltsam fielen sie auf die schmalen Hände. Ein Schluchzen wie aus Kinderbrust entrang sich ihren Lippen.
Ich ließ sie gewähren, wiederholte meine Frage nicht, sondern frug nach Vater und Mutter, den Geschwistern und der Kinderzeit.
Da beruhigte sie sich schnell und war willfährig zum Reden.
Der Vater, als Burgschmied in Nachod, hatte sich unterfangen, ein paar Fische aus dem Teiche zu nehmen, war dafür gestäupt und aus dem Lande verwiesen worden. Sie selbst war seit mehreren Jahren Gespielin und Kammermagd der Kinder auf der Burg gewesen und hätte nach Belieben dort verbleiben dürfen; aber weil sie Vater und Mutter samt den Geschwisterlein so viel gern gehabt, ist sie mit nach dem Städtchen Glatz gezogen, wo gerade die Schmiede ledig gestanden. Jüngst hat die Mutter noch so ein herzliebes Kindlein bekommen, hat gleicher Zeit krank gelegen, und keiner hat wollen Milch verkaufen. Da hat sie sich ein weniges zornig und ungebührlich betragen, und schließlich hat sie der Büttel geholt, um sie einzukerkern.
Während das Mädchen so sprach, war eine Ratte vom Mauerwerk nach der Tür gelaufen und nagte jetzt wirklich an dem Kittel.
Als ich das sah, fiel ich ihr in die Rede, stand auf und sagte, schier bittend: „Milena, wenn du zaubern kannst, so mach doch, daß diese Ratte verendet, ich mag sonst nicht hierbleiben."
Ich sah sie darauf forschend an.
Und wie ein Bedauern klang es von ihrem Munde: „Herr, das kann ich nicht; ich weiß nicht, wie das gemacht wird."
Lächelnd vernahm ich diese Worte, sie aber suchte mit dem Geräusch der Kette das Tier zu verscheuchen.
Ich setzte mich nieder, und es fiel mir schwer, in dieses reine Gesicht hinein ein unlauter Examen zu beginnen. Nicht, daß ich noch gezweifelt hätte; aber ich wollte noch einmal alles tun, um mir Gewißheit zu verschaffen, denn das wußte ich, daß ich das letztemal ein solches Verhör tun würde.

Digitized by Google

„So hat der Teufel dich die Kunst des Zauberns nicht gelehrt?" Mich reute diese Frage, denn wieder rannen große Tropfen aus den Kinderaugen statt der Antwort.
„Kind, hör mich an", sagte ich und nahm sie bei der Hand. „Wir beide, du und ich, wir wollen einst gemeinsam wandeln im himmlischen Rosengarten. Dort sind keine wüsten Kerkermauern, kein Stockmeister und keine Ratten. Engel werden die Harfen schlagen, von den schönsten Paradiesblumen werden wir Kränze winden um den Thron der lieben Gottesmutter. Durch goldene Gassen werden wir schreiten, an hochzeitlicher Tafel ein himmlisches Manna genießen. Ewig werden wir Gott zujubeln, und unsere Freuden in diesem herrlichen Glanze werden unvergänglich sein. Auch dein Mütterlein und all die Deinen, die du so viel gern hast, die werden alle da sein und nie mehr Leid empfinden. Möchtest du das, Milena?"
Es klang wie ein Freudenschrei, das „Ja, Herr!"
„Nun, mein Kind, dann sage mir jetzt wahr und wahrhaftig, hast du nie mit dem Teufel gemeinsame Sache gemacht? War er nie bei dir? Hat er dich nie zum Bösen verleiten wollen?"
Der Freudenschimmer aus ihrem Gesicht war langsam gewichen, und sie sann sichtbar nach.
Sonnenklar stand ihre Unschuld vor mir, aber wie ein Schatzgräber nach Gold sucht und nicht satt werden kann, also grub auch ich weiter und sagte mahnend:
„Besinne dich wohl, Milena!"
„Herr, sieht der Teufel aus gleich einem Menschen?"
„Zuweilen soll er dem Menschen gleichen, immer aber will er zur Sünde verleiten."
Darauf zögernd das Dirnlein:
„Einmal, als ich noch auf der Burg zu Nachod war, hab ich in der Kemenate der gnädigen Frauen in ein Handspieglein gesehen. Als dieses die Zuchtmeisterin der Kinder sah, hat sie gescholten. Sie sagte, sie hätte gewahret, wie der Teufel hinter mir gestanden und mir ein ganz ander Lärvlein im Spiegelbild gezeigt, als ich in Wirklichkeit habe."
Und obwohl es um meinen Mund zuckte, habe ich doch meine Gedanken verborgen und frug weiter:
„Und was weißt du sonst noch vom Teufel?"
Tief Atem holend begann sie:
„Jn der Burgschmiede wollten die Mannen des öfteren mit mir Kurzweil treiben, und auch ich war zu Schelmenstücklein bereit. Da kam einmal ein fremder Ritter, der hat mir ein Gürteltäschlein geschenkt, ganz voll von kandiertem Zuckerwerk. Der frug mich nach meiner Kammer, und mit viel artigen Worten begehrte er mit mir zu kosen. Ich hätt' es gern getan, doch hat mich die Mutter unterwiesen in mancherlei, was mir zu wissen vonnöten, und ich tat nicht also. Darauf saget der Ritter, ich wär ein gar sauber Dirnlein, das er viel gern freien möcht', wenn er nicht goldene Sporen hätte. Dann ritt er davon über die Zugbrücke und winket mir mit einem Tüchlein zum Valet. Als mich die Mutter darob weinen sah, meinte sie, es könne leicht der Teufel gewesen sein und schlug ein Kreuz über mich."
Nach kurzem Schweigen sah mich die Jungfrau fragend an und sagte zagend:
„Herr, ob dieser der Teufel war? Es sollte mir leid sein."

Digitized by Google

„Nein, Kind, das war der Teufel nicht, der läßt sich so billig nicht abweisen." Ein dankbarer Blick senkte sich in meine heißen Augen. Wie gebrochen saß ich auf meinem Stein. Glühendes Mitleid berannte mein Herz. Ratlos glitt mein Auge über die zarte Gestalt an der schweren Kette. Der Schleier reinster Unschuld umgab sie sicherer als die Lagerdecke. Dieser reine, keusche Jungfrauenkörper sollte nun morgen in die Hände des Henkers überliefert werden. Verrenkt und verstümmelt würde sie dann den Richtern alle Fragen beantworten, selbst ersinnen, was sie zu wissen begehrten, nur, um der unerträglichen Qual zu entkommen. Verzweifelnd überdachte ich die unsicheren Möglichkeiten einer Rettung. Sie wußte noch gar nicht, was ihrer harrte. Unsicher, mit fragenden Augen sah sie auf mich hernieder. Die Zeit drängte. Ich erhob mich, reichte ihr die Hand und sagte tröstend: „Kind, ich komme bald wieder, verharre im Gebete!"

Eilenden Schrittes lief ich nach der Burg und heischte mit dem Herzog reden zu dürfen.

Der war vor Sonnenaufgang mit einem Trupp der Burgmannen zum Tor hinausgezogen, gen Böhmen. Also ließ ich mich der Frau Herzogin melden, die mir gar wohlgesonnen, von wegen dem Andachtsbuch, das ich für sie eigens geschrieben und gemalt. Sie begrüßte mich freundlich, hörte bewegt auf meine beschwörenden Bitten, dem Mägdlein zu helfen und sagte mit Mitleid: „O Pater Anselm, ich bin Euch gar wohlgewogen, denn Euer Buch erfüllt mich mit heiliger Andacht und himmlischem Troste. Doch in so schwerer Sache heischet nicht von mir Hilfe. Eine Frau bin ich nur und unweise in solchen Dingen. Manches vermag ich bei meinem Herrn Gemahl, doch nicht alles. Ich glaube auch nicht, daß er mit Fug und Recht über Malefizianten bestimmen kann. Zudem ist er auf Reisen." Gar huldvoll ward ich entlassen, und mit schwindender Hoffnung begab ich mich zum Rate der Stadt.

Auch diesem sagt ich mutig mein Anliegen, öffnete voll Vertrauen mein Herz und suchte mit allem Eifer durch unterschiedliche Exempel den schrecklichen Irrtum zu erhellen. Doch der gestrenge Herr vom Rate war gar harthörig zu solcher gewagten Rede und nicht geneigt, ein Irren anzuerkennen. Noch weniger wollte er mit solcher Fackel in sein Gewissen hinableuchten lassen, vielmehr sagt er stachliche Worte und führt in gedrechselter Rede aus, daß solche, so den Malefizianten zu Gunsten sprechen, schon selber genugsam verdächtig wären. „Sehet Euch wohl vor, Pater Anselm," sagte er, „Euer geschoren Haar schützt Euch nicht, ich warne Euch! Es sollte mir leid sein, wenn auch Euch der Prozeß gemacht würde." Damit wendet er mir den Rücken.

Kaum wissend, wohin ich mich wenden sollte, lief ich dem Walde zu. Der Henker, Meister Hans, war meine letzte Zuflucht. Der sollte, der mußte helfen. Ich traf ihn in einer Lichtung bei seinen Schafen. „Freund, was sollen wir tun?" rief ich ihm ohne Gruß entgegen. „Ein Mägdlein, lauter wie Gold, liegt im Kerker, wir müssen sie retten, o ratet und helft mir!"

Hans fuhr sich mit der Hand durch sein Haar, schien gar nicht sonderlich verwundert über mein plötzlich Erscheinen und sagte ruhig: „Ich wußte, daß Ihr heut kommen würdet!"

„Ja, aber wie werden wir sie retten?" stieß ich hervor. Haarscharf wie ein Messer glitten mir seine Worte ins Herz, als er sagte: „Hier gibt es keine Rettung!" Erschöpft warf ich mich auf einen Wurzelstock, ausrufend: „Das wäre schrecklich!"

Digitized by Google

„Die muß in die Peinkammer und kommt auf den Scheiterhaufen, ich kenne das", kam es bitter aus seinem Munde. „Wir können ihr beide nicht helfen."
„Das darf nicht sein!" also schrie ich heraus, daß es schallte. „Rettung ist unmöglich, wenn ich entfliehe, werden Stockmeister und Büttel morgen meine Arbeit machen. Wenn wir sie könnten entweichen lassen, bat ich."
„Den Schlüssel zur Fußkette hat der Stockmeister. Der wird ihn nicht geben, wenn er nicht selbst in den Kerker will!"
„Um der Liebe Christi willen, wir müssen sie retten, und Ihr müßt helfen!" Wie eine Beschwörung klangen meine Worte.
„Wer einmal an jener Kette liegt, für den gibt es keine Rettung; Pater Anselm, gebt Euch keine Mühe!"
„So werde ich sie mit eigener Hand töten! Gebt mir Eure Seitenwehr. Der Tod wird ihr eine Wohltat sein, wenn er sie vor dem Morgen befreit."
Schweigend standen wir uns gegenüber. Hans sah wohl den schweren Kampf in meiner Brust, ahnte die gefährliche Lage, in die ich mich bringen würde. Ich aber dachte nur noch an die Unglückliche, hörte ihre Stimme, sah im Geist ihre angstvollen Kinderaugen, sah die Folterkammer, die Richter, die schrecklichen Werkzeuge, den Scheiterbrand. Es flimmerte mir vor den Augen, mein Herz bebte.
„Ich muß sie töten", schrie ich noch einmal.
„Und dann?" frug Hans, „dann kann ich an Euch meine Kunst probieren. Laßt uns ein Zeitlein das Werk überdenken. Ich werde sie retten, doch tuet nichts ohne mich. Gehet jetzt nochmalen zu ihr in den Kerker und harret dort meiner. Ich wage unser Leben auf einen Wurf!"
Ich sah ihn fragend an, aber er rief schon seinem Hunde und wendete sich mit seinen Schafen seitlich durch den Wald. Ich tat, wie er mir geheißen. Gleich einem Nachtwandler ging ich den Weg nach dem Kerker zurück. Ich wußte nicht mehr, daß ich ein Mönch, daß ich im Kloster auf dem Sande eine Zelle hatte und Gehorsam zu leisten schuldig war. Es war mir, als wenn ich ein anderer wäre, einer, den ich gar nicht kannte. Dieser Unbekannte schien in mir zu handeln.
Ich sah nach dem Stand der Sonne, die sich schon neigte. Ein Unwetter schien heraufzuziehen. Ich beschleunigte meine Schritte, in der Furcht, Milena könnte vorzeitig in die Hände der Würger fallen. Als ich beim Stockmeister noch einmal Einlaß begehrte, gewahrete ich an meinem Herzschlag, wie schnell ich den Weg zurückgelegt.
Milena hatte sich von dem Strohlager erhoben, als sie Schritte hörte. Ein Freudenschein verklärte ihr bleiches Gesicht, das mir wie ein schön gemeißelt Bildnis aus lichtem Marmelstein erschien.
Ich setzte mich, und sie kniete vertrauensvoll vor mir nieder.
„Ich habe mit Fleiß gebetet, Herr, und es ist mir so lind im Herzen geworden," sagte sie. „Ich weiß, daß Ihr mir helfen werdet!" Sie legte die gefalteten Hände auf meine Knie und blickte andächtig zu mir auf. Ich war wortkarg, aber sie hatte Lust zum Reden. Von der Mutter sprach sie, wie diese sich härmen würde. Vom kleinen Schwesterlein, ob man es wohl schon zur Taufe getragen. Dazwischen seufzte sie wieder auf, in dem Bedauern, daß sie nicht doch in der Burg auf Nachod geblieben, da wäre ihr solch Ungemach nicht zugestoßen.
Als ich immer noch schwieg, wagte sie schüchtern zu fragen, ob sie bald aus dem finsteren Kerker heraus dürfe und Vater, Mutter und Geschwister wiedersehn werde.

Digitized by Google

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; darum sprach ich Worte nach alter Gewohnheit, wie ich sie schon oft an dieser Stelle gesagt:
„Wir Pilger sind ja auf Erden nur eine kurze Spanne Zeit, aber im Himmel werden wir alle uns wiedersehen zu unvergänglicher Wonne. Dann gibt es keine Trennung mehr. Harre nur eine kurze Weile."
„Soll ich denn bald schon sterben?" sagte sie erschreckt. „Milena, das Leben, wie es jetzt vor dir liegt, ist wenig begehrenswert, mit dem könntest du die schöne Ewigkeit gerne vertauschen."
Ich hörte noch, wie sie etwas von ihrer Jugend sagte, dann wurde ich dermaßen unruhig, daß ich mich von dem Steinsitz erheben mußte. Das Unwetter hatte plötzlich die Stadt verdunkelt. Ich hielt nur noch das Ohr nach draußen gerichtet und lauschte auf das Erscheinen der versprochenen Rettung. Blitze zuckten, und Donnerschläge wuchteten an den Mauern herab. Endlich, nach bangem Harren höre ich über dem Lichtschacht die helle Stimme meines Genossen: „Kommet sofort herauf, Ihr seid verloren, die Pechfackeln brennen schon, man sucht Euch!"
Wasserströme, vom Sturm gepeitscht, flossen hernieder. Das Blut in den Adern stockte mir. Er rief noch verschiedenes herab, aber es war unmöglich, in dem Wetter noch etwas zu verstehen.
„Ich weiche nicht!" So schrie ich ihm herauf.
Da fiel ein leichter Gegenstand am Lichtschacht herunter und blieb vor meinen Füßen liegen. Ich bückte mich. Es war die Seitenwehr meines Genossen. Da gewann ich meine Ruhe wieder. Ich atmete tief auf, die kühle Luft des Wetters wehte um meine Stirn, meine Hand wurde hart. Milena kniete noch vor dem Steinsitz. Die Macht des Wetters hatte sie schweigend gemacht. Es war ganz finster im Raume geworden. Ich trat zu ihr. Suchte mit meiner Linken vom Haar nach ihrer linken Schulter zu greifen. Ich wartete einen Blitz ab, der mir die Gegend ihres Herzens weisen sollte. Da, ein grelles Licht, ein sichrer Stoß, ein Donnerschlag, und es war geschehen. Lautlos, ganz still, sank sie auf ihr Strohlager. Ich aber war ganz ruhig. Mein Körper schien größer. Und ich wußte nicht mehr, daß ich ein Mönch war, daß ich im Kloster auf dem Sande eine Zelle besaß und Gehorsam gelobt hatte. Ein anderer, den ich nicht kannte, schritt mit mir zum Kerker hinaus.

*

In ein Felsenlabyrinth, wohin selten ein menschlicher Fuß sich verirrte, wo die Sonne nur spärliche Stunden ihre gnadenreichen Strahlen hinsandte, wo wildes Getier geruhsam seine Beute verzehren konnte, wo noch in wüsten Schluchten ein Erinnern an die Sintflut lebte, dorthin hatten wir uns geflüchtet.
Hans war nicht mehr von meiner Seite gewich n. Als ich schwach und erschöpft an einer Felswand nach langer Wanderung niedergesunken, schob er mir ein Moospolster unter das müde Haupt und bewachte meinen Schlaf. Beim ersten Frühlicht, eine Höhle in einem Felsen musternd, begab er sich an die Arbeit, eine Liegestatt für mich zu machen. Er trug Waldboden, weiche Moose und Gräser zusammen, suchte nach einer Quelle, schnitzte Wegzeichen und suchte nach Beeren und Schwämmen für eine Morgensuppe. Als ich erwachte, wölbte sich ein Regenbogen am tiefblauen Himmel. Ein Bergzeisig ließ seine eintönige Weise erschallen, und ich erschrak, als ich daran das unergründlich tiefe Schweigen dieser Einsamkeit erkannte. Ein Erschauern vor der Allmacht und Größe Gottes

Digitized by Google

ergriff mich. Wo war das Furchtbare des vergangenen Tages? Waren hundert Jahre seitdem verflossen? War ich ein ausgestoßener Mensch, aus dem Paradiese in die Urzeit der Schöpfung versetzt? Wo stand der Engel mit dem Feuerschwert? Sehnend breitete ich meine Arme nach dem verschwimmenden Friedensboten.
Ein großer Raubvogel senkte sich schreiend in die Schlucht, und siehe, dieser Vogel schrie mir den Namen Kain entgegen. Da fand ich mich wieder.
Mit jedem Blutstropfen meines Körpers empfand ich, wie ein scharfer Stahl durch ein weiches Herz eindrang. Mit tausend Schmerzen durchging ich meine Tat. Milena! Heiße Tränen rannen mir vom Angesicht, aber es waren keine Reuetränen. Ich sah an meinem Körper herab, sah mein Ordensgewand, und schwere Seufzer hoben und senkten meine Brust, aber es waren keine Reueschmerzen. Ich warf mich auf mein Angesicht und rang mit Gott. Wie gebadet erhob sich meine Seele. Ich erhob meinen Blick in das uferlose Blau, und es war mir, als fielen Schleier von meinen Augen.
Ich weiß es nicht, war es die unendliche Gewalt der Natur, oder waren es die endlich gelösten Zweifel, die mich jahrelang mit schwerer Last bedrückt hatten, über mich war ein Gefühl der Erlösung, der Befreiung gekommen, von dem ich noch nicht wußte, ob es von Dauer sein würde. Schweigend war mein Genosse zu mir getreten, und schweigend schlossen wir uns in die Arme.
Und es kamen Tage stiller Einkehr. Tage, wo silberne Herbstfäden gleich Unschuldsträumen aus der Kinderzeit in der Luft schwammen und an verkrüppelten Kiefern hängenblieben. Mit ihnen zog stiller Friede in meine Seele. Meine Gebete wurden ruhiger, mein Denken klarer. Aber es kamen auch Tage, wo gewaltige Stürme in die Einsamkeit brachen, Tannen und Kiefern von der Felsenwand rissen und mit Steinen und Geröll in unsre Schlucht warfen. Ein Heer von bösen Geistern schien losgelassen, dem auch die Seele zagend gegenüberstand. Dann wagte sich ein Sehnen hervor nach stiller, wohlgeborgener Klosterzelle, und ich hörte in unruhigen Träumen die sanften Töne des Glöckleins, das zur Hora rief. Schreckhaft erhob ich mich vom Lager, vermeinend, ich hätte die Nachtstunde gemeinsamen Gebetes verschlafen.
Hans sorgte mit rührender Liebe für mich. „Ihr habt mich von meinem Handwerk befreit, des dank ich Euch!" So lehnte er jeden Dank von mir ab. Oft war er Tage und Nächte entfernt, kehrte zurück mit einem Sack, der des Leibes Notdurft barg. Er brachte auch seine Fiedel mit und neue Zeitung aus unserer Heimstatt. Schier unglaubliche Dinge hatten sich zugetragen. Milena, die Unholdin, hatte man tot an ihrer Kette liegend gefunden. Der Teufel hatte sie selbst getötet. Pater Anselm, der wohl bei ihr in böse Fallstricke geraten, war vom Erdboden spurlos verschwunden, ebenso der Henker. Da man beide noch am gleichen Tage gesehen hatte, ging man nicht fehl, daß sie das Unwetter gleichzeitig verschlungen, denn beide hatten mit ihr zu schaffen. Die Hexe hatte wohl beide mit ihrem bösen Blick verwirrt; der Teufel hatte sie fortgetragen. Der Prior des Klosters aber hätte täglich mit den Brüdern auf den Knien gelegen, um für den Verschollenen zu beten.
Mit einem Donnerwetter hat diese Höllenkomödie geendet, hernach ist andauernd schönes Wetter eingetreten. Die Milena hat man auf einer Kuhhaut aus der Stadt geschleift und unter dem Galgen verscharrt. Der Büttel aber hat solches nicht handhaben wollen, und mußte man den Henker aus Frankenstein einholen.

Digitized by Google

Der Schmied hat mit Weib und Kind die Stadt verlassen müssen, und ist seither behägliche Ruhe im ganzen Umschrank unter dem Volke der Stadt.
Solche Kunde brachte mir wenig Trost, und so sehr ich mich auch nach meiner Zelle, meinen Pergamenten und Büchern sehnte, immer empfand ich noch keine Reue meiner Tat. Ich schnitzte mir zur Kurzweil allerhand Vogelfedern, schnitt mir die Rinde von den Birken und schrieb darauf mit der Farbe vom Kienruß von meiner Tat. Hans sorgte für den Winter, schichtete Brennholz, und mein Lager wurde immer weicher.
Ich ließ einen bestimmten Plan eintreten, zwischen jedem Morgen und Abend. Einige Stunden widmeten wir dem Gebete, der Arbeit, andere stillem Silentium, auferbaulicher Betrachtung und Unterhaltung, des Leibes Notdurft und dem Ausbau unsrer Klause.
Und der Winter kam. Er schüttete Schnee in die Tiefe, so viel, daß die Tagesstunden nicht ausreichten, um einen Weg zu bahnen. Schnee wurde zur kargen Morgensuppe verwendet. Das Feuer in unserer Höhle brachte die glitzernden Wände zum Tropfen und behing sie mit langen Eiszapfen. Die alten Kiefern, Sträucher, Kräuter und Grasbüschel verwandelten sich in Wunderwerke von Schnee und Diamanteneis. Bilder herber unvergleichlicher Gotteswunder boten sich unsern Augen.
Zur Nachtzeit wurden die funkelnden Sterne sichtbar, an denen man sich nicht satt sehen konnte, und der Mond goß sein silbern Licht in die weiße Pracht.
Wenn ich also in Betrachtung versunken stand, dann löste sich wohl ein Klingen und Knistern von den vereisten Felsen, als ob die Saiten einer Himmelsharfe sprängen. Aber der Winter wurde grausam und schien uns nach dem Leben zu trachten. Wölfe schlichen um unsre Klause, und Raubvögel kreisten schreiend herab.
Hans las mir die Wünsche von den Augen und die Sehnsucht aus der Seele. Er bahnte sich durch Schnee und Eis einen Weg zu den Menschen.
Als er zurückkehrte, fand er mich dem Tode nahe vor Kälte. Er brachte mich aus meiner Erstarrung zum Leben. Da erschraken wir beide ob einem lauten, freudigen Bellen. Harras, der zottige Hund, war den Spuren seines Herrn gefolgt, der zur Nachtzeit in seinem Anwesen genächtigt. Darüber empfanden wir eitel Freude.
Monde in Schnee und Eis waren vergangen.
Da erschien Hans von einer Wanderung zurückkehrend, wie einst die ausgesandte Taube Noas mit dem Ölzweig im Schnabel, mit einem Sträußlein weißgrüner Blumen in der Hand. Er brachte auch noch andere Kunde.
Nur eine Wegmeile gen Norden, hinter dem Felsengebirge, hatte er ein artig Städtlein entdeckt mit einem vortrefflichen Klostergebäu in den Mauern. Und er konnte nicht müde werden zu berichten, wie schön das Gotteshaus, wie weit die Auen, wie fischreich die Teiche und wie behäglich der Klosterbau wäre. Gar mildreich hätte man ihm ein Nachtlager und die Armensuppe gereicht. Wie in Glatz auf dem Sande hätten die Glocken geklungen, und die Melodien, so man zum Lobe Gottes gesungen, müsse er baldigst auf der Fiedel erproben. Ich lauschte mit der Seele auf jedes Wort.
„Wie weit sind wir im Jahre?" fragte ich.
„Grad heut ist Sankt Benedikt. Die Mönche rüsteten im Kloster zum Feste. Viel gern wäre ich noch dort geblieben, wenn ich nicht um Eure Gesundheit in Sorge gewesen wäre."

Digitized by Google

„Du sorgest viel zuviel um mich", sagte ich, aber ich wußte gar wohl, daß ich längst umgekommen wäre, wenn ich den Getreuen nicht gehabt hätte."
Wir sprachen nicht mehr davon, aber am nächsten Tage standen zwei starke Knotenstöcke an meinem Lager. Ich sah, wie mein Genosse zur Wanderung rüstete. Zur Morgendämmerung standen wir bereit. Als wir zum Gebete aufblickten, malte die Sonne ein zartrotes Glühen auf die vereisten Stirnen der Felsen.
Nach langer, mühsamer Wanderung durch Riesensteine, in denen die Schneeschmelze eingetreten, erreichten wir endlich einen ebenen Landstrich. Wortlos schritten wir fürbaß, und der Hund, unser treuer Gefährte, sprang uns freudig voraus. Ein frischer Nordost trug ein wellenartig Raunen durch die reine, goldklare Luft.
Wir lauschten. „Das sind die Glocken von Braunau", sagte Hans und deutete nach der Richtung.
Ich aber lobte Gott, daß er mich also begnadete.
Jetzt bin ich zu den Jahren gekommen, wo man die Tage hinnimmt als ein Geschenk Gottes.
Ich habe diese Historie aufgezeichnet für kommende Geschlechter, von denen ich glaube und erhoffe, daß sie weiser richten werden als die Genossen meiner Jahre. Hinwiederum wollte ich auch hiermit erhellen, daß es zu jeglicher Zeit Menschen gibt, so gar hart kämpfen müssen mit großen Übeln ihrer Tage. So aber ein Einsichtiger an einer festen Mauer steht, die mit der Menschheit Irrtum gemörtelt, so wird er vergeblich die Mauer berennen, sich vernichten und für einen Tor gehalten werden. Also hatte ich es reiflich erwogen. Gott lohne dem gütigen Herrn Abt von Braunau, daß er mich in Gnaden aufgenommen, Gott lohne den viellieben Brüdern, daß sie mich unter ihrer Gemeinschaft geduldet. Meine Tat gedenke ich vor Gott zu verantworten.
Meine Brüder bitte ich, demütig zu beten, daß Gott die Menschheit gnädig erlösen möge von allem Übel. Amen.

*

Dichtungen von Karl Röttger

Aus der dramatischen Legende „Die heilige Elisabeth"

Burgsaal.

Landgräfin Sophie: Herr Kanzler, heute muß es sich entscheiden. Sind wir einig?
Kanzler: Ja, wir werden Ludwig,
Landgrafen Thüringens, anraten, Elisabeth von Ungarn *nicht* zu freien.
Landgräfin: Sind auch die Grafen, Ritter unserer Meinung?
Kanzler: Nicht alle, doch die meisten. Einige
Verehren sie und halten viel von ihr.
Landgräfin: Die Mehrheit geht mit uns?
Kanzler: Die Mehrheit.
Landgräfin: So wird mein Sohn, hoff ich, tun, was wir raten.

Digitized by Google

Trompeten.

Herold: Ludwig, Landgraf von Thüringen,
Nimmt dieses Landes Schicksal heut in seine Hand
Nach Fürstenrecht, nach dieses Hauses Recht;
Nachdem ihn Ritterschlag zum Herrn gemacht,
Lädt er zur Ratschlagung in ernsten Dingen ....

(Grafen und Ritter haben sich im Halbkreis aufgestellt. Ludwig tritt vor sie, verneigt sich tief gegen seine Mutter und verneigt sich auch gegen alle andern, die sich tief verneigen.)

Ludwig: Ich grüße euch.
Der Wunsch, in ernsten Dingen Rat zu halten,
Findet den Beifall eines jungen Herrn,
Der, das sei Gott gelobt, in Ehren hofft,
Des Landes Herrschaft auszuüben.
Ich hab *ein* Ziel: Des Landes Wohlfahrt und
Des Hauses Ehre ....

Kanzler: Weise Worte, Herr —
Hört unser Ohr aus Euerm Mund. Erlaubt —

Ludwig: Gleich, Kanzler, gleich. — Ich gab Befehl, daß man
Die Kammern rüste und die Säle schmücke.
Ich hab ein Fest heut angesagt. Wann, das sag
Ich noch. Sodann, man öffne
Das Burgverließ. Laßt die Gefangenen frei.
Es soll heut Freude sein in meinem Haus
Und kein verborgnes Weinen.

Kanzler: Herr, ist das klug auch? Alle Gefangenen frei?

Ludwig: Es ist beschlossen.
Ich sehe die Gefangenen selber noch und sage ihnen,
Was mich bewegt.
Die Welt kann durch Gesetz und Recht allein
Nicht ganz gedeihn. Ein *Mehr* ist nötig.

Kanzler: Sprecht aus, Herr. Dieses überrascht uns sehr.

Ludwig: Gut. Ich sag es noch.
Zuvor sagt ihr, was *euch* bewegt,
Warum ihr mich in euren Kreis gebeten.

Kanzler: Die Herrin, die erlauchte Mutter, spricht zuerst.

Landgräfin: Mit wenig Worten .... Ich
Habe, mein Sohn, dir oft gesprochen
Von unserer Tochter, deiner Schwester, von
Elisabeth von Ungarn. Du weißt, was —

Ludwig: Ich weiß —

Landgräfin: Elisabeth von Ungarn, einst von uns,
Deinem seligen Vater und auch mir, erwählt,
Deine Gemahlin zu werden — hat erwiesen, daß
Sie nicht die ist, die wir vermeinten.

Ludwig: Wie das?

Langräfin (zornig):
Das *weißt* du.

Digitized by Google

Ich rede nicht davon, wie sie
Meinen Befehlen stets zuwiderhandelt,
Wie sie mit Mägden, Dirnen, Bettlern,
Mit Krüppeln, Kindern, ganz verdreckt und schmutzig,
Sich ganz gemein gemacht hat — wie
Sie oft in ganz unfürstlichen Gewändern läuft ....

Ludwig: Manchmal, bei ihrer Arbeit ....

Landgräfin: Ja, nur manchmal,
Doch *oft genug*, daß es uns kränkend ist.
Sie nimmt den Niedern Ehrfurcht vor uns Hohen.

Kanzler: Edler Herr, Ihr *wißt* schon alles.
Wir alle sind der gleichen Meinung.

Ein Ritter: Nein, nicht alle.

Kanzler: Es ist die Meinung aller, bis auf wenige,
Ganz wenige — euch anzuraten ....

Ludwig (brüsk): Was?

Kanzler: Elisabeth von Ungarn nicht zu freien,
Sondern sie heimzusenden in ihr Land.
(Tiefes Schweigen.)

Ludwig: Wahrlich, ihr redet ernst mit mir. Ganz ernst.
Habt ihr bedacht? Es ward ein Schwur geschworen
Von meinem Vater und auch mir.

Kanzler: Das ist bedacht.

Heinrich (Bruder Ludwigs):
Ein jeder Schwur hat seinen eignen Sinn,
In dem ward er geschworen, und in dem muß er gehalten werden.
Der *Sinn* war, Bruder, eine edle schöne Fürstin
— Und reiche Herrin — dir zu geben. — Schön ist sie,
Doch läßt sie Edeltum vermissen. Teilt vom Gut
Des Landes mehr als *not* ist.

Ludwig: Mehr als not ist — und doch im Land
Sind soviel Hungernde? Mich dünkt,
Dies sei kein Grund. Doch redet weiter —

Heinrich: Wir raten nur, laß sie von dir.

Graf, Ritter: Laßt sie von Euch!
Sie macht
Die Unteren begehrlich, lockert Bande,
Die fest geknüpft sein sollen. Horcht hinein ins Haus, hinein ins Land.
Sie heißt die Gute, doch man *lachet* ihrer,
Und Lachen aus dem Mund der Untern tötet.

Ludwig: Doch Ehrfurcht unserer Untertanen trägt uns gut.
Und Ehrfurcht kommt nur aus so großer Tat.

Kanzler: Gerechte Worte aus getreuen Munden
Hört Ihr, vieledler Herr —

Ludwig: Ich hörte sie.

Landgräfin: Schreibe nach Ungarn,
Mein Sohn, daß der Vertrag
Uns leid sei, daß Elisabeth nicht hielt,

Digitized by Google

Was wir erwarteten. Gib ihr Begleitung
Und laß sie ziehn mit ihren Fräulein.

Ritter: Es hat der Herr
Als erstes Wort verkündet: Landes Wohlfahrt und
Des Hauses Ehre. Wohl, ich sag ein Wort
Aus barschem Mund, doch ganz in Treue:
Herr, hört nicht drauf. Euch hält ein Schwur!
Das ist es nicht allein (er könnte brechen,
Wenn es notwendig wäre). Doch es *kränkt* mich,
Was von Elisabeth gesprochen wird .... Ein *Engel* kam
In unser Land .... und wir woll'n Heiden sein,
Die ihn vertreiben?

Kanzler: Eure Meinung, Herr,
Ist nicht die unsere. Zählt die Stimmen.
Dafür, dagegen.

Ritter: Landes Wohlfahrt, sprach
Herr Ludwig stolz. Elisabeth *mehrt* sie!
Ist Gut vertan, das Hunger stillt? Ist Korn
Vertan, das in den Acker fällt,
Sei's auch der Acker armer Leute? Ist's
Der Wohlfahrt eines Land's getan, Kranke zu heilen?
Ich frage, Herrn, bedenkt's. Herr Ludwig wird
Als Mann von Ehre sich entscheiden.

Ludwig: Wahrlich, ja.

Ein anderer Ritter: Sie tut nur fromm, doch sie *ist* es nicht;
Sie will, man soll ihr Tun *sehn*. Sie ist stolz.
Stört auch die Freude dieser Burg, die Ritterspiele, —
Wenn sie zu Niedern springt, da ist sie froh.
Durch unsere Feste geht sie wie Gespenst und Schatten,
Ist ungelaunt, kränkt alle, unsere Damen allermeist.

Ludwig: Wer will noch reden? Niemand?
Zählt die Stimmen!

(Dies geschieht. Herold sammelt Stäbchen oder Blätter aus den Händen aller.)

Kanzler: Acht dagegen. Drei dafür.
Wenn Euch der Spruch genügt und Ihr ihm folgen wollt?

Ludwig: Er schmerzt mich tief, ganz tief.
Rufet Elisabeth.

(Pause. Es ist Flüstern und leise Bewegung in der bisher starren Versammlung. Zwei Ritter sind gegangen, den Befehl Ludwigs auszuführen. In der Mitte erscheint bald Elisabeth nebst ihrem Fräulein. Sie tritt vor Ludwig. Ritter mit Verbeugung wieder am Platz.)

Landgräfin: Frage, mein Sohn, wo diese Herrn
Elisabeth gefunden haben!

Ludwig: Ist das nötig?

Landgräfin: Ja!

Ludwig: So sagt Elisabeth es selber. Willst du?

Elisabeth (fest): *Nein*, Herr. Du wirst dein Schwesterlein nicht quälen wollen.

Digitized by Google

Ludwig: Dann sagen es die Ritter. Du, Elisabeth,
Mußt dich nicht länger schämen. Was du tust —
Tust du aus innerstem Gewissen —?
Elisabeth: Ja!
Ludwig (winkt zu den Rittern hinüber, zu sprechen).
Ritter (lächelnd): Wir fanden sie beim Waschen in der Küche. —
Arbeit der Mägde tuend.
Elisabeth (zum Fräulein): Sprich du nun.
Fräulein: Es war vom Haushofmeister einer Magd gedroht.
Die etwas blöd ist, doch ein guter Mensch
— Und überdies seit Tagen krank —
Sie aus dem Dienst zu tun, sofern sie nicht
Die Arbeit schneller leistet. Und da hat
Elisabeth sich über sie erbarmt und half ihr waschen ....
Denn alle bitten sie als ihren guten Engel,
Die irgend Nöte haben — Lacht nicht, ihr Herren —
Lieber neiget euch vor ihr ....
Elisabeth (mit der Hand auf dem Gesicht): Geh, Liebe, geh.
Ludwig: Elisabeth, komm her. Ganz nah, fürchte dich nicht.
Von ein'gen kommt mir Rat, dich heimzusenden!
Was antwortest du darauf?
Ritter: Sag ihr, daß *wir* andern Sinnes sind,
Daß sie soll bleiben.
Elisabeth: Landgraf Ludwig wird tun, was er tun muß.
Ludwig: Das ist wohl wahr! Doch klingt es kühl. Doch kommen wir zum Spruch —
Du bist, mein Kind, angeklagt großer Narretei. All was du tust
Und seist, sei albern. Was dünket dich, Elisabeth?
Elisabeth: Ich kann es dir nicht sagen.
Ludwig: Wahrlich nein. *Du* sagst es nicht!
Ich selbst muß wissen.
Also hört nun (zu der Versammlung): Eins ist Narretei — *entweder*
Meiner Schwester Elisabeth Tun — und dann ist sie selber freilich
Eine Närrin — oder ihr Tun ist groß, und da wär's närrisch, sie
Selber zu verketzern .... Was dünkt euch, Herren?
Grafen, Ritter: Wir stehn bei unserm Wort. *Das* sieht man, wo die Narrheit ist.
Seht Eure Braut im ärmlichen Gewand!
Ludwig: So will ich tun, was ihr nicht denkt.
Zur Närrin treten und zu ihrer Narrheit mich bekennen.

(Tritt zu Elisabeth, faßt ihre Hand.)

Elisabeth (aufleuchtend):
Mein stolzer Bruder, lieber Herr —
Ludwig: Da du so närrisch bist, um alle Dinge Gott zu tragen,
So frag ihn heut, ob er erlaubt, dir übers Küchenmagd-Gewand
Einen fürstlichen Mantel ganz von Seide hinzulegen ....
Und ob er dir erlaubt, mit mir jetzt vor den Priester hinzutreten,
Daß er uns zwei einander anvertrau und binde ....

(Großes Erstaunen.)

Digitized by Google

Elisabeth (ganz rot vor Glück):
Mein stolzer Bruder; ja, Gott wird es dulden ....
Ludwig: Bringt einen Mantel, weiß und ganz von Seide.
Ganz weiß mit goldner Borde und mit einem blauen Gürtel.
Legt ihn ihr um, die heut und alle Zeit
Die Schönste unseres Landes und dieser Burg ist.
Hernach grüßt eure Herrin, Landgräfin von Thüringen.
Unsere fürstliche Huld erlaubt euch, uns zu folgen,
Kommt zur Kapelle ....
(Großes Erstaunen. Aufbruch.
Ludwig mit Elisabeth im beschriebenen Mantel ab, die andern folgen.)
(Vorhang.)

*

An Gott

Sieh, was ich bin, und rühre
Mit deinen Händen nicht
Mich an. Sei fern! Ich spüre
Dein atmendes Gesicht

Aus deiner großen Ferne.
Ich will so einsam stehn.
Lösch auch, Gott, Deine Sterne —
Mich schämt dess', was sie sehn.

Laß Dunkel sein um mich
Und zwischen uns das Meer.
Es ist genug, daß ich
Spreche aus Tiefen her

Zu Dir .... in Deine Höhe,
In deine Weite — und Du
Den Blick hebst, siehst mich stehen
Und hörst mir zu.

Die kleine Weile nur, daß
Ich alles vor Dir bekenne
Bin klein, muß oft in Haß,
Selten in Liebe brennen — — — —

Muß sein in Armut dumpf,
Muß schielen und gebückt gehn,
Muß unrein fühlen, stumpf
Irren, Gewolltes mißglückt sehn.

Zerborsten sein, gespalten,
Vom Staub der Welt beweht —
Gleich einem nackten, alten
Baum, der an der Straße steht.

*

Nun will ich schweigen. Und Du magst
Dich wenden;
Ich bleibe ja vor Dir, wie klein ich bin;
Die große Allheit zuckt von Deinen
Händen;
Die Nacht durchweht Dein dunkler
Gottessinn.

Ich bleibe ja vor Dir. Ich muß nur
bitten,
Ich muß nur schweigen — und mein
ganzes Sehnen
In Deine Ferne und Dein Dunkel lehnen.
Ich muß verwandeln Schmerz, den ich
gelitten,

In reine Freude des Zu-Dir-Hinschauens:
Wie Du so unbegreiflich bist und ganz
versenkt
In Licht und Dunkel. Geist, der in
Dich denkt,
Schwebt wie auf Fittichen des sam-
tenen Blauens ...

Digitized by Google

Sitze in der dunkelblauen
Winternacht, Dich anzuschauen,
Herr, Du bist so dunkel und so weit.
Leise, wie auf Kinderfüßen
Gehn die Wünsche, Dich zu grüßen,
Gott, in der nachtgoldenen Herrlichkeit.

Gehn auf leisen Kinderfüßen
Wie durch lauen Tau und süßen
Frühling. Doch die Fläche ist verschneit:
Gott, der großen Wünsche Mengen
Stehn vor deinem Tor und drängen:
„Gib die Weisheit, Kraft und Ewigkeit.

Sieh die Seelen fern am Rande
Sitzen, frierend im Gewande
Dunklen, unerforschten Leids.
Gib uns, daß wir wieder kehren,
Einen Tropfen Deiner schweren
Schweigenden Unendlichkeit."

Herr, sie stehn vor Deiner Türe,
Die ich sandte; höre, spüre
Ihren Atem durch die Wände gehn.
Alle meine Wünsche, Süchte,
Stehn vor Dir. Sei groß und flüchte
Nicht . . . Gib ihnen . . . Laß sie gehn.

Gib Dein Wort; und laß sie gehen;
Graue Wanderschatten wehen
Übers eingeschneite Feld;
Daß sie nach der weiten Reise
Wieder stehn vor mir und leise
Jede mir Dein dunkles Wort entgegenhält . . .

Wenn wir zueinander kämen,
Und das Meer der Zwischenheiten
In uns beiden untersänke —
Wenn wir zueinander kämen,
Würdest du die Arme breiten
Meinem großen Zu-Dir-denken?

Was ist, das uns unterscheidet?
Ich bin deine arme Seele.
Du bist alles Reichtums Fülle —
Ich bin klein, am Blute leidet
Geist, der sehnt das, was ihm fehle —
Du bist gut und Glück und Stille . . .

Ich bin eine Wanderstimme
Durch die Wüste, über Meere,
Du bist Schweigen. *Du* bist stumm.
Seele bin ich, Magd; und schlimme
Ängste, die den Traum beschweren,
Bringen all mein Hoffen um.

Wenn wir zueinander kämen,
Und mein Rufen nach Dir schwiege, —
Meine Armut würde reich!
Wenn mich Deine Arme nähmen
Ganz zu Dir und leise früge
Deine Stimme: Ruhst Du weich?

Könntest Du dem fremden Armen
Solches tun? Dann Antwort spräche
Glück in einem Singen fein:
Wohl! ich finde heim . . . die warmen
Fluten Deines Blutes brechen
Auf den Schwindenden herein . . . .

Karl Röttger, Düsseldorf

*

Digitized by Google

Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung

Von Dr. phil. Karl E. Lusser

DIE Geschichte macht oft interessante Experimente, Experimente, wie sie kein Gelehrter schwieriger und aktueller ausdenken würde. Man könnte zum Beispiel die Frage aufwerfen: welchen Einfluß üben Eltern, Freunde, Bücher, Erlebnisse, Schicksale auf die religiöse Entwicklung eines Menschen aus? Ein schwieriges Problem! Wie mancher Philosoph hat schon darüber nachgegrübelt, angefangen vom ersten Philosophen, der Schlange im Paradiese, bis zu Oswald Spengler, der gern der letzte und größte sein möchte! — Was ist das Ergebnis: einige hundert Systeme und Theorien, Theorien und Systeme . . .! Die Geschichte, fortschrittlich wie sie ist, philosophiert nicht im stillen Gelehrtenstübchen, sie geht auf die große Weltbühne und untersucht mittels der modernen Experimentalmethode. Sie gibt Tatsachen und Erfahrungen. Sie demonstriert, und zwar meistens ad oculos. Nachdem sie nun also einmal die Frage untersuchen wollte, welche Faktoren die religiöse Entwicklung eines Menschen bestimmen, hat sie folgendes Experiment angestellt: sie hat zwei Menschen genommen — erstens Gottfried Keller, zweitens C. F. Meyer —, sie hat sie im nämlichen Jahrhundert und in der nämlichen Stadt zur Welt kommen lassen, sie hat dafür gesorgt, daß beide im gleichen Taufstein getauft und im gleichen Glauben erzogen wurden. Dann schickte sie beide auf die Wanderschaft des Lebens, ließ sie in die alte Heimat zurückkehren und verglich die Resultate. Was ergab sich? Gottfried Keller kam als Atheist nach Hause, C. F. Meyer als positiver Protestant.

Die Akten dieser Untersuchung, d. h. die Dichtwerke, Briefe und Zeugnisse, liegen zur Einsicht vor, und jedermann kann davon Einsicht nehmen. Sie sind hochinteressant, sie geben mehr Aufschluß als ein ganzes Lexikon der Religionsphilosophie. — Wir wollen aus diesen Akten den „Fall Meyer" herausnehmen und darin etwas lesen. Nur ganz kurz freilich, soweit als es Zeit und Raum gestatten, genug indessen, um das Wesentliche des Experimentes zu überblicken. Wir wollen dabei unsere eigenen Ansichten möglichst zurücktreten lassen, um unvoreingenommen, ruhig und objektiv Sinn und Deutung der Dokumente zu entdecken.

Welches war das religiöse Milieu, in das die Geschichte C. F. Meyer hineinstellte? Zwinglianischer Protestantismus in der Heimatstadt Zürich, positiver, in die Tat umgesetzter protestantischer Glaube im engeren Kreis der Meyerschen Familie. — Die Züricher Tradition Zwinglis, die Berliner Vorlesungen Schleiermachers, der kalvinistische Einfluß Lausannes haben die Religion des Vaters, Regierungsrat Ferdinand Meyer, bestimmt. Von ihm sagt Adolf Frey: „Das Christentum stützte ihn. Die Sünde der Welt starrte ihn an in der Gestalt von Aufruhr, Umsturz, Gewalttat und Gemeinheit; gegen diese Dämonen, die seine Zartheit äußerst anwiderten, suchte er Zuflucht und Trost bei der Religion, nicht in ihren Satzungen, sondern bei dem erlösenden Heiland." — Ungehemmt, durch Krankheit und Schicksalsschläge gesteigert, herrschte pietistisch beeinflußter Zwinglianismus bei der Mutter. Sie war eine tiefreligiöse Frau, eifrige

Digitized by Google

Leserin der Bücher Thomas von Kempens, Pascals, Fénélons und Lavaters, aber noch extremer als ihr frommer Vater J. C. Ulrich (1761—1828), der, „ein Schüler und Schützling Lavaters, es liebte, Gebete und religiöse Betrachtungen, eine Art innerer Selbstschau niederzuschreiben". — „Frömmigkeit, mit einem deutlichen Anstrich von Pietismus, ist ein Grundzug seiner Tochter, der Mutter des Dichters." — So umwehte Meyers frühe Jugend ein Geist überzeugungsstarker Religiosität. Schon von dieser Zeit konstatiert der protestantische Theologe W. Köhler eine „durch den Pietismus der Mutter genährte . . . phantasievolle Religiosität".

Besonnt und behütet von der Liebe der Eltern, beglückt von den Seligkeiten aufknospenden Lebens, floß Meyers Jugend bis zu seinem 15. Jahre dahin, in gleichmäßig sicherem Wachstum. Da fuhr das Schicksal gleich einem jähen Blitze durch das Land seiner Jugend. Der Vater starb. Frau Meyer schrieb ein einziges Wort in ihr Tagebuch: „Todesstoß". Das war am 11. Mai 1840. An diesem Tage begann für die Hinterbliebenen eine neue, von Unglück erfüllte Periode, die nach sechzehn Jahren mit dem selbstgewählten Tode der Mutter endigte und für den Sohn eine Zeit des Leidens, Irrens und Verzweifelns wurde. Zahlreiche Faktoren wirkten an der nun hereinbrechenden Krisis C. F. Meyers mit. Zunächst wirtschaftliche: die Einkünfte blieben aus, und das Vermögen schmolz bedrohlich zusammen. — Wichtiger, entscheidend war dieses: es fehlte die sichere, besonnene Hand des Vaters. Die geistige Entwicklung entbehrte der einheitlichen Führung. Die Mutter, eine zwar ungewöhnlich feinsinnige Frau, war ihrer Zartheit, Schwermut und Neurasthenie wegen dem Erziehungswerke nicht gewachsen. „Die Mutter Gottfried Kellers stand der Entwicklung ihres Sohnes aus Mangel an Einsicht, Bildung und Festigkeit ziemlich rat- und machtlos gegenüber; aber die seltenen Eigenschaften der Frau Betsy erreichten an ihrem Blut auch nicht das, was sie und andere erhofften, und es bewahrheitete sich auch hier der alte Satz, daß ungewöhnliche Menschen allenthalben Erziehungstragödien und pädagogischen Mißverständnissen ausgesetzt sind . . ." (A. Frey, „C. F. Meyer".) — Frau Meyer war keine Pädagogin, vor allem nicht in religiösen Fragen, die nun immer entscheidender die Seele ihres Sohnes bewegten. Warum nicht? Weil sie zu viel erzog, ermahnte, predigte. Wo ist der junge Mensch, der sich nicht dagegen stemmte, andauernd geschulmeistert zu werden, geschulmeistert selbst im Tiefsten und Geheimnisvollsten, im Heiligtum seiner Seele? Es bleibt nun einmal bestehen, es läßt sich nicht ändern, es rächt sich, sofern man darüber hinweggeht: religiöses Leben ist ein Leben der Seele, ein Leben empfindlichster und intimster Natur. Es kann nicht mit Zwang und Schablone dekretiert und forciert werden. Das war es. Frau Meyer gab sich mit dem tatsächlichen, stillen, lebendigen Glauben ihres Sohnes nicht zufrieden. Sie konnte nicht von der Gewohnheit lassen, der sonntäglichen Predigt des Pastors noch eine Flut werktäglicher Exhortationen anzufügen. Die Folge davon? Erst setzte es religiöse Dispute ab, dann begann der Sohn seine religiösen Gedanken in sich zu verschließen. Er entfremdete sich der Mutter. „Ich habe zum großen Teil", schrieb Frau Meyer am 23. März 1843 an den befreundeten Waadtländer-Historiker Louis Vuillemin, „sein Vertrauen verloren, weil ich zu viel Eifer darauf verlegte, ihm meine religiösen Ansichten aufzudrängen." — Sich selbst überlassen, ohne Halt und Führung, begann Meyer trotzig zu werden, verirrt und zerfahren. Die Mutter erschrak: „Glauben Sie mir," klagte sie dem

Digitized by Google

Schriftsteller David Heß, „es gehört zu den bittersten Prüfungen meines Lebens, in dem Sohne so ganz das Gegenteil des sanften, gemütvollen Vaters zu erblicken, und ich kann wohl sagen, daß ich mich namentlich wegen Conrad vor dem Leben fürchte." — Ein einjähriger Aufenthalt in Lausanne (1843/44) sollte Besserung bringen. Allein, sei es, daß der Aufenthalt zu kurz, sei es, daß die unheilvolle Entwicklung schon zu weit vorgeschritten war: der geistige Zustand des Achtzehnjährigen verschlimmerte sich weiter, und, nach Hause zurückgekehrt, wurde er unerträglich. Meyer grübelte seinen weltanschaulichen Ideen nach, kam zu keinem Ende, wurde konfus, schwermütig, wortkarg, brach jeden Verkehr ab, ging nur noch nachts aus, schloß tagsüber die Fensterläden seines Zimmers und brütete in dumpfer Ziellosigkeit. „Ich hoffe in dieser Welt nichts mehr von ihm", schrieb die trostlose Mutter an Louis Vuillemin. — Mitten in dieser gefährlichen Lage kam die geistige Krisis des Einsamen zu entscheidender Auslösung. Sie geschah auf eine Weise, wie es nur bei einem so durchaus intellektuell gerichteten Menschen von der Art Meyers möglich war. Durch ein Buch: Friedrich Theodor Vischers „Kritische Gänge". F. Th. Vischer war ein Studienfreund von David Friedrich Strauß, ein begeisterter Rationalist. Mit dem Radikalismus seiner stürmischen Zeit und zugleich mit dem Rüstzeug eines glänzenden Stilisten fuhr er über den „alten Glauben" her, Spott, Hohn, Ironie, Satire, Anklage und Protest gegen ihn schleudernd und mit jedem Kapitel Meyers religiöse Anschauungen ins Innerste treffend[1]. Nach erbitterten Ausfällen gegen den Pietismus zieht Vischer restlos und ohne Rücksicht die Konsequenzen: „Die Phantasmen und Mythen sind nun zu Ende. Die Welt ist entgöttert, die Natur entgeistert, die Geschichte von Wundern entleert. Wir haben die Aufklärung hinter uns und können nimmermehr tun, als hätten wir sie noch vor uns. Ist aber die Welt entgeistert, so ist sie erst wahrhaft begeistet, die falschen Wunder sind verschwunden und die wahren erschienen, die Götter gestürzt, aber der wahre Gott geht durch die ganze Welt und spricht als immanenter Geist aus der verstandenen Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur und alles Lebens."

Man kann aus diesen Sätzen entnehmen, in welcher Richtung das Studium des Vischerschen Buches wirken mußte. Meyer selbst und seine Schwestern haben es bezeugt: sein ganzes Ideengebäude, seine gesamten religiösen Anschauungen brachen zusammen. Der protestantische Glaube machte dem radikalen Atheismus Platz. Meyer ward — wie seine Schwester schreibt, — „irre an allem seinen Können und Verstehen", und es kam „jene Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln". — Unter dem vernichtenden Einfluß der geistigen Zerstörung brach schließlich auch die physische Gesundheit zusammen. Im Frühsommer 1852 gab es keinen anderen Ausweg mehr: niedergedrückt und krank, begleitet von der „geängstigten Mutter", trat Meyer den Weg ins Welschland an. Reiseziel war die Nervenheilanstalt Préfargier im Kanton Neuenburg. — —

Wenige Tage nach der Ankunft unterzog ihn der Direktor und Arzt der Anstalt, Dr. James Borrel, einer eingehenden Untersuchung deren Ergebnis er in einem sieben Druckseiten umfassenden Bericht der Mutter vorlegte. — Borrel konstatiert darin zunächst eine bedeutende, physische Schwächung Meyers, die durch eine gewisse konstitutionelle Veranlagung begünstigt und durch eine ungeordnete, zerrüttende Lebensweise ausgelöst worden sei. Indessen hofft Dr. Borrel, diesen Zustand in einigen Monaten beheben und die körperliche Gesundheit wiederherstellen zu können. Wichtiger sei jedoch das Vorhandensein einer Neurose, die letzten Endes die Gesundheit immer wieder gefährde und bedrohe. Ihre Beseitigung könne erst die Grundlage dauernder Genesung sein. — Als Hauptursache der Neurose

[1] Einzelheiten siehe in des Verfassers Schrift: „Conrad Ferdinand Meyers geistige Entwicklung". Haessel, Leipzig 1925.

Digitized by Google

nennt er nicht — wie später Freud und Sadger — erotische, sondern weltanschauliche Erlebnisse. Die ganze Krisis sei im wesentlichen eine Krisis des Geistes, insbesondere der ***religiösen Weltanschauung.*** Das ist das außerordentlich Wichtige und Interessante: wir haben hier das Zeugnis eines Arztes, daß Meyers Jugendkrisis in erster, hauptsächlichster Linie eine geistige, vor allem religiöse Krisis war, daß also am Entscheidungswege seiner wichtigsten Epoche die Schicksalsfrage stand: alter oder neuer Glaube, Christentum oder Atheismus. — Damals nun hatte er sie zugunsten des Unglaubens auf der Grundlage des Vischerschen Rationalismusses beantwortet. „Wir kamen", berichtet Dr. Borrel nach Zürich, „notwendigerweise auf religiöse Fragen zu sprechen, und ich strengte mich an, ihn zu überzeugen, daß das religiöse Gefühl der sicherste Führer durch das Leben sei. Aber leider mußte ich bald einsehen, daß es ungünstig wirkt, davon zu sprechen." Als er dieses Thema gelegentlich wieder berührte, beobachtete er bei Meyer „eine eigentliche Leidenschaft, mit der er die Abwesenheit jeglichen religiösen Glaubens verteidigt". Auch die sittlichen Folgen seiner religiösen Weltanschauung hat Meyer bereits gezogen: Mittelpunkt seines Strebens das autonome „Ich", höchstes Ziel Ruhm und rücksichtsloser Genuß. Liest man Dr. Borrels Analyse, so erhält man, dreißig Jahre vor „Zarathustra", das typische Bild eines „Übermenschen": das „Ich" oberster Gesetzgeber, der Wille zur Macht vollziehende Behörde, die Welt das Mittel, um die Pyramide des Daseins so glanzvoll als möglich aufzuführen. — Das war das strikte Gegenteil von Borrels tiefgläubiger, kalvinistischer Weltanschauung, und sogleich stund es für ihn fest, daß Meyer dem Christentum zurückgewonnen werden müsse, daß er überhaupt nur dadurch seine seelische Konsolidierung, seine dauernde Gesundheit finden könne. „Ich gab ihm zu erwägen, schreibt er in einem Briefe an Frau Meyer, „daß ihm nur die eine Alternative offenstehe: entweder von seinen Ideen abzulassen oder dann seine Kräfte zu vergeuden und seine Gesundheit in einem absolut wertlosen Ringen zu vernichten." — Langsam, vorsichtig, taktvoll begann Borrel sein Werk. Meyer lehnte zunächst religiöse Kontroversen ab, und Borrel schwieg. Er predigte nicht! Aber er redete und rief mit der Macht seines Beispiels. Er war reich und schön und stark, geboren zum Leben eines Übermenschen. Doch in freiwilliger Entsagung hatte er, gemeinsam mit seinen Geschwistern, dem Anstaltsgeistlichen Pfarrer Fritz Borrel und der Krankenschwester Cécile Borrel, auf alles verzichtet, den Leidenden eine Heimstätte errichtet, um ihnen Bruder zu sein, still und freudig wie einst der reiche Arme von Assisi. Dieses schlichte Christentum der Tat hat den jungen Atheisten mit unwiderstehbarer Kraft angezogen und den Boden zur Umkehr vorbereitet.

Ein Zweites kam dazu: ***Pascals*** unergründliches Buch „Pensées". Es ist eine seltsame Erscheinung. In allen entscheidenden Epochen gerät fast zufällig ein bahnbrechendes Buch, ein Schicksalsbuch, in Meyers Hände. Einstmals Vischers „Kritische Gänge", jetzt Pascals „Gedanken". Um den Einfluß der Pascal-Lektüre zu begreifen, muß man besonders jene Pascal-Stellen beachten, von denen wir durch Meyer selbst wissen, daß sie sein „besonderes Studium" bildeten, daß er von ihnen „kaum loskommen" konnte. Es sind namentlich das Kapitel XIX, betitelt: „Des puissances trompeuses", und der Abschnitt über die „Amour-Propre", von denen Meyer nach Hause schrieb, er finde sie „unvergleichlich wahr". Zunächst ging es gegen Meyers egoistisches Übermenschentum und seine Ruhmbegierde. Ebenso scharf trafen die Ausführungen über Glauben und Glaubensmöglichkeit. Sie waren Schritt für Schritt eine konsequente Widerlegung der Argumente F. Th. Vischers. Es wären eine Menge Belege anzuführen. Allein es ist nicht möglich, im Rahmen eines zusammenfassenden Aufsatzes den von den Meyer-Biographen Adolf Frey u. Robert d'Harcourt gänzlich mißkannten Einfluß der Pascal-Lektüre auf den Dichter im einzelnen darzulegen und zu dokumentieren. Ich muß darum, selbst auf die Gefahr hin, der Eitelkeit geziehen zu werden, auf mein C. F. Meyer-Buch hinweisen, wo ich den Pascal-Einfluß in Préfargier als erster eingehend untersucht und nachgewiesen habe[1].

Halten wir an dieser Stelle das Hauptresultat fest: Die wiederholte Lesung der „Pensées" Pascals war für Meyers Rückkehr zum positiven, protestantischen, kalvinistisch gefärbten Glauben von außergewöhnlicher Bedeutung. Fast wagte ich zu sagen: von entscheidender Bedeutung. Aber das wäre unsicher. Wir dürfen die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis niemals überschreiten, selbst dann nicht, wenn es gilt, dafür auf die letzte Rundung eines Beweises verzichten zu müssen. Wir können und dürfen sagen: die Autorität des von Meyer bewunderten Genies Pascal, die Schärfe seiner logischen Argumentation, hat Meyers Unglauben erschüttert. Was aber der letzte und tiefste Grund dieser Seelenwandlung war, wer weiß es? Vielleicht war es, aller Bücherweisheit zum Trotz, eines jener zahllosen, rotumsäumten Blätter, die im Herbst achtlos auf den

[1] „C. F. Meyers Jugendentwicklung unter besonderer Berücksichtigung der deutschen und romanischen Bildungseinflüsse." (H. Haessel, Leipzig 1925).

Digitized by Google

Wegrand fallen und die in aller Kleinheit ein gewaltiges Memento an Tod, Untergang und Unendlichkeit darstellen, vielleicht war es ein heller Sonnenstrahl, der in Meyers Stübchen fiel und zum Künder des Allerhöchsten wurde. —
So oft man religiösem Erleben nachspürt, so oft man religiöse Wege verfolgt, bleibt man plötzlich vor einem Abgrund, vor einem Rätsel, vor einem Hauch des Transzendenten stehen, wo man leise und fein den unendlichen Sinn jenes Unerforschlichen zu ahnen glaubt, das Kirche und Welt in das Wörtchen formen: gratia . . . Gnade . . ., gratia plena . . .! —
Langsam, aber stetig vollzog sich Meyers Übergang zum Glauben. Bereits anfangs September des Jahres 1852 kann Cécile Borrel aus Préfargier melden: „Er hat schon Wahrheiten angehört und angenommen, die ihn vor einigen Monaten noch zur Verzweiflung getrieben hätten." Und am 15. September meldet Marval der Mutter: „Ich glaube, daß Ihre heißen Gebete erhört wurden, ich glaube, daß Conrad Gott die Ehre geben, daß er sich zu Füßen des Kreuzes beugen werde. — — Die geheimnisvolle Macht des Evangeliums, das er bereits als eine Wahrheit grüßt, versetzt ihn in Staunen, ohne seinen Widerspruch zu reizen. Ich habe die Überzeugung, daß sein Unglauben stark erschüttert sei." Ende Oktober schreibt Cécile Borrel: „Es liegt nicht in der Macht des Feindes, dem Sohne jenen Segen zu rauben, der das Gebet einer Mutter begleitet. — — — Alles wird noch gut werden." Anfang November ist dann die Umkehr vollzogen. „Meine Zukunft", bekennt Meyer gegenüber Cécile Borrel, „wird darin bestehen, meinen Frieden mit Gott und der Mutter zu schließen". Diesen Entschluß kann auch die neue Umgebung, der religiöse Übereifer und die pietistische Zudringlichkeit Ch. Godets in Neuenburg nicht mehr ändern. Meyer erzählt seiner Schwester: „eine alte Pariserin, bei der ich meine Zigarren kaufe, schlägt über den hiesigen religiösen Geschmack die Hände zusammen" — er wünscht sich „ein wenig Ruhe und keinen Fanatismus", aber er bleibt trotzdem fest. Noch im gleichen Jahre, in Lausanne, unter der Führung Louis Vuillemins, konsolidiert sich seine religiöse Wandlung dauernd, und Ende 1853 kehrt er als gläubiger Protestant mit wiedergewonnener Gesundheit nach Zürich zurück. Kurze Zeit darauf schickt er seinem Jugendfreund Nüscheler einen Brief, der mit einer Causerie beginnt und mit einem Glaubensbekenntnis endigt: „Lieber Freund, tout casse, tout lasse, tout passe. Die Mutter Natur zeichnet ein Gesicht, rötet die Backen, rundet es, macht den Schnauz, verstärkt die Schatten, zieht die Falten, und am Ende hat sie es satt und legt es weg. Was bleibt? Was hält? Nur der feste Punkt: Gott und Heiland. Da ist Licht, Kraft, Jugend, Bestand und Liebe. Ich möchte keinen Tag mehr ohne Christus leben. Wunder nimmt's mich, ob sie bald merken, daß ich mit Sack und Pack zum Christentum übergegangen bin. Es versteht sich, ohne jede Anwandlung von Pietismus, einfach, ruhig, aber ganz." — Dieses Bekenntnis hat — von gelegentlichen Schwankungen abgesehen — für sein ganzes späteres Leben Gültigkeit. Der in Préfargier und Lausanne wiedergewonnene Glaube bildet die religiöse Grundlage seiner ganzen Zukunft. Der Westschweiz hat es der orthodoxe Protestantismus zu danken, daß C. F. Meyer ihm erhalten blieb.

*

Mit dem Jahre 1854 kann Meyers religiöse Entwicklung im wesentlichen als abgeschlossen betrachtet werden. Orthodoxer Protestantismus, ähnlich jenem des Vaters, mit starkem kalvinistischem Einschlag, bildet die religiöse Grundlage seines Lebens, das allerdings von starken Schwankungen nicht frei blieb. Diese

Digitized by Google

Schwankungen in den Werken des Dichters aufzuzeigen, liegt außerhalb des Willens und Rahmens dieser Studie. — Nur einige Hauptpunkte seien herausgegriffen.

„Conrad Ferdinand Meyer wird stark, sehr stark von der religiösen Seite (im umfassendsten Sinne) genommen werden müssen. Sein gesamtes dichterisches Schaffen bezeugt das auf Schritt und Tritt, mag auch die öffentliche Meinung, selbst in seiner Vaterstadt Zürich, dem nicht zustimmen wollen." Dieses zusammenfassende Wort des protestantischen Theologen W. Köhler kann ich auf Grund meiner eigenen C. F. Meyer-Untersuchungen durchaus unterstützen. — —

Näher wird Meyers religiöse Stellungnahme durch einen Brief, den er 1881 an Louise von François richtete, angedeutet.. Er schreibt darin: „Ich meine es im Ernste, fest in die Mitte zu treten zwischen Rom und Radikalismus." Was sagt diese Briefstelle? — Nehmen wir zuerst den zweiten Punkt: Meyer und der Radikalismus. Eines steht hier fest: Meyer hat — wie ich aus direkter Quelle einer Züricherin erfahre — als praktizierender Protestant gelebt. Er hat den religiösen Radikalismus nach der Art D. F. Strauß' und Ernst Renans, trotz gelegentlicher rationalistischer Bibelkritik, abgelehnt. Typisch bleibt hierfür seine Ablehnung Renans: „Renan", schrieb er einmal, „ist eine der merkwürdigsten Menschenmischungen, in ungeheurem Grade ein Kind seiner Zeit. Mir persönlich freilich geht er gegen den Mann. Die welken Züge, das verschwatzte Maul, der unvertilgliche Weihrauchgeruch verderben mir die freie Stirn." — Interessant ist Meyers starke Betonung der göttlichen Vorsehung und des Gottvertrauens. „Ich habe", schreibt er einmal, „soviel Gottvertrauen, als ein Kind des 19. Jahrhunderts haben kann." — In Briefen und sonstigen Äußerungen Meyers sind zahlreiche Zeugnisse seines Gottvertrauens vorhanden. Einige Proben: „Wir stehen in Gottes Hand. Damit wollen wir uns trösten." In einem Neujahrsbrief: „Ohne Scherz und ganz altväterisch: Gottes Segen über uns beide und unser beider Häuser." Und ein anderes Mal: „Ich fühle, daß wir in einer andern Hand sind . . , das ist nicht fromme Stimmung sondern einfach Beobachtung einer Tatsache." Nicht nur Beobachtung. Meyers Gottvertrauen grenzt oft ganz ausgesprochen an kalvinistische Prädestinationslehre, wie überhaupt sein Glaube viel mehr calvinistisch als zwinglianisch gerichtet ist. Warum? Zunächst weil Meyers religiöse Neuorientierung in der Westschweiz, in einer ausschließlich kalvinistischen Atmosphäre erfolgte. Wenige Jahre vor Meyers Ankunft in Préfargier schrieb Frédéric Amiel: „Der Kalvinismus war während zwei Jahrhunderten die Seele der französischen Schweiz. Er war ihr Ruhm, der Antrieb ihrer Tätigkeit, der Mittelpunkt ihrer Gesetzgebung, ihrer Literatur, ihrer Diplomatie, ihrer Moral, ihrer Religion . . ." Kalvinistisch war Meyers Umgebung, Préfargier, Neuchâtel, Lausanne, kalvinistisch die ihm nahestehenden Persönlichkeiten, Dr. James Borrel, Cécile Borrel, Pfarrer Fritz Borrel, Charles de Marval, Charles Secrétan, Louis Vuillemin. Kalvinistisch war sein religiöses Handbuch von Vinet und dem Kalvinismus nahestehend Blaise Pascal. Schon angesichts dieser Tatsachen wäre es ganz unwahrscheinlich, daß Meyer nicht starke, kalvinistische Einflüsse aufgenommen hat. — Eine weitere Tatsache tritt hinzu: das Zentralproblem des Kalvinismus, Prädestination, Notwendigkeit oder freier Wille, hat ihn in der Westschweiz nachweisbar beschäftigt, und er hat sich dabei auf Seite der Prädestination gestellt. Im Februar 1853 legte ihm — auf eine Bemerkung seinerseits — die Schwester das Problem vor: „Ob Notwendigkeit, ob freier Wille, wer kann das entscheiden?" Meyer antwortete:

Digitized by Google

„Da nun die Philosophie wegen des Menschen und nicht der Mensch wegen der Philosophie da ist, so inkliniere ich ganz wieder für die Notwendigkeit, die weit weniger Lärm macht, da sie ein ganz stilles System ist, als der geräuschvolle freie Wille." Dieser letzte Satz weist auch meines Erachtens auf den tiefsten erkennbaren Grund von Meyers kalvinistischen Sympathien hin. „Ob Notwendigkeit, ob freier Wille", das war für ihn keine akademische Preisfrage, sondern zugleich die Frage, ob Schuldlosigkeit oder Schuld. Gab es einen freien Willen, dann waren alle seine Irrwege, alle seine Wirrsale freies, eigenes Werk und lasteten als schwere Schuld auf seinem Bewußtsein. Gab es aber nur prädestinierte Notwendigkeit, dann blieb sein Gewissen ohne jeden Makel, sein Dasein trug das Stigma eines höheren Schicksals, und „Weisheit wäre dann", wie Meyer der Schwester schrieb, „ein freiwilliges Eingehen und womöglich ein selbständiges Ergreifen unseres notwendigen Loses". — Er brauchte bloß den ersten Glaubensartikel des Kalvinismus anzunehmen, so fand er Erlösung von seinen tiefsten Leiden, er schob mit einem einzigen Griff die ganze Lebenslast auf die Schultern des Schicksals, er gab seinem Leben eine Wendung ins Tragisch-Heroische, ins Große, er beschwichtigte ein für allemal den „geräuschvollen freien Willen" und das noch geräuschvollere Gewissen. Er gewann seinen Seelenfrieden zurück. Das aber war ihm die Hauptsache, das suchte er nicht nur instinkthaft, sondern völlig bewußt, es war sein Lebensproblem. — Vuillemin hat uns dafür einen typischen Fall überliefert. In Lausanne waren zwei calvinistische Kirchen. Eine konservative, die sich eng an den alten Kalvinismus anschloß, der „culte d'Ouchy", und eine liberal gerichtete, „Eglise libre". Meyer zog den Besuch des „culte d'Ouchy" der „Eglise libre" vor, und zwar aus einem besonderen Grunde. „Je préfére le culte d'Ouchy au culte de l'Eglise libre, parce que le premier me laisse parfaitement tranquille, tandis que le second souvent travaille ma conscience et me rend mécontent de moi."

Abschließende Erkenntnis gibt Meyers Dichtung. Sie ist von kalvinistischer Problemstellung und kalvinistischen Motiven durchsetzt. Besonders die Balladen und das Amulett, die unmittelbar auf den Westschweizaufenthalt zurückgehen. In den Balladen erkennt der Theologe Köhler die Schilderung „höherer Kräfte in den Einzelvorgängen, den Ausschluß des planlosen Zufalles, positiv die Absichtslenkung", und in der völlig kalvinistischen Hugenottennovelle „Das Amulett" erscheint ihm die Problemstellung so scharf kalvinistisch, daß er zu der Ansicht kommt, „ich möchte glauben, daß er Kalvin selbst gelesen hat". —

Wenn auch nicht so ausschließlich wie in den Balladen und im Amulett, kehren kalvinistische Gedankengänge in den späteren Werken Meyers wieder. Der Zentralgedanke des Kalvinismus, der Schicksalsbegriff, hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet und in seiner Dichtung tiefe Spuren hinterlassen. Er durchzieht den „Jenatsch", den „Heiligen", „Gustav Adolfs Page", „Die Hochzeit des Mönchs", „Pescara" und „Angela Borgia". Er beherrscht einen großen Teil von Meyers Lyrik und bildet nach Feises eingehender Untersuchung den „Grundzug von Conrad Ferdinand Meyers Werken".

Sehr scharf und auffallend ist Meyers *Stellung gegenüber dem Katholizismus*. Es wäre sehr unwissenschaftlich, wenn man, nach dem Vorbild katholischer Meyerverehrer, seine heftige, antikatholische Tendenz verdecken wollte. Man lese beispielsweise zur Orientierung jene Stelle seines Pariser Briefes vom Jahre 1857 nach, wo er die Börse, den Katholizismus und den Neid des Proletariats als „die drei Pesten der Gegenwart" bezeichnet. Es ist nicht die einzige Stelle. Der Prote-

Digitized by Google

stant Köhler hat die wichtigsten zusammengestellt: „Der Katholizismus und alles Drum-und-Dran ekelt mich. Lieber noch: enclins au mal, incapables par nous-même d'aucun bien . . ." Als Bismarck den Kulturkampf abzuwickeln begann, schrieb C. F. Meyer an Louise von François: „Was sagt man bei Ihnen von Bismarck? Ich gehe mit ihm durch dick und dünn bis auf einen Punkt: eine Allianz mit dem Zentrum". Die konnte er nicht vertragen. Daß sein bester Jugendfreund, Conrad Nüscheler, in Italien „katholisch geworden, was gegenwärtig (1883) hier stark grassiert", ist ihm peinlich. „Wir beide, Verehrteste, bleiben bei ‚eine feste Burg'". Sogar die „Unentbehrliche" wie er sie genannt hat, Louise v. François, fand, daß sich der Freund „in den novellistischen Kampf gegen das katholische Priestertum neuerdings — sie schrieb 1883 — etwas verbissen habe". — Als Motive dieses Antikatholizismus hat die Forschung mit Sicherheit festgestellt: erstens Meyers Beobachtungen über religiöse Mißstände in Italien, zweitens Beobachtungen über das unsittliche Treiben gewisser, sich katholisch nennender Pariser Kreise, drittens die Tatsache, daß Meyers intimster Freund, C. Nüscheler, zum Katholizismus übertrat und ihm dadurch entfremdet wurde. Den stärksten Einfluß übten wohl die Pariser Eindrücke von 1857 aus. In Meyers gesamtem früherm Briefwechsel ist vom Katholizismus nie die Rede. Erst in Paris beginnt er die Grenze seiner Anschauungen auch nach dieser Seite hin abzustecken. Eine Äußerung habe ich bereits zitiert. Eine zweite enthält sein Brief vom 7. April 1857. Er schreibt seiner Schwester Betsy: „Die Französinnen, Gott bewahre und behüte jeden ehrlichen Mann davor, je ne dis que cela. Es ist wahr, der Pater Felix donnert dagegen in Notre Dame, er donnert gegen die Krinoline, das Börsenspiel und wie die Sachen alle heißen; aber das schlimmste ist, daß die Franzosen über alles lachen, über ihre eigene Verworfenheit wie über den Pater Felix. An den Buden (à la devanture, à la vitrerie des magasins) hängen abscheulicher Leichtsinn und fromme Sachen dicht nebeneinander. *Ja, ja, der Katholizismus*! Danken wir, liebe Betsy, dem Himmel für die unsägliche, tägliche Wohltat, die, das Schwert in der Faust, die begeisterten Ahnen erfochten." — Man frägt sich unwillkürlich, wieso Meyer in Paris zu einer derart tiefen Abneigung gegen den Katholizismus kam. Sie war kein Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchung, sondern praktischer Beobachtung. Das ergibt sich aus der ersten mitgeteilten Briefstelle. Meyer beobachtet den moralischen Tiefstand eines gewissen Parisertums und geht dann gleich zum Urteil über: „Ja, ja, der Katholizismus . . ." Vom Standpunkt objektiver Geschichtsschreibung aus muß man diese Schlußfolgerung oberflächlich nennen. Meyer bürdete die Fehler der Pariser — und zwar hauptsächlich der mondänen Pariser — dem Katholizismus auf. Er unterschied also nicht zwischen der Sache und ihren Vertretern, wenn man überhaupt von Vertretern sprechen kann. Denn Meyer sammelte seine Erfahrungen mehr auf den Boulevards und in der Comédie française als in St. Sulpice, und soweit er es in St. Sulpice tat, nicht in den traditionsreichen Häusern der dortigen Katholiken, sondern bei dem Krämerkatholizismus der berüchtigten Devotionalienbuden. — Das war ein Unterschied: in den alten Palästen des St.-Sulpice-Quartiers wohnt eine Elite der Pariser Katholiken, in den Straßen dagegen drängen sich jene frommen Läden und Stände mit geschmacklosen Heiligenbildern, süßen Gebetbüchern, goldbronzierten Gipsstatuen, die noch fünf Jahrzehnte später Huysmanns bewogen, gegen die „bondieuserie de la rue de St. Sulpice" zu Felde zu ziehen. —
Die ungünstigen Beobachtungen über den Pariser Katholizismus haben sich in

Digitized by Google

Meyers späterem Leben sehr stark ausgewirkt. Die Angriffe und Anspielungen im „Hutten", im „Jenatsch", im „Heiligen" und besonders in „Plautus im Nonnenkloster" gehen ohne Zweifel zu einem bedeutenden Teile auf den Pariser Aufenthalt zurück. „Die Jugendeindrücke des Pariser Aufenthaltes sind unauslöschlich geblieben, Conrad Ferdinand Meyer, die fein abgetönte Seele, die über den Leidenschaften nie die Selbstbeherrschung vergaß, hat hier geradezu gehaßt." —
Sehr eng ist Meyers Verhältnis zu Luther. In einem Luther-Prolog für die „Deutsche Rundschau" hat er dem Reformator ein Denkmal gesetzt, wie er es wohl nie schöner erhalten wird. In einem Brief an Louise v. François schreibt er: „Der Reformator ist mir durch seine Tischreden sozusagen persönlich lieb und steht mir nahe." Besonders aufschlußreich ist ein anderer Brief an Louise von François, woraus man zugleich ersieht, wie Meyer, trotz seines orthodoxen Glaubens, eine starke, liberale, kritische Ader besaß. „Ich glaube, liebe Freundin, wir denken in vielen Dingen überein, aber Sie würden sich vielleicht doch wundern, wie derselbe Mensch (sc. meine Wenigkeit) nicht nur soviel Sehnsucht nach ewigen Dingen, sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luthertum, die fest konstituierte protestantische Kirche, mit einer sehr strengen Kritik der evangelischen Schriftstücke und — mehr noch — mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über diese Widersprüche lachen, mit jenem nicht genug zu lobenden Leichtsinne, dessen ich gar sehr bedarf, um der starken melancholischen Ader das Gleichgewicht zu halten, die ich von meiner lieben Mutter geerbt habe."
Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung ist nicht geradlinig verlaufen, und auch die Ergebnisse dieser Entwicklung sind von großen Widersprüchen nicht frei. Er hat vielfach geirrt, er hat Andersgläubigen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat in Wort und Schrift dem Geist seiner stürmischen Zeit den Tribut entrichtet. Je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, wird man manches ablehnen, manches anerkennen. Eines aber wird man dem Menschen C.F. Meyer noch heute, nicht versagen können: die Achtung vor den religiösen Kämpfen, die er ehrlich und unentwegt durchgefochten, vor der Sehnsucht nach Gott und Unendlichkeit, die sein Leben begleitet hat. — 1898, da ihn der Tod schon an einer Hand erfaßt hatte, da er längst keine Bücher mehr veröffentlichte, sondern still vor sich hinträumte, hat Meyer seinen religiösen Entwicklungsgang, sein religiöses Streben überdacht und in einem Gedicht das Ergebnis zusammengefaßt. Es enthält gleichzeitig die Interpretation seiner Persönlichkeit und die Rechtfertigung seines Wollens:

„Wie viele Fragen sind noch ungelöst, woran der menschliche Verstand sich stößt!
Wie viele Rätsel werden ewig dauern, unübersteigliche, wie Kerkermauern!
Wie wen'ge sind es, die, von Furcht befreit, das Gute brünstig suchen allezeit!
Der Geist, der ewig weiter, weiter strebt, der ist es, der den toten Stoff belebt.
Was immer sich dem Forscher offenbart, ist für den Mut'gen Tag und Gegenwart.
Ich freue mich, daß ich auf dieser Welt mich nie den bösen Menschen zugesellt;
Daß ich das Gute suchte je und je und nie geruht, bis ich es fand und übte,
Daß ich kein Kind mit meinem Lied betrübte, daß ein Gewissen, unbefleckt und rein,
Ich stets bewahrt und meines Herzens Schrein ich nur geöffnet schuldlosen Gedanken,
Den wahren Wegen treu blieb ohne Wanken: So werden mir dereinst im ew'gen Leben
Die hellen Waffen all' zurückgegeben."

Digitized by Google

Dichtung und Leben

Auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

EINEN erschütternden Artikel brachten vor einiger Zeit die „Stimmen der Zeit". Seine Überschrift lautete: Hoch- oder Überkapitalismus. Überkapitalismus wäre eine höhere Stufe des Kapitalismus, auf der die ihm innewohnenden physischen und psychischen Energien ihren Gipfel erreicht hätten, so daß nun nur noch eine Erweiterung nach der sozialethischen Seite hin möglich bliebe. Hochkapitalismus aber bedeutete nichts anderes als Kapitalismus in noch gewaltigeren Ausmaßen ohne jegliche innere Änderung des Systemcharakters. Der Verfasser, *O. v. Nell-Breuning*, kommt zu dem Schluß, daß von einem Überkapitalismus kaum Spuren zu entdecken seien und vielmehr die ganze Entwicklung in die Richtung von Hochkapitalismus weise. Das heißt: Kapital und Eisen sind daran, ihr Sklavenjoch nun erst recht auf die Menschheit zu legen und ihre Peitsche über sie zu schwingen, wie nur je ein wilder Assyrergroßkönig. Das heißt: Die Mechanisierung der Menschheit schreitet fort, die Zahl der freien Persönlichkeiten schwindet weiter, den Geist verdrängt zwangsläufig die Gewalt. Auch jene Betriebe, in denen an und für sich das Geistige führend sein sollte, wie Verlegertum und Presse, werden sich der schicksalhaften Umarmung dieses eisernen Zeitgötzen nicht entziehen können. Da bleibt keine Wahl: Entweder Dichter, Redakteure, Künstler und wie die Träger des Geistes alle heißen, werden käuflich und ihr Werk ein Opfer des Handels, oder aber wir recken uns mit letzter Kraft empor, vertrauend auf das Gesetz, daß doch endlich der Geist stärker sei als die Gewalt, und wir scharen uns zusammen, und wir nützen das letzte freie Eckchen Papier, das der Freiheit zu beschreiben noch erlaubt ist, um den ehernen Koloß zu Fall zu bringen. Gegen das eiserne Europa erhebe sich das geistige! Schon einmal wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die „Gral-Redaktion" die Herausgabe eines Jahrbuches plant, das eben den Titel tragen soll: *Das geistige Europa*. Es bedeutet dies eine erste Erfüllung auf dem Wege, den der „Gral" gegangen, solange der jetzige Herausgeber ihn führt. Wird es doch unsern älteren Lesern noch in Erinnerung sein, daß schon vor 1925, als die Worte vom Abendland und von Weltbünden noch nicht so abgegriffen waren wie heute, im „Gral" ein programmatischer Artikel stand über die „Schwarze Internationale". Unser Jahrbuch, das Mitte November herauskommen soll, wird gewiß nur ein bescheidener Anfang sein. Wir haben im Verein mit der Redaktion des holländischen Jahrbuches, das wir unsern Lesern bereits empfohlen haben, die verschiedensten Autoren der europäischen Länder gebeten, uns Aufsätze über wichtige Kulturfragen ihres Vaterlandes zu schreiben. Es wird ein erster Schritt der Tat gewagt, um jene Männer und jene Bücher zusammenzubringen, die dem Antlitz des geistigen Europa ihr Gepräge geben. Wie es dem Gralprogramm entspricht, sehen wir die Katholizität dieser Arbeit nicht darin, daß nun bloß katholische Bücher vorgestellt oder nur katholische Autoren genannt würden, sondern vielmehr in dem Bemühen, alle Dinge ihren eigenen Seinsgesetzen gemäß zu sehen und jedes in die Ordnung zu reihen, der es nach des Schöpfers Willen zugehört. Nur eine Gewähr für das Zeitgemäße unseres Unter-

Digitized by Google

nehmens, an dessen weiteren Ausbau wir tapfer herangehen, kann man in der Tatsache erblicken, daß auch von anderer Seite Verwandtes gewollt und angestrebt wird. So sucht *Martin Rockenbach*, getreu der Überlieferung des Gral, dessen Mitherausgeber er war, die dichterischen Jugendkräfte der verschiedenen Nationen in packenden Einzelheften seiner Zeitschrift *„Orplid"* zu sammeln und zu fördern. So entsteht eben im Rheinland, einem echten europäischen Mutterboden, eine von *Friedrich Schreyvogl* geleitete Zeitschrift *„Abendland"*, die von ausgezeichneten Gelehrten und Politikern bedient wird. Der Aufbau des politischen und wirtschaftlichen Lebens vom Geiste und von geisterfüllter europäischer Tradition aus, das wird hier in kräftigen Linien verwirklicht. So läßt Dr. Eberle sein „Neues Reich" — das, unter dem alten Titel weiterbestehend, in eine andere Redaktion übergeht — sich zu der Zeitschrift *„Schönere Zukunft"* erweitern, ein Titel, dem man am Ende nicht viel zutrauen würde, wenn nicht eine so starke Persönlichkeit wie Dr. Eberle dahinterstände, der eine Macht und eine Gemeinde für sich ist. Einen Augenblick lang dachte ich, es möchte vielleicht zu gewagt sein, in unsern schweren Zeiten mit immer neuen Zeitschriften hervorzutreten, und es hätte vielleicht die Rolle der einen oder andern eine bewährte ältere übernehmen können, und es wäre dadurch drohender Zersplitterung gewehrt, dann aber schien mir dies ein kleinliches Bedenken. Neuer Wein braucht neue Schläuche. Es gibt Leute genug, die überhaupt noch nicht von einer geistigen Welle erfaßt sind. Konkurrenz in einem gewissen frischen Sinne gehört zum Fortschritt. Gebe jeder das Beste her, und es mag sich dann zeigen, wer den längsten Atem hat. Was alle diese Männer und Bestrebungen eint, ist das Bewußtsein der Gefahr, die dem europäischen Geiste droht, ist das Erfülltsein von dem Wehen jenes neuen Geistes, von dem Jakob Kneip im „Abendland" spricht, ist das Wissen darum, daß die Kräftesysteme neuzeitlicher Bewegungen den nationalen Rahmen sprengen. Einen sich doch Sozialismus, Mohammedanismus, Protestantismus usw. zu mächtigen Weltbünden, so daß endlich die Stunde gekommen ist, wo das Eis brechen muß vor einer neuen Sonne, wenn nicht Winterstarre die alte Welt in ein Leichenfeld verwandeln soll.

Vor einiger Zeit hielt der Direktor des Nationaltheaters Odéon in Paris, *Firmin Gémier*, vor der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, als deren Gast er in Berlin weilte, eine Rede, deren Ziel die Aufforderung zur Gründung einer internationalen Gesellschaft des Theaters für dramatische und musikalische Kunst war. Er knüpfte an ein Wort Viktor Hugos an, der im Jahre 1840 gesprochen hat: „Es wird der Tag kommen, da man in den Museen die Kanonen zeigen wird wie heutzutage ein Folterwerkzeug." Er bezeichnete es als eine Schande, daß sich Intelligenz und Kunst von der Arbeiterschaft den Rang haben ablaufen lassen in der Gründung einer Internationale. Ein wundervoller Idealismus und Adel der Gesinnung sprach aus den Worten des Franzosen. Wie Ohrfeigen wirken darauf die Stimmen einiger Blätter, darunter „Lokalanzeiger" und „Tag". Der eine stellt fest, daß in Frankreich die Chauvinisten gegen Gémier die gleiche Hetze eröffnen werden, wie es deutsche Zeitungen bei uns nun tun müßten. Mit lächerlichem Pathos spricht er „von der stummen und großen Gesellschaft derjenigen, die nicht zugegen waren". Der „Tag" aber verbreitet sich über „gallischen Größenwahn" und beklagt, daß in der Rede „Realitäten", wie das deutsche Elsaß und die Rheinbefreiung, vergessen wurden. (Im gleichen Atemzug jubelt der „Lokalanzeiger" über die Hochzeit eines deutschen Fürsten mit einer italienischen

Digitized by Google

Königstochter, vergißt aber über Königsbrillanten, Marmor und Purpur gänzlich die Frage: Und Südtirol?)
Eines beweisen solche Äußerungen: daß es dem geistigen Europa nicht leicht sein wird, den Strom der geschichtlichen Entwicklung wieder in feste Ufer zu bringen. Zu weit haben sich die Wasser der Politik und Wirtschaft aus dem Flußbett geistiger und religiöser Überlieferungen ins Wilde und sogar Phantastische verloren. Wer wird sie zusammenbringen, die Männer der Wissenschaften und der Kirchen, die auf großen Kongressen auch ihrerseits zu Weltorganisationen fortschreiten, und die Leiter der großen Konzerne und Staaten? Was nützen die Ideen, wenn sie nicht da sind, wo gehandelt wird, und was für ein Fortschritt ist zu erhoffen, wenn die Instanzen der befehlenden Kräfte sich nicht Rats erholen bei den Inhabern des Geistes? Eben darum, weil diese Kluft so hoffnungslos weit ist, schütteln viele zweifelnd den Kopf. Was soll uns Europa? Was soll uns der Völkerbund? Was frommen alle die Konferenzen? Bleib im Land' und nähr' dich redlich! Billige Weisheit fürwahr, die noch in isolierten Ländern denkt, wo längst Abhängigkeit des einen vom andern und die europäische Solidarität Tatsache geworden ist. Und wenn wir es nie erreichen, wir werden es doch unter der Not verhängnisvollster Entscheidungen suchen müsen, das rettende Eiland, das neue Europa. Wenn sich die Schaffenden aller Länder, die solchen Erwägungen noch am ehesten zugänglich sind, vereinen, wenn sie, die Gewaltigen der Feder, allüberall für ihre Erkenntnisse werben, ganz vergeblich kann eine solche Arbeit doch nicht bleiben!

„*Abendland.*" Deutsche Monatshefte für europäische Kultur, Politik und Wirtschaft. Herausgeber: Prof. Dr. Theodor Brauer, Prof. Dr. Goetz Briefs, Gen.-Sekr. Dr. Wilhelm Hamacher, Hauptschriftleiter Dr. Karl Hoeber, Landeshauptmann Dr. h. c. Johannes Horion, Geh. Leg.-Rat Dr. Richard Kuenzer, Hugo Graf Lerchenfeld, Dr. Franz X. Münch, Prof. Dr. Hermann Platz, Dr. Friedrich Schreyvogl, Bundeskanzler a. D. Prälat Dr. Ignaz Seipel, Verleger Julius Stocky. Schriftleitung: Dr. Friedrich Schreyvogl, Wien. Redaktion: Köln, Marzellenstraße 37. Einzelheft: 60 Pfg. für Deutschland, in Österreich 1 Schilling, für das gesamte Ausland 0,80 Schweizer Franken. Abonnementspreis einschl. Porto: in Deutschland 6.— Mk., in Östereich 10 Schillinge, für das gesamte Ausland 8 Schweizer Franken. Lex.-8°. 28 S.
„*Schönere Zukunft.*" Mitteleuropäische Wochenschrift für Kulturpolitik. Fortlaufende Chronik des Weltgeschehens unter besonderer Berücksichtigung der Kirchen- und Kulturgeschichte. Herausgeber: Dr. Josef Eberle. Verlag: Schönere Zukunft, Wien IX., Nußwaldgasse 14. Lex.-8°. 28 S. Preis fürs Vierteljahr: in Österreich 6 Schilling, in Deutschland 4,50 Mk.

*

Vor einiger Zeit hat *Dr. Konrad Algermissen* ein Buch erscheinen lassen „*Christliche Sekten und Kirche Christi*". Dieses Werk bietet nicht nur wertvolle Aufklärung über wichtigste religionsgeschichtliche Tatsachen der Gegenwart, es unterrichtet nicht nur über die Entstehung und das Leben all der Bildungen, die wir Sekten nennen, sondern es stellt alles dar aus großer, europäischer Schau der Dinge heraus. Ich finde darin bestätigt, was schon im Neuen Ufer der „Germania" von mir ausgeführt wurde: „Als charakteristisches Zeichen der Zeit beobachten wir einen starken Einbruch des Angelsachsentums in den europäischen Kirchenbereich. Es kommt mit all seiner Energie, mit seiner Betriebsamkeit, mit seinem Optimismus. Man hat oft den Eindruck, als ob das deutsche Luthertum dabei grollend abseits stünde. (Tatsächlich ist auch die Führung des Weltprotestantismus nicht beim deutschen Luthertum, sondern bei der angelsächsischen und der schwedischen Episkopalkirche.) Das Christentum soll etwas leisten, soll bessere soziale Zustände schaffen, soll Armenküchen einrichten und eine Rolle

Digitized by Google

spielen im öffentlichen Leben. Die Tat ist wichtiger als der Glaube, die Ethik mehr im Vordergrund als das Dogma. Wenn wir uns nur erst wieder in der Liebe zusammenfänden, dann würde das andere schon kommen. Hauptsache ist, daß die Welt wieder aufhorche, wenn sie das Wort Kirche hört. Es muß etwas in diesen erstarrten Organismen ‚los sein', sonst hilft alles nichts. Henry Ford hat vorgeschlagen, man solle in den Kirchen Tanzmusik veranstalten, dann würden die Leute schon herangelockt. Zögernden Behörden gegenüber machte er geltend, daß ja auch die Bibel den Tanz erlaube. Andere wollten kirchliche Hymnen in Jazzmusik umsetzen und das Ganze obendrein im Rundfunk verbreiten. Wie die ‚Christliche Welt' bemerkt, haben ‚prominente amerikanische Geistliche' dabei ihre Unterstützung zugesagt. So sehr man die soziale Tätigkeit des Christentums begrüßen wird, so vorsichtig wird man immer einer Liebe gegenüber sein, die sich vom Glauben des Evangeliums löst. Verflachung, Veräußerlichung werden dann notwendig folgen, und schließlich muß auch eine Liebe versagen, die ohne die Motive des Glaubens und ohne seine Kräfte die Welt nach Logenart erneuern will." Algermissen legt alle diese Verhältnisse in seiner Weise dar, ohne allerdings die Kehrseite zu vergessen, daß nämlich im Angelsachsentum, dem Stammland der weitaus meisten Sekten, sich auch die im mechanistischen Lebensbetrieb unerfüllte Sehnsucht einen Ausweg im Religiösen schafft, der dann natürlich zu allen möglichen ungesunden Verstiegenheiten führt. Droht uns so von der einen Seite Verflachung, so von der andern ein gewisses Apokalyptisches.

Dr. Froberger hat das Verdienst, einmal nachdrücklich in der Bücherwelt auf die Überschätzung des Russischen hingewiesen zu haben. Schon Maxim Gorki hatte seinerzeit ähnliche Warnungen ausgesprochen. Ganz besonders gilt das im Falle *Dostojewskis*, der immer mehr in den Mittelpunkt unseres literarischen Lebens rückt. Es ist verständlich genug, daß ein so sozialer Dichter sich das Herz unseres Jahrhunderts eroberte. Man begreift auch, daß sein Geheimnis lockt. Am Himmel einer Zeit, der ganz im milden, reifen Glanz der Goethewelt ruhte, stieg auf einmal wie mitternächtliche Lohe aus fauchenden Hochöfen die Glut Dostojewskis empor, die ganze Landschaft in ein feuerbrünstiges Rot malend. Das Wehe, wenn sie losgelassen . . wurde hier der menschlichen Freiheit aus psychologischen und metaphysischen Tiefen heraus zugerufen, wie es gewaltiger niemals geschehen ist. Wir können daraus lernen, wir können die Ungeheuerlichkeit dieses russischen Mammuts bewundern, wir werden uns aber erinnern, daß Dostojewski seinem eigenen Urteil nach etwas fehlt, was *Lucka* in seinem vor kurzem erschienenen geistvollen Büchlein über den Dichter in die Worte faßt: „Das ist die mâsze, das, was Goethes Iphigenie von den Bewohnern Tauriens scheidet. Dieses Gefühl für das Richtige, dieser Takt, dieser Instinkt einer Tradition ist zwar nicht das schöpferische, aber doch das regulative Prinzip, der Wegweiser jeder wahren Kultur, der Wille zur ständigen, unmerklichen Reinigung, Begrenzung und Formung." Lucka bietet vor allem eine tiefeindringende Analyse der Werke des Dichters und ist insofern ein vorzügliches Mittel der Einführung in sie. Im übrigen ist die Dostojewskiforschung zurzeit geradezu aufgestört durch die Veröffentlichungen aus dem *Nachlaß des Dichters*. Wozu die Aufregung? Wer sich sagte, daß niemals ein Dichter etwas wirklich blutvoll gestalten wird, was er nicht irgendwie erlebt, der mußte die Geheimnisse dieses Nachlasses in ihrem wesentlichen Bestand schon vor seiner Entdeckung kennen. Gerade einem Psychologen gegenüber wird das der Fall sein, der sich mit Sicher-

Digitized by Google

heit in Rätseln bewegt, in die kein Gesetz mehr hineinleuchtet, sondern nur noch die Erfahrung. So bietet denn der Nachlaß kaum Wesentliches, was neu wäre, und dennoch rückt er so manches in neues Licht, bestätigt allerlei Ahnungen und stellt uns nachdrücklich vor den Problemkreis von Leben und Dichtung. „*Dostojewski am Roulette*" ist zurzeit vielleicht das Buch, das uns am unmittelbarsten und tiefsten in die Seele und das Schaffen des Dichters einführt. Niederdrückend ist freilich diese Lektüre, die uns das vieljährige Ringen eines der Leidenschaft des Spieles ausgelieferten Menschen zeigt, dessen fortgesetztes Fallen und Auferstehen um so tragischer wirkt, je höher er ethisch und religiös gestanden hat. Herzzerreißend sind diese Briefe. „Anja, meine Liebe, Vertraute meiner Seele, mein Weib, verzeih mir, heiße mich nicht einen Schurken! Ich habe ein Verbrechen begangen und habe alles verspielt, was Du mir geschickt hast, alles, alles bis zum letzten Kreuzer." So kehrt es endlos wieder. Von allen Tragödien, die er beschrieben, ist doch die seines Lebens die grausamste. Solches hätte man am Ende doch aus Strachoff, dem ersten Biographen, nicht entnommen. Man soll das Geheimnis in Dostojewski nicht übertreiben. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust", das ist auch hier das klärende Wort. Ein jeder Mensch hat diese zwei Seelen, aber nur wenige beide mit einem solchen Energiemaß gefüllt wie dieser Russe, nur wenige auch beide in so vollkommener Doppelgängerschaft wie dieser fromme Zweifler, dieser ungläubige Gläubige, von dem man doch wieder behaupten darf, daß sein verantwortliches Ich, das einzige, was vor den Richterstuhl der Ethik gerufen werden kann, sich niemals im Ernst vom Glauben seiner Väter abgewandt habe. Diejenigen, die nicht begreifen, wie man einen solchen Mann noch gläubig und sogar moralisch nennen könne, die infolgedessen Dostojewski zum Träger einer amoralischen und areligiösen Weltanschauung machen, haben eben keinen Begriff von jenen Kämpfen, die auch dem Gläubigen nicht erspart bleiben, und scheinen auch nicht zu wissen, daß Krankheit nicht Schuld und Veranlagung, sondern oft Verhängnis bedeutet. Der eigentliche Held des Buches „Dostojewski am Roulette" ist nicht der Dichter, sondern seine junge Frau *Anna Grigorjewna*, die mit staunenswertem Erziehertalent, geleitet von dem sicheren Instinkt der Frau, begabt mit der Opferkraft der Gattenliebe, eine kaum 20jährige gegenüber dem 46jährigen, ein Rettungswerk vollbracht hat, in seiner Art einzig schön. *Dr. Kurt Kersten* hat ihr *Tagebuch*, in dem die Krise Dostojewskis sich widerspiegelt, soeben herausgegeben. Gewiß stehen viele Nichtigkeiten des gewöhnlichen Alltags darin, aber jedes Wort ist doch wieder durchstrahlt von einer Klugheit, Milde, Güte und gar Zärtlichkeit, jeder Abschnitt in dieser ungezierten Wahrheit so reizend und geradezu lieb, daß man sich auch dieser Veröffentlichung freut. Genauere Nachrichten über die Herkunft des Nachlasses, die Quellen und Biographisches sind in beiden Werken angegeben. Die Herausgeber haben es auch verstanden, jene feine Linie des Taktes einzuhalten, die gerade in solchen Fällen beachtet sein will. Sie wollen nicht mehr geben als Materialien zu der künftigen Dostojewski-Biographie, bieten aber schon so viel, daß unser Urteil darüber feststehen kann, daß es nämlich viele krankhafte Elemente im Leben dieses Genius gibt, daß anormale seelische Zustände sein Schaffen stark beeinträchtigt haben, daß mithin eine unbedingte Verherrlichung des Menschen und des Dichters wenig am Platze ist. Mag man es krank nennen oder russisch, es kommt weniger darauf an, jedenfalls haben wir es mit einem Geist zu tun, der abendländischem

Digitized by Google

Fühlen und Arbeiten durchaus wesensfremd bleibt. Haben zweifellos die Katastrophen ihre anregende und befruchtende Rolle im Werk Dostojewskis gespielt, so bleibt doch die Frage, was er geleistet hätte, wenn sein helfender und erlösender Schutzengel schon früher in sein Leben getreten wäre, noch mehr, was Dostojewski wäre, wenn er hätte bauen können auf dem Fundament einer mittelalterlichen, christlichen Kultur, die es in Rußland nicht gab . . . . .

Die Rettung für Rußland wie für die Welt wird nicht in einem apokalyptischen Katastrophenchristentum liegen, das man auch keineswegs als das Christentum des Evangeliums bezeichnen darf, sondern in der ruhigen Aufbauarbeit innerhalb jener Ordnungen, die Gott ins Universum eingebaut. Zu diesem Ergebnis kommt auch *von Radloff* in seiner *„Russischen Philosophie"*, einem zuverlässigen, kleinen Werke, das überall den Kenner verrät. Einen gewissen Blick in die Grundauffassung des Verfassers gestattet etwa ein Satz wie folgender: „Die russische Philosophie hat ihr Prinzip noch nicht gefunden und ist daher eine Philosophie im Werden. Sie ist bestrebt, eine Mittelstellung zwischen dem Rationalismus des Katholizismus und der mystischen Spekulation der protestantischen, idealistischen Philosophie zu finden; indem sie die relative Wahrheit einer jeden dieser Richtungen anerkennt, bemüht sie sich, Glaube und Wissen so zu vereinen, daß weder das eine noch das andere unter dieser Vereinigung leidet." Die Gleichsetzung von Katholizismus und Rationalismus verzeihen wir um so leichter, als jene hier erhoffte Vereinigung nichts anderes ist als der wahre Katholizismus, wie wir ihn sehen und kennen. Es hat daher auch nichts Überraschendes, wenn von Radloff in der Richtung Solowieffs den weiteren Fortschritt sieht, nicht des mystischen — der in Rußland wenig zu überraschen braucht —, sondern des rationalen, jenes Solowieff nämlich, der für sein Volk, über ein halbes Jahrtausend später als das Abendland, mit der Mystik verbunden hat die Weisheit des Thomas von Aquino . . . . . .

Algermissen, Konrad: *„Christliche Sekten und Kirche Christi"*. 2. und 3. neu bearbeitete und stark vermehrte Aufl. III.—VII. Tausend, Gr.-8°, 532 S. Joseph Giesel, Hannover 1925. Ganzleinen 6,50 Mk.

Lucka, Emil: *„Dostojewski"*. 8°, 82 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924.

Fülöp-Miller, René, und *Eckstein, Friedrich*: *„Dostojewski am Roulette"*. Mit 9 Bildbeilagen. 8°. 265 S. R. Piper & Co., München 1925.

Dostojewski, Frau A. G.: *„Tagebuch"*. Die Krise Dostojewskis. Herausgegeben von Dr. Kurt Kersten. E. Laub, Berlin 1925. 8°. 188 S. Mit 2 Porträts. Brosch. 2,50 Mk., geb. in Leinen 4 Mk.

Radloff, E. von: *„Russische Philosophie"*. 8°. 152 S. Ferdinand Hirt, Breslau 1925.

Noch seien ein paar herzliche Worte gewidmet dem verdienten Hölderlinforscher *Wilhelm Michel*. Herzlich ist hier gemeint in einem ganz unpersönlichen Sinne. Wilhelm Michel gehört zu jenen immerhin noch seltenen Gelehrten, die sich ernstlich bemühen, mit allerlei Vorurteilen des Liberalismus zu brechen. Hat man im Katholizismus nach der mehr polemischen Haltung sich einer positiveren hingegeben und aus diesem Wechsel als Frucht eine neue, naturgemäßere Schau der Dinge erzielt, so bemerken wir auf der anderen Seite, daß sich das Verengende im Blick geistiger Kulturkämpfer wohltuend weitet, wenn man sich bemüht, auch uns zu sehen, wie wir sind. War die katholische Apologetik oft einseitig in ihrem Verständnis mancher Modernen, so muß doch gleich dazu bemerkt werden, daß es um die geistige Beschränktheit des Liberalismus noch ungleich übler stand. Mit Menschen, wie Wilhelm Michel einer ist, läßt sich doch reden. Sie sind nicht versteckt hinter den Scheuklappen konfessioneller Ängste. Sie

Digitized by Google

sind ehrlich. Mögen sie auch halbe Heiden sein, was ich hier nicht entscheiden will, so dürfen wir ihnen gegenüber wenigstens den Standpunkt einnehmen, den die großzügige Kirche durch alle Jahrhunderte hindurch den griechischen und lateinischen Klassikern gegenüber behauptet hat. Einen tiefen Blick in die Seele dieses Gelehrten, der zugleich ein Dichter ist, vermitteln seine Skizzen, die im Bändchen „*Paradiesische Landschaft*" gesammelt vorliegen. Wie rein, klar und ganz durchgeistigt sind diese doch wieder so stimmunggesättigten Naturbilder und Erlebnisse! Welch ein goldener Charakter offenbart sich in dem schönsten Stück, der „Väterlichen Meditation". Wie wird hier einfach und schlicht von der deutschen Heimat gesprochen. Und wie webt doch wieder im Heimatlichen das Menschliche, das keine Grenzen kennt, wiewohl es der mütterlichen Scholle verhaftet bleibt. Hier ist etwas vom Geiste Hölderlins, neu geformt von einer dem Hyperiondichter wesensverwandten Natur. Gewiß ist das Christentum nur noch ein naturhafter Nachklang einer dieser Generation nicht mehr verständlichen Überlieferung von übernatürlichen Geheimnissen; aber es keimt in einer Sehnsucht, und wer weiß, wie noch die Blüte aussehen wird, die rosig durch die Kelche schimmert. Vor allem aber möchte ich hinweisen auf Wilhelm Michels neues *Hölderlinbuch*. Soll noch einmal die Meisterschaft der Sprache hervorgehoben werden? So groß ist sie, daß man sich zwingen muß, ein zweites Mal zu lesen und sein Ohr der Musik zu verschließen, damit sie einen nicht besteche, allzu schnell dem vielleicht noch Nachzuprüfenden zuzustimmen. Die Aufsätze ordnen sich in schönster Reihe, sind sie auch zu verschiedenen Zeiten entstanden. Sie geben den Fortschritt in der Erkenntnis und entschuldigen darum eine gelegentliche Unausgeglichenheit. Was vor allem fesselt, ist das, was über die Bedeutung und Aufgabe von Sprache und Dichtung gesagt wird, und zwar in einer Form, die wiederum selbst Poesie ist. Noch einmal wird der Übergang Hölderlins vom Griechentum über die Natur zum Deutschtum mit einleuchtender Klarheit entwickelt, noch einmal aufgezeigt, wie der spätere sich leise zum Christentum hinüberneigt. „Hölderlin ist nicht im vollen, wachen Sinne Christ geworden, aber wunderbar ist das Schauspiel, wie das Heidnische in ihm sich immer mehr verinwendigt, vergeistigt, wie seine tastbaren Gestalten sich von innen her erhellen und schließlich fast neuen Sinnes sind bei altem Umriß, noch prangend von Festlichkeit, doch schon angegriffen von einer kommenden höheren Freude, in der sie lächelnd zu vergehen bestimmt sind." Der geschichtliche Ort und die schicksalhafte Bedeutung des neuentdeckten Vielverkannten lassen die Sätze ahnen: „Wir sehen das Heidnische voller Ehrgeiz, sich liebend zu erwärmen und zum Geist hin auszugreifen. Wir sehen das Christliche sich erneuern, eifrig bedacht, seinen Gehalt an Welt aufzufrischen, die rückwärtigen Verbindungen zur Natur hin auszubauen und das vor den Toren Angesiedelte hereinzuziehen. Zwischen beiden hin ist Hölderlin ein Weg, ein Opfer und ein ziehendes, stürmisches Wort. Wie eine dunkle Blume ist mir dieses Buch. Ihre Landschaft heißt Deutschland. Den Himmel darüber wölbt Abendland. Erster Lenz haucht in noch kühler Luft. Hinter den Bergen, den erbleichenden Gestirnen schon nahe, aber winkt neue morgenkündende Sonne.

An dieser Stelle sei erwähnt eine hübsche, in feinste Stimmungslyrik gehüllte, in besinnlicher Epik einherschreitende Novelle von *Wilhelm Schäfer*, „*Hölderlins Einkehr*". Nicht ganz kann ich dem edlen Stück den Vorwurf ersparen, als sei

Digitized by Google

es doch mehr ausgeklügelt am Studiertisch als wirklich aus Schau und Empfindung geboren. Auch faßt es bei weitem nicht den Reichtum Hölderlins, so wie wir den Dichter heute sehen.

Eine *pädagogische Hölderlinstudie* liefert *Otto Kohlmeyer*, die etwas schulmeisterlich, mit wissenschaftlich pädagogischem Apparat an den „Hyperion" herangeht, um ihn pädagogisch auszudeuten. Christentum und Religion, die nachdrücklich in die Mitte der Erziehung gerückt werden, sind leider in der Verflachung zu verstehen, die sie in Goethes „Pädagogischer Provinz" aufweisen. Richtig wird die Möglichkeit der Ausbeute in sozialer Hinsicht gesehen, wo dieser Bildungsroman tatsächlich auch über Wilhelm Meister hinausgeht. Ein Deutschlehrer wird vieles aus dem Buch entnehmen können, mag auch der Kunstjünger das Empfinden haben, es zieme sich nicht, mit einem solchen Ballast von Lupen und botanischem Gerät über eine so wunderbare Dichterblume herzufallen. Immerhin, die Pädagogik leidet in Deutschland einstweilen noch an dem kaum überwundenen Vorurteil nicht voll anerkannter Wissenschaftlichkeit und muß wohl bis zu dessen Beseitigung ein wenig auf Stelzen gehen. Anders ist es in Deutschland nicht möglich . . . . .

Michel, Wilhelm: „*Paradiesische Landschaft*". Meditationen über die Geschöpfe. 8°. 99 S. Roetherdruck, Darmstadt 1925.

Michel, Wilhelm: „*Friedrich Hölderlin*". Erich Lichtenstein, Weimar o. J. (1925). Gr.-8°. 139 S.

Schäfer, Wilhelm: „*Hölderlins Einkehr*". Eine Novelle. Georg Müller, München 1925. Gr.-8°. 70 S.

Kohlmeyer, Otto: „*Hyperion*". Eine pädagogische Hölderlinstudie. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1924. Gr.-8°. 118 S.

*

Ein unveröffentlichter Nachruf auf Abraham a S. Clara aus dem Jahre 1710

Von Karl Bertsche

Der Abrahamforschung ist bisher eine kleine Druckschrift in Folio, die sich in der ehemaligen K. K. Hofbibliothek zu Wien befindet, ganz entgangen; nicht einmal das grundlegende Werk über A. von G. Th. von Karajan (1867) erwähnt sie, und doch war v. K. einst Direktor der Hofbibliothek. Das Schriftchen dürfte daher erst seither entdeckt worden sein; denn dessen Herausgeber, Joh. *Neiner*, ein Weltpriester in Wien, kennt v. K. sehr wohl, da dieser eine gewisse Rolle spielt in der Geschichte des abrahamischen Nachlasses. Das Werkchen ist die Übersetzung eines gedruckten lateinischen Nachrufs, der bis zur Stunde leider verschollen ist. Neiner muß ein warmer Verehrer P. A.s. gewesen sein, hat er doch 1709 bereits einen eigenen schwungvollen Nachruf in deutschen freien Versen drucken lassen unter dem Titel: „Wohl-verdientes Grabmahl . . .", worin besonders die Schriften des † einzeln gepriesen werden. — Als glänzendes Beweisstück dafür, wie überaus hoch P. Abr. von seinen Zeitgenossen geschätzt und verehrt worden, verdient unser Nachruf von 1710, endlich dem Staube der Vergessenheit entzogen zu werden, zumal da er m. W. nur in dem einen Stück uns erhalten ist. Die Schrift ist schmuckloser als das „Grabmal"; nur zu Anfang des Textes eine Zierleiste und zu Ende eine Schlußverzierung (Blüten und Früchte im Geschmacke der Zeit). Die Stellen aus der Bibel u. a. stehen auf dem rechten Rande in liegender Antiqua. Das Wort Herr zeigt das damals übliche Doppel-r.

Ehr- und Lehrreiche / Grab- / Und / Sinn-Schrifft / Deß / Wohl-Ehrwürdigen / Patris / Abraham / à S. Clara / Baarfüsser-Ordens / Deß / heil. Augustini / Welt-Berühmten / Kayserl. Hoff-Prediger / Wie auch von Schrifften und Büchern hochbelobten und beliebten / Ordens-Mann / Als solcher Anno 1709. den ersten December von der / ganzen Christlichen Kirchen höchst-verdient Gottselig / in dem HErrn entschlaffen. / Auß dem Lateinischen in das

Digitized by Google

Teutsche übersetzt von Joh. Neiner / und in beeden Sprachen zu finden: / Bey Adam Damer, im Zwettel-Hoff. / Gedruckt zu Wienn, bey Christoph Lercher, Univers. Buchdr. 1710.[1] (S.1 Titelblatt) / MEin Wanderer / geh nicht vorüber, sondern komme herzu / und stehe stille! / weltze den Stein von diesem Grab / aber hütte dich / damit du nicht den ehrwürdigen Aschen zerstörest / oder den Ruhenden beunruhigest / Dann / es schlaffet hier der durch den Lauff der Zeiten abgematte / Mann / alt, und eines grossen Ansehens / (Esai. c. 9.) / von GOtt geliebt und dem Menschen / (Eccl. 45.) Dessen Nahmen weit ausgekommen. / Eccl. 47.) Wer ist dieser? / Schaue das Grab an / und ändere dich billig über diese Veränderung / gestorben ist der Vatter Abraham (Jo. c. 8.) / ein grosser Vatter / weilen er hoch von Verstand / ja ein Vatter aller Völker ware / dann er hatte soviel Früchte seiner vortrefflichen Scharffsinnigkeit / zur Welt gebracht / daß er allen Alles würde: / Ein Mann / so unter allen / der Erste und der Letzte. (Apoc. 22.) / Dann wer wird ihm gleich seyn? (Psalm. 18.) / Welcher grösser ware dann alle / in Schrifften, Worten, und in dem Werk selbsten: / und gleichwohlen ist dieser mit Feder und Zungen unüberwindliche / Riß gefallen / ja / es ist also. / Es ist gefallen sein Bildnuß / jedoch nicht wie Nabucodonosors Statuen / von einem Stein zerschmettert worden / dann sein Fall ware zur Aufferstehung. / Er ist gerathen unter die Sensen deß Tods / welche zerschnitten die Hand eines behänden Schreibers / Ps. 44. und sehe / es ist ein grosses Stillschweigen auff Erden worden / (Dan. 1.) dann die ruffende Stimm in der Augustinischen Wüsten ist stumm worden / (Joan. c. 1.) dessen Schall ausgienge in die gantze Welt (Ps. 18.) /

(S. 3) Ach! / Es ist zerflossen die Statuen deß allerbesten Saltz / (Dan. c. 9.) wann nun das Saltz abgehet, womit soll man saltzen? / (Math. 5.) ja der trieffende Honigfladen süssister Schrifften / (Cant. 4.) ist zerstöhret. / Weinet ihr Augustinianischen Sterne / dann die Sonne eures grossen Ordens / so euch bißhero das Licht gegeben / ist unter denen Finsternussen des Todes verdunklet / (Job. 10.) es ist gewichen und verblichen / (Isa. 24.) der hellglantzende Morgenstern / (Apoc. 22.) in der Todten-Grufft / das klare Welt-Liecht / (Math. 5.) welches als eine Fackel gebrennet / (Apoc. 8.) durch die gantze Welt / ist ausgelöscht: / Nemblich / Abraham à Sancta Clara / dessen Welt-gepriesene Klarheit / seines hoch erleuchten Verstands / mehr dann die Fackel deß Promethaeus / denen blassen Statuen das Leben gegeben. / Dannenhero wurde er auch / ein Wunder unserer Zeit, ein Ehr seines Ordens / ein immerwährendes Verlangen der Nachkömmlichen / mit einem Wort / ein Freund aller Völker. / Lerne hieraus mein Leser: / Daß nichts auff dieser Welt seye / so in beständigem Flor bleibet / dann ein jegliches gehet woher es gekommen / das ist / in das erste Nichts. / Aus diesen ist auch Abraham entsprungen / da er in Schwaben in dem Flecken Greenstadt / an Jahr 1642. den 4ten Julii / zum erstenmahl dieses Erden-Rund angeschauet / und solche Eitelkeit darinnen gefunden / welche würdig ware / daß seine Feder stäts darüber lachte. / Von der Wiegen auff / hat er gelernet bey dem Pult eines embsigen / Lehrmeisters zu sitzen / jedoch hatte er kaum die stammlende Zungen / in denen Schulen recht auffgelöset / da muste schon Abraham wandern / aus seinem Vatterland, aus seiner Freundschafft, aus seines / Vatters Hauß und kam in ein Land, daß ihm GOTT zeigte / (Gen. 12.) nemlich / in Oesterreich.

[1] Der Nachruf ist in Fraktur gedruckt, nur Fremdwörter wie Abraham in Antiqua; daher steht auch statt des Antiqua „/" der Strich /. Wir verwenden hier den / zur Bezeichnung des Zeilenendes.

Digitized by Google

(S. 4) / Er war ein guter Grammaticus / solches bezeiget seine Grammatica religiosa / ein Buch voll von Geist und Gelehrtigkeit. / In der Dicht-Kunst ist er so hoch geflogen / daß er auch in dem Berg Parnasso dem großen Musen-Gott / die Lorber und das Reich strittig gemacht / wann ihme / als einen zwar lustigen doch warhafften und treuen / Mann gefallen hätte / ein erdichter König deren Fabeln zu seyn. /
Von dem Pindo wurde er in die Felder der Wohlredenheit übertragen / allwo er die umbschweiffente Redens-Arten / so zierlich aneinander flechtete / daß er mit der Tugend und Wissenschafft / jederzeit gleich einstimmete / Den Zierath und Vorrath schönster Worten hatte er in Uberfluß / nur allein wolte er sich nicht richten oder schlichten nach der Figur der Phantastischen Welt / fürwahr ein Wunderbarer Wohlredner / welcher durch so viel herausgegebene und geschriebene / Bücher / niemahlen übel geredt oder geschrieben / als nur dazumahl / wann er denen eitlen Menschen die Wahrheit / unter die Nasen riebe. /
Da er ein Weltweiser worden / hat er Augenblicklich in der Welt gefunden / ein lähres Wesen der wahren Glückseeligkeit / dabey er sich auch allezeit auffs beste verantwortet / indeme er alles wohl entschieden / sonderbar aber das Gute von dem Bösen / jedoch hat er niemahlens etwas besser dargethan und probiret / dann die Falschheit der Welt / aus welcher er sich in die heilige Religion[1] übersetzet / und sich endlich selbsten in Sack geschoben / als er den heiligen Orden-Habit annahme / im Jahr 1662. in 20. Jahr seines Alters. /
In diesen allein ein rechter und geistreicher / Weltweiser / sintemahlen er unter allen vermischten Cörpern / ein reines und pures Wesen ware / das ist / (S. 5) ein teutscher eines offenen und redlichen Hertzens / endlich hatte er das Elend seiner vortrefflichen Studien / mit dem Theologischen Doctors-Hut glorwürdig / gecrönet / so dann die Cantzel bestigen / und seinen Mund in Gleichnussen auffgethan / wie ein starcker Engel mit so grosser Stimm geprediget / (Apoc. 5.) daß er auch von denen Anwesenden und von gantzer Welt gehöret wurde / durch seinen unvergleichlichen Ruhm / dann alle Welt und alles Volck lieffe ihm nach / (Joa. 12.) ja von seinen Gesängen, Sprüchen, Gleichnussen / und Außlegungen haben sich alle Länder verwundert / (Eccl. 47.) Weilen er mit der Sussisten Uber-eins-Stimmung und Harmonie / Der Wörter und Schrifften also die Gemüther bezaubert / daß er keinen sattsam vergnügte / ob er schon allen genug / thäte. / Ein solcher gemeiner Wunsch ware aller Völcker / den P. Abraham predigen zu hören / mit einen Wort / Abraham war der würdigste Prediger / zweyer Römischer Kayser / Leopoldi deß Großen und Josephi deß Großmüthigen / und weilen er allen Alles wurde / wolte er auch denen / Seinigen sich nicht entziehen / dahero er / alle Aembter seines Ordens Lobwürdig verwaltet / als das Ambt eines Provincials, Procuratoris / Lectoris, Geistlichen Vatters, und endlich eines Priors / in beeden Weltberühmten Städten / zu Wienn und in Grätz / allwo er mit der eintzigen Liebe alle Untergebene geleittet / denen er also gedienet, daß er der geringste auß ihnen / zu seyn scheinte / ebenso viel Güte als Annemblichkeit zeigend: / wohl eingedenk / daß nichts häßlichers als dem geistlichen Ober-Ambt die Schärffe der Natur zu vereinigen. / Er ware ein recht guter Mann / dann er thate allen Gutes welchen er kunte und schadete niemand. (Cic. 1 off.) Doch erwise er einem jeden gleiche Gutthat / bestens wissend / das Wohlthat und Gunst ein unzerbrechliche Ketten / des Friedens seye / Cic. de finibus. die

[1] In seinen Orden (Religios-Ordensgeistlicher).

Digitized by Google

rechte Gemüther verbindet / in denen Gesellschafften und Zusammenkunfften / ist Abraham mit jeden gemein gewesen / doch also / daß er einen immerwährenden Ernst in dem Gesicht zeigte / damit nicht die Gemeinschafft mit einer Verachtung / auffhörete. /

(S. 6) Kurtz zu sagen / er ist also vorgestanden / daß er mit gemeinem Nahmen ein liebreicher Vatter genennet wurde / die Bürde eines Definitors hat er 12. Jahr getragen / und auffs beste verwaltet / und hätte solche noch länger getragen / / wofern ihn der Tod selber nicht entbunden[1] hätte / damit aber nichts abginge / daß er nicht alles wurde / ist er auch ein Stiffter gewesen / weilen er bey dem Grätzerischen, Wienerischen und zu Mariabrunn / stehenden Convent wo nicht den ersten Stein geleget / gleichwohlen solches erweitert und vergrössert. / Ja so viel Sieges-Zeichen der Liebe aufgerichtet / als Steine in die Mauren gesetzet. / Doch ware er denen Seinigen also zu Nutzen, daß er auch in / andern Nothwendigkeiten denen Frembden sich nicht entzoge sich selbsten vor die Arme als ein Unterpfand darsetzend / also voll der Liebe ware dieser liebwerthiste Vatter / wie schön aber alle andere Tugenden aus ihme geglantzet / dieses nimm aus seiner Liebe ab / dann die Erfüllung als einer Mutter aller Tugendten / alles Gesätzes ist die Liebe / ad. Rom. 13. oder wann du zu wissen verlangest was er ferner ware / so sage ich mit einem Wort / er war ein rechter Geistlicher / weilen er gegen allem weltlichen einen recht angebohrenen Haß hatte; / wider welche er nicht allein auff der Cantzel gedonnert / sondern auch mit seiner Feder gestochen in seinen / Safft- und Saltz- reichen Schrifften / welche wegen Verwundrungs-würdigen und künstlichst aneinander gehangten / nach zu machen ohnmöglichen Erfindungen alle Menschliche Hochschätzung übertreffen. / Daran man nicht weiß / ob mehr die Annehmlichkeit seines Concepts und / Verschiedenheit ausserlesnister Gedancken / oder aber die Spitzfindigkeit seines Verstands vorzuziehen. / Er spielte auff das lieblichste in Predigen und Schrifften / damit er desto empfindlicher spielte mit der Eitelkeit / die schönste Gleichnissen brachte er zu Pappier / auff daß er aus denen Menschlichen Gemüthern / die Narrheit der vermaschkerten Blindheit verbannte / bald bewegte er zum Lachen / bald wieder zum Weinen / und vermischte den Ernst mit einem angenehmen Schertz / mit solcher Speiß fienge er die eitle und alles Geistlichen ecklende Welt / unter dem Geschmack der Gleichnussen / (S. 7) umb die Warheit desto besser kauen und vertauen zu können. / Vollständig zu reden / Abraham hat alles geschrieben / und hätte noch nicht zu schreiben nachgelassen / wann ihme nicht der Tod die Hand erstarret / dann über ihm / ware der Geist des HErrn, der Geist der Weißheit, deß / Verstandes, der Wissenschafft und Frombkeit / (Esa. 11) aber wo ist jetzt dieser Mann? / Er ist gewesen und ist nicht mehr / (Apoc. 17.) denn er hat den Weg angetretten alles Fleisches / und starb in einem ruhigen Alter, da er seines Lebens satt / ware. (Gen. 18.) Ist dann Abraham in das Grab gefallen? / ja / aber dieses ist kein Wunder / dann er leidete und ware schwach an Füssen / weilen er allzu lang gestanden / vor GOtt / die Kirchen und seinen Orden / er muste nothwendig an denen Füssen leiden / dann an den Kopff ware er allzeit gesund / und kunte nicht daran krank seyn / indeme er daraus so viel Spitze zum Pappier brachte / ihm neugebohrn / uns abgestorben / ist er aus der Zellen in die Himmels-Burg gegangen / im Jahr

[1] Text verderbt: wahrscheinlich entbunden.

Digitized by Google

1709, den ersten December, / als ersten Sonntag im Advent / damit er der neu aufgehenden Sonn der Gerechtigkeit entgegen kommete / nachdeme er den Weeg deß HErrn zubereitet hatte / mit 20. järigen predigen / er ist verschieden in dem vollen Mittag / umb die zwölffte Stund / also wolte er den Weeg der Ewigkeit antretten / daß nicht wann er umb Mitternacht zu spatt kommete dem / anklopffenden nicht auffgemacht würde. / Was mehr ist / Abraham ist eben gestorben / da man den Englischen Gruß geleittet / vielleicht daß er mit diesen erweckt allein vor dem HErrn wachte / also arglistig ist er in seinem Sterben gewesen / daß er auch den Tod mit herrlichsten Sinn-Bildern / bestochen / in welchen er seine Gewalt über alle Menschen entbildete[1] / auff daß nicht in der Landschafft deß Todes die Feinde seine Seel rauben möchten. Was ist es dann Wunder daß er lachend gestorben / dann er wuste, daß er sicher ware / (S 8)
und von GOTT verkündiget seye / daß wir auß diesem Leben lustig ausgehen und GOTT Danksagend gehorsamen / wann er uns / unser Gefangenschafft und von denen Banden dieses Leibes erlöset. / Sintemahlen der Tod nur denen jenigen erschröcklich ist / welchen mit dem Leben alles stirbet / nicht denen / deren Lob auch mit dem Tod / nicht sterben kann / Cicer. Parad. 2. wird dannanhero Abraham / in ewiger Gedächtnuß leben Psalm 111. und sein Nahmen durch keine Vergessenheit / ausgelöscht werden. / Eccl. 6. dann die Gedancken seines Hertzens werden bleiben von Geschlecht zu Geschlecht / Psalm 32. allermassen die Jenige / welche viel lehren zur Gerechtigkeit / werden glantzen wie Sternen an dem Firmament / in lange Ewigkeit (Dan. 1.) /
Gehe nun weg mein Wanderer / Und wünsche diesem Ehrwürdigen Aschen eine Ruh / erwarte aber auch zugleich mit Freuden den Tod / weilen all unser Leben nichts als eine Verlängerung der mühseeligen Zeit ist. Cic. 5. fam. ad. Luc. und wann dich GOTT von diesen Banden nicht befreyet / ist Dir der Zugang zum Himmel erschlossen / Cic. Sam. Scip. dann alle müssen wir als Menschen sterben. (Ps. 81.)

*

[1] P. Abraham ließ die „Totenkapelle" neben seinem Kloster mit Totentanzbildern bemalen und beschrieb diese dann nach seiner Art in der „Totenkapelle" (1710), seinem literarischen Testament.

Digitized by Google

Karl Röttger

oder

Von der Überwindung der Einsamkeit[1]

Ein Versuch von Dr. W. Hermanns

„Seltsam, im Nebel zu wandern.
Leben heißt einsam sein.
Kein Mensch kennt den andern.
Jeder ist allein."
Hermann Hesse.

KARL *Röttgers*, des jetzt fast Fünfzigjährigen, Lebensgefühl ist dem in dieser Strophe geformten verwandt. In einem seiner Essays steht das Wort: „Ich habe von der Einsamkeit gesagt und habe ihr Gesänge geschrieben und bin *in* ihr gewesen all mein Lebtag." Er weiß um das Glück solchen Einsamseins, das den Menschen verinnerlicht, vertieft, verwesentlicht, und weiß um seine Qual: „Denn die Einsamkeit ist nicht nur ein Glück in den Stunden oder Minuten, da wir schaffend sind oder wachsend sind, sondern sie ist auch ein Schmerz und eine schwärende Wunde in den Stunden, da wir unser selbst los und ledig sein möchten, da wir *mit*einander und *in*einander sein möchten — in und mit den andern — und finden da die Türen verschlossen und können in keine Seele eintreten und stehen auf einmal frierend im Feld . . . Siehe, da ist Nacht; es sind viele Fenster ringsum, und sie leuchten; ein Licht scheint aus jedem Haus; aber eintreten können wir nicht . . .

Die da noch jung an Herzen sind, die reden durchs Glas der Scheiben und der Türen und durch die Spalte mit den Menschen und freuen sich noch, denn sie nennen es Gemeinsamkeit. Die aber wissend wurden, gehn ein wenig beiseite und hocken unter einem tröpfelnden Strauch oder Baum und sinnen dem Rätsel nach; und wenn sie fromm sind, fangen sie an, Worte vor sich hinzusprechen, und siehe, es wird ein Gesang. Der Gesang aber trägt den Traum empor, hoch hoch; und siehe, da beginnt ein Stern am Himmel, der ehe nicht da war; und der Blick des Einsamen geht ihm nach, und da fällt ihm ein, daß einst ein Lied war von Gott im Himmel — und fängt vielleicht an, zum Schluß ein Kindergebet zu sprechen."

Eines Dichters Lebensgeschichte ist Seelenkunde. Von innen her muß alles Schöpfertum erfühlt werden. Abklopfen der äußeren Form allein führt bestenfalls zu kunsthandwerklichen Feststellungen: wie Reim und Rhythmus „beherrscht", Wortwahl, Satzbau, Ballung des Geschehens „gekonnt" sind. Alles Dinge, deren Kenntnis nur in den Vorhof der Kunst, nicht ins Allerheiligste führt.

Kunst im höchsten, tiefsten Sinne ist Gnade, Schicksal, Verhängnis — was ihr wollt. Was an ihr zu lernen und zu können ist, das Handwerkliche, Kunstgewerb-

[1] Über Karl Röttgers religiöse Entwicklung und Einstellung gedenken wir noch einen besonderen Aufsatz zu bringen. Hier mögen zunächst Andeutungen genügen.

Digitized by Google

liche, vermag auch der innerlich Unschöpferische, der Nichts-als-Literat, sich anzueignen. Sogar mit solchem Erfolge, daß alle Welt heut Dutzendliteraten als Dichter krönt.

Der Dichter ist Seher und Prophet, ist Sprachrohr des hinter aller Erscheinung Verborgenen, ist Gottes Mund.

In Karl Röttger kündet er von der Überwindung der Einsamkeit. Wie bitter schwer der Dichter selbst an ihr getragen hat, spricht aus den Worten, die er in seiner Novelle „Bachs letzte Tage" dem sterbenden Thomaskantor in den Mund legt: „Sieh, ein Leben baute ich auf; ein Haus, eine Familie, hatte Freunde und Gefährten. Das Letzte ist eine namenlose Einsamkeit! . . Dies ist das Geheimnis: allein, allein, immer allein. Das ist das Leben. Dazwischen wandelt der Traum und nennt sich Gemeinsamkeit. Und nennt sich Liebe . . . Was weiß der Mensch? Er lebt einsam mit seinesgleichen und weiß es nicht . . ."

Aber dem Buch[1], das die Bachnovellen umschließt, ist ein Gedicht, „Die Flamme", vorgestellt, das Menschenherzen brennenden Sternen vergleicht, die einsam, doch einander zuleuchten, allzumal umfangen vom dunklen Kleid der stummen Ewigkeit.

„O Seele, Stimme; hier und dort
Sucht zueinander Wort und Wort,
Sucht zueinander Licht und Licht,
Das durch des Gottes Allmacht bricht . . ."

Gott hat die Herzen entzündet,

„Auf daß nach unsagbaren Mühen
Die Menschenherzen *alle* glühen
Und keine Nacht da unerhellt
Mehr sei in Gottes Allraumwelt.
Auf daß zu brennen dann mehr kein
Schmerz sei und frierndes Einsamsein.
Daß dann wie einer Frühlingswiese
Blumen erglühen die Paradiese
Der Welt, und Gottes Weltwind leicht
Sanft jeder Blume ums Haupt hinstreicht."

„Dazwischen wandelt der Traum und nennt sich Gemeinsamkeit." Aber dieser Traum ist nur darum in der Welt, weil er Wahrheit werden möchte. Wie Gottes Himmel über aller Erdenwirrnis, spannt sich der Glaube an das In-Gott-Verwurzeltsein alles irdisch Einsamen über Röttgers Welt.

„Da stehn die Dinge, wirr und bunt zu schaun,
Wie sie das Leben gibt. Doch in der Nacht
Ist ihm hoch überm Erdenleid *das* aufgewacht,
Was er tiefinnen heimlich hat geträumt
Und was wie Licht das Firmament umsäumt . . .
Es baut der Dichter ein Gewölbe, hoch,
Darin steigt und vereinigt sich, was noch
Einander fremd und fern hier unten weinte.
In Sternenhöhe sind sie alle nun Vereinte."

In diesem Grundgefühl gottumfaßter Einsamkeit wurzelt seine tragische Einstellung zum Leben (der Mensch ist einsam), wurzelt die Eigenart seiner dramatischen Schöpfungen (einsame, irre Seelen tasten, schlagen, reißen aneinander mit Süchten und Sehnen), wurzelt endlich sein Weltvertrauen, Gottvertrauen:

„Welt ist gut
Und will nicht eines Menschen Untergang,
Der in der Liebe bleibt . . ."

[1] „Die Flamme", Essays, Georg Müller, München 1918.

Digitized by Google

Über Röttgers Lyrik hat Albert Soergel Endgültiges gesagt: „In den besten dieser Gedichte fühle ich die stummen Dinge Sprache gewinnen, fühle, wie die Welt zu leuchten beginnt, wie alles zur Seele wird, das schwere Rätsel des Daseins ein beglückendes Los." Seine Legenden um Christus hat Martin Rade einmal ein neues, fünftes Evangelium genannt. Im Menschensohn fand Röttger die innerlich verwandte, erhabenste Gestalt. Jesus, der Eine, Einmalige, der eben darum am tiefsten an der Einsamkeit leiden mußte, hat sie auch am reinsten überwunden: durch die frohe Botschaft von der Güte Gottes. „Was kann uns retten aus Irrnis und Wirrsal?" schreit Röttger einmal auf, und sein Herz antwortet: „Vielleicht die Stimme des Christ. — Ja, nur die Stimme des Christ!" — Aus all seinen Dichtungen redet sie.

Von seiner ganzen Dichtung gilt, was A. H. Kober vom lyrischen Werk sagt: „Sie ist nicht universale Weltanschauungsdichtung im Sinne der Rilke und Hofmannsthal, nicht christlich-konfessionelle Poesie im traditionellen Geiste. Und ist doch das wichtigste Denkmal der modernen christlichen Lyrik. Weil hier der neue Mensch mit seiner ganzen Innerlichkeit, furchtlosesten Wagemuts, innigster Hingabe und heiligsten Eifers voll den einen Weg geht, das eine Ziel sucht: zu Gott".

In den „Liedern von Gott und dem Tod" ist Röttgers Gottsuchen und -finden gesungen und gestaltet. Röttger, der Protestant, rüttelt mit fieberndem Erkenntniswillen an den Gittern, die das Geheimnis umschließen. Und findet das Wissen nicht, fühlt, daß alles sinnlos wird, wenn sich der Sinn des Drüben nicht offenbart, ringt verzweifelt mit dem Unfaßbaren, Fremden, dem fernen Stummen, der aller drängenden Gier des Fragers mit dem großen Schweigen sternfunkelnder Nächte antwortet. Und so erlebt er tiefer und aufwühlender in diesem Kampf um Gott die gleiche Tragik, die aller Sehnsucht, Seele in Seele zu drängen, Schwerstes und Bitterstes ist: Gott ist einsam, wie die Menschen einsam sind. Aber durch das Dunkel und Grauen dieser Erkenntnis leuchtet sterngleich die Ahnung mystischer Geisteinigkeit in der Liebe, das Jesus-Wunder, die Jesus-Gewißheit.

Karl Röttgers Christentum ist Lebensgefühl. Wenn man unter den Heiligen der Kirche den seinem Wesen meistverwandten suchen wollte, so fände man ihn im Dichter des Sonnengesangs, Franz von Assisi. Es wäre leicht, vom katholischen Standpunkt aus Röttgers Religiosität als allzu subjektiv und des festen Gefüges ermangelnd darzutun; wichtiger scheint mir, darauf hinzuweisen, daß hier, mitten unter uns allzu klugen, allzu kühlen Kindern einer späten Zeit, ein Dichterherz in franziskanischer Flamme brennt und den Sinn der Sendung Jesu von innen her so stark erlebt und gestaltet, wie von tausend dogmatisch Unantastbaren nicht einer.

Sein Gang zu Gott ist ein Schreiten aus Einsamkeit zu Gemeinsamkeit. An diesem Wege stehen, leuchtenden Fanalen gleich, auch Röttgers dramatische Dichtungen. Er selbst sieht den Sinn seines Bühnenstrebens in der Überwindung der üblichen Tragödie, die Traurigkeiten gestaltet, ohne Ausweg und Ausgleich zu finden. Über alle bloße Kunstform soll sein Drama das große Wunder wölben, „daß hier, im Spiel, aus Menschenhirn erdacht, mit Menschenhand geschaffen und von Menschen auf der Bühne dargestellt, letztlich etwas aufsteht, was noch meist nicht im Leben und in der tiefsten Tragik aufsteht,

Digitized by Google

eine neue Schönheit, eine Schönheit, die über das hinausgeht, was bislang geschlossene Dichtform bot und bloßer Dichtergeist ersann: das Wort eines Weisen, das Hinwegschieben einer Wand vor der engenden Not der Herzen."

Die Überwindung der Tragödie aus dem Gebiet klarsichtiger Weisheit ist Röttgers Ziel. „Die Zuschauer", sagt er einmal, „sollen erfahren oder sehen: es sind Sterne in der Welt, und wo ein Weiser zugegen ist, da geschieht kein Unglück." Und so tritt denn, wie ich in einer eingehenderen Studie[1] über den Dramatiker Röttger ausführen konnte, in vielen seiner Bühnendichtungen ein großer guter Mensch in den Kreis der schuldlos Schuldigen und löst die Wirrnisse oder spricht wenigstens ***das für den Zuschauer erlösende Wort***, das stärkere Gewalt und Wirkung hat als der durch seelische Entartung oder Erkrankung etwa „notwendig" gewordene Untergang des tragischen Helden.

In einer der ersten Bühnendichtungen Röttgers: „Haß, oder das versunkene Bildnis des Christ", ist es die tiefe Weisheit des „Fremden", in dem Einakter „Die Krise" die reine Menschlichkeit der „Sekretärin", in der dramatischen Legende „Die Heimkehr" die umfassende Güte des „Herrn", die verhindert, daß „ein Unglück geschieht". In anderen Dramen, die den Untergang kranker Seelen darstellen, fällt aus dem Mund eines Lebensstarken und Leidgestählten das schicksalüberwindende Wort. So im Kammerspiel „Gespaltene Seelen", so im „Antlitz des Todes". Den kühnsten Schritt aber wagt Röttger in der Einakterfolge „Das letzte Gericht" und in dem Zweiakter „Des Königs Untergang". die Lösung der im Diesseits ungelöst gebliebenen Rätsel tragischer Not durch die Weisheit des Jenseits:

„Aus Jenseits spricht ein mildes Wort ins Heute,
Das Frieden und Erlösung uns bedeute."

Erlösung von der Einsamkeit, das ist einer der Grundakkorde, darüber sich Röttgers dramatische Symphonien aufbauen. Der Prolog zu den sieben Spielen „Das letzte Gericht" spricht es aus:

„Sechs Schicksale, da keins das andere kennt,
Stellte der Dichter in die Nacht; getrennt
Eines vom andern, nur von gleichem Frost umweht;
In gleicher Sehnsucht weinend steht und steht
Ein jedes dieser sechs und fleht und fleht
Zum Sternenhimmel auf: Ist denn kein Frieden
Und Ausgleich solcher Erdennot beschieden?
Da hat der Dichter seine Hände ausgestreckt
Und Gottes Himmel drüber hingedeckt.
Der eint die sechs, einander fremd und fern,
Und jedem Schicksal leuchtet nun *derselbe* Stern ..."

Röttgers Kunst ist tief ethisch, aber sie ist nirgendwo moralisierend. In Worten und Handlungen lebt in den Erlösergestalten seiner Stücke der „ewige Christ", der gleich dem ewigen Juden über die Erde pilgert, doch nicht wie dieser süchtig nach eigenem Tod, sondern voll Sehnens, andern das Leben der Seele zu schenken. Der Geist des Menschensohnes atmet aus den Schöpfungen dieses Weg und Ausweg weisenden Dichters, der Richard Dehmels Gefühl: „Alles Leid ist Einsamkeit, alles Glück Gemeinsamkeit", in die wundervolle Strophe bannt:

„Die letzte Schönheit ist das Neigen
Von Mensch zu Mensch, und jeder spricht
Die Einsamkeit und sagt das Seine —
Und hört dem andern zu im Schweigen
Und Staunen und bewahrt in Reine
Die Ahnung wie ein erstes Licht:
Die Ahnung, daß wir uns verstehen
Und nicht mehr einsam weitergehen ..."

*

[1] „Karl Röttger". Bekenntnisse zu einem Dichter, Köln, Rheinlandverlag 1922.

Digitized by Google

Zum 50. Geburtstag von Henriette Brey

Von P. J. Boesch, S. M.

HENRIETTE Brey treibt nicht in jener literarischen Strömung, die vorüberrauscht wie Stromschnellen mit den Schaumkrönchen spritziger Probleme und dem unruhigen Getöse ungewohnter Lautverbindungen in Wort und Stil. Aber Tausenden von unverkünstelten Naturen ist H. Brey nahegekommen, weil sie mit ihrer Weltanschauung und ihrer psychologischen Feinfühligkeit gestaltend in das Erleben ihrer Mitmenschen, da, wo es am tragischsten zu sein pflegt, eingegriffen hat, weil sie so vielen mehr gegeben hat als einen, wenn noch so schönen, literarischen Genuß, indem sie mit literarisch schlichter Schönheit seelische Werte geboten und seelische Werte gehoben hat. Wenn man bedenkt, daß die nunmehr 50jährige mehr als die Hälfte ihres Lebens im Krankenhause verbracht hat, wo sie trotz Operationen und Fiebernächten ihr gottverliehenes Talent auswertete, so wird man ihr, die in der Leidensschule groß geworden, die Meisterschaft in der Leidenslehre nicht absprechen können. Und diese Meisterschaft auf dem engeren Menschheitsgebiet des Duldens, Ringens und Kämpfens erklärt ihren Erfolg bei den Menschen, die alle mehr oder weniger Dulder, Ringende und Kämpfende sind.

Über die Wiege der kleinen Henriette, die zu Kapellen im Geldernland unter einem stilstrengen Bürgerdache stand, hatte sich „Frau Sorge" tief gebeugt und mit ihren Gramfalten schon die Kindersonne verdüstert. Die melancholische Landschaft des Niederrheins träufelte Wehmut ins Kinderherz, während die großen Augen das ernstschöne Heidelila tranken, und die sirrenden Pappeln über blinzelnde Moorspiegel hinweg singende Töne im eigenen Herzen weckten. Durch Kränklichkeit vom frohbelebten Reigenspiel der Kinderjahre ausgeschlossen, ward die Natur ihre stille Gespielin, und als das junge Mädchen die Bücher der Schule aufschlug, da hatte es schon viel im Buche der Natur gelesen. Und es war eine glückliche Fügung gewesen. Denn als eine böse Operation der 16jährigen Lehramtskandidatin mit den Büchern die Hoffnung nahm und selbst die Naturbilder auf den Ausschnitt eines Krankenfensters beschränkte, da hatte sie so reichen Vorrat an Farben und Linien, daß ihre Feder unermüdlich malen und zeichnen konnte unter der Führung ihres Feuergeistes.

Im übrigen sprengte dieser Feuergeist selbst die Fesseln körperlicher Schwäche und physischer Gebrechen. Statt des Studiums für fachtechnische Prüfungen, die hinfällig geworden waren, betrieb Henriette Brey trotz zehrender Schmerzen, seelischer Not und Nöten des Krieges mit gründlicher und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit eine tiefer wurzelnde und höher zielende Selbstbildung.

So gerüstet, durfte sie es wagen, ihre Geisteskinder in die Welt hinauszusenden, zumal diese, bei der angeborenen ästhetischen Begabung der Künstlerin, in Haltung und Gewand den literarisch künstlerischen Anforderungen entsprachen. Es waren zunächst nur kleinere Erzählungen und Novellen, und zwar, wie dies bei Anfängern unbewußt der Fall ist, in autobiographischer Auswertung. Aber gerade dieser Umstand, der bei anderen vielleicht einengend wirkt, ging hier in fruchtbare Tiefen. Henriette Breys Innenleben war im Glutofen der Leiden so gereift und geläutert, daß jeder sonore Klang von ihren tonreichen Seelensaiten gleiche Töne in anderen Seelen weckte; denn die seelische Einstellung, die das künstlerische Schaffen beim Dichter bedingt, bedingt auch das ästhetische Genießen beim Leser. Selbst nach gütiger Teilnahme und mitfühlendem Verständnis hungernd, ist sie auch die Dichterin der Güte und des Verständnisses geworden, ob sie in „Frauenland" die Rosen- und Dornenwege des Frauenlebens abschreitet, oder ob sie für Mühselige und Beladene Balsam verteilt, „Wenn es in der Seele dunkelt", oder ob sie sozialharte Probleme beleuchtet und dunkle Schicksalsknoten feinfingerig zu lösen versucht in dem Roman „Es fiel ein Reif" . . . , sicher ist es, daß sie in stetem Aufstieg Gestaltung wie Gewandung immer mehr meisterte, besonders

Digitized by Google

nachdem sie den Farben- und Gedankenreichtum unserer heiligen Bücher, wie zum Beispiel in „Joseph ben David", in hervorragender Weise auszunützen begonnen hatte.

Unentrinnbar in den Kampf mit dem harten Problem des Leidens verstrickt, besitzt Henriette Brey eine besondere Einstellung auf Lebensprobleme, die in ihrer Allgemeinheit Tausende erfassen, knicken oder läutern. „Seelische Epik" kann man es wohl nennen, wenn sie selbstgeschaffene Gestalten auftreten läßt und deren Ringen zur anschaulichen Darstellung bringt, wie im „Heidevikar".

Dieses vielleicht bedeutendste Werk der Dichterin vom Niederrhein wurzelt nun allerdings nicht in unbetretenem Stoffgebiet, und das treibende Grundmotiv bildet keine überraschende Entdeckung. Die Frage einer idealen Freundschaft zwischen Priester und einer verwandten Frauenseele hat zu allen Zeiten und in allen Lagern spitze Federn gereizt, die den Konflikt nicht immer in ästhetischen Bahnen auslaufen ließen.

Unsere Dichterin hat es versucht, wie kaum jemand zuvor, zu zeigen, daß es auf diesem Gebiet, wo stets prickelndes Interesse zittert, auch noch andere Lösungen gibt als die üblichen Zerrbilder mit dem anrüchigen Einschlag einer sensationslüsternen Phantasie. Der Versuch ward zu einer bedeutsamen Leistung, der ein breiter Resonanzboden guten Klang gab. Mag auch der Vikar noch etwas neulingssteif mit seinen Heidebauern reden; mag auch das Bild der Dorfgemeinde abseits von der Welt am Heiderand allzuschwer in Grau gemalt sein; mag man auch, in starr konsequenter Einstellung, die Lösung als eine halbe Lösung bezeichnen und dem Buche zum Vorwurf machen, daß es die beiden Träger des Konfliktes, anscheinend schuldbewußt, auseinanderschrecken läßt, statt die beiden unerschüttert in Harmlosigkeit und Selbstverständlichkeit zum Ideal durchdringen zu lassen .... eins steht fest: Die zart feine Behandlung, wenn nicht Lösung des Problems ist allein schon dankenswert, ganz abgesehen von der straffen Linienführung, die selbst einige Längen nicht durchbrechen; von der prächtigen Farbentönung, in der niederrheinischer Heidezauber leuchtet, und von der feingeschliffenen Sprache, in der Rhythmus und Kraft zugleich das Gedankenbild plastisch herausstellen.

Diese volkstümlich echte Sprache, die vor allem dem Gedanken und dessen Verständnis und nicht dem Eindrucke auf Sprachenkünstler dienen will, die aber beide, den verwöhnten Feinschmecker wie den schlichtnüchternen Geschmack, befriedigt, klingt auch in Henriette Breys Lyrik. Weil nun aber die Lyrik ihrem Wesen nach egozentrisch ist, so quillt auch hier persönliche Innenwelt der Dichterin in das formfeste Becken der Poetik. Zwar sind es da nicht immer Wehmutstropfen, die aufspritzen im Sonnenschein der Weihestunde: Echte Perlen beseeligter Naturbegeisterung und Rubinen bestdeutscher Minne reihen sich auf den Saiten ihrer Harfe, von der auch feingestimmte Freudentöne in die Mollakkorde der wehbebenden Ergebung hineinklingen. Denn so sind die „Lieder einer Seele, die zitternd zwischen zwei Welten steht und ihre Heimat kaum noch auf Erden weiß. Etwas Zartes und Inniges ist in den Versen, an manchen Stellen unterbrochen durch das Aufflammen leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht". So schrieb M. Herbert, als Geleit zu der lyrischen Sammlung „Zwischen zwei Welten", wo eine sehnsuchtsstarke Hinwendung zu Gott das stets anklingende Leitmotiv bildet. Gewiß, die Lyrik von Henriette Brey fließt in altbekannten Strophenformen und vorgemusterten Versarten, die mit dem Ebenmaß der glatten Fügung den schulgewohnten Rhythmus taktieren; sie kennt nicht die atemlos zerhackten Strophengebilde, die den fehlenden furor poeticus ersetzen sollen. Aber das ist kein Nachteil; denn der tiefseelische Gehalt ihrer Verse wird gerade dadurch zu einem ungetrübt frischen Genuß für diejenigen, denen lichte Ordnung und lautere Schönheit wesentliche Bestandteile der Kunst sind.

Am 50. Wiegenfeste nennen Tausende den Namen Henriette Breys voll Dankbarkeit, und mit aufrichtigen Wünschen grüßen sie die stille, edle Dichterin der Güte und des Mitleids.

Digitized by Google

G. K. Chesterton über das zeitgenössische England

Autorisierte Übertragung von Dr. Alfons Adams (Bonn)

Aus einer Unterredung, die der französische Schriftsteller Frédéric Lefèvre mit Chesterton hatte, veröffentlichen wir einen kleinen Auszug, der sehr beachtenswerte und sichere Aussagen des großen Engländers über die zeitgemäße Literatur seines Heimatlandes enthält. Darüber hinaus aber zeigt der kurze Abschnitt klar die Persönlichkeit Chestertons, seine Lebendigkeit, seine Ironie und seinen Witz, aber auch seinen ganzen Ernst und das Fundament seiner Beurteilungen. Dr. A.

HILAIRE Belloc hat viel geschrieben und in sehr verschiedenem Stil. Ich glaube, daß das beste seiner Bücher „Gang nach Rom" ist. Es ist der Bericht einer Reise zu Fuß durch die französischen Lande. „Emmannel Burden", ein anderes Buch von ihm, ist eine Satire auf die politische Korruption. Es ist schwer vorauszusagen, welches seiner Werke die Gegenwart überdauern wird. Mit der Verwirrung der Gegenwart ist es zu sehr verbunden. Er kämpft gegen bestimmte Laster, und wenn diese einst dank seinen Angriffen nicht mehr sein werden, wird man sich weniger Rechenschaft geben von dem Wert seiner Streitschriften. Sein Ruhm verschwindet mit dem Schimpf der Laster, die er bekämpft.

Seine Dichtungen, besonders seine Sonette, werden bestimmt immer gern gelesen werden.

Belloc hat eine sehr große Bedeutung im Leben der katholischen Kirche Englands. Viele Menschen würden ohne ihn nie ihre Schwelle überschritten haben. Sein persönlicher Einfluß ist außerordentlich groß. Er rührt von seiner erstaunlichen Lebendigkeit und seiner besonders gründlichen Gelehrsamkeit her.

Er hat mich und viele andere beeinflußt. Keineswegs durch eine Art Magnetismus. Er zeigt uns einfach die Wahrheit. Er beansprucht unsere Aufmerksamkeit: Die katholische Kirche ist da wie die Gasflamme auf der Straße da ist. Man geht achtlos vorüber und sieht sie nicht; aber wenn man die Aufmerksamkeit darauf lenkt, wird man nie auf den Gedanken kommen, ihr Dasein zu leugnen.

Belloc hat die Gabe ganz außergewöhnlicher Darstellung. Er ist ein geborener Meister in der Kunst, die Pairs zu belehren. Ein Beispiel dafür: Bei Ausbruch des Krieges hat Belloc in „Land und Meer" eine Reihe von Aufsätzen über die Kunst der Kriegsführung geschrieben. Er hat Bildung und Form eines Heeres beschrieben, und er wußte es recht gut darzulegen, weil er in Frankreich gedient hatte. Er läßt keinen wesentlichen Punkt einer Frage im Unklaren. Heute ist das bei uns eine Seltenheit.

Ich habe einen Teil meines Lebens mit Kampf gegen Bernard Shaw verbracht. Dieser Kampf gilt in England allgemein als Zeitvertreib. G. K. Chestertons und Bernard Shaws Kampf zuzusehen ist ein sehr beliebtes Vergnügen.

Es gibt einen sehr großen Unterschied zwischen Shaw und Wells. Shaw hat endlich den Wert des Vergangenen erkannt, und sein Spiel „Die Jungfrau von Orleans" ist, von diesem Punkt gesehen, sehr bezeichnend.

Wells dagegen ist noch vernarrt in die Zukunft. Er hat eine sehr große Phantasie. Jedoch werden seine Darstellungen zukünftiger Zustände mehr und mehr nebelhaft und sogar langweilig. Die Zukunft ist für ihn das Gute schlechthin. In

Digitized by Google

den Ländern, die er darstellt und schildert, ist alles so eintönig, verlockend und vollkommen, daß die Bewohner, sobald er das Land verlassen hat, in Streik treten müssen, um etwas Abwechslung in ihr Leben zu bringen. Dieser Eindruck entsteht beim Lesen der Schriften. Ich stelle ihn mir vor als einen Mann, der vor seinem Urenkel auf den Knien liegt. Das ist eine Haltung, die ein wenig lächerlich wirkt.

Shaw war nicht weniger absonderlich, aber er fängt an zu begreifen, daß das Vergangene Wirklichkeit ist. Er sieht die Wirklichkeit der katholischen Kirche und erfährt ihre Realität. Das Vergangene wird ihm lebendig. In der „Jungfrau von Orleans" erkennt er die Bedeutung des Mittelalters, das wir Katholiken schon seit langer Zeit verehren.

Obgleich Wells ein Handbuch der Geschichte geschrieben hat, leugnet er das Vergangene.

Seinem Charakter gemäß fällt Wells in die Shaw entgegengesetzte Gefahr. Wells gibt sich immer den Anschein, er spräche zu 10 Millionen, er hält sich für die Stimme der modernen Welt.

Es ist ein Unglück mit Wells, daß bei einer kritischen Betrachtung seiner Philosophie der letzten Woche die Argumente nichts mehr sagen gegen seine Philosophie von heute. Ist das Entwicklung oder Auflösung? Welche Unbeständigkeit im Geist!

Shaw ist der Gegensatz von einem Demokraten. Er will keine Gedanken haben, die die Masse hat, er will nicht einmal sprechen wie die Masse, wo er doch denkt wie sie. Der Geist des Widerspruchs bildet den Mann!

Ich möchte nicht von Hardy und Bennett sprechen; ich bin ungerecht gegen sie; denn ich teile ihre Weltanschauung nicht, d. h. die Weltanschauung, die Hardy darstellt und die Bennett stillschweigend voraussetzt. Soweit ich geborener Pamphletist bin, kann ich nicht gerecht sein gegen die Menschen, die eine andere Weltanschauung haben als ich.

Das Elend der Philosophie von Hardy beruht darin, daß der Teufel zum Schöpfer der Welt gemacht wird. Diese Philosophie erscheint mir krankhaft.

Hardy ist ein ausgezeichneter Schriftsteller.

„Die Herrscher" ist ein interessantes Spiel, aber es ist auf der falschen Philosophie aufgebaut, von der ich soeben sprach. Mir scheint der Streit Nelsons mit Napoleon in hoher Weise der Kampf zweier Menschen zu sein. Ich sehe darin eine Großtat des menschlichen Willens. Hardy jedoch deutet ihn nur als ein Spiel böser Kräfte und der Naturgesetzlichkeit.

Die junge Generation erscheint mir interessant, jedoch ein wenig angekränkelt. Sie wirken wie Soldaten, die durch den Krieg Erschütterungen erfahren haben: wie Huxley und Rose Macauly. Sie sind von vielen Vorurteilen frei geworden, sie haben den Skeptizismus, der den Engländern eigentümlich ist, verloren, und ich würde nicht überrascht sein, wenn sie zum Katholizismus kämen.

Aldons Huxley ist der Enkel des alten Huxley, Rose Macauly ist sehr geschickt, Michael Arlen, ein Amerikaner, ist von der gleichen Art. Diese neue Haltung verdanken wir vielleicht der Kriegserfahrung. Sie sind schrecklich empfindlich, sie spötteln über alles; die Art, mit der Sie Ihr Glas erheben, die Art, mit der Sie Ihren Mantel aufhängen usw. Das ist meiner Ansicht nach das deutlichste Merkmal der jungen Generation, es mag gut oder schlecht sein, in jedem Falle ist es verschieden von dem, was wir waren, es steht gegen den Fortschritts-

Digitized by Google

optimismus der Wells und Comp., und ich wiederhole, ich werde nicht erstaunt sein, wenn es zum Katholizismus führt. Huxley spricht schon davon.
Wir haben auch eine Flut des Neubuddhismus gehabt. Wir haben große Schwierigkeiten in der Bekämpfung gehabt. Wir hatten ihm nicht die feste Wahrheit des Katholizismus entgegenzusetzen. Es gibt keine ausreichenden Worte, um das Mißfallen auszudrücken, das ich für diese Bewegung empfinde.
Man sagt uns, der Buddhismus umfasse alle Religionen. Das ist es, was mich wütend macht. Ein Götzendienst auf einer kleinen Insel ist mir lieber, aber die Gläubigen müssen für den Schutz ihrer Götzen mit dem Leben eintreten. Ich kämpfe für Dinge, die identisch sind, und das ist der Grund, warum ich Dogma und Kult schütze.
Die Christenheit repräsentiert den Gedanken, daß die Dinge in ihren Schranken bestehen. Gottes Wille hat die verschiedenen Geschöpfe geschaffen, auf daß sie einander erkennen und lieben.
Ich will jetzt bildlich sprechen. In meiner Vorstellung lebt in Asien ein Dämon, der alles in einem Tiegel zu verschmelzen sucht und es wieder vorzeigt nach dem Eintauchen in einen großen Pfuhl. Wir müssen uns gegen diese Absicht, die die Schranken verrücken will, wehren.
Diese Absicht ist die Grundlage des Bolschewismus, der die Grenzlinien zwischen dem Privateigentum vernichten, des Imperialismus, der alles in einem Staate fassen, und des Buddhismus, der alles in einer Religion, in einer einzigen großen Seele, begreifen will.
Frau Anna Besant steht hier an der Spitze dieser Bewegung.
Wenn es nur eine große Seele gibt, dann muß meine Seele eins sein mit der von Frau Besant.
Eine verwünschte Aussicht, wie Sie zugeben werden.

*

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

„*Die Briefe Jean Pauls*", herausgegeben von Eduard *Berend*. Dritter Band (1797 bis 1800). Georg Müller in München 1924. Gr.-8°. X u. 580 Seiten.
„*Jean-Paul-Bibliographie*" von Eduard *Berend*. Mit 2 Abbildungen. Josef Altmann, Berlin 1925. 8°. VIII u. 153 Seiten.
Eduard Berend, dem wir bereits außer einer gediegenen Abhandlung über J. Pauls Ästhetik (1909) und dem interessanten Zeugnis-Sammelbande „Jean Pauls Persönlichkeit" (1913) die schöne und reichliche Auswahl der im Propyläen-Verlag in 5 Bänden (1923) erschienenen Werke verdanken, gibt seit 1922 im Rahmen einer hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit zu verwirklichenden historisch-kritischen Gesamtausgabe des größten deutschen Prosaisten zunächst (seit 1922) dessen Briefe heraus. Es ist eine mustergültige, ebenso genaue wie erschöpfende Leistung, kritisch und bibliographisch gleich vollendet. Der wunderbare Dichter kommt in seiner warmen und wärmenden Menschlichkeit auf das lebendigste in diesen üppig sich ergießenden Äußerungen seines von einem edeln Herzen geleiteten strahlenden Geistes zur Erscheinung. Der vorliegende 3. Band umfaßt Leipzig und die wichtigen zwei Weimarer Jahre. — Die vortrefflich gearbeitete Bibliographie erfüllt ein nachgerade dringend gewordenes Bedürfnis der stetig wachsenden Jean-Paul-Gemeinde. *R. v. Schaukal.*
„*Jean Paul: Kindheiterinnerungen und Selbstbekenntnisse.*" Deutsche Gestalten und Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Hugo Bieber. I. Band, 1924. Sibyllen-Verlag. Dresden.
Ein köstliches Büchlein! Klänge aus seligem Kinderland ruft der Dichter in uns wach. Alle Zartheit und Innigkeit hat er in die Schilderung der ersten Kindheit und der Knabenjahre hin-

Digitized by Google

einverwoben. Ein goldener Humor verklärt die Kläglichkeit und Armseligkeit des kümmerlichsten Daseins und des in dumpfer Enge zugebrachten Lebens. Diese wunderwirkende Kraft strömt dem Dichter zu aus der Liebe. „Und dann, wenn der Dichter aus seinem Dorfe wandert, bringt er jedem, der ihm begegnet, ein Stückchen Herz mit, und er muß weit reisen, eh' er endlich damit auf den Straßen und Gassen das ganze Herz ausgegeben hat." Der Herausgeber hat mit seiner Behauptung recht, daß „mancher Leser, der Jean Pauls Romane entmutigt beiseite gelegt hat, nach der Lektüre dieser Werke ein neues Verhältnis zu Jean Paul finden wird".

Josef Karp.

„Deutsche Dichtung." Herausgegeben und eingeleitet von *Stefan George* und *Karl Wolfskehl.* Erster Band: *Jean Paul.* III. Aufl. Georg Bondi, Berlin 1923.

Die Herausgeber haben eine glückliche Auswahl aus dem Gesamtwerk des Dichters getroffen und damit einer größeren Lesergemeinde, die weder Zeit noch Muße hat, sich durch das Labyrinth der Dichtungen Jean Pauls hindurchzuarbeiten, eine willkommene Gabe geboten. Die Auslese enthält die schönsten Stellen aus den großen Werken „Unsichtbare Loge", „Hesperus", „Titan", „Flegeljahre" und den kleineren Schriften. Die Auswahl ist bestimmt durch die Richtung der Schule um Stefan George, deren Stärke in der vollendeten Kunst der Darstellung des Farbigen und Klanglichen liegt. *Josef Karp.*

In der Sammlung „Dürerband-Klassiker" erschienen *„Ausgewählte Werke"* von *Jean Paul* (Otto Hendel, Berlin W 9) in 3 Bänden.

Eine kurze Einleitung orientiert über das Leben des Dichters. In der Auslese selbst bringt der Herausgeber die wichtigsten Werke (leider fehlen „Die Flegeljahre"), „Titan" mit einem Vorwort (überflüssiges Beiwerk ist gestrichen), Siebenkäs die sehr wertvolle und von sonnigem Humor durchleuchtete Selbstbiographie, ferner die gemütvollsten Partien aus seinem Schaffen, „Wuz" und „Schmelzle", sowie „Dr. Katzenbergers Badereise" und endlich Bruchstücke aus anderen Schriften.

Harich, Walter: *„Jean Paul"*. 864 Seiten. Gr.-8°. H. Haessel, Leipzig. Brosch. 15 Mk., Halbbuckramb. 18,50 Mk.

Der mühevollen Aufgabe, das umfangreiche und nicht leicht sich erschließende Werk Jean Pauls einem weiten Leserkreise nahezubringen, hat sich der Verfasser mit viel Liebe und Sorgfalt unterzogen. Schon die Dichtungen und Schriften — des Dichters Gesamtwerk umfaßt 65 Bände — zu lesen, ist ein „Kettengebirge der Arbeit". In Werk und Wesen Jean Pauls versucht der gelehrte Forscher einzudringen durch Aufdeckung der wichtigen Beziehungen von Blut, Geschichte und Stammesverwandtschaft. Er zeichnet ein getreues Charakterbild und macht uns bekannt mit der Umwelt, aus der der Dichter hervorwuchs und in der er sich bewegte. Die geistige Konstellation in Europa bei seiner Geburt wird kurz skizziert. Werk und Wesen Jean Pauls — beide sind hier aufs innigste verflochten — sucht Harich aus den geschichtlichen Zusammenhängen zu begreifen und zu deuten. In glänzender und lebensvoller Darstellung ersteht vor uns das ganze Zeitalter mit seinen mannigfachen geistigen Interessen, den großen Gestalten und den übereuropäischen Beziehungen. Von dem Vorurteil, als seien Rom und die katholische Kirche der Widerpart des Deutschtums gewesen, hat sich freilich der Verfasser noch nicht ganz befreien können. Übrigens scheint er mir das Werk des Dichters zu überschätzen. In seiner Biographie treten die Schwächen von Jean Pauls Dichtung in bezug auf Inhalt (Versagen bei der Herstellung der Synthese zwischen Ideal und Wirklichkeit und ständiges Schweben zwischen Tragik und Komik) wie Form (Geschmacklosigkeiten, Krauses und Barockes in der Schilderung) zu stark in den Hintergrund, während das rein ästhetische Element, die hohe Formkunst (Farbigkeit und Musik der Sprache) zu wenig betont ist. Sonst aber weist die Untersuchung große Vorzüge auf, so daß wir dem Verfasser Dank wissen müssen für die opfervolle und dornenreiche Arbeit, durch eine gründliche Analyse des Riesenwerks Jean Pauls das Verständnis für seine Dichtung in uns geweckt zu haben. Für die Literaturgeschichte ist Harichs Biographie eine Bereicherung. *Josef Karp.*

Josef Müller: *„Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart"*. 2. umgearbeitete Auflage. Felix Meiner, Leipzig 1923. 396 Seiten.

Über das bedeutsame Werk des bekannten Jean-Paul-Forschers haben wir bereits im vorigen Jahrgang (Heft 6, S. 289) eine ausführliche Besprechung gebracht, auf die wir hier verweisen, ebenso auf die Besprechung von desselben Verfassers Ausgabe von Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* (Verlag Meiner).

Benninghoff, Ludwig: *„Geprägte Form"*. Zeugnisse unserer seelischen Schöpferkraft. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 464 Seiten. 12 Mk.

Nicht in der üblichen Form will dies durchaus eigenartige Buch deutsche Kunst- und Literaturgeschichte vermitteln; es will überhaupt kein Wissen geben, sondern „seelische Ströme rauschen machen und Erleben wecken". Alles, was in dem Verfasser bei „der Beschäftigung mit deutscher Literatur und Kunst aus zwei Jahrtausenden den stärksten, ausschlaggebenden Eindruck hinterlassen", hat er hier zu einer Reihe gefügt und damit versucht, „die Merkmale der Ausprägung deutschen Lebensgefühls herauszu-

Digitized by Google

arbeiten", des Goethe-Wortes eingedenk: „Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt *geprägte Form*, die lebend sich entwickelt." Diese zu zeigen, wählt Benninghoff überaus kundig z. B. aus der Edda, dem Nibelungenlied, aus Parzifal, aus dem Spiel vom „Antichrist", aus den alten Volks- und Kirchenliedern, aus Simplizius, Böhme, Spee, Angelus Silesius, Goethe, Hölderlin, Novalis, Runge, J. Paul, Claudius, Rabe, Kleist, Hebbel, Storm, Morgenstern u. a., und bringt diese in manchmal überraschend gelungener Weise zusammen mit 77 Wiedergaben von Gestalten aus dem Bamberger, Wormser, Naumburger und Speyrer Dom, sowie Bilder nach nordischen Ornamenten, Grünewald, Dürer, Rembrandt, Runge, Friedrich, Böcklin, Marées, Lehmbruck und neueren. Man könnte dies auch lobenswert ausgestattete Werk rückhaltlos als gelungen empfehlen, bliebe es nicht allzu sehr im düsteren Gewoge des bloß Kreatürlichen stecken. Die Sonne des Christentums ist denn doch erlösender in unserer deutschen Kultur durchgedrungen, als es vor allem in der Einführung sowie den beigefügten „Angaben" zum Ausdruck kommt. Bezeichnenderweise bleiben für den sonst recht aufgeschlossenen Verfasser „die Menschen um Haaß-Berkow, Rudolf v. Laban, Lothar Schreyer die stärksten Hoffnungen dieser Zeit auf eine zukünftige" (S. 47). Da möchte man denn von den übrigen Mängeln gar nicht noch besonders sprechen: dem immer wiederkehrenden Begriff von der „gotischen Menschengemeinschaft", der falschen Bestimmung von Romanik und Gotik in ihrem Verhältnis zueinander, dem Mißverstehen des Barock (das doch gerade die Kunst des Raumes war!), der durchaus falschen Wertung des Lutherschen Trutzliedes (bei Licht besehen, doch nur eine politische Paraphrase um den 45. (46.) Psalm), der Überschätzung des „Faust" als eines „erlösenden Wortes" und dergleichen mehr. Aber das Werk ist in seinem Ziel und auch seiner allgemeinen Durchführung zu schade, als daß man den Wunsch unterdrücken könnte, eine spätere Auflage möchte diese Fehler ausmerzen. *Dr. Wilhelm Schulte, Ahlen.*

Bertram, Ernst: „*Heinrich von Kleist*". Eine Rede. Gr.-8°. 32 S. Friedrich Cohen, Bonn 1925. In dieser Rede sucht Bertram das Wesen des tragischen Dichters zu deuten. In bekannter Meisterschaft läßt er vor uns das Bild des Dichters und Befreiers erstehen, in dem wir weniger den mit dunkeln Schicksalsmächten ringenden Dämon erkennen als vielmehr den Propheten seines Volkes. Die tiefen Gedanken des Vortrages sind in eine formvollendete und mit echt künstlerischem Empfinden gewählte Sprache gekleidet. *Josef Karp.*

Romane

Berneder, O.: „*Der ungerechte Rechtsanwalt*". Roman. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, K. G. München. Gr.-8°. 461 Seiten. Preis geh. 6,50 Mk., geb. 8 Mk.

Konflikt zwischen Mensch und Richter ist das Thema dieses Romans. Ein junger, ehrgeiziger Rechtsanwalt führt voll leidenschaftlicher, ehrlicher Begeisterung für die Heiligkeit seiner Sache den Prozeß für eine reiche Kommerzienratstochter und ihr Kind gegen ihren Verführer, der Mitglied einer fürstlichen Familie ist. Im Laufe des Prozesses verliebt sich der Anwalt in seine schöne, junge Klientin und macht sich an seiner Braut, einem Kind der Berge, auf gleiche Weise schuldig, wie jener fürstliche Verbrecher. Nach qualvoller stürmischer Aussprache mit der Verratenen eilt ihn sein Schicksal in den entfesselten Elementen des Hochgebirges. In grauenhaftem Todeskampf kommt ihm die Erkenntnis seiner Schuld, und innerlich geläutert überantwortet er sich demütig und reuevoll der Vergeltung durch die Hand des höchsten Richters.

Wenn wir auch nicht verkennen können, daß aus diesem Buch, in dem die menschliche Seele in allen ihren Tönen klingt, ein starkes, dichterisches Talent spricht, so scheint uns doch manches zu sehr auf Sensation eingestellt, dann wieder wirken die Reflexionen — oft in zu gezierter Sprache — quälend und ermüdend in ihrer Breite. *Charlotte Demmig.*

Walter, Robert: „*Das Jahrbuch deutscher Erzähler*". Mit acht Porträtzeichnungen von Willi Lange. Vera-Verlag, Hamburg 1925.

Von den in diesem Bande, der eine „Bücherei zeitgenössischen Schrifttums" eröffnet, vereinigten Erzählungen ist die erste, „Liebesdienst" von Wilhelm Fischer in Graz, etwas in seiner Anmut so Köstliches, daß daneben alles andere, selbst die mit viel Laune und Sicherheit berichtete „Kuriose Affäre aus der Perückenzeit": „Der Herr Neveu und seine Mondgöttin", die Rudolf Huch beisteuert, erblassen muß. Der greise Meister der Novelle, ein eigenständiger Nachfahr Gottfried Kellers, ihm vor allem durch die milde Ironie verwandt, die wie der kühle, reine Geschmack eines gesunden Apfels dem Genießer auf der Zunge bleibt, hat hier mit Stifterscher Feinheit der leichten Umrißlinien ein lieblich zwingendes Geschehnis zwischen jungen Menschen dargelegt, anschaulich und melodisch zugleich, und nur sozusagen in aller Stille den erlesenen Schatz deutscher Prosa um ein Prachtstück bereichert. Wer daraufhin „Die Amazone" von Kasimir Edschmid auch nur ein paar Seiten lang zu lesen vermag, den kann ich um seine Aufnahmefähigkeit nicht beneiden. Sonst finden wir Willy Seidel

Digitized by Google

mit einer liebenswürdig eigenartigen Märchenphantasie „Mannis Mondfahrt", Josef Ponten und Hans Friedrich Blunck mit halbwegs gequälten Erzeugnissen, Karl Hans Strobl mit einer virtuos erzählten Novelle und Johannes Schlaf mit einer nicht minder vortrefflichen Skizze vertreten. Jedoch es ist da wie in der Bilderausstellung: man geht an den Wänden entlang, die mehr oder minder bewährte Kunst und Künstlichkeit mit den im Grunde genommen gleichgültigen Schöpfungen bedeckt haben; das Wunder, das unverkennbare Erlebnis stellt sich nicht ein. *R. v. Schaukal.*

Gustav Schroer: „*Die Bauern von Siedel*". Roman. Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. 5 Mk.

Ein Buch, so stark und kräftig, so voller Ehrlichkeit und deutscher Treue wie seine Hauptheiden, der Rainbauer und seine Frau Lina. Hier spricht ein Berufener, ein Kenner mit tiefem Empfinden und großer Liebe für unsere Bauern (wobei man über dem Inhalt die manchmal etwas breite Darstellung gerne übersieht). Das Thema: Unsere Bauern im Krieg; der innere Kern: des Staates Schuld am Bauern und — notgedrungen daraus folgend — die Schuld des Bauern selbst. Ein Problem voll menschlicher Tragik. Das leuchtende Ideal des Jahres 1914, der Absturz zum elendesten Wucher und zur gemeinsten Geldgier, der Aufstieg zu dem Tag, an dem „das Geld wieder Knecht ist". Von den Gestalten, die sich vom blutroten Hintergrund des Krieges abheben, sei vor allem Mutter Eberle erwähnt, ein ergreifendes Bild treuer deutscher Mütterlichkeit im Weltkriege. Das Buch gehört in jede Bibliothek. *Steppuhn.*

Kleine Anzeigen

Zum 50. Geburtstag Paul Kellers gibt der Bergstadtverlag in Breslau eine Jubiläumsausgabe heraus, die in drei Reihen das bisherige Lebenswerk des Dichters umfaßt. Uns liegt die 3. Reihe vor, deren 4 Bände in einer geschmackvollen Kassette für 28 Mk. zu haben sind. Aufgenommen sind in diese Reihe: „Die Heimat", „Die vier Einsiedler", „Die alte Krone", „In deiner Kammer" und „Niklasschiff". Die beiden andern Reihen enthalten je 5 Bände und kosten, in Leinwand gebunden, je 34 Mk. Einzeln abgegeben werden wohl die 3 Reihen, nicht die Bände. Für Liebhaber wurden auch Halblederbände hergestellt zum Preise von 60 Mk. für die 1. und 2. Reihe und von 48 Mk. für die 3. Reihe. Mit besonderer Freude weisen wir empfehlend hin auf diese schmucke, buchtechnisch prachtvolle Jubiläumsausgabe der Werke eines echten Volks- und Heimatdichters, dessen 50. Geburtstag mit herzlicher Anteilnahme einer zahlreichen, treuen Lesergemeinde gefeiert wird.

Zum 25. Todestage Adolf Pichlers (*Nov. 1900* †) bringen wir im nächsten Heft ein kurzes Gedenkwort.

Der kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. 1. Halbband: A bis K. 8°. 752 S. Herder, Freiburg i. Br. 1925.

Von *Herders* überall glänzend besprochenem *Konversationslexikon* liegt eine zweibändige kleine Ausgabe zur Hälfte vor, die ebenso meisterlich in der Kürze, wie — nach einzelnen Proben — verläßlich im Inhalt ist. Man darf die Arbeit als eine völlig neue, selbständige Leistung dem größeren Format gegenüber ansprechen.

Robert Kurpiun: „*Das Flammenhaus*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Robert Kurpiun hat in diesem Buche das uralte Problem von Schuld und Sühne volkstümlich zu gestalten versucht. Ein aus dem Gefängnis entlassener junger Mann baut, durch Not gezwungen, sein ganzes späteres Leben auf einer Lüge auf. Alle äußeren Erfolge, alles innere Ringen vermögen ihm den Frieden nicht zu geben, bis er endlich die Wahrheit freimütig bekennt. In die Führung der Handlung treten die manchmal allzu breiten Schilderungen störend ein.

Joseph Ponten „*Der Urwald*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig. Ein berauschendes Bändchen! Es ist ganz von der faszinierenden Art und Sprache Pontens. Aber es ist nur Rausch. Am Schluß bleibt nur das Gefühl der Leere übrig. Ponten hat sich von seinen pantheistischen Stimmungen allzusehr leiten lassen und so das Vegetieren einer tropischen Treibhauspflanzenfülle mit einem Menschenleben verwechselt.

Axel Lübbe: „*Der Flüchtling*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig. Ein junger, geistig hochstehender Mensch gerät in russische Kriegsgefangenschaft ... „Und das Schöne wurde zu einer Lüge, die aus Scham vor dem Klarsehen und Suchen entfloh und der Vernichtung zueilte ... da beschloß er, lieber die Gefahren einer Flucht ins Unbekannte auf sich zu nehmen, als zu verzweifeln am Menschlichen." Die ungeheuere Einsamkeit der russischen Steppe nimmt ihn auf und gibt ihn nie mehr zurück. Axel Lübbe bietet dieses erschütternde Menschenschicksal in feiner, packender Darstellung, die alles Unmenschlich-Rohe des Krieges, alles Grausam-Harte der Flucht auflöst und verklingen läßt in Traum, Stimmung, Farbe und Duft.

O. Borgolte.

Klassen, Joseph: „*Über dem Alltag*". Lesungen für das christliche Volk. Paulinusdruckerei, Trier 1925. 8°. 301 S. 4,50 Mk.

Digitized by Google

Dem Überangebot von Sonntagslesungen steht man heute etwas kritisch gegenüber. Daß derartige Lesebücher manche „olle Kamellen" enthalten, ist nicht zu leugnen. Um so aufmerksamer horcht man auf, wenn in kerniger, bildhafter Sprache originelle Gedanken, Gleichnisse und Beispiele geboten werden, die wirklich „über dem Alltag" stehen. Und das darf man von Klassens Sonn- und Festtagslesungen behaupten: sie sind eigenartig, packend, gedankenreich und — das soll besonders hervorgehoben werden — auch praktisch im religiösen Leben anwendbar. Klassen ist ein kundiger, feinfühliger Führer durch das Kirchenjahr, der nicht nur inneres Miterleben zu wecken, sondern auch zu tatkräftigem Auswirken der Gedanken des Kirchenjahres anzuleiten weiß. *Alois Tielitz, S. J.*

Alfred Neumann: „*Der Patriot*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig. Kurz, knapp und spannend ist hier das Werk eines Politikers gestaltet, der, nach machiavellischen Grundsätzen, dem Wohle des Staates alles opfert: Moral, Freund, sich selbst, zielsicher und klar die Fäden knüpft und führt, die zur Ermordung des gemeingefährlichen Kaisers führen, und dann für dieses Verbrechen sich selber richtet. Klar baut sich die kleine Novelle auf, unverhüllte Menschlichkeit offenbarend, menschliche Gefühle aufrührend vom leisen Mitleid bis zum Ekel und Abscheu: Ein Stück russischer Hofgeschichte, mit großer dramatischer Kraft wiedergegeben. *O. Borgolte.*

Heinrich Trüeb: „*Beatus Wiederkehrs Ferienreise*". Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Reine Jugend durchstrahlt wie eine gütige Sonne diese Erzählung. Der veredelnde Einfluß des Weibes, der Frau und der Mutter auf den zum Manne reifenden Jüngling wird anmutig und fein dargestellt. Von einer wunderbaren Tiefe ist das Verhältnis von Mutter und Sohn. Wohltuend berührt die keusche Herbe, mit der die knospenzarte Liebe zweier erwachender Menschen behandelt wird. *O. Borgolte.*

Vicki Baum: „*Der Weg*". Novelle. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Wirkliches Leben wird hier lebendig. Die Erzählung weiß zwar nur von den letzten Lebenstagen einer Beamtenfrau zu berichten, die pflichtgemäß gesorgt und sich zersorgt hat, aber ein Meister erzählt. Hätte nicht katholischer Geist mehr Verklärung und Lösung in dies ergreifende graue Pflichtleben des Alltags bringen können? *O. Borgolte.*

Paul Fechter: „*Die Kletterstange*". Roman, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Inflationszeit mit ihrer nervösen, an Wahnsinn grenzenden Hast und ihrer stumpfen, dumpfen, hilflosen Qual des Nichtändernkönnens hat dichterischen Niederschlag gefunden in dem wertvollen Buche „Die Kletterstange". Ein aufmerksamer Beobachter, ein feinsinniger Psychologe formt kraftvoll ein Menschenleben zur Dichtung, Dichtung zum Leben. Leiser lebenswarmer Humor lächelt über den dunkelsten Stunden des Herrn Rat, dem die Zeit alles nimmt, Frau, Beruf, Stand und Geld, aus der er aber gereift und als Mann hervorgeht. In epischer Breite, aber immer spannend, weil immer tief und wirklichkeitswahr gesehen, fließt der Strom des Geschehens, in jedem einzelnen Kristall wie in seiner Gesamtheit die Enge der Erde und die Weite des Himmels spiegelnd. *O. Borgolte.*

Kalenderschau

Mit einer gewissen Geringschätzung wiesen gebildete Kreise die Lesung sogenannter Kalenderliteratur bisher von sich. Kalender waren fürs Volk, das kaum besondere Ansprüche an literarischen und künstlerischen Wert stellte. Bestimmte Kunsttechnik wurde mit dem Wort: Kalenderkunst abgetan. Das alles ist heute anders geworden. Seit einigen Jahren geht ein deutliches Streben dahin, den Kalender mehr und mehr künstlerisch zu gestalten. Künstler von Ruf und Dichter von Namen haben sich bereits vielfach in den Dienst der Kalenderkunst gestellt. Bleibt auch noch manches zu wünschen übrig, so sind wir doch auf besten Wegen zu einer hochstehenden, auch dem Gebildeten nicht mehr verächtlichen Kalenderkunst und -literatur.

Es sei empfehlend hingewiesen auf folgende, einstweilen vorliegende Kalender:

„*Dürer-Kalender*" für Kultur und Kunst 1926. Herausgegeben von Karl Maußner im Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf. Ein ganz hervorragend künstlerisch gestalteter Abreißkalender auf 160 Blättern, die es wirklich wert sind, in eigenen Sammelmappen aufbewahrt zu werden.

„*Für Freiheit und Ehre.*" Volkskalender 1925. Herausgegeben und verlegt vom Arbeitsausschuß deutscher Verbände (Berlin NW 7) in Verbindung mit dem deutschen Frauenausschuß zur Bekämpfung der Schuldlüge. Die Schmach von Versailles dem deutschen Volke recht zum Bewußtsein zu bringen und die Gewissen wachzurütteln zum Kampf gegen das erzwungene Schuldbekenntnis, ist Aufgabe dieses lehrreichen Kalenders.

„*Kalender 1926 für das Trierer Land*" mit Beiträgen und Bildern von Mosel, Eifel, Hunsrück, Saar, Rhein und Sieg. Herausgegeben von Wilhelm Hay. Paulinus-Verlag, Trier. Preis 1 Mk. Ein Heimatkalender bester Art, der nur hier und da bei den Bildern wieder in kitschige Kalenderkunst zurückfällt.

„*Diaspora-Heimatkalender 1926.*" Herausgegeben vom Kath. Diaspora-Presseverein für die Bezirke Magdeburg, Merseburg, Anhalt. Verlag Sächsisches Tageblatt, Cöthen. Preis

Digitized by Google

0,85 Mk. Der heuer im 2. Jahrgang erscheinende Kalender dient in trefflicher Weise dem Zusammenschluß und der Stärkung katholischer Glaubensgenossen im Sorgen-, Glaubens-, Freuden- und Kampfesland der Diaspora.

„*Caritaskalender 1926.*" Herausgegeben vom Deutschen Caritasverband. 96 S. Preis 1 Mk. Caritasverlag, Freiburg i. Br. Ein wirklich künstlerisch schöner Volkskalender, der im 2. Jahrgang erscheint und ganz dem Dienste am kostbarsten Besitz des Volkes, am Kinde, gewidmet ist. Kindernot und Kinderfreude ist in ergreifender Form, in Wort und Bild, dargestellt. Die herzigen Bilder von Huber-Salzemoos durchleuchten wie Sonnenschein den prächtigen Kalender.

„*Glöckleins-Kalender 1926.*" Ein Jahrbuch für Krippenfreunde. Zugleich Handbuch zum 700. Todestag des hl. Vaters Franziskus. Herausgegeben von P. Simon Reider O. F. M. 132 Textseiten. Preis 0,90 Mk. Verlag Tyrolia, Innsbruck. Ein allen Terziaren und Franziskusfreunden altbekannter, lieb werter Kalender in geschmackvollem Gewande, reich an franziskanischen Erinnerungen, Gedanken und Lebenswerten mit gutem Bilderschmuck.

„*Schutzengel-Kalender für Kinder 1926.*" Herausgegeben von Josef Liensberger. 25. Jahrgang. Preis 0,40 Mk. Verlag Tyrolia, Innsbruck. Ernstes und Heiteres, dem Kindergemüt verständnisvoll angepaßt, bietet der auch trefflich bebilderte kleine, handliche Kalender, der unsern Kleinen viel Freude bereiten wird.

„*Apostolats-Kalender 1926*" für das Gebetsapostolat der Männer, Mütter und Jugend. 86 S. Preis 0,75 Mk. Verlag Kösel & Pustet, München. Ein erster und gut gelungener Versuch, die Apostolatsgedanken durch das volkstümliche Mittel eines in Wort und Bild kraftvoll gestalteten Kalenders in möglichst weite Kreise zu bringen. *Alois Tielitz, S. J.*

Fredebeul & Koenen, Essen, brachte wieder seinen „*Christlichen Familienkalender*" heraus, dieses Mal in einem neuen Gewande. Auch er sucht dem Ereignis der Rheinischen Jahrtausendfeier seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Aufsatz von W. Hankamer über Joseph Görres gedenkt des 150. Geburtstages des größten rheinischen Katholiken seiner Zeit. Für gute Unterhaltung sorgen H. Federer mit seiner Klostergeschichte „Bruder Heinz", Igna Maria Jünemann mit ihrem Roman aus der Jetztzeit, „Das große Glück", Gausebeck-Dörpers „Am Wiesenrain ein Bildnis stand", endlich aber, als eine Besonderheit dieses Jahres, aber auch dieses Kalenders, Leo Weismantels theoretische und praktische Aufsätze zum Puppenspiel. Franz Wilhelm Vernekohl gibt in einem gründlichen Überblick eine Einsicht in „Die katholische Kulturbewegung in Deutschland", Konrad Kümmel schreibt über „Des guten Buches Schicksal". Zum Schluß bringt W. Hankamer den „Rückblick auf das Jahr 1924/25". Von den Abbildungen fällt besonders Erwin Pfefferles Holzschnitt „Ruhe auf der Flucht" ins Auge, nicht zu vergessen der Zeichner Paul Hentrich mit seiner „Bäuerin aus dem Eichsfeld". *G., B.*

Mitteilungen

Gedenkt des Auslandsdeutschtums! Eine Fahrt durch Polnisch-Oberschlesien hat mich wieder einmal belehrt, wie schwer man dort ringt um deutsche Sprache und deutsche Kultur. Nicht hoch genug kann man die Leistungen des *Literarischen Vereins in Königshütte* bewerten, der trotz der schweren Zeit in zehnjähriger Arbeit für Ideale, die alle Deutschen einigen, gekämpft hat. Tatsächlich ist es gelungen, mitten in der dortigen Industrie eine zahlreiche, interessierte Kunstgemeinde am blühenden Leben zu halten. Gerade im Ausland lernt man auch das deutsche Volkslied schätzen. Mehr als alles andere lehrt es bewahren heimische Art und heilige Überlieferung.

*

Vor einiger Zeit brachte eine angesehene katholische Zeitung ein über zwei Seiten gehendes Feuilleton, in dem der Nachweis versucht wurde, es sei Heinrich Federer in seinem letzten Roman doch mehr besserer Unterhaltungsschriftsteller als eigentlicher Dichter. Ich wüßte nicht, daß man Federer in der Presse über das Maß gefeiert hätte. Allerdings ist es richtig, daß trotz dieses Feuilletons Federer einer der ersten und bewundernswertesten Erzähler des Deutschlands der Gegenwart ist, dessen „Umbrische Skizzen" Kabinettstücke von unvergänglichem Wert darstellen. Seit langem ist der Dichter schwer leidend .... Gäbe es einen Paragraphen gegen geistige Roheit, ich würde die Zeitung verklagen. Am Ende hätte es sich mehr gelohnt, einmal zu untersuchen, ob denn die lobende Kritik des „Tollen Bomberg", die an der gleichen Stelle jener Zeitung vor einiger Zeit stand, nicht besser einmal nachgeprüft würde. Wenn man's auch dem „Gral" nicht glaubt, so ist doch Bernhard Diebold, der lange nach uns in der „Frankfurter Zeitung" das gleiche gesagt hat, gewiß zuverlässig und nicht seelsorglich eingestellt. Ähnliches dürfte gelten vom „Berliner Tageblatt", das dem „Rosenwunder" der Handel-Mazzetti kritische Bemerkungen zuteil werden ließ, die leider auch dem ähneln, was im „Gral" gesagt wurde.

*

Digitized by Google

Erna Arnhold: „*Goethes Berliner Beziehungen*". Leopold Klotz, Gotha 1925. Gr.-8°. 456 S. In Leinen 12 Mk.

Ernst Moritz Arndt: „*Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein*". Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 8 Abbildungen nach alten Stichen und Bildern. Grethlein & Co., Leipzig 1925. 8°. 265 S. Geb. Ganzleinen 7 Mk.

Achim von Arnim: „*Die Gleichen*". Ein Schauspiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925. Kl.-8°. 156 S. Brosch. 3,30 Mk., Pappb. 4,20 Mk.

Antonio Azpeitua: „*Die Erbschaft*". Ins Deutsche übertragen von Wilhelm Esten. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925. Kl.-8°. 118 S. Brosch. 2,70, geb. in Leinen 3,30 Mk.

Adolf Bartels: „*Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft*". Eine gründliche Erörterung. Verlag des Bartels-Bundes, Leipzig 1925. Gr.-8°. 231 S. Geb. 7,80 Mk.

Michel Becker: „*Jan van Werth*". Ein vaterländisches Spiel. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925. Kl.-8°. 88 S. Geb. 1,80 Mk.

Roland Betsch: „*Land irgendwo*". Novellen, Kl.-8°. 196 S. Kösel & Pustet, München 1925.

Margarete Böhme: „*Die Maienschneider*". Ein Roman. 8°. 296 S. Brosch. 3 Mk. Dr. Eysler & Co., Berlin 1925.

Clemens Brentano: „*Ponce de Leon*". Ein Lustspiel. Kl.-8°. 187 S. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925. Brosch. 3,30 Mk., Pappb. 4,20 Mk.

Otto Brües: „*Seydlitz in Kalkar*". Ein kleines Spiel in 5 Aufzügen. Kl.-8°. 92 S. Geb. 1,80 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Heinrich Capellmann: „*Exitus*" und andere Venngeschichten. 8°. 197 S. Ferd. Schöningh, Paderborn 1924.

Ad. Jos. Cüppers: „*Robert von Saverny*". Eine Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge. Mit 4 Bildern von H. R. Heinmann. 4.—7. Tausend. 8°. 147 S. J. P. Bachem, Köln o. J.

Ad. Jos. Cüppers: „*Versiegelte Lippen*". Erzählungen aus dem irischen Volksleben. 8°. 147 S. 4.—8. Tausend. Mit vier Bildern von Fritz Bergen. Geb. 4,50 Mk. J. P. Bachem, Köln o. J.

„*Das Heilige Jahr 1925.*" Gr.-8°. Pappband 5,20 Mk. Halbleder 7,20 Mk. Theatiner-Verlag, München 1925.

„*Deutsche Jugendbücherei.*" 8 neue Hefte. Joseph von Eichendorff: „Das Schloß Dürande" (Nr. 198). Louise von Francois: „Fräulein Muthchen" (Nr. 199). Jeremias Gotthelf: „Das Erdbeer-Mareili" (Nr. 204). Johann Peter Hebel: „Schatzkästlein" (Nr. 197). Theodor Amadeus Hoffmann: „Der goldene Topf" (Nr. 206/07). Derselbe: „Meister Martin, der Küfer, und seine Gesellen" (Nr. 181/82). Gottfried Keller: „Spiegel, das Kätzchen" (Nr. 203). Heinrich von Kleist: „Michael Kohlhaas" (Nr. 201/02). Alle 8°, zirka 32 S. Mit buntfarbigem Einschl. Verlag von Hermann Hillger, Berlin und Leipzig 1925.

Friedrich Donauer: „*Das Münster*". Drama. Kl.-8°. 164 S. Brosch. 3,30 Mk. Pappb. 4,20 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

J. F. M. Dostojewski: „*Aufzeichnungen aus einem Totenhause*". 8°. 446 S. J. Ladyschnikow, Berlin o. J. 1925.

Hedwig Dransfeld: „*Das Grafendorli*". Erzählungen für junge Mädchen. 8°. 156 S. Mit 4 Bildern von Fritz Bergen. 10.—11. Aufl. Geb. 4,50 Mk. J. P. Bachem, Köln o. J.

Max Dreyer: „*Altersschwach*". Eine Erzählung. 6.—10. Tausend. 8°. 43 S. Brosch. 0,75 Mk. Quickborn-Verlag, Hamburg o. J.

Georges Duhamel: „*Die Gottverlassenen*". 8°. 212 S. Interterritorialer Verlag „Renaissance", Berlin, Wien, Leipzig, o. J. 1925.

Emil Ermatinger: „*Die deutsche Lyrik seit Herder*". 3 Bände. I. Von Herder zu Goethe. Gr.-8°. 310 S. II. Die Romantik. Gr.-8°. 286 S. III. Vom Realismus bis zur Gegenwart. 320 S. Gr.-8°. Geh. je 7 Mk. Geb. Leinw. je 9 Mk. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1925.

Emil Ermatinger: „*Weltdeutung in Grimmelhausens Simplicius Simplicissimus*". Mit drei Tafeln in Lichtdruck nach Kupferstichen der Originalausgaben. Gr.-8°. 123 S. Geh. 4 Mk. Geb. 5,60 Mk. B. G. Teubner, Leipzig 1925.

Gerd Fabian: „*Beitrag zur Geschichte des Leib-Seele-Problems*". (Fr. Manns Pädagog. Magazin, Heft 1012.) Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1925.

Hubert Fleckes: „*Zum Amazonenstrom*". Eine Erzählung aus der Zeit der großen Entdeckungen. Mit vier Bildern, Umschlag- und Einbandzeichnung. 1.—3. Aufl. Gr.-8°. 107 S. J. P. Bachem, Köln, o. J. Geb. 4,50 Mk.

Sofie von Follenius: „*Allzeit wahrhaftig?*" Eine Erzählung mit vier Bildern von Fritz Bergen. 6.—7. Aufl. 8°. 154 S. Geb. 4,50 Mk. J. P. Bachem o. J.

Willibald Franke: „*Die Wallfahrt nach Weimar*". Besuche bei Goethe in Schilderungen bedeutender Männer. Gesammelt und herausgegeben von W. Franke. 8°. 197 S. Brosch. 4 Mk. Ganzleinen 6 Mk. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig o. J. 1925.

Alex von Frankenberg: „*Die Bettler*". Schauspiel. Kl.-8°. 168 S. Brosch. 3,30 Mk., Leinen 4,20 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Bruno Golz: „*Der Fahnenträger*". Auserlesene Gedichte des Grafen Moritz Strachwitz. Mit

Digitized by Google

Bildern von Alfred Rethel. (Aus der Sammlung: Aus alten Bücherschränken.) Gr.-8°. 171 S. Geb. 6 Mk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg o. J. 1925.

Oskar Maria Graf: „*Die Chronik von Flechting*". Ein Dorfroman. 8°. 240 S. Drei-Masken-Verlag, München o. J.

Hans von Haebler: „*Vom glückhaften Sterben*". Sechs kurze Geschichten für solche, denen auch heute noch die Ehre mehr gilt als das Leben. 8°. 49 S. Geb. 4 Mk. Theodor Weicher, Leipzig 1925.

Paul Hankamer: „*Das Böhme-Lesebuch*". Aus Jakob Böhmes Schriften ausgewählt und eingeleitet. Gr.-8°. 206 S. Geb. 7,50 Mk. Bühnenvolksbund, Berlin 1925.

Heintze-Cascorbi: „*Die deutschen Familiennamen*", geschichtlich, geographisch, sprachlich. 6. verb. und verm. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Cascorbi. Lex.-8°. 396 S. Geb. in Leinw. 15 Mk. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. Saale 1925.

Franz Herwig: „*Die feine Ingeborg*". Jabutsch. Zwei Erzählungen. 8.—10. Tausend. Kl.-8°. 121 S. Kösel & Pustet, München 1925.

Kurt Hielscher: „*Die Ewige Stadt*". Erinnerungen an Rom. 4°. 110 S. Tafeln. Ernst Wasmuth, Berlin 1925.

Dietrich von Hildebrand: „*Der heilige Benedikt*". Sein Leben in Bildern von Signorelli und Sodoma, mit Text aus dem Leben des hl. Benedikt von St. Gregor dem Großen, nach einer alten Übersetzung. Kl.-8°. Geb. 2 Mk. Theatiner-Verlag, München, Rom 1925.

Dietrich von Hildebrand: „*Die Kindheit Jesu*". Mit Text aus der Hl. Schrift nach der Übersetzung von Allioli. Kl.-8°. Geb. 1,30 Mk. Theatiner-Verlag, München 1925.

Hermann Jantzen: „*Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg*". Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Kl.-8°. 127 S. (Göschen, Band 22.) Geb. 1,25 Mk. W. de Gruyter, Berlin und Leipzig 1925.

Hans Kaltneker: „*Dichtungen und Dramen*". Herausgegeben von Paul Zsolnay, eingeleitet von Felix Salten. Gr.-8°. 371 S. Paul Zsolnay, Berlin, Wien, Leipzig 1925.

Lorenz Kjerbüll-Petersen: „*Die Schauspielkunst*". Untersuchungen über ihr Wirken und Wesen. Gr.-8°. 275 S. Ganzl. 9 Mk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925.

H. Knackfuß: „*Rembrandt*". Mit einem bunten Titelbild, fünf mehrfarbigen und zwei einfarbigen Einschaltbildern und 167 Textabbildungen. 15. Aufl. Velhagen & Klasing, Bielefeld 1924.

Friede H. Kraze: „*Das wahre Gesicht*". Eine Erzählung. 21.—25. Tausend. 8°. 50 S. Quickborn-Verlag, Hamburg o. J.

Friede H. Kraze: „*Jahr der Wandlung*". Ein Roman, Kl.-8°, 211 S. Kösel & Pustet, München 1925.

Konrad Kümmel: „*Margarete von Stuttgart*". Eine geschichtliche Erzählung. 8°, 360 S. Geb. Lwd. 6,80 Mk. Herder, Freiburg i. B. 1925.

Ernst Lissauer: „*Glück in Österreich*". Bilder und Betrachtungen. 8°, 219 S. Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Frankfurt a. M. 1925. Brosch. 4,80 Mk.

Paul Luchtenberg: „*Das Lebensrätsel des Instinktiven*". 1. Band: Instinktforschung und Theologieproblem. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. 1004.) 8°, 107 S. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1925.

Joseph August Lux: „*Ein Jahrtausend deutscher Romantik*". Zur Revision der deutschen Literaturauffassung. 8°, 268 S. Halbl. 14 Mk. Tyrolia, Innsbruck o. J. 1925.

Theodor Matthias: „*Die Werke Wolframs von Eschenbach*". Im Geiste des Dichters erneuert. 2 Bände, 8°, 1127 S. kart. 15 Mk. Im Selbstverlag des Übersetzers. Auslieferung: Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1925.

Ludwig Mathar: „*Wetter und Wirbel*". Altkölnische Geschichten. 1.—4. Aufl. 8°, 374 S. geb. 9 Mk. J. P. Bachem, o. J.

Bruno Meißner: „*Die Kultur Babyloniens und Assyriens*". 8°, 108 S. (Wissenschaft und Bildung 207.) Geb. 1,60 Mk. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Georg Mönius: „*Italienische Reise*". Mit 12 Bildern von Johannes Thiel, Gr.-8°, 454 S. Geb. Lwnd. 13,50 Mk. Herder, Freiburg i. B. 1925.

Maria Müller: „*In der Kongregationsschule*". Vorbereitungsunterricht zur Aufnahme in die Marianische Kongregation. 2. Aufl., 4.—6. Taus. 8°, 185 S. 1 Tafel. Geb. in Lwd. Herder, Freiburg i. Br. 1925.

Joseph Nadler: „*Die Berliner Romantik*". 1800—1814. Ein Beitrag zur gemeinvölkischen Frage: Renaissance, Romantik, Restauration. Gr.-8°, 235 S. Erich Reiß, Berlin 1921.

E. Nesbit: „*Das rote Haus*". Eine lustige Ehegeschichte. Mit 7 Bildern von A. J. Keller. 2.—3. Aufl. 8°. 270 S. J. P. Bachem, Köln o. J. geb. 6 Mk.

Walter Nowack: „*Zur Lehre von den Gesetzen der Ideenassoziationen seit Herbart bis 1800*". (Fr. Manns Pädag. Magazin. Heft 1018.) Gr.-8°. 136 S. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1925.

Max Pulver: „*Arabische Lesestücke*". Kl.-8°. 97 S. Grethlein & Co., Zürich und Leipzig. o. J.

Franziska Rademaker: „*Das Ave der Heimat*". Ein Roman aus Kevelaer. 10.—13. Taus. 8°. 508 S. Butzon & Bercker, Kevelaer 1925.

Leopold von Ranke: „*Politisches Gespräch*". Mit einer Einführung von Friedrich Meinecke. Gr.-8°. 51 S. Duncker & Humblot, München 1924.

Digitized by Google

Friedrich Rosendahl: „*Aus der Philosophie Lotzes*". (F. Schöninghs Sammlung philosophischer Lesestoffe. 5. Bändchen.) 8°. 104 S. Ferdinand Schöningh, Paderborn o. J. 1925. Kart. 1,50 Mk.

Karl Rosner: „*Die silberne Glocke*". Roman. 8°. 424 S. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich o. J. (10.—13. Tausend.)

Wilhelm Schmidt: „*Die Botschaft des Königs*". Eine Erzählung aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. 8°. 320 S. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg 1925.

Wilhelm Schussen: „*Der abgebaute Osiander*". Roman. 8°. 190 S. Kösel & Pustet, München 1925.

Franz Schweyer: „*Politische Geheimverbände*". Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart des Geheimbundwesens. Lex.-8°. 230 S. Gb. in Leinwnd. 6,50 Mk. Herder, Freiburg i. Br. 1925.

Hermann Skolaster: „*Bischof Heinrich Vieter*". Erster Apostolischer Vikar von Kamerun. Gr.-8°. 188 S. Kongregation der Pallotiner, Limburg a. d. Lahn 1925.

Fedor Sommer: „*Bolko*". Ein Burgen- und Heimatspiel in drei Aufzügen. 2. Aufl. 8°. 71 S. Kart. 2,50 Mk. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle (Saale) 1925.

Marie Sorge: „*Klinge, mein Herz*". Kl.-8°. 80 S. M. Koch, Leipzig o. J.

Georg Terramare: „*Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen*". Gr.-8°. 55 S. geb. 2,40 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1921.

Leo Tolstoi: „*Dramen*". 8°. 485 S. J. Ladyschnikow, Berlin o. J. (1925).

Gerd Tolzien: „*Rathenau*". Ein Schauspiel in 5 Aufz. Gr.-8°, 98 S. Brosch. 3 Mk. Dreivogel-Verlag, Berlin 1925.

Hagen Thürnau: „*Der Regenbogen*". 100 Gedichte. 8°. 132 S. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt von Engel & Toeche, Berlin 1925.

Lope de Vega: „*Das Spiel vom Sündenfall und von der Geburt Christi*". Übersetzt und bearbeitet von Fr. Walther. Kl.-8°. 106 S. Brosch. 2,70, Lnwd. 3,30 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Joseph M. Velter: „*Gefängnis*". Bühnendichtung in 3 Aufz. Kl.-8°. 106 S. Brosch., 2,70, geb. Lwnd. 3,30 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Charles de Vitis: „*Der Roman der Arbeiterin*". Ein preisgekrönter Roman aus dem Pariser Leben. 17.—19. Aufl. 8°. 381 S. Geb. 6 Mk. J. P. Bachem, Köln o. J.

Joachim Wach: „*Meister und Jünger*". Gr.-8°. 75 S. Brosch. 3, geb. 4 Mk. Eduard Pfeiffer, Leipzig o. J. (1925).

Heinrich René Wallau: „*Die Einigung der Kirche vom evangelischen Glauben aus*". Gr.-8° 355. S. Furche, Berlin 1925.

Robert Walter: „*Der Krippenschnitzer*". Eine Erzählung. 16.—30. Taus. 8°. 75 S. Quickborn-Verlag, Hamburg o. J.

Armin T. Wegner: „*Die Straße mit den tausend Ziegeln*". Gr.-8°. 155 S. Sibyllen-Verlag, Dresden 1924.

Joseph Weigert: „*Des Volkes Denken und Reden*". 8°. 108 S. Geb. Hlwnd. 3 Mk. Herder, Freiburg i. B. 1925.

Joseph Weigert: „*Religiöse Volkskunde*". 8°. 124 S. 2. und 3., verb. Aufl. (Hirt und Herde, 11. Heft.) Brosch. 2,20, geb. Hlnw. 3,20 Mk. Herder, Freiburg 1925.

Leo Weismantel: „*Der Kurfürst*". Ein Spiel vom Vaterland. 8°. 181 S. Brosch. 4,50, geb. in Pappe 5,70 Mk. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Wilhelm Weitzel: „*Kirchenmusik und Volk*". Vorträge, Lesungen und Gedanken. 8°. 220 S. 3 Bilder. („Hirt und Herde", 14. Heft.) Brosch. 4,80, geb. Lnw. 6,20 Mk., Herder, Freiburg i. B. 1925.

„*Weltschau des Katholizismus.*" Die Vatikanische Missionsausstellung in Wort und Bild. Amtl. deutsche Ausgabe. Apostol. Palast, Vatikan. Im Heiligen Jahre 1925. 26 Lieferungen. Erschienen Lieferung 1, 2, 3. Preis: 2 Mk. Franz A. Pfeiffer, München 1925.

Wilhelm Wiese und *Else Peerenboom*: „*Die Entwicklung der Caritas während des 19. Jahrhunderts im Rheinlande*". Im Auftrage des Deutschen Caritasverbandes bearbeitet. Gr.-8°. 73 S. Caritas-Verlag, Freiburg i. B. 1925.

Philipp Witkop: „*Heidelberg und die deutsche Dichtung*". Mit 8 Tafeln und einem farbigen Titelbild. Gr.-8°. 233 S. Geh. 11 Mk., geb. 13 Mk.

Vincenz Zapletal: „*Mose, der Gottsucher*". Kulturgeschichtliche Erzählung aus dem alten Ägypten. 8°. 365 S. F. Schöningh, Paderborn 1925. 6,60 Mk.

*

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

Zum 100. Todestage Jean Pauls (14. November 1925) erschien:

Walther Harich
Jean Paul

Eine Monographie

864 Seiten, Großoktav / Broschiert Mk. 15.—, Leinen Mk. 18.50

Dr. Walther Harich, der Biograph E. T. A. Hoffmanns, trägt Werk und Persönlichkeit Jean Pauls mit dieser Monographie an die Gegenwart heran. Unter Benutzung der neuesten Ergebnisse der Forschung durchleuchtet er in kräftiger Verlebendigung die satirischen Schriften der rationalistischen Vorperiode, die sechs großen Romane mit ihrem idyllischen und humoristischen Beiwerk und die philosophischen und politischen Schriften. In Jean Paul tritt endlich, hundert Jahre nach seinem Tode, der große Gegenspieler Kants, Goethes und Schillers in unser Bewußtsein. Er ist der letzte und größte Verkünder der deutschen Seele, die Leben und Welt als umfassende Einheit begreift. Wie ein Mythos ragt er in die Zeit der inneren Zersetzung, des vorwärtsbringenden Spezialistentums, und erst heute begreifen wir ihn ganz in seiner für die deutsche Seele zentralen Stellung.

Harich verzichtet bewußt darauf, ein „geistgeschichtliches" Werk zu geben. Aber die geistige Durchdringung des Stoffes und die Gruppierung der Massen geben diesem Buche die Bedeutung, die es als Darstellung Jean Pauls aus dem Bedürfnis unserer Zeit heraus hat. Nicht der Dichter des „Altfränkischen" wird bei Harich sichtbar, sondern das liebeglühende Herz und der umfassende Geist, in dem die Probleme Deutschlands und Europas sich brechen. Das Buch ist in der Jean-Paul-Fraktur gedruckt, in der die erste, bei Georg Reimer erschienene Gesamtausgabe der Werke des Dichters 1826/28 hergestellt wurde. Es erscheint in der bekannten Reihe meiner „Dichter-Monographien", in der bisher folgende Bände vorliegen:

Nils Erdmann, August Strindberg. Die Geschichte einer kämpfenden und leidenden Seele. 866 S. Br. Mk. 16.50, Halbbuckrambd. Mk. 19.—

Ricarda Huch, Die Romantik. 772 S. Br. Mk. 15.—, Halbbuckrambd. Mk. 18.—

Karl Nötzel, Das Leben Dostojewskis. 846 S. Br. Mk. 15.—, Halbbuckrambd. Mk. 18.—

Philipp Witkop, Heinrich von Kleist. 276 S. Br. Mk. 4.—, Halbbuckrambd. Mk. 7.—

Henry Bryan Binns, Walt Whitman. 458 S. Halbleinen Mk. 10.—

H. Haessel / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

DER GOLDENE STEIG

EINE NEUE VOLKSBÜCHER-REIHE

B i s h e r e r s c h i e n e n :

Bauernrätsel, zusammengestellt von *R. Kubitschek*, Bilderschmuck von *R. Koeppel-Waldhäuser*. 60 Seiten, gebunden Mk. 0.60, in Halbleinen Mk. 1.20.

Urwüchsiger Wäldlerhumor, bäuerlicher Scharfsinn, klarer Blick für menschliche Schwächen machen das Büchlein zu einer Fundgrube für Kurzweil suchende Leser und für Forscher.

Herzenssachen. Ein Trost- und Wehrbüchlein für das deutsche Volk, von *Karl Franz Leppa*. Einbandentwurf von *R. Koeppel-Waldhäuser*, 160 Seiten, gebunden Mk. 1.50, in Halbleinen Mk. 2.50.

„Das erste Volksbuch im wahren Sinne seit Hebels „Schatzkästlein" hat man die „Herzenssachen" genannt, und schon der äußere Erfolg dieses beglückenden Buches — in ganz kurzer Zeit mußte das achte bis elfte Tausend aufgelegt werden — zeigt, wie begeistert diese wirkliche, echte Volksdichtung aufgenommen wurde."

„Das ist eine Leistung ... Ja, das kommt daher, daß dem Mann, der das geschrieben, seines Volkes Geschichte, Leben Herzenssache ist und daß ihm der Herrgott einen feinen Griffel in die Hand gegeben hat, um vielen Tausenden die Geschichte ihres Volkes in so urwüchsiger Form auch ins Herz zu schreiben."

G. Traub in den „Eisernen Blättern".

Vor dem Schicksal der Beschränktheit des Wirkens muß dies Buch bewahrt bleiben! ...

Dr. Albert Wesselski in der „Bohemia", Prag.

Es ist ein ganz außerordentliches Werk ... Das Herz wird einem warm, und die Augen werden heiß beim Lesen. Hier spricht ein deutscher Mann, aufgewühlt von der Schande seines Volkes, emporgerissen aus der Stille seiner Waldheimat. Scham im Herzen, Zorn und Empörung in den Augen ..."

Regensburger Anzeiger.

„Ein Büchlein, dem ich an rührender Einfalt und anstürmendem Herzensdrang, seit Anzengruber und Rosegger tot sind, in der ganzen deutschen Literatur nichts Ähnliches an die Seite zu stellen wüßte."

Univ.-Prof. Dr. A. Sauer in der „Oesterreichischen Rundschau".

Kund'n und Kamp'ln. Altbayrische Geschichten von *F. Schrönghamer-Heimdal*. 112 Seiten. in hübschem Ganzleinenband Mk. 1.80.

Diese von einem köstlichen Humor erfüllten, flott und fesselnd geschriebenen Geschichten des bekannten Erzählers handeln von Schmugglern und Beamten, von Bauernschläue und Bauerntorheit, von einer famosen Brautschau, vom Bader und von vielen anderen bunten Dingen. Mit ihrer unbändigen Lebenskraft und Frische stehen sie auf der Höhe der besten Werke Ludwig Thomas.

†

In allen Buchhandlungen zu haben

M. WALDBAUER · VERLAG · PASSAU

Digitized by Google

NEUE WERKE

Soeben erschien:

Ein Jahrtausend deutscher Romantik. Zur Revision der deutschen Literaturauffassung, von Joseph August Lux. Halbl. (268 S.) 9.— RM.

Jos. A. Lux hat sich zur Aufgabe gestellt, die romantische Welt- und Kunstauffassung als ein katholisches Gut im Gang der Literaturgeschichte zu verfolgen, und zwar vom besonderen Standpunkt der österreichischen bzw. süddeutschen Heimat.

Aus dem Garten der Romantik. Biographien: Brentano, Eichendorff, Wackenroder, Steinle, Schwind, C. M. v. Weber, V. Helene Riesch. (206 S.) Halbl. 4.20 RM.

Die Romantik steht seit geraumer Zeit im Mittelpunkt des Interesses. In manchen Werken wird sie beinahe wie ein Lebewesen für sich betrachtet und philosophisch wie literarisch untersucht. Das vorliegende Buch befaßt sich nicht mit Theorien, sondern mit bedeutenden Romantikern von der rein menschlichen Seite. Ihre Schicksale, ihre Wesensart, aus der ihre Kunst erwuchs, soll gezeichnet und in Erinnerung gebracht werden, daß ihnen die blaue Blume aus Mühen und Leiden blüht. Die Verfasserin hat nicht trocken die Früchte ihrer geschichtlichen und literarischen Studien aneinander gereiht, sondern lebensfrisch und schwungvoll ihre „Gestalten" geformt.

Früher erschien:

Der Spiritismus im Lichte der vollen Wahrheit, von J. Godfrey Raupert, früher Mitglied der englischen Gesellschaft für psychische Forschung. (90 S.) 2.— RM.

Volle Aufklärung über die spiritistischen Phänomene unserer Zeit! Aus eigener Erfahrung des Verfassers, dessen Vorträge in England und Amerika großes Aufsehen erregten. — In der hochinteressanten Broschüre, die in sicherer Prägnanz seine bisherigen interessanten Forschungsergebnisse zusammenfaßt, spricht Raupert zum erstenmal zu dem deutschen Publikum in dessen Muttersprache. Das Buch wird sensationell wirken, weil es in seinen Folgerungen durchaus neu ist, da es vom christlich-gläubigen Standpunkt aus die hochaktuelle Frage diskutiert und die befriedigende Lösung sucht für die geheimnisvollen Wunder des modernen Spiritismus.

An Quellen des Lebens. Naturwissenschaftliche Bilder von Ferdinand Theissen, S. J. Herausgegeben von Emil Kaiser, S. J. Reichillustrierter Halbleinenband. (372 S.) 5.20 RM.

Prächtige Bilder aus Heimat und Tropen, voll Geist und reizvoller Anmut. Die letzte Gabe eines hochsinnigen Forschers! So recht ein Buch aus Kampf- und Sonnentagen der Natur, von tiefstem und reinstem Gehalte. Lebendig-packende Sprache und köstlicher Humor erschließen hier eine Goldader lebensvoller Freude für den echten Freund von Mutter Natur und eine Quelle der fruchtbarsten Anregungen für den gereiften Forscher, der nach Ursachen, Zweck und Verknüpfung der überraschenden Naturwunder fragt.

Durch Körperbildung zur Geisteskraft. Ein System der Körperertüchtigung zur Hebung und Stählung der geistigen Tatkraft von W. J. Lockington, S. J. Deutsche Ausgabe von Ph. Küble, S. J. Dritte Neuauflage, 11.—15. Tausend. Mit Übungstabelle Preis 2.70 RM. Erste Auflage innerhalb 10 Wochen vergriffen, zweite beinahe vergriffen, dritte kürzlich erschienen.

In allen Buchhandlungen vorrätig

VERLAGSANSTALT TYROLIA A.-G.
INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Digitized by Google

Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte

Joseph August Lux

Ein Jahrtausend deutscher Romantik

Zur Revision der deutschen Literaturauffassung. Halbl. (268 S.) RM 9.—.

Grundlegendes Werk über die deutsche Romantik unter Berücksichtigung des katholischen und österreichischen bzw. süddeutschen Standpunktes.

Eingehende Würdigung der romantischen Welt- und Kunstauffassung als ureigenstes katholisches Kulturgut.

Interessante Neugruppierungen.

Als Korrektur und Ergänzung der protestantisch-preußischen Literaturauffassung nicht zu übersehen.

Helene Riesch

Aus dem Garten der Romantik

Biographien hervorragender Romantiker, wie Eichendorffs, Wackenroders, Ed. v. Steinles.

Halbl. (206 S.) RM 4.20

Das vorliegende Buch befaßt sich nicht mit Theorien, sondern mit bedeutenden Romantikern von der rein menschlichen Seite. Ihre Schicksale, ihre Wesensart, aus der ihre Kunst erwuchs, soll gezeichnet und in Erinnerung gebracht werden, daß ihnen die blaue Blume aus Mühe und Leiden blühte.

Früher erschien:

M. Hasse

Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur

3. verb. Aufl. Halbl. (580 S.) RM 8.—

„... Die einzelnen poetischen Richtungen von der ältesten Zeit bis zur jüngsten Gegenwart sind in treffenden und knappen Übersichten charakterisiert, so daß besonders diese kurzen Einleitungen von großem Werte sind für das Verständnis der ganzen Richtung wie auch der folgenden Einzeldarstellungen."
(Akademische Monatsblätter.)

Dr. Moritz Enzinger

Das deutsche Schicksalsdrama

Eine akademische Antrittsvorlesung. Brosch. (48 S.) RM 0.55

„In knappem Rahmen bietet der Nachfolger Wackernells auf dem Innsbrucker Germanisten-Lehrstuhl eine reiche Übersicht über die deutsche Dramenklasse, die in Grillparzers „Ahnfrau" gipfelt."
(Alois Brandl im Archiv f. d. Studium neuerer Sprachen.)

Dr. Oskar Katann

Ästhetisch-literarische Arbeiten

Studien zur Ästhetik und Literaturwissenschaft. Brosch. (374 S.) RM 4.—

„... Das Buch bietet mehr, als der Titel vermuten läßt; über eine bloße Zusammenstellung von Einzelunterfuchungen rundet es sich zu einem Ganzen und bietet bereits in geschlossener Form das System einer Ästhetik auf neuscholastischer Grundlage ..." (Hochland.)

Dr. Oskar Katann

Dichtung und Leben

Gedanken zur Erneuerung der Literatur. Kart. (32 S.) RM 0.70

Indem Dr. Oskar Katann die dichterische Form zugleich als soziales Phänomen auffaßt, entwickelt er einen Weg zur Erneuerung der Literatur, der ebenso auf die Erfahrungen der Geschichte der Weltliteratur als der heimischen Volkskunde sich aufbaut.

Dr. Oswald Floeck

Skizzen und Studienköpfe

Beiträge zur Geschichte des deutschen Romans seit Goethe. Geh. (312 S.) RM 4.—

Der Roman spielt unstreitig in der Literatur der Gegenwart die größte Rolle. Vorliegendes Werk gibt ausgiebig Aufschluß über Entstehung und Entwicklung dieser Literaturgattung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck–Wien–München

Digitized by Google

Weltverbesserer

Roman von Anton Schott

Gebunden 3 Mk.

Schott offenbart darin so recht die Kenntnis seines Volkes und des Böhmer Waldes

Verlag Fredebeul & Koenen
Essen

SEELE

Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Herausgegeben von

Dr. Alois Wurm

Die Zeitschrift will denen dienen, die, von der Erschütterung der Zeit, Schuld, Leid und Gnade berührt, ein neues Leben von innen heraus ernsthaft versuchen. Bezugspr. halbjährl. 1.50 Mk. (Gold). Probeheft gratis

Josef Habbel, Regensburg

Lichtträger im Chaos

SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel FILM UND VOLK mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß • Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichträger im Chaos":

Band I Katholizismus und Gegenwart

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes • Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter • 84 Seiten • Preis 1.— Mk.

Band II Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing • Preis 1.20 Mk.

VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN

Digitized by Google

DIE LITERATURWISSENSCHAFT AUF NEUEN WEGEN

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel, Bonn. / / / / / / Mit ca.

3000 BILDERN

in Doppeltondruck und vielen Tafeln, z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatl. Zahlung von nur

Goldmark 7.–

Man verlange Ansichtssendung Nr. 30 b

Artibus et literis
Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM.

KATHOLIKEN-EHEBUND
KEBU

Damen und Herren aller Kreise und Berufe bietet der seit Jahren anerkannt erfolgreiche

KATHOLIKEN-EHEBUND

vornehme, unbedingt diskrete Möglichkeit zur Wahl eines passenden Ehegatten. Nur für Katholiken. / Neuzeitliche Anbahnung des Sichsuchens und Sichfindens auf schriftlichem Wege; keine gewerbsmäßige Heiratsvermittlung. — Ganz Deutschland, auch Ausland; Einheiraten. - Bundesschriften gegen dreifaches Briefporto für verschlossene diskrete Zusendung durch den

KEBU-VERLAG
Abteilung G, Charlottenburg 2.

DIE DREI WEIHNACHTSBÜCHER 1925

Deutsche Weltanschauung

Ein Buch zur Selbstbesinnung von Karl Weidel. 272 Seiten Umf. Quartformat. 20 Kunstdrucktafeln mit Bildern von Klinger, Böcklin, Schwind, Thoma, Hodler, Rethel, Dürer, Fidus, Welse u. a. In Ganzleinen geb. RM 8.–.

Geprägte Form

Zeugnisse unserer seelischen Schöpferkraft. Dargeboten von Ludwig Denninghoff. 464 Seiten Umfang Quartformat, mit 70 zum Teil farbigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen von Ph. O. Runge, Caspar David Friedrich, Matthias Grünewald usw., Skulpturen und Bildwerken aus den Bamberger, Braunschweiger, Lübecker und Wormser Domen, der Elisabethkirche zu Marburg u. a. In Halbleinen geb. RM 12.–, in Halbleder geb. RM 18.–.

Romantik-Land

Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Denninghoff. 242 Seiten Umfang Großoktavformat, 16 Kunstdrucktafeln mit Bildern von Caspar David Friedrich, Blechen, Schwind, Rethel, Cornelius, Runge u. a. In Ganzleinen geb. RM 6.50.

Wem das Leben mehr ist als Essen und Trinken, wem der faustische Drang nach Erkenntnis, diese spezifisch deutsche geistige Eigenart, ein Teil seines Lebensinhaltes bedeutet, dem werden diese Werke Erquickung der Seele sein, Erbauung und Freude.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT / HAMBURG

Digitized by Google

Werke aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Erwin Pfefferle
Aus der Bibel
8 Holzschnitte mit einem Vorblatt
Blattgröße 38×46

Ausgabe A Nr. 1 bis 10
Auf echtem Japan, vom Künstler mit besonderer Sorgfalt eigenhändig gedruckt, in Halbpergamentmappe, mit einem Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert. Preis Mk. 300.—

Ausgabe B Nr. 11 bis 50
Auf echtem Japan, in Halbpergamentmappe, mit Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert. Preis Mk. 250.—

◆

Erwin Pfefferle
Weg und Gestaltung
von Dr. Werner Schmidt
Mit 27 Abbildungen. Preis 3.50 Mk.

Woher?

Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 6. Auflage (45.—50. Taus.) 1925. Geb. Mk. 6,50. „Ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk." (Rudolf Herzog)

Leben und Weben der Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 1924. 4. Aufl. Kart. Mk. 4.—, geb. 5.—.
Bilderbuch der deutschen Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 2. Aufl. 1925. Kart. Mk. 4.—, geb. 4.—
Briefe deutscher Frauen, ausgewählt und mit Einleitungen versehen von Dr. E. Wasserzieher. 4. Aufl. 1925. Geb. Mk. 5.—
Die Wahrheit im Wandel der Weltanschauung. Eine kritische Geschichte der metaphysischen Philosophie. Von Univ.-Prof. Dr. S. Behn. 1924. Kart. Mk. 8.—, geb. 9.50
Einleitung in die Philosophie. Von Dr. Aloys Müller. 1925. Geb. Mk. 3.—
Sprechen sie Lateinisch? Moderne Konversation in lateinischer Sprache. Von Dr. Georg Capellanus. 8. Aufl. 1925. Kart. Mk. 2.—
Ortsnamen. Etymologisches Lexikon deutscher und fremdländischer Ortsnamen. Von W. Sturmfels. 1925. Geb. in Lwd. Mk. 5.—
Eine Fahrt durch die Sonnenwelt. Astronom. Unterhaltung von Dr. Fr. Becker. Mit 29 Abbildungen. 1925. Geb. Mk. 3.50

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68
Gegründet 1808 (Postscheckkonto 145)

Der Kunstwart
DEUTSCHER DIENST AM GEISTE
Begründet von Ferdinand Avenarius

Mit einem erneuerten, erweiterten und vertieften Programm hat der „Kunstwart" mit dem Oktoberheft 1925 den 39. Jahrgang begonnen. Von selbst ergab sich die Notwendigkeit, die Ziele dieser bewährten Kulturzeitschrift wiederum ein tüchtiges Stück weiter voraus zu stecken und zu ihrer Erreichung auch neue Wege zu beschreiten. Wie schon der neue Untertitel erkennen lassen soll, sieht der „Kunstwart" seine neue, umfassendere Aufgabe in einem *im innerlichst deutschen Sinne vertieften Dienst am Geiste*, sein letztes Ziel in der Lösung der Frage: Wie denn sollen wir leben, um richtiger als bisher zu leben? Und so wird der „Kunstwart" denn verteten: die höchste Leistung der deutschen Persönlichkeit und der deutschen Volksgesamtheit; den entscheidenden Lebenswert religiöser, künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung überhaupt und damit *die höchste Leistung des deutschen Gottsuchens, der deutschen Kunst und der deutschen Wissenschaft im besonderen.*

Probehefte stehen auf Wunsch zu Diensten
VERLAG GEORG D. W. CALLWEY IN MÜNCHEN

Digitized by Google

Neuerscheinungen

aus dem Verlage Benziger & Co. A. G., Einsiedeln

Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.

Die goldene Schmiede. Ein Marienleben. Von Augustin Wibbelt. Gr.-8°. 168 Seiten. Mit Illustrationen von W. Sommer. In Ganzleinen RM. 9.—.

Augustin Wibbelt, der Dichter des Sonnenbuches, des Pastoraten-Gaorens, der Verfasser feinsinniger Skizzen, Essays und Dialektstücke, der köstliche humorvolle Erzähler, der so vielen ein Bringer der Freude geworden ist, schenkt uns eine neue Gabe.

Es ist ein Buch zum Sichversenken, zur Sammlung, zur Konzentration. Was ihm einen besonderen Wert verleiht, ist die gepflegte, kultivierte Sprache, die reich an Farbe, Bildkraft und Leben ist. Es ist ein köstliches Buch, das in jedem deutschen Hause offene Pforten und Herzen finden wird.

Der hl. Petrus Canisius. Von Joseph Kinzig S. J. Mit 128 Seiten. 95:115 mm. Mit Titelbild. Ganzleinen RM. 2.50.

... Das Wesensbild des liebenswürdigen, mit deutscher Gemütstiefe und Gründlichkeit begnadeten Heiligen, das uns hier geboten wird, tritt in scharfen Umrissen und lebendiger Frische vor unsere Seele und wirbt um unsere Bewunderung und Nachfolge zugleich ... Die Darstellung ist fesselnd und leicht fließend, die Ausstattung des Buches würdig und sehr geschmackvoll ... Das Buch empfiehlt sich für die weitesten Kreise des katholischen Volkes und sollte vor allem auch unserer Jugend in die Hand gegeben werden. P. Thomas Jüngt O. S. B.

Saat und Ernte. Lebenskundliche Besprechungen zur Einstellung der jugendlichen Selbsterziehung auf den Familienberuf von Joseph Könn. 176 Seiten. Ganzleinen RM. 3.80.

Wir wünschen aus ganzer Seele das Büchlein in die Hand jedes Seelsorgers, dem das Wohl seiner heranwachsenden Pfarrkinder am Herzen liegt. Aber auch ein ernstgesinnter Jüngling wie eine verständige Jungfrau werden aus der Schrift reichen Nutzen schöpfen. Prälat A. Döbeli.

Der heilige Kreuzweg. Text von Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. Mit farbigen Bildern in Kunstdruck von Prof. M. von Feuerstein. Ganzleinen RM. 3.—.

Der dreifache Rosenkranz in Wort und Bild. Text von Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. Mit 15 farbigen Bildern in Kunstdruck von Prof. M. von Feuerstein. Ganzleinen RM. 3.—.

Die beiden Büchlein sind zwei kleine Prachtwerke und werden sicherlich heilige Freude wecken bei allen, die frommen Sinnes Bild und Wort auf sich wirken lassen. Bei der herrlichen Ausstattung ist der Preis sehr bescheiden. Prälat A. Döbeli.

Frauenleben und Frauenwürde. Nach Auffassung, Wunsch und Streben der Kirche. Von Dr. Ernst Breit, Rektor. Mit Titelbild in Duplex-Autotypie von M. von Feuerstein und Buchschmuck von W. Sommer. 120 Seiten Kl.-8°. In Ganzleinen RM. 3.—.

Dies Büchlein möchte eingehend klarlegen, wie die Kirche durch ihre Lehre wahre Frauenwürde und richtig verstandene Frauenrechte schützt, wie sie im tiefsten Wesen von Hochachtung und Ehrfurcht gegen die Frau durchdrungen ist, wie sie ein edles, feines Frauentum zu wecken und zu fördern weiß.

Noch rechtzeitig auf Weihnachten erscheinen:

Sentimentalisten. Roman von Rob. Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von R. Ettlinger. 8°. 388 Seiten.

Trotz Folter und Strick. Roman aus der Zeit der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Von Rob. Hugh Benson. Autorisierte Übersetzung von A. und R. Ettlinger. 8°.

Krumme Pfade. Roman von Dorothea Gerard. 8°.

Wenn der Meister ruft. Erzählung einer Mutter. Von P. Lhande. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Therese von Jordans.

Durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Incarnatio. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Weihnachtsstimmung. Erinnerungen von Friede H. Kraze / Liebe. Erzählung von Gustav Schröer / Das Holzschuhmännlein. Märchen von Anton Höfer / Kinderschlummer. Gedicht von A. Berger / Die internationale Zusammenarbeit der Katholiken. Von Dr. Josef Froberger / Dichtung und Leben Auf der Gralwarte. / Von Friedrich Muckermann, S. J. / Vom Gottsuchertum einer modernen Seele. Von Hans Bücker / Gedicht von H. Jäker / Dichtung des In- und Auslandes. / Glück in Österreich. Von Dr. Friedrich Schreyvogl / Ernst Barlach. Von Heinrich Bachmann / Alte und neue Mysterien. Von Hermann Preindl / Neue Bücher
Kleine Anzeigen / Kunstbeilage von Hans Thoma: Heilige Nacht.

20. Jahrgang **Heft 3** Dezember 1925

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Präsident von Hindenburgs Lebensspiegel

bildlich dargestellt, berechnet und gedeutet von **Hermann Leo**, 56 S. Großoktav, holzfr. Papier, br. Mk. 1.—, Lw. Mk. 2.50 erschien soeben im **Verlag Peter Hoffmann, Freiburg i. B., Postscheck Karlsruhe 32442.**

SEELE

Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Herausgegeben von

Dr. Alois Wurm

Die Zeitschrift will denen dienen, die, von der Erschütterung der Zeit, Schuld, Leid und Gnade berührt, ein neues Leben von innen heraus ernsthaft versuchen. Bezugspr. halbjährl. 1.50 Mk. (Gold). Probeheft gratis

Josef Habbel, Regensburg

Lichtträger im Chaos

SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel **FILM UND VOLK** mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß * Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichträger im Chaos":

Band I **Katholizismus und Gegenwart**

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes * Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter * 84 Seiten * Preis 1.— Mk.

Band II **Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage**

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing * Preis 1.20 Mk.

VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Thoma: Heilige Nacht

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 3 | Essen, im Dezember 1925

Incarnatio

Von Friedrich Muckermann, S. J.

„VERLEIBLICHUNG des Gottes", das wollten immer die Dichter und Künstler. Sie wollen es heute so innig und kühn, so verzweiflungsvoll und gewagt auch wohl, als ob gerade von diesem Gelingen alles Wohl und Wehe unserer Kultur abhängig wäre. Ein Zug der Zeit, ein Strom, über dessen Richtung man sich kaum Rechenschaft gibt, vielleicht nicht einmal geben kann, treibt sie alle auf dieses Heiligtum ihres Traumes zu. „Verleiblichung des Gottes": es ist ein so körperlicher, so irdischer, so menschlicher Ruf, mit dem sich doch wieder ein stärkerer Klang des Geistigen, des Überirdischen, des Göttlichen verwebt. Noch eine andere Prägung gibt es, die, unbestimmter zwar in sich, dennoch durch die Umstände, unter denen sie entstanden, und durch die Haltung der Menschen, die dabei tätig waren, in einem Worte das gleiche sagt, nämlich in dem Zauberwort „Gestalt". Es sprechen die Zahllosen, die aus den Tiefen des Naturalismus kommen. Genug haben sie des Chaotischen, des Unberechenbaren, des Sichverströmenden, des Sichverbrennenden. Ein Gesetz wollen sie, das mit starker Hand diese formlose Masse des Unwillkürlichen und Dumpfschöpferischen bändige. Es sprechen die weniger Zahlreichen, die von den Höhen des Gedankens aus, in der verdünnten Luft ihrer Geistigkeit, Verbindung mit dem Lebendigen suchen, mit frischen Quellen und fruchtbarem Grund: denn Gestalt ist Vermählung des Geistes mit einem Organischen. Wieder eine Gruppe will Gestalt, indem sie ein Symbol ersehnt, das aller Welt Kräfte in sich fasse, oder einen Führer, der, aufragend, schön an Körper und beherrschend an Geist, schon durch das eigene Sein alle Verwirrung klärte und alles Zertrümmerte ersetze. In der Gestalt hat ein Geistiges das Stoffliche besiegt und wirkt wiederum alles Stoffliche in seiner Fülle und Kraft, bilden beide die untrennbare Einheit, Vorbild aller Einheit, die, der Erde verwandt und den ewigen Sternen, reinste Form neuen Lebens wäre. Mehr ist Gestalt als Wort, Buch, Rede, denn Gestalt ist Urzelle und Inbegriff von all diesem, was den Tag bewegt. Wir erleben heute eine vielfache Renaissance, die große Männer aller Zeiten und Zonen neu aus dem Grabe erstehen läßt. Napoleon, Cäsar, Goethe, Michelangelo u. a. liegen in bedeutenden Monographien vor uns. In einer Reihe mit ihnen gehen die Darstellungen jener großen Stile, die, wie Gotik und Barock, noch einmal ganzes Weltgefühl in sich bannten. Abgewandt hat sich der Blick

Digitized by Google

bedeutender Gelehrter von der Betrachtungsweise des Naturforschers, der sich in der Ursachenkette des Geschehens als notwendiges Glied empfand. Man fragt nicht so sehr nach dem Woher und Warum, man bemüht sich viel mehr um die Schau dessen, was hinter diesem liegt, nach dem Sein selbst und seinem inneren Bau. Überall in der Phänomenologie, ob man sich nun treu bleibt oder nicht, fühlt man sich irgendwie bezaubert von der Transparenz aller Dinge, bei denen das Geheimnis, ein Seelisches, ein Geistiges vom heiligen Grunde aus durchleuchtet. In den Stilen selbst wieder geht es nicht darum, woher sie gekommen, sondern vor allem, was sie bedeuten. Man muß so fragen, denn grauenhaft ist die Wahl des Entweder-Oder, die sich vor den Menschen der Gegenwart stellt. Entweder geben wir uns den Dingen hin, die wie ein wildes Rad mit uns rollen, dem verführerischen Rausch, der keine Selbstbestimmung mehr kennt, und wir rollen und trollen dahin im Gefolge eines Silen oder sonst eines trunkenen Gottes. Wir tun es, obwohl wir in Stunden der Nüchternheit erfahren, welche Kräfte in diesem Chaos die siegreichen bleiben, obwohl wir wissen, daß dies alles ein Interregnum ohne Ritter und ohne Krone ist, obwohl es schon Kassandrastimmen unheimlich rufen, daß es am Abgrund enden müsse, am Strande des ungeheueren Wellenschlages der Wiederholung und der Sinnlosigkeit. Oder aber, man bekennt sich zum Geist, der wühlt und bohrt und stößt, immer ordnend und wieder auflösend, bis das zu Ordnende sich verflüchtet, indem man weiß, daß zwar eine Linie immer noch teilbar bleibe, daß aber mit jeder Teilung neue Substanz verlorengehe. Zurück zum Leben und zurück zum Geist, etwas anderes ist nicht denkbar, wenn es schon gehen soll um Wiedergeburt. Aber wo ist die Stätte, daß sie einander begegnen zu neuer, verheißender Vermählung? Eine Endlosigkeit ist auf der einen Seite und eine Endlosigkeit auf der andern, hier wie dort sich totlaufend, solange beides voneinander weicht, während umgekehrt wunderbare Lichter jenen Ort umspielen, wo sie einander begegnen im fruchtbaren Geheimnis. Diese Stelle ist wie eine Oase in grenzenloser Wüste, wie eine Insel im einsamen Meer. Auf ihr rauschen wie Götterodem die Lüfte, und uralte Bäume wölben sich um einen Neugeborenen. Heilige Gestalt: Hätten wir dieses Götterbild gefunden, einem Jüngling gleich würde die Menschheit sich aus ihm erneuern und sich formen nach seinen Zügen.

So webt um die Gestalt die Weihe des Religiösen, daß wir in ihm zu neuem Dasein erwachen. So sehr ist unsere Unkraft, die Unkraft eines ganzen Zeitalters offenbar geworden, daß mit der Bewunderung von Zeiten, die in der schönen Ordnung göttlicher Harmonie schwebten, auch die Ehrfurcht vor jenen Mächten wachsen will, die einst Jahrhunderte in ihrer Hand zu wiegen schienen, Jahrhunderte, groß und festgefügt und doch wieder voll sprudelnder Quellkraft, voll schäumenden Lebens. Gegenbild eines völlig durchklärten und durchformten Lebens war diesen Jahrhunderten die Gestalt ihrer Kunst. Keine Götter wird doch je ein Seher verkünden, wenn nicht jene, die in seinem Volke reale Menschwerdung gefeiert. So ward das Suchen nach der Gestalt unserm Geschlechte ein Suchen nach Gott. Welchen Namen sollte man auch dem Geheimnisvollen sonst geben, das im Triebe selbst zu locken scheint in blaue seltsame Entrückungen und Verzückungen, was andererseits dem Geiste vorschwebt als die gereinigte Musik strahlender Ordnungen? Madonna und Dirne, so läßt ein tiefsinniger Dichter seinen Helden sprechen, wie kann es nur geschehen, daß sie zugleich in einer Seele wohnen, im gleichen Augenblicke sogar? In der Tat ist es furchtbar,

Digitized by Google

zu denken, daß diese widerspruchsvolle Doppelheit in einem Menschen sein könne, noch mehr, in einem Zeitalter, noch mehr, daß gerade dieser Zug der für das Heute charakteristische erscheine: Göttlichkeit des Geistes und Göttlichkeit der Sinne, in ihrer Trennung ein Fluch, in ihrer Vereinigung blühende Menschheit. Nur der Gott, der in beiden Reihen wirkt, vermag ihre Einheit zu bilden. Ein Geschenk des Himmels ist sie also, eine Gnade. Wir können sie nicht schaffen, wir können sie nur empfangen. Schon des Dichters Empfängnis galt immer als eine Überschattung durch göttlichen Geist. Immer auch unterlag der noch so wild Schaffende dem lächelnd Schenkenden.

Und hier ist Bethlehem. Gewiß, keine Brücke führt von der Sehnsucht unserer Zeit bis zu einem Mysterium, das über aller Menschen Denken und sogar Sehnen geht. Aber singt es vom weihnachtlichen Chor: Apparuit humanitas et benignitas Dei, Salvatoris nostri . . , dann leuchtet auf einmal aus Glaubensland eine Gestalt auf, von der wir fühlen, nachdem wir glaubend wissen, daß in ihr alle Züge jenes Götterbildes sichtbar werden, nach dem die Verzweiflung des Jahrhunderts wandert. Und das Wort ist Fleisch geworden . . . Ein Reis blüht auf, uralten Stämmen ehrwürdiger Geschlechter entsprießend, verbunden mit allen Dunkelheiten zeugenden Lebens, Blut vom Blute vieler Väter, genährt von der Milch vieler Mütter, von nichts befreit, was den Wesen naturhaft eignet, die nun einmal in den Wechsel von Werden und Sterben verschlungen sind, dem Schicksal aller Erdenkinder. Ein Reis blüht auf, das doch, gesetzt vom Geiste, unmittelbar aus den Tiefen des Göttlichen hervorgeht, Gottes Gestalt, Gottes Wort, Gottes Klarheit. Ihr werdet ein Kindlein sehen, das Kindlein, von Gott geschenkt, die Gabe der Gnade, in seiner kindlichen Hilflosigkeit doppelt hindeutend auf den Schoß des Vaters. Incarnatio . . . Gott hat sich verleiblicht. Das Wort ist Fleisch geworden. Anbetend knien wir im Glauben und wissen nur zu stammeln von dem, was unaussprechlich schön und tief und heilig durch unsere Seele flutet. Die Sprache finden wir erst wieder, wenn wir dieses Wunder in Berührung bringen mit den Dingen, die es wirkt, geheimnisvoll auch da, aber doch greifbar in seiner menschlichen Erscheinung. Wir schauen in eben diesem unvergleichlichen Licht des Glaubens, wie von dieser Wiege aus lichte Streifen breit durch die Jahrtausende fallen. Wir sehen Kulturen kommen und gehen, in der Hoffnung auf dieses Kind oder im Gefolge seiner Wege. Zeichen und Gepräge all dieser Kulturen werden bestimmt durch diese Gestalt des neuen Adam, des neuen Anfangs einer Schöpfung der Liebe.

Christliche Kultur wird immer auch eine Kultur der Sinne sein. Sie würde die Incarnatio Gottes, mit der sie begonnen, durchaus verleugnen, wollte sie sich je grundsätzlicher Sinnenfeindschaft überlassen. Apparuit humanitas . . . Die Menschheit ist erschienen. Ein Kindlein lächelt, ein Körper ist da, ein Sinnenwesen, mit seinen Augen begegnend dem betreuenden Blick der liebreizenden Mutter. Wir haben hier Mutter und Kind in ihrer ganzen geschlechtlichen Verflochtenheit. Geheiligt sind jene dunklen Triebe, die im Geheimnis allen Lebens wirken. Es ist kein Scheinleib, kein Ätherleib, es ist eine wirkliche Geburt, eine tatsächliche Verleiblichung Gottes. Die Tätigkeit dieses Leibes wird mittätig sein im neuen Reich der Gnade. Das Schöpferische des Naturgrundes wird in seinen strömenden Quellen in ihm fließen. In der Gestalt des mystischen Körpers Christi wird der wirkliche Körper sein, Fleisch und Blut. In aller Kultur und Kunst, die von Bethlehem kommt, werden Mütter und Kinder lächeln dürfen

Digitized by Google

und alle Kraft des Geschlechtes sich verschenken. Hier ist auch kein Wenn und Aber, es ist ganz einfache, restlose Anerkennung der ersten Schöpfung durch die zweite. Ist es nicht auf einmal, als erwachten in diesem Kinde alle menschlichen Gestaltungsversuche der Vorzeit erst zur vollen reinen Menschlichkeit? Die strengen Gesichter der Ägypter, die seltsamen Former östlicher Phantasie, die scheinbar auf letzte Menschenweihe nur noch wartende Grazie von Hellas, gewinnen sie nicht erst hier jene Heiterkeit, die unmittelbarer Ausdruck der Natur, reinstes Lächeln ihres Wesens ist? Alle gekünstelten, gesteigerten späteren Formen, in sich noch so berechtigt, können sie sich messen am edlen Gleichgewicht einer Kindlichkeit, aus der Gott selber strahlt? Wird es reifere Freude in irgendeiner Zukunft geben, als die Freude an diesem Kinde? Geht es nicht über alles menschliche Erwarten, daß dergleichen das schöne Ergebnis von Kräften ist, die sich so gern verwirren zu wüstester Entstellung menschlicher Gestalt und menschlichen Schicksals?

Aber was soll uns dies, sagst du, wo wir doch wissen, daß dieses Kind einen Weg gehen muß, düster unter dem Schatten des Kreuzes? Nicht das lächelnde Kind ist doch zum Antlitz der Christenheit geworden, sondern der Mann der Schmerzen, an dem keine Schönheit mehr ist und keine Gestalt? ... Recht hast du, und damit schon die Brücke betreten, die zur höheren Sphäre führt, zum Gesetz des Geistes, das eins geworden mit dem Gesetz der Sinne im Bilde des verleiblichten Gottes. Wieder ein Rätsel: Dieser Strahl von oben, diese bis in den göttlichen Logos sich hinaufschwingende Linie ernstester Geistigkeit, kann sie wohl anders sich zur Welt herablassen, denn als vernichtende Kraft? So war es doch bei all den Weisen des Ostens, denen Kinderlächeln und Muttersüße nur ein Teil jener trügerischen Maja war, der großen Täuschung, die man zerschlagen müsse. Und muß in der Tat nicht alles Fleisch zermalmt werden vor der Größe und Wucht einer dem Fleische übergeordneten Welt? Und doch: Hier ist Vermählung und nicht Vernichtung. Nur eines wird der Vernichtung zugestanden, daß nämlich der Geist das Chaos bändige und alles Widerstrebende einfüge in seine festigende Linie, daß der Geist herrsche. Aber weil es der Schöpfergeist ist, der nicht losgelöst über dieser Welt schwebt, sondern in ihr tätig ist bis ins letzte Atom hinein, weil es dieser Geist ist, der noch im kleinsten Bild der verdächtigen Maja des Vaters Ebenbild bleibt, darum kann er herrschen, ohne zu vernichten. Von innen wird diese Herrschaft sein, innersten Grund der Welt erstrahlen lassend in der göttlichen Idee der Weisheit, die vor dem Antlitz des Ewigen spielte. So gibt es denn keine Stelle, die, einerseits durch die Schleier des Geheimnisses verhüllt, doch andererseits so leuchtend wäre, daß in ihrem Licht nicht alles Naturgeschehen und alles Menschenwerk in letzte Tiefen hinein vergeistigt würde. Das wird immer Zeichen und Art christlicher Kultur bleiben. Sie lebt im Geheimnis, aber doch nur in einem solchen, das dunkel bleibt für menschliche Augen. Nicht hindert diese Dunkelheit unseres Glaubens Wissen daran, überzeugt zu sein, daß bis in die letzten Winkel des Universums hinein die Klarheit Gottes leuchte. Diese lichte Klarheit wird allen den Stilen eigentümlich sein, die je im Namen des Christentums das Dasein formen. In einer stillosen Welt wird der Christ sich viel weniger heimisch fühlen können als jeder andere, weil Stil im weitesten Sinne, als Herrschaft des Geistes nämlich, seines Weltbildes göttlich-notwendiger Ausdruck ist. Stillosigkeit ist immer Abfall vom Geiste, Abfall von Gott daher und Zeichen des Niederganges. Heilige ohne Stil sind nicht denkbar, und wo

Digitized by Google

Christentum ist, da schafft es Stile, sonst ist es nicht das Christentum, das zum Lächeln des Kindes in der Krippe stimmt.
So haben wir denn unsere Gestalt, eine für alle Zeiten gültige, eine in der Mitte des Weltablaufs von Gott selbst errichtete, den verleiblichten Gott, nicht symbolhaftes Gottesgleichnis nur, sondern ihn selbst, den ganzen Menschen und den ganzen Gott in der strahlenden Einheit seiner Schöpfung. Darum lassen wir alle Sterne um ihn kreisen, ordnen wir alle Epochen zu ihm hin, sehen wir alle Träume in ihm erfüllt, glauben wir alle Weisheit in ihm geprägt, eben darum leben und sterben wir in dieser unserer größten Liebe, weil sie uns Leben ist, Person, göttliche Gestalt. Haben wir es nötig, von der Summe jener Großen zu leben, die auf den Gipfeln der Menschheit stehen, wo doch die ganze Summe ihrer Werte in ihm enthalten? Haben wir es nötig, uns gegen Sinnenfeindschaft zu verteidigen, wo wir die Sinne erhoben zur Gestalt des Göttlichen? Denn göttlich ist dies Auge und göttlich ist dies Herz, und es ist nichts ungöttlich an ihm, auch nicht der kleinste Affekt und nicht die schüchternste Träne. Haben wir es nötig, am Geiste zu verzweifeln, weil er unfruchtbar geworden ist, neben die Dinge geraten, nur noch Ordner von außen und lebloser Spezialist? Uns ist Geist lebendig, weil durch alle Jahrhunderte bis in seine göttliche Höhe hinauf verbunden mit dem lebendigen Element der Natur. So hoch wir steigen, wir finden ihn immer noch im Körper, und weil wir Menschen in unserer Menschenform nun einmal über den Menschen nicht hinauskönnen, und weil wir immer nur das kleine Fensterchen des Auges haben, um in die weite, weite Welt zu schauen, und weil wir immer nur das enge Tor unseres Gehöres besitzen, um ihren wunderreichen Stimmen zu lauschen, weil wir nach einem Goethewort wie ein Vöglein mit unserer Sehnsucht im Käfig sitzen, eben darum ist es für uns solche Huld und solche Gnade und Sicherung, daß wir, so hoch wir langen, und beten wir uns auch bis in die Tiefen der Gottheit hinein, dort immer noch den Menschen finden, den Geist mit dem Leib vermählt, eine lebendige Wirklichkeit, so göttlich, wie sie menschlich ist.
Was sollen uns die Bedrängnisse und die tausend Fragen einer entgötterten Gegenwart? Die Liebe des Schenkens in uns wecken, gewiß, nicht aber die Stimmung der Verzweiflung. Sehen wir nicht das Kindlein lächeln, heute wie vordem? Wissen wir nicht unter uns das Geheimnis immerwährender Schöpfung? Geht vor uns her nicht die Gestalt, immer blütenbeschwert, wenn auch hingebeugt unter ihr Kreuz, aber doch mit dem leuchtenden Blick der Majestät, weil dieses Kreuz nur Stufe zum Thron? In die tausend Moden und in die wildesten Stilmischungen der Zeit gestellt, die jenen Ehebund von Leib und Geist frevelnd gestört und nun in einem Hause leben muß, wo eines das andere nicht mehr versteht, werden wir doch eben im Geheimnis unseres Gottmenschen Maßstäbe großen Schauens und klarer Einsichten haben. Neben diese Gestalt werden wir alle andern stellen, die Menschenkunst hervorbringt. Höhe und Art bestimmt sich durch ihr Verhältnis zu ihr. Ein Meisterhauch von dieser Gestalt muß alle die Werke durchwehen, die wir als die unsern bezeichnen dürfen. Eine Ehrfurcht vor ihm muß als die höchste adelige Künstlerliebe jeden Jünger ergreifen, der von seiner Welt künden will im Zeugnis seines Werkes. Mit dem Lächeln natürlicher Selbstverständlichkeit und übernatürlicher Gnade schreiten wir daher, die Erfüllung unserer Zeit und aller Zeit in unsern Heiligtümern hütend, ihr Ziel, ihr Maß und ihre Vollendung, den verleiblichten Gott, das lächelnde Kind.

Digitized by Google

Weihnachtsstimmung

Erinnerungen von Friede H. Kraze

MIT dem ersten Adventsonntag, wenn der grüne Kranz aufgehängt wird, beginnt bereits die ganz echte weihnachtliche Stimmung. Vier große Lichter trägt der Kranz und so viele kleine, wie es in dem betreffenden Jahre Tage gibt zwischen diesem Sonntag der ersten seligen Verheißung und dem heiligen Abend selber.

Wie war es herzbeklemmend schön und feierlich, wenn man als Kind draußen die weiche Unschuld des ersten Schnees erprobt hatte und nun eiskalt und dennoch vor Erwartung glühend um die Dämmerstunde in die geliebte Großmutterstube trat. Der Bratapfelgeruch erfüllte sie ganz. Er kam aus der riesenhaften braunen Ofenburg aus der Ecke der Stube wie eine süße Tröstung, denn in allen Ecken kauerten bedenkliche Schatten um die Zeit, so daß man die Großmutter kaum erkennen konnte. Und es schien wirklich nicht ganz geheuer. Aber dann, plötzlich, hoch über einem, wie losgelöst vom Raum, entdeckte man das kleine, brennende Licht. Wie ein Stern schwebte es auf seinem Kranz aus Tannen und rotbeeriger Stechpalme. Ganz allein und preisgegeben stand man darunter — denn ich hatte keine Geschwister — und sang über gefalteten Händen mit einer sehr dünnen, zitternden Kleinkinderstimme, die aber immer runder und zuversichtlicher wurde, je länger man in das geheimnisvolle Licht hineinsang:

„Macht hoch die Tür, die Tore weit!"

Denn mit diesem winzigen, ergreifenden Lichtschein hingen doch alle Verheißungen zusammen, von ihm fiel der erste Strahl einer unermeßlichen Freudenbotschaft in die dunkle Winterwelt. Das Röslein, das zu der halben Nacht erblühen sollte, regte heute zum ersten Male die zarten Wurzelfüßchen in dem Geheimnis seiner Wintergruft. Jeden Tag von nun ab würde ein Licht mehr in die Welt, die für mich noch die Großmutterstube bedeutete, hineinstrahlen. Bis sie zuletzt alle funkelten, wenn die Zeit erfüllet war. Einmal mußte ja doch der heilige Abend kommen, wenn unter dem Christbaum das Kripplein stand: Maria und Joseph, Eslein und Ochs, die Hirten im Vlies, musizierende Engel und die drei Könige aus Morgenland mit den ganz frisch vergoldeten Heiligenscheinen. — O Gott, würde man auch nicht vorher sterben vor lauter Glück? Es war gut, daß es nun einen seltenen Festtag um den anderen gab, an dem man sich gewissermaßen wie an einem Geländer oder an lauter guten Händen die goldene Weihnachtstreppe hinauftasten konnte, daß einen nicht der Schwindel überkam. Sankt Barbara war die erste hilfreiche Hand am 5. Dezember. Wie wunderbar war es, wenn man unter einem rotumgoldeten Frühabendhimmel — die Großmutter sagte, der Himmel wäre so rot und golden um diese Zeit von dem Feuer der himmlischen Backöfen, vor denen es jetzt hoch herging mit Lebkuchen und Marzipan —, wenn man unter einem solchen Himmel hinaus in den Garten trat und zu den Kirschbäumen ging — die sauren wurden bevorzugt. Dort machte man dem Baum eine kleine Verbeugung und bat ihn um Verzeihung, daß man ihm mit dem scharfen Messer ein paar Zweige raubte. Es war wohl hart, den Baum zu verwunden, aber eigentlich hätte doch jeder Zweig hoch aufjubeln müssen, denn würde er nicht, in der schlanken blauweißen Vase auf der Servante stehend, sogleich ein wunderbares Leben in sich kreisen spüren? Das himmlische

Digitized by Google

Kind hatte ihn berührt, und an dem hochheiligen Geburtstag würde er in voller Blütenschöne wie ein weißer Engel stehen und selig anbeten.
Der nächste Heilige, der schon am folgenden Tage sich meldete, war weniger zart und hold. — St. Nikolaus hieß er, und rauh, stürmisch, mit Kettengerassel, im umgekehrten Pelz trat er auf. Aber wenn man nicht wirklich sehr sündhaft gewesen war, so wurde die Rute nur vielsagend geschwenkt, die grausam tiefe Stimme fragte: „Könnt ihr beten?", und kaum war es vollbracht, so prasselten alle Ecken der Stube von Äpfeln und Nüssen und den andern geheimnisvollen Herrlichkeiten seines unergründlichen Sackes.
Jeden Tag wurde man etwas gewisser über Weihnachten. Jemand ging mit einem goldnen Finger umher, als sei er am Throne der heiligen Dreifaltigkeit abgefärbt; ein anderer erkundigte sich, wie es mit dem Weihnachtshahn stehe, der, schneeweiß, aus Hirsehäufchen den jungen Mädchen ihren Liebsten wahrsagen sollte. Die Tür zur besten Stube durfte bei Todesstrafe nicht mehr aufgemacht werden; in der Schule wurden die herrlich mit Gold und gepreßten Bildern verzierten Wunschbogen bebend vor Verantwortlichkeit und mit einem sich immer schwärzer färbenden Zeigefinger mit dem Weihnachtsgedicht beschrieben, und eines Morgens, o Glück, lag in dem kleinen roten Schuh unter dem Bett eine süße, himmlische Gabe. Es war immer eine Tier- oder Menschengestalt aus einem wunderbaren, weißen Zucker, der vollkommen wie Schnee oder Eis aussah, um sehr viele hilfreiche Holzstäbchen herumgeformt, mit einem zähen, roten, lackartigen Guß, der Augen, Schnäbel, Knöpfe oder Zügel zu bezeichnen hatte. Nie wieder im Leben habe ich diese wunderbaren, eisartigen Gebilde gesehen, geschweige denn gegessen. Wie himmlisches Manna zerschmolzen sie im Munde.
Dann kam der ehrenvolle Tag, an dem man eingeladen wurde, beim Lesen der Rosinen und Auspellen der Mandeln zu helfen, und das Mohnstampfen in dem alten riesenhaften Messingmörser mußte auch vor sich gehen. Denn die Christstollen waren in Sicht — wir nannten sie Striezel — und noch bedeutungsvoller und eigentümlicher waren die Mohnklöße. Zwieback, in sehr süßem Rosenwasser geweicht, gehörte dazu, und sie mußten samt Mohn erst einmal gefroren sein, ehe man sie essen durfte, dann lagen sie wie ein Haufen eiskalter Steine im Magen, ganz anders wie die Pielbeeren (Vogelbeeren), die auch erst Frost bekommen müssen, um einen Schnaps zu ergeben, der rosenrot und heiß ist wie das Leben selber.
Aber wie es auch damit war, ein Weihnachten ohne Mohnklöße und Karpfen wäre eine völlige Undenkbarkeit gewesen. Eigentlich machte mir die polnische Sauce, aus Pfefferkuchen und Bier bereitet, neben dem Fischgeruch, jedesmal etwas übel im Magen, so daß ich, um am heiligen Abend nicht direkt Märtyrer sein zu müssen, immer ein paar Bratwürstchen extra erhielt; aber gerade diesen beklemmenden Geruch hätte ich nicht missen mögen zu Weihnachten, um nichts in der Welt. Und hieran war das Tröpfchen Heidenblut schuld, obwohl man die ganze Zeit von himmlischem Glück wie vergoldet umherging, und alle Inbrunst auf das Kripplein wartete. Aber hatten nicht unsere Vorfahren zu jedem Julfest Klöße gegessen und Fisch! —
Ich will heute gar nichts erzählen vom Gang durch die sternüberfunkelte Nacht zu der kleinen Kirche weit draußen im Schnee, mit den vielen brennenden Wachsstocklichtlein der uralten Mütterchen, neben die ebenso uralten Gebetbücher

Digitized by Google

geklebt, und vor dem Altar das Wunder der heiligen Geburt. Oder von dem Augenblick, wenn daheim die Glocke klang und die Tür sich auf tat vor dem brennenden Christbaum: dieses sind Augenblicke, in denen ein Kinderherz fast zerbricht von einem Glück, das verhüllt und namenlos hinter allem Sichtbaren steht und nicht von dieser Welt ist. All das erschöpft sich nicht in ein paar Worten. Aber davon möchte ich noch erzählen, wenn das schneeweiße festliche Tischtuch sorglich an den vier Zipfeln hochgehoben wurde, um etwa verkrümeltes Brot oder Feingebäck in den Garten hinauszutragen und den Bäumen hinzuschütten, daß auch sie Christnacht feiern möchten und den Menschen mit Frucht lohnen für ihr liebreiches Gedenken. Noch unendlich viel gab es, was diese Nacht so heilig und feierlich machte, daß es auch heute wieder blühende Wirklichkeit wird, obwohl die Großstadt, der Krieg und viele Lebensjahre und Wanderungen und Wandlungen dazwischenstehen. Wie angstvoll z. B. wurde auf Treu, den Hund, aufgepaßt, daß er in der Christnacht nicht hinauslief, denn sonst starb doch einer aus dem Hause im Laufe des Jahres. Alle Waschzuber mußten randvoll in der Küche stehen; eine Schüssel mit Grütze gehörte auf den Tisch, und von Abend bis Morgen durfte das Feuer im Ofen nicht verlöschen, damit die Toten, die auf Wanderschaft in der Christnacht dieses Haus als Gäste ehrten, Speise und Trank fanden und sich wärmen konnten.

Nie bin ich darüber hinweggekommen, daß ich kein richtiges Sonntagskind war, wiewohl herrlich genug geboren in der letzten Nacht der geheimnisvollen „Zwölfe", mit dem ganzen Mysterium und allem Zauberspuk getränkt aus Urväter Zeiten her, und dennoch geradenwegs in den heiligen Dreikönigstag hinübertretend. Aber wie gut hatten es doch die ganz richtigen Sonntagskinder! Wurde nicht flüsternd erzählt, daß zwischen elf und zwölf das Vieh im Stall das heilige Kind anbetete und weissagend sich unterredete! Aber wenn jemand zuhörte, der an einem gewöhnlichen Wochentage geboren war, so mußte er sterben. — Nun, dies konnte einem zuletzt doch kein Schicksal rauben, ob Sonntagskind oder nicht, ich weiß es gewiß: das Wasser, das wir aus dem Drachenbrünnlein schöpften um Mitternacht, es schmeckte wie der Wein auf der Hochzeit zu Kana. — — —

Liebe

Erzählung von Gustav Schröer

I

ADAM Christoph Siegmund, der Bauer von der Lehde, mähte Gras. Kaum, daß er die Sense etliche Male geschwungen hatte, mußte er den Wetzstein ziehen und schärfen. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Mühsam richtete sich der kleine Mann grade, fuhr durch das dünne Haar, wischte mit dem Handrücken über den Mund und, sich scheu umsehend, gleichzeitig unter den Augen weg. Waren es Schweißtropfen, waren es Tränen? — Es lief ihm naß die Wangen herab. Nach einem Weilchen holte er seufzend wieder aus, mähte, und die Sense hackte in dem harten, von Heidekraut durchsetzten Grase.

Die Vögel hielten ihre Morgenfeiern. Dünn kamen die Schläge der Turmuhr den Hügel herauf; die Sonne stieg über den Kulm herüber, und aus den Tälern dampften die Frühnebel. Adam Christoph ging zwischen den dünnen Schwaden hin zu dem

Digitized by Google

alten Schwarzdornbusch, knotete das Bündel auf, das ihm sein Mädel mitgegeben, und begann langsam das trockene Brot zu malmen, das er ab und an mit Kaffee feuchtete. Die Wurstscheibchen, die er sich zum Frühstück gönnte, zählte er sich zu, und es machte ihm eine stille Vorfreude, daß er morgen noch mit dem Endchen auskommen werde.

Die Freude aber wagte sich nur ganz klein und schüchtern hervor, wie denn Freude überhaupt etwas war, das Adam Christoph seit zehn Jahren nur noch dem Namen nach kannte, wenn man nicht etwa das schmerzvolle Glück, das ihm in seinem Kinde lebte, als solche bezeichnen wollte. Es war ein armseliges Heim, das Gütlein an der Lehde, und er war ein blutarmer Mann, der stille, scheue Adam Christoph. Wenn es irgend zu machen war, dann ging er den Leuten aus dem Wege, obwohl sie alle dem fleißigen Menschen gut nachbarlich gesinnt waren. Richtig in die Enge getrieben war der Mann, und wenn er heraus wollte, so stand da, breitbeinig, klotzig wie ein ungefüger Turm, der Viehhändler und Güterausschlächter Hermann Hinze. Und an dem kam er nicht vorbei Nicht im Guten, nicht im Bösen. Der hielt ihn in der Enge, und wenn er seine klobige Hand hob, dann kroch das Lehdenbäuerlein in sich zusammen.

Nun saß er unter dem alten Schlehenbusch und kaute langsam das harte Brot. Dabei schob er den Kopf vor, und es lag ein Zug ängstlichen Wartens in dem von Sorgen zerhackten Gesicht. Adam Christoph wartete immer. D e r Zug im Antlitz stand mit ihm auf und ging mit ihm schlafen. Erst hatte er darauf gewartet, daß ihm der Viehhändler die Schuld kündige, nun wartete er darauf, daß er die Gnadenfrist, die der Bauer erbettelt, für abgelaufen erkläre. Dabei aber ging es nicht nurmehr um die Schuld, dabei ging es um sein Kind. Um die Maria ging es.

Und wieder rann es dem Manne naß über das Gesicht. Diesmal aber war es ganz gewiß kein Schweiß.

Der Appetit war dem Bauern vergangen. Weiter neigte sich das gramgezeichnete Gesicht vor, gespannter ward das Warten.

Da kam von rückwärts her eine helle Stimme.

„Guten Morgen auch. Bist schon rechtschaffen fleißig gewesen, das muß ich sagen."

Der da rief, war des Seidels Knecht. Ein Bauernsohn von Haus aus, aber auch ein armer Hascher; der dritte von vier Brüdern. Adam Christoph kannte seine Leute recht gut. Sie standen kaum in reicheren Schuhen als er selber, und wenn es in den letzten Jahren besser geworden war, dann dankte das der Vater seinen vier Jungen, von denen keiner nebenhinaus gegangen war.

Nun hätte der Lehdenbauer dem Burschen gern ein gutes Wort gegeben. Wahrlich gern; denn an dem Menschen war auch nicht ein Tüpfelchen auszusetzen. Doppelt gern hätte er es getan, weil er wußte, was die Maria von ihm hielt, ja, daß es mehr mehr war als das freundnachbarliche: „Guten Tag" und „Guten Weg". Aber er durfte doch nicht. Der Strick, in den er geknotet war, war fest. Jedes gute Wort, dem Burschen gegeben, hätte ihn schärfer angezogen, jedes herbe, so meinte das verschüchterte Bäuerlein, müsse ihn ein wenig lockern.

Das Furchtbare aber war, daß, wenn der Strick auf der einen Seite lockerer ward, er sich auf der andern fester zusammenzog. Und in diese andere war sein Kind geknotet.

Ohne Antwort aber konnte der Bauer den Burschen nicht lassen. Das brachte er nicht fertig.

Digitized by Google

„Halt ja," sagte er, „man schafft, solange wie's geht."
„Ihr seht schlecht aus", kam die Stimme freundlich von drüben. „Das ist zu viel, was Ihr Euch da vorgenommen habt."
„Mir nicht", setzte Adam Christoph herber dagegen, als er eigentlich wollte.
Da trat der Bursche freimütig dicht vor ihn hin. ‚Lehdenbauer, ich hab' Euch schon lange was wollen fragen."
„Frag' nicht", wehrte der Bauer in heißer Angst ab. „Frag' nicht. Geh weiter. Ein Haus weiter mußt du gehen. Meins ist zu klein und", er reckte dem Burschen den Oberleib jäh entgegen, seine Stimme ward heiser, „und — soviel Ziegel wie ich auf dem Dache habe, soviel Schulden. Ja soviel! Seit mein Weib gestorben ist, die Anna Elisabeth, keine gute Stunde mehr, alles falsch ausgegangen. Kein Glück im Stalle und kein Glück auf dem Felde. Seit reichlich zehn Jahren, mußt du wissen. Das ist eine lange Zeit. Voriges Jahr die Kalbe, mußt du wissen, und dies Jahr steht eine Kuh gelte, mußt du wissen. Ja, es ist schon so. Und jetzt muß ich weitermachen."
Er stand auf, stolperte über die Wiese und ward es nicht gewahr, daß er mit den Füßen die gemähten Schwaden verstreute.
Der Bursche aber stand und schüttelte den Kopf. Der Alte war wunderlich, das wußte er lange; daß er aber so wunderlich wäre, das hatte er nicht gedacht. Er hatte ihn fragen wollen, warum er oft so herb und kurz gegen ihn sei. Mehr nicht; denn daß er ihm die Maria ernsthaft weigern könne, wenn es soweit wäre, das war ja doch wohl undenkbar. Nun wußte er nicht recht aus noch ein. Das aber war bei des Bauern Rede herausgekommen, daß dem Burschen der schöne Morgen verhagelt war. Langsam wandte er sich und ging auf des Seidels Wiese an die Arbeit.
Adam Christoph aber hackte mit seiner Sense wieder hinein in Gras und Heidekraut, wetzte und wischte sich die Augen. Den Hügel herauf hüpften acht Schläge der Turmuhr. Da vernahm der Lehdenbauer Wagenrollen. Dies Rollen kannte er heraus aus dem von hundert anderen Wagen, dies Scheppern und Klirren. Der Zug angstvollen Wartens verschärfte sich in seinem Gesicht, aber er sah sich nicht um, hackte und wetzte. Nur das Wischen unterblieb. Tränen und Schweiß waren erstarrt.
Der Viehhändler Hinze ließ das Pferd langsam durch den schönen Morgen trotten. Es war eine jämmerliche Mähre, die er vor den Wagen gespannt hatte. Das Tier ließ müde und ergeben den Kopf hängen, und nur harte Peitschenhiebe brachten es noch dazu, die Beine lebhafter durcheinanderzuwirbeln und einen Trab wenigstens zu versuchen.
Der Mann hinter ihm wog reichlich zwei Zentner. Wie ein Baumstamm lehnte er ungefüge in der Ecke des Sitzes und stemmte die mächtigen Beine gegen das Vorderbrett. Die feisten Wangen schwabberten bei den Stößen des Wagens auf und ab, und auf dem dicken Leibe klirrten die alten silbernen Taler gegen die Uhrkette. Ob sich der Mann jemals wusch, war schwer zu sagen. Seine Haut war nie anders denn schmutziggrau.
Mit zwinkernden Augen blickte er mürrisch in die sommerschöne Welt.
Als er den Lehdenbauern drüben mähen sah, trat ein Zug grimmiger Lust in des Händlers Augen. Die starken Augenbrauen rückten einander näher und trafen sich schließlich; er schlürfte hervorbrechenden schleimigen Speichel zurück und rückte sich zurecht.

Digitized by Google

„Hü!" Tief riß er dem Pferde das Zaumzeug in das Maul. Das Tier versuchte ein paar kurze Sprünge und ließ dann den Kopf wieder still und ergeben hängen. So trottete es an die Wiese heran.
„Br!" Das Pferd stand. Der Händler wartete einen Augenblick, Adam Christoph aber mähte weiter. Da klatschte Hinze mit der Peitsche, und als auch das nicht verfing, ließ er einen scharfen Pfiff zwischen den zwei in den Mund gesteckten Fingern in den Morgen hinausgellen. Jetzt mußte der Lehdenbauer den Kopf der Fahrstraße entgegenheben. Der Händler winkte ihn mit der Peitsche heran. Es war ein kurzer, befehlender Wink. Adam Christoph kam dahergestolpert, und Hinze sah ihm mit grausam kaltem Blicke entgegen. Der Blick verjagte allen Trotz, mit dem er sich hatte wappnen wollen, von des Bäuerleins Gesicht. Wie wenn die Schlange den Frosch gebannt hat, so kam er heran, grüßte nicht, stand da, als wäre er in sich zusammengeschlagen und erwarte sein Urteil.
Der Mann im Wagen sah ihn verächtlich von oben bis unten an, stieß ein kurzes heiseres: „Ha!" heraus, krallte den fressenden Blick in die angstvollen Augen unter ihm und gebot: „Heute abend um neune bist du bei mir!" Sah noch einmal wegwerfend auf das Mann-Menschlein, warf sich krachend in den Wagen zurück und zuckte die Zügel. „Hü!" Der Wagen rollte davon.
Adam Christoph aber stand wie an die Erde gehämmert. Nach einer Weile überlief der Frost den Mann, daß es ihn schüttelte. „Du — du Viechmensch!" Er ging mit knickenden Knien zurück. „Du — Viechmensch!" Und die Sense war ihm so schwer, daß er sie beiseitelegen und sich mitten auf die Wiese in das Gras setzen mußte.
Eine Stunde später kam seine Tochter, Maria, um das gemähte Gras zum Trocknen zu zerstreuen. Sie war zierlich und feingliederig, hatte ein Paar blonde Zöpfe im Kranze um den Kopf gelegt und schritt mit rascher Bewegung heran. Dabei ließ sie die braunen Augen grüßend nach Seidels Feld hinübergehen, aber auch ihr Gesicht trug den Zug ängstlichen Wartens. Dies Warten aber stand dem Mädel noch fremder als dem Vater. Statt der hellen, jungen Lebensfreude ein Hinaushorchen, das sich wie Frost auf Blüten legte. Sie ging unter derselben Gnadenfrist wie der Vater. Die beiden Menschen, die sich einsamer gemacht hatten, als es die Lage ihres außerhalb des Dorfes stehenden Häusleins rechtfertigte, waren in ihrer Not so scheu geworden, daß kein Wort um Hilfe und Teilnahme an anderer Tür anklopfte. Sie trugen all ihr Elend einzig unter das Dach ihrer Hütte, und da wuchs es bis in die Sparren hinauf, oder hinaus unter Gottes Himmel, und da vergrub es sich zwischen die Gräser auf der Wiese und die Ähren auf dem Felde. Auch dem Andreas Wartmann, des Seidels jungem Knecht, dessen Werben Maria mit zitterndem Glück spürte, verbarg sie ihre Not.
Mitten im Aufblühen war das Mädel niedergehalten worden. Alles an ihr sproßte und knospte, und nichts kam zur Entfaltung.
Als sie den Vater hilflos im Grase sitzen sah, überlief auch sie ein Frost, als ob nicht die Sonne vom Himmel her brenne, sondern Eisesstarre aus den Gründen woge.
„Heute abend um neun soll ich bei ihm sein", sagte Adam Christoph.
Da erstarrte sein Kind vollends. Die Arme sanken ihr lahm herab, die Füße wurzelten fest, die Augen krochen zurück.
Adam Christoph aber, da er des Mädchens Not sah, raffte sich zu jähem Mute auf. „Und ich tu's nicht! Mag das Haus hin sein. Soll er's fressen, der Fraß, der Fraß!"

Digitized by Google

Maria Siegmund wußte, was von diesem Mut zu halten war. Der Vater würde gehen, und sie würde — den Händler heiraten. Das Grauen schüttelte sie, daß ihr die Zähne gegeneinanderschlugen. Eine heiße Flamme zuckte in ihren Augen auf: Was will er machen, wenn ich's nicht tue? Die Flamme aber erstarb so jäh, wie sie aufgesprungen war.

Langsam rollten die Stunden wie schwere Felsblöcke durch des Tages weiten Raum.

Adam Christoph und seine Tochter arbeiteten still vor sich hin. Die Sonne wanderte und verlegte den Schatten des alten Schlehendornes, unter dem der Bauer am Morgen sein Bündel geborgen hatte, auf die andere Seite. Das Brot ward dürr. Sie aßen nicht. Glockenschläge kamen vom Dorfe her, und jeder Schlag tat einen Schritt auf den drohenden Augenblick zu. Des Seidels Knecht war heimgegangen, der Abend schlich daher, als müsse er dem langen Tage sein eigenes kurzes Sein abluchsen.

Zwei müde Menschen krochen, klappernd vor inwendigem Frost, durch die Tür ihrer Hütte. Die Tiere im Stalle verlangten ihr Recht; die Arbeit tat noch einmal für eine kurze Weile ihre Segensarme weit auf. Schließlich aber war alles getan, und — es war noch nicht neun.

Maria Siegmund saß am Tische, und alles Blut in ihr war zum Herzen zurückgedämmt. Adam Christoph lehnte den dünn behaarten Schädel an die Holzwand und hatte seine knochigen, armen Hände auf den Tisch gelegt, so daß es aussah, als stemme er sich in sich selber.

„Wenn deine Mutter noch lebte", sagte er zur Decke hinauf. Er erwartete kein Wort aus dem Munde seines Kindes. „Halt ja", klirrte es trocken zur Decke. „Halt ja. Soviel hintereinander! Wie sie krank lag, und ich nicht aus und ein wußte, ist der Hinze am Acker vorbeigegangen und hat gesagt: Was macht die Elisabeth? Schlecht, habe ich gesagt. Ich müßte einen Doktor haben, einen gescheiten, aber ich kann's nicht zahlen Du kannst's nicht zahlen? hat der Viechmensch geschrien. Wie konntest du sie heiraten, wenn du nicht zahlen kannst? Soll sie dir unter den Fingern sterben? Und er hat ausgesehn, als wenn er mich totschlagen wollte Du, habe ich gesagt, wie konnte ich das wissen, daß das kommen würde. Und wenn wir es gewußt hätten, dann hätten wir es doch nicht Wort haben mögen. Das verstehst du nicht. — Nein, das versteh' ich nicht, hat er gebrüllt. Nein! Aus dem Drecke müßtest du das Geld scharren, aber leben tät sie müssen. Das sage ich! Und er hat mir den Geldbeutel vor die Füße geworfen. Da hast du den Mist, und nun mach dein Weib gesund, sonst freß ich dich auf mitsamt deinen Lumpen, die du auf dem Leibe hast. Ich schreibe dir's an, Siegmund. Zahl, wenn du kannst, aber laß die Frau nicht kaputtgehen wie einen Hund, sonst ... So ist's gegangen drei Jahre lang. Ich habe ihn nicht ein einzigesmal um Geld angegangen. Er hat es mir jedesmal vor die Füße geschmissen. Drei Jahre haben wir deine Mutter auf die Weise noch bei uns gehabt, und es war — so schön. Wie sie gestorben war, hat mich der Hinze auf der Wiese gesehen, als ich vor Herzeleid unter dem Schlehenstrauch kniete, hat Pferd und Wagen auf der Straße stehen lassen, ist wie ein Wilder auf mich zu gerannt, hat Augen im Kopfe gehabt wie Feuerräder und war so rot im Gesicht, daß ich dachte, die Adern müßten ihm zerreißen. Was ist? hat er gebrüllt. Warum liegst du da im Dreck und fletschst wie ein altes Weib? Ist sie etwa tot? — Ich habe genickt. Da hat er mich mit dem Fuß getreten, daß ich

Digitized by Google

mitten hinein in den Dornenstrauch geflogen bin, ist davongelaufen, ist mitten auf der Wiese stehengeblieben und hat einen Schrei getan, wie wenn ein Tier brüllt. — So war es, Maria, ja, genau so. Der Viechmensch! Zum Sterben schlecht war's mir, und ich wäre gern gestorben. — Wenn ich über das alles nachsinne, dann . . . Was soll man sagen, Kind? Ich weiß nicht, was ich sagen soll."
Maria aber richtete sich jäh auf aus ihrer Versunkenheit. Flackernd brannten ihre Augen, sie atmete hastig, das Blut schoß ihr in das Gesicht. „Und am andern Tage? Wie war das am andern Tage?" fragte sie.
„Am andern Tage? Da ist der Mann im Hause bei mir gewesen Denke doch, bei uns im Hause! Ich hatte ihn nicht kommen sehen. Wie ich einmal zur Mutter ging, die im Gewölbe lag, hat er da gestanden, weiß wie eine Kalkwand. Draußen hat er mich an der Hand genommen: Da ist Geld. Wenn du sie nicht begräbst, wie es sich gehört — hörst du, wie eine große Bauersfrau begräbst du sie —, dann hüte dich vor mir. Was sagst du dazu, Kind? Wirst du daraus klug? Muß man nicht denken, er hat was auf deine Mutter gehalten, hat sogar viel auf sie gehalten?"
„Ja, Vater, das muß man denken", kam es hell zurück.
„Aber dann, Kind, dann! — Fünf Jahre läßt er nichts von sich hören. Ich habe immer abzahlen wollen. Habe ich gekonnt? Tu mir die Liebe und sag, ob ich gekonnt habe oder nicht."
„Du hast nicht gekonnt."
„Habe ich mir was gegönnt? Bin ich einmal im Wirtshause gewesen?"
Das Mädchen schüttelte den Kopf, das Flackerfeuer in ihren Augen aber war zu einem kleinen, heiteren Lächeln geworden.
„Fünf Jahre hält er sich still, und auf einmal ist es, als wäre das böse Wesen über ihn gekommen. Er läßt mich holen, legt mir einen Zettel vor und fragt: Stimmt das? Eine ganze lange Leiter, und immer stand dabei, wo er es mir gegeben. Am Schlehenstrauche abends um fünf, an der Rechenwiese morgens um neun. Alles hat gestimmt. So, sagt er, nun unterschreibe. Lieber Gott, sage ich, das ist ja mehr, als mein ganzes Zeug wert ist, das ich der Maria hinterlassen will. Kann sein, daß der Dreck nicht mehr wert ist. Ist das meine Schuld? Schreib. Ordnung muß sein. Da habe ich geschrieben. So, sagt er wieder, abrechnen tun wir, wenn meine Zeit da ist. Wie alt ist dein Mädel? Sechzehn, habe ich gesagt. — Wieder gehn vier Jahre hin. Er rührt sich nicht. Im vorigen verlangt er von mir, daß ich dich ihm gebe. Er will dich heiraten. Kind, ich denke, der Himmel fällt ein. Ich habe gelacht und habe gesagt, so was wäre nicht zum Spaßen, und sah doch an seinen Augen, daß es kein Spaß war. Er hat mich angesehen, als wenn er mich totmachen wolle. Spaß? Entweder das Geld mit Zinsen oder — dein Mädel. Um ein Jahr habe ich gebettelt. Er guckt mich an. Wie alt is: sie jetzt? Zwanzig? Gut, ein Jahr. — Und heute . . . Kind, ich gebe unser Häusel hin und unser Feld und die Wiese und die Kühe." Adam Christophs Stimme brach, er saß, wie er die ganze Zeit über gesessen, das Gesicht zur Decke gerichtet. „Alles gebe ich, und ob mich's noch so sehr erbarmt, wo ich in dem Hause auf die Welt gekommen bin und du auch, und wo ich immer deine Mutter vor mir sehe. Wir gehen fort. Alles gebe ich, bloß — dich nicht."
„Vater," fragte Maria und strich dem verstörten Manne über die Hand, „wie war das mit dem Denkstein auf Mutters Grab?"
Der Bauer hob den Kopf von der Wand und neigte sich vor, einen grübelnden

Digitized by Google

Zug im Gesicht. „Wie das war? Siehst du, das weiß ich mir auch nicht zu deuten. An demselben Fleck wie heute ist er vor mich hingetreten, hat einen Zettel aus der Tasche gezogen und hat mich gefragt: Hättest du das auch so gemacht? Ich habe den Zettel gelesen und habe gesagt: Ja, so hätte ich's auch gemacht. So will ich auf den Denkstein für meine Frau setzen lassen. Da hat er mich wieder durch und durch geguckt. Den Denkstein besorge ich. Vier Wochen darauf ist der Stein da gewesen und hat eines Morgens in unserem Hofe gelegen. So ein schöner, großer, teurer Stein!"

„Hat er den auch mit aufgeschrieben?"

„Nein. — Was soll ich bloß denken, Kind? Kannst du mir denn nicht helfen?"

„Vielleicht, Vater. Ich weiß noch nicht."

Die Uhr schlug neun. Adam Christoph warf sich über den Tisch und krallte die Hände hüben und drüben in die Tischkante. „Es ist — neun!" Er weinte wie ein Kind. „Nun will ich gehen, und — morgen müssen wir sehen, ob uns jemand um Gottes willen ein Stück Brot gibt, und ob wir ein Dach über dem Kopfe haben."

Maria aber stand vor ihm; aller Harm war aus ihrem Gesicht gelöscht. Wie eine Prophetin stand sie da, die Augen weit offen und unergründlich tief, pfeilgrade, nicht im geringsten bebend, lächelnd, als ob sie im Traume lächle.

„Bleib', Vater, ich gehe selber."

Der zitternde Mann drängte sich an sie. „Ehe ich dich gehen lasse . . . Ich weiß nicht, was ich tue!"

„Auf mich warten, Vater. Ich bin bald wieder da."

Sie nahm ihn an der Hand und sah ihn an, gütig und gläubig. „Er will nichts von dir, er will mich. Nun laß mich selber mit ihm reden. — Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Vater. Ich bin bald wieder da."

Der zerschlagene Mann, der sein Leben lang nichts weniger denn ein Held gewesen war, warf den Kopf auf den Tisch und jammerte. Maria sprang die Treppe hinauf und kehrte rasch zurück. Die Haustür fiel leise ins Schloß.

Der Viehhändler saß breit in dem alten, abgenutzten Lehnstuhle vor dem Schreibschranke. Er zog die schwere goldene Uhr und ließ den Deckel aufspringen. Fünf Minuten vor neun. Grausame Wollust pflügte ihre Furchen um seinen Mund. Er legte die Faust, die war wie ein großer Zuschlaghammer, auf die Platte des Schrankes. Seine Augen starrten auf das dunkelbraune Holz. Zorn sprang in ihm auf. Die Wollustfurchen glätteten sich, tiefer aber grub die Pflugschar des sich steigernden Zornes. Zur Wildheit stieg er an. Der Mann sprang auf. Die Dielen dröhnten unter seinem Schritt. Er hieb die Faust durch die Luft. „Sie hätte den Himmel auf der Erde haben können, und der Jammerkerl hat sie zu Grunde gehen lassen. Dreck hätte unter seinen Fingern zu Geld werden müssen, ein Haus hätte er ihr hinsetzen müssen wie ein Schloß. Er kann nichts weiter als flennen. Ich will ihm heimzahlen, daß sie so bald fort gemußt hat, daß sie zeit ihres Lebens nichts gehabt hat wie trocken Brot und Sorgen."

Er riß die Uhr aus der Tasche und stutzte. Fünf Minuten nach neun. Kommt er nicht? Wagt er es zum ersten Male in seinem Leben, Widerstand zu leisten, hat er zum erstenmale einen Willen? Der ungefüge Riese schnaufte.

Da klopft es an die Tür, fest und kurz. „Herein!" Die Fensterscheiben klirren bei dem Worte.

Maria Siegmund steht vor ihm, blaß, aber ohne Wanken, ein fernes, feines Lächeln um den Mund.

Digitized by Google

„Was willst du?"
„Das fragst du, wo du mich doch haben willst?"
„Das habe ich mit deinem Vater auszumachen."
„Nein. Das Jahr ist um. Ich bin mündig, wie du es gewollt hast."
„Was hätte ich gewollt?"
„Daß ich mündig bin und selber will oder nicht."
„Woher weißt du das?"
„Ich weiß noch mehr."
Der Riese schlägt die Hand um die Stuhllehne, und die Hand zittert. Ungeheure Bewegungen fluten über sein Gesicht. Er schluckt, keucht, Schweiß bricht aus. Vor ihm steht eine, die schon einmal — vor mehr als zwanzig Jahren — vor ihm stand. Genau so blaß, so feingliedrig, so rein, so stark.
„Was — weißt du noch?"
„Setz' dich. Ich muß mich auch setzen. Der Tag war schwer."
Der Mann gehorchte. Maria Siegmund aber zog ein winziges Schmuckstück aus der Tasche. Sie legte es vor den Mann auf die Schreibplatte.
„Das kennst du doch?"
„Das? Nein. Was geht mich der Dreck an? Wer weiß, wo du das aufgelesen hast."
„Es lag in Mutters Lade ganz zu unterst."
„Ich kenne es nicht."
Das Mädchen lächelte. „Warum willst du dich denn noch ärmer machen, als du schon bist?"
Der Händler brüllte auf. „Arm? — Ich — — arm?" Und es war, als spränge seine Wildheit einen Felsen herab und zerschmetterte.
„Ja, ärmer als wir; denn wir hatten einmal, was du wolltest. Siehst du, so ist es. Das weiß ich, und deshalb bin ich da. Du wirst es dem Vater nicht heimzahlen."
„Was werde ich? Nicht heimzahlen?" Seine Hand rannte über die feuchte Stirne. „Gleich werde ich ihm heimzahlen." Er wollte aufspringen.
„Laß uns erst ausreden."
„Nichts rede ich mehr!" Er sank in den Stuhl zurück, und knurrend brach es herauf: „Gut. Du bist einmal da. Also: Ja oder nein."
„Das steht bei dir. — Es hat lange gedauert, bevor ich dahintergekommen bin. Wie hätte ich auch darauf verfallen sollen? Ich weiß es erst, seit ich — Marias Stimme ward leiser — selber einen gernhabe."
„So, du hast einen gern?" Hinze lachte splitternd. „Um so besser."
„Ich habe einen gern, einen, der ebenso arm ist, wie mein Vater war. Es ist genau so wie bei meiner Mutter."
„Genau so", sagte Hinze grimmig. „Und ich bin auch wieder da."
„Wie schon einmal."
„Ist er eben solch ein Hanswurst wie dein Vater?"
Maria Siegmund sah den Mann traurig an. „Ich weiß nicht, ob er ebenso schwach ist wie mein Vater, aber wäre er es auch, ich — würde ihn doch heiraten."
Der Händler zwinkerte. Lichtfunken sprangen aus dunklen Tiefen auf. Dasselbe Geheimnis, vor dem er einmal unterlegen, wuchs riesengroß empor und warf seinen Schatten auf ihn, indes es seine Lichtseite strahlend einem andern zukehrte.
Bebend am ganzen Leibe, legte er die Hände auf die Seitenlehnen des Stuhles.

Digitized by Google

„Ich will dir was sagen, Mädel . . ."
„Nein, erst sage ich dir etwas."
Er ächzte und knirschte. „Übertreib' nicht, das sag' ich dir!"
Maria lächelte leise. „Du kriegst dich nicht ganz unter, du magst es machen wie du willst. Meine Mutter steht neben dir, wie sie immer neben dir stand."
„Heiliger Gott, warum höre ich mir das an? Ich habe öfter als zehnmal eine ganze Stube ausgeräumt, habe einen nach dem anderen auf die Straße geworfen, und jetzt sitze ich hier und lasse mich von dir schinden und nehme dich nicht und jage dich zum Hause hinaus."
„Du kannst es ja gar nicht, weil du daran denken mußt, daß meine Mutter einmal gradeso vor dir gesessen hat."
„Ja", schrie der Mann rasend, berstend in einer Erregung, die aufbrauste wie ein Feuerstrom. „Ja, ja, ja!" Jedes Ja begleitet von einem dröhnenden Schlage auf die Brust.
Maria Siegmund legte ihre Hand auf die wilde Faust. „Armer Mann! Du tust mir so leid. Wie gern mußt du mein Mutterle gehabt haben."
Das Mädchen griff furchtlos in seine verkrampfte Faust und löste die Finger. „Du weißt, wie weh es meiner Mutter getan hat, daß sie deine große Liebe in sich verbrennen lassen mußte. Aber das weißt du nicht, wie traurig sie war, daß du ihr aus dem Wege gegangen bist, wo sie dir doch so gerne gedankt hätte für das, was du an ihren Leuten getan hast."
„Mädel!" Hermann Hinze brach innerlich auseinander, „Mädel — woher weißt du das alles?"
„Vielleicht ist es dir auch schon einmal so gegangen, daß du viele Jahre über etwas nachgedacht hast und es doch nicht zusammenbrachtest. Auf einmal aber wußtest du alles. Woher? Der Herrgott hatte es so gemacht. Seine Stunde war da. Sieh, so war es heute bei mir. Jahr und Jahr bist du die schwere Last gewesen, die über dem Vater und mir gelegen hat. Immer habe ich darüber nachgedacht, warum du uns das antatest. Ich habe dich für schwärzer als schwarz gehalten, für schlechter als schlecht. Und wie ein Licht ist mir's vorhin aufgegangen, als der Vater erzählte, wie du dich um mein Mutterle gesorgt, wie du ihn vor wildem Herzweh in die Hecke geworfen, am andern Tage bei der Toten gewesen bist, ihr den Denkstein gesetzt hast. Nichts war mir neu. Ich hatte alles schon zehnmal gehört. Heute aber, da die Not ganz groß war, ward es hell in mir. Immer heller ist es geworden. Lieber Gott, habe ich gedacht, das ist ja gar keine Schlechtigkeit, das ist ja lauter Liebe! Weil sie nicht wärmen durfte, will sie verbrennen; weil der Mann nicht lieb haben durfte, darum will er wehtun. Eine richtige Leiter hat der gute Gott vor mir aufgebaut. An der bin ich hinaufgeklettert. Mit dem heutigen Tage habe ich angefangen. Immer höher bin ich geklettert, und es ist immer lichter geworden. Ich habe mein Mutterle vor mir sitzen sehen und habe gehört, wie sie von ihren Leuten und von dir redete. Der gute Mann, sagte die Mutter. Oft hat sie es gesagt. Auch oft: Der arme Mann. Das ist länger als zehn Jahre her, und ich hatte es vergessen. Heute war alles wieder da. Sieh, die goldene Brosche habe ich oft in der Hand gehabt und habe mir nichts dabei gedacht. Heute wußte ich mit einem Male, was das H. H. bedeutet. Wäre meine Mutter gesund geworden, du hättest das Geld von meinem Vater nicht zurückverlangt. Du hast es auch nicht tun wollen, wie sie tot war. Jahr und Tag bist du nicht fertig mit dir geworden. Aber du hast niemand

Digitized by Google

gehabt, mit dem du hättest reden können. Da bist du in die Irre gelaufen, hast meinen Vater büßen lassen wollen für das, was er dir gar nicht angetan. Immer mehr bist du in dich selber hineingekrochen und hast zuletzt gemeint, du hättest meine Mutter niemals gern gehabt. Weh müßtest du ihr tun noch über das Grab hinaus, weh am Vater, weh an mir. Was hat dir der Vater getan? Nichts. Aber du kannst es ihm nicht vergeben, daß ihn die Mutter lieber haben mußte als dich. Sie haben es schwer gehabt, die zwei Leute. Meinen Vater hat die Not schüchtern gemacht wie ein Kind, aber das kannst du nicht auslöschen, daß die zwei glücklich gewesen sind. Und das willst du ihm nicht vergeben. Es ist lauter brennende Liebe, die dich so hart gemacht hat." Des Mannes Kopf war tief auf die Brust gesunken. Langsam hob er den Blick.

„Und nun?"

Maria Siegmund stand still und fest und milde vor ihm.

„Nun will ich tun, was meine Mutter nicht gekonnt hat. Ich will — dich heiraten. Du kannst mich nicht zwingen. Niemand kann mich zwingen, auch der Vater nicht. Ich tue es auch nicht, um meinem Vater das arme Häusel zu erhalten. Ich tue es frei, ich — will."

Schwerfällig erhob sich der Riese, zog einen Schub im Schranke auf, nahm Papiere heraus, kramte, zog eines hervor, zerriß es in lauter kleine Fetzen, warf sich in den Stuhl und schlug die breite Rechte vor das Gesicht.

„Worauf wartest du noch?" fragte er dumpf unter der Hand hervor. „Dein Vater hat keine Schulden mehr bei mir."

„Die werden wir immer haben."

Hinze riß die Hand vom Gesicht. „Mädel, alles habt ihr mir vor die Füße geschmissen, Liebe und Haß. Nun tu mir das einzige, schmeiß mir nicht auch noch das Letzte vor die Füße!"

Da nahm Maria Siegmund seine Hand und legte ihr Gesicht darein.

Der Riese aber neigte sich über sie: „Geh heim, Maria. Ihr seid mir zu stark, du und deine Mutter. Dagegen komme ich nicht auf. Ich bin ein alter Mann, und seit zwanzig Jahren war es finster um mich. Es war eine böse Zeit. Das kannst du mir glauben. Es tut mir gut, daß du wie ein Licht gekommen bist. Das will ich festhalten. Jetzt aber laß es genug sein. Geh. Ich muß für mich sein. Das", er wies auf die kleine Brosche, „nimm wieder mit."

Die Lampe über seinem Kopfe brannte die ganze Nacht hindurch. Am Morgen hatte der Mann den Scherbenhaufen seines Lebens aufgeräumt. Unter all den Scherben fand er ein Stück köstlich und unversehrt und war überrascht davon. Es strahlte nicht im heißen Funkelfeuer und war doch der Bruder des Stückes, dessen Glanz ihm aus Trümmern aufleuchtete. Das Stück, das er rein und ganz in der Hand hielt, leuchtete in mildem, warmem Feuer und hieß, wie das zertrümmerte — Liebe.

*

Digitized by Google

Das Holzschuhmännlein

Ein Märchen von Anton Höfer

I

Es war einmal ein Holzschuhmacher, der zog mit seinem Wagen auf der Landstraße von einem Dorfe zum andern und nährte sich und sein Weib kümmerlich, aber in Ehren mit seiner Hände Arbeit. Da sollte das Weib ein Kindlein bekommen, und als die Zeit vorüber war, hielt der Mann mit seinem Wagen an einer sonnbeschienenen Wiesenfläche vor einem Walde, die schwere Stunde abzuwarten. Dem Weibe aber ward unendlich bang, und es konnte nicht in Ruhe bleiben unter der Blahe, so daß es aus dem Wagen kroch und im Grase saß, während der Mann Holz zusammenlas, ein Feuer zu schüren für das Kindsbad. Während er sich bald hier, bald dort unter den Bäumen bückte nach Reisern und dürren Zapfen, schaute er in Sorge dann und wann nach seinem Weibe und sah mit einem Male das Kindlein neben der Mutter im Grase liegen, als ein riesiger schwarzer Hund vom Dickicht hergelaufen kam, mit einem Knochen im Maule, den er aber fallen ließ und mit roten Lefzen und glühenden Augen auf das Kindlein zuschoß.

Da war der Holzschuhmacher schnell zur Stelle, riß sich den Holzschuh vom rechten Fuße und haute dem Bissigen damit auf die häßliche Schnauze, einmal, zweimal, daß er laut aufheulte und mit eingezogenem Schweif das Weite suchte, nicht, ohne nach seinem Knochen zu schnappen. Aber der Holzschuhmacher setzte ihm nach und schwang seine Waffe zum dritten Male, daß der Hund wich, eh' es ihm gelungen war, den mageren Fraß zwischen die Zähne zu kriegen. Im Nu war er verschwunden.

Der Mann wollte sich umwenden nach Mutter und Kind, als er mit Staunen gewahrte, daß der liegengebliebene Knochen sich regte und ein merkwürdig Männlein aufwuchs, sich schüttelte und pustete, als habe es sich vordem übel befunden, und lachte und endlich zu reden anfing: „Das habt ihr fein gemacht, Meister! Hundert Jahre wart' ich auf diesen Streich. Nun mag er uns beiden wohlbekommen und dem Dritten, der dort im Grase schlummert. Nehmt euch aber hübsch in acht vor *jenem* . . ," und er wies mit krüppeliger Hand nach der Stelle hin, wo der Hund verschwunden war, „der läßt nicht gern einen Knochen fahren, ohne einen anderen dafür zu holen." Damit wandte sich das Männlein, humpelte seitwärts und verschwand in Gras und Kraut, noch eh' der Holzschuhmacher ein Wort gefunden hatte. Der gab sich mit dem Holzschuh einen Schlag auf das Schienbein, ob er auch wache, und kehrte sich dann eilig herum; denn das Kindlein fing eben an zu schreien.

Es war ein Knabe, und die glücklichen Eltern nannten ihn Nimbur, wie ihr Ahne geheißen. Das Weib genas, und sie zogen wie früher von Dorf zu Dorf; aber der Holzschuhmacher sann manche Weile jenem Männlein und seinen Worten nach und konnte keine Silbe vergessen. Er hütete den Knaben ängstlich und faßte alle Hunde ins Auge, die ihm vor den Wagen liefen, schärfte auch seinem Weibe Vorsicht ein, obwohl er ihr nichts erzählte von dem, was er in jener Minute gehört und gesehen hatte. Aber sie hatte gleich ihm Angst; denn der Schreck vor dem roten Rachen saß ihr im Blute. Zuweilen träumte sie von dem schwarzen

Digitized by Google

Unhold, glaubte ihn auch leibhaftig zu sehen, wenn die Dämmerung hereingebrochen war und Zwielicht über Feld und Straße lag.
Nimbur aber wuchs heran in Unschuld und Kindeslust, wurde ein Jüngling und lernte das Handwerk des Vaters; aber es war ihm allzustille dabei, und in seinem Herzen brannte ein seltsamer Mut nach Taten. Oft blickte sein Auge von der Arbeit auf und schweifte kühn ins Weite, und er wußte doch nicht, was ihn so mit Sehnsucht erfüllte und heißem Drang. In ungestillter Kraft zerbrach er das härteste Holz zwischen den Fingern und warf das Werkzeug hin und reckte sich. Dann schalt ihn die Mutter einen unnützen Gesellen, und Angst und Sorge fuhr ihr ins Herz. Der Vater aber sagte kein Wörtlein, maß ihn nur mit stillen Blicken und sah mit heimlichem Wohlgefallen die edle Gestalt und das Spiel seiner Muskeln.
Da kamen sie eines Tages in die Nähe einer Stadt und sahen Haufen Volkes herwandern, die einen wie in Schrecken stumm und bleich, andere schreiend und ungestüm. Der Holzschuhmacher hielt seinen Wagen an und fragte, was geschehen sei. —
„Unser König," sagten sie, „unser König!" und schwiegen wie in Scheu und Entsetzen.
Nimbur aber, der eben unter der Blahe schlief und träumte, erwachte an dem Worte, kroch herfür und ließ sein Auge kühn über die Menge schweifen.
„Was ist mit eurem König?" fragte er, und sein wallendes Haar flog im Winde. Da war's, als faßten alle ein wunderlich' Vertrauen zu dem Jüngling, der in seinem armen Kittel auf sie niedersah, die Hand auf des Vaters Schulter gestützt, und sie erzählten von einem Ungetüm, das ihre Stadt befallen und seit Monden Not und Schrecken in ihre Häuser trage. —
Ob's ein Lindwurm sei, ein Drache? — fragte Nimbur mit Begierde. —
Nein, ein gefräßiger Wolf, war die Antwort, doch von besonderer Art; nicht zu erschlagen mit Knüppeln und Eisenstangen, nicht zu sengen mit Pech und Schwefel, nicht zu fangen in Netzen und Fallen. Erst habe er ihre Schafe verzehrt, ihre Rinder und Pferde mitsamt den Hirten. Nun aber breche er in ihre Häuser ein und hole sich zur Nachtzeit drei der ihrigen — einen nach Sonnenuntergang, zur Mitternacht den zweiten und vor Sonnenaufgang den letzten. —
„Und am Tage?" fragte Nimbur.
Da sahen sie einander stumm im Kreise an. Dann aber sagte einer: „Am Tage ziehen wir aus, das Ungetüm zu erlegen; aber wir finden es nie. Und in verwichner Nacht", fuhr er fort, „hat der Wolf unsern König geraubt, und wir sind daran, seine Gebeine zu suchen." —
Da lachte Nimbur. Dann aber sagte er, sie möchten ihm den Wolf beschreiben, wie er aussähe, wie groß er sei und wie weit sein Maul, daß er drei Männer fräß' in einer Nacht. —
Und wieder schauten sie stumm im Kreise umher, und jener entgegnete endlich, es habe ihn keiner gesehen, der da am Leben sei, und wer ihn sähe, der könnte nichts mehr erzählen. —
Da lachte Nimbur zum zweiten Male, und seine Augen blitzten.
„So will ich euch von dem Untier befreien," sprach er und reckte sich, „geht heim und erzählt es den anderen. Die Kühnsten von euch mögen mich bei Sonnenuntergang am Tore erwarten."
„Wir schließen das Tor, noch ehe die Sonne schwindet", wandten sie zaghaft ein.

Digitized by Google

„So habt ihr den Wolf unter euch", entgegnete Nimbur und lachte zum dritten Male. „Laßt offen das Tor, wenn ihr wollt, daß ich ihn aus eurer Stadt vertreibe." Da wurden sie nachdenklich, versprachen, nach seinem Willen zu handeln, und wandten sich heimwärts.

Nimbur schaute ihnen nach, bis der Staub der Straße sie verhüllte. Da stand die Mutter hinter ihm und weinte. „Lieber riß mir der Wolf das Herz aus dem Leib, als daß ich dich ziehen ließe, mein Kind", sagte sie und umschlang den Knaben, und ihre Tränen rannen in sein Haar. Nimbur aber befreite sich sacht, und der Vater erhob sich und wollte ihr in die Rede fallen; aber in der jähen Bewegung glitt ihm der Holzschuh vom rechten Fuß und torkelte unbeholfen und polternd hinab über den schmalen Tritt des Wagens auf die Straße. Nimbur sprang ihm nach und hob ihn auf. Wie er ihn aber faßte, wunderte er sich über seine Schwere und siehe, der Schuh war um das Dreifache seiner Länge gewachsen und fügte sich dem Jüngling in die Hand wie ein breites Schwert.

Als der Holzschuhmacher sah, was geschehen war, leuchtete sein Gesicht, und die Tränen der Mutter versiegten, und sie riefen beide: „Nun geh' mit Gott, unser Kind!" und beugten sich nieder und küßten ihn auf die Stirn.

Nimbur aber hob sein seltsam wuchtiges Schwert zur Sonne empor, und das rote Holz glühte wie Eisen. So schritt er der Stadt entgegen ohne umzusehen. Die Eltern aber lenkten ihren Wagen feldeinwärts nach einem Wäldchen, zu warten, was weiter geschehe. —

Als der Jüngling am Tore ankam, harrten seiner zwölf Männer in Waffen und Wehr. Und als sie ihn sahen mit dem gewaltigen Schuh in der Faust, lachten sie über ihn und spotteten: „Der will uns das Untier erlegen?"

Nimbur aber sagte kein Wort, und als er durchs Tor geschritten war, schlossen sie es eilig hinter ihm; denn sie waren voller Zweifel. Da sprach Nimbur: „Nun führet mich, daß ich den Wolf in eurer Mitte erschlage." Aber sie wußten nichts zu erwidern, und einer um den anderen wandte sich seinem Hause zu; denn die Sonne nahte sich dem Himmelsrande, und sie dachten, wenn der Tölpel allein auf der Straße stünd', würde der Wolf sich zu allererst mit seinem Fleische sättigen. —

Da stand Nimbur auf einem großen, freien Platze, und Straßen liefen nach allen vier Winden. Doch eh' er sich besann, zog ihn der Schuh in einer Richtung fort, und Nimbur folgte willig und ließ sich von seiner Schwere lenken. So wandelte er durch viele Straßen und gelangte ans andere Ende der Stadt, wo ein düsterer Berg aufragte, in dessen Mitte eine große, schwarze Höhle gähnte. Da hielt der Holzschuh inne und senkte sich zur Erde nieder. Nimbur aber stand und wartete und sah nur zuweilen rückwärts nach dem Turm der Stadt, wo der Gockelhahn noch in der Sonne glänzte.

Als aber der letzte Strahl verschwunden war und das Zwielicht durch die Straße floß, gewahrte Nimbur einen riesigen schwarzen Hund in der Höhle, mit einem Knochen im Maule, den er allsogleich fallen ließ und mit roten Lefzen und glühenden Augen auf den Jüngling zuschoß.

Nimbur aber schwang den Holzschuh und ließ ihn niedersausen mit Gewalt auf Kopf und Nacken des Tieres, daß es im Augenblicke röchelnd lag, sich streckte und verendete. Da war ein dumpfes Donnern im Berge hörbar. Nimbur aber achtete nicht darauf. Er bückte sich nieder, den Hund zu fassen, damit er ihn dem Volke zeige. Da umfloß ihn ein lichter Schein. Eine Jungfrau stand vor

Digitized by Google

ihm, edel von Antlitz und Gestalt, und daneben ein zwerghaft Männlein, das lachte heimlich und sprach: „Ein wackerer Streich, Nimbur! Dafür sollst du auch König sein dem verlassenen Volke. Und hier sieh dein Gemahl! Und du sollst nicht sterben, solange sie dir in Treue dient. — Doch hüte dich vor *dem* da . . ." Er wies mit krüppeliger Hand nach dem verendeten Tiere, humpelte seitwärts und war verschwunden.

Da kam schon das erste Volk gelaufen. Sie hatten mit Zittern in ihren Häusern gesessen und gewartet, ob nicht, wie alle Abend nach Sonnenuntergang, ein Wehklagen durch die Straßen lief. Als sie nun nichts vernahmen als einen dumpfen Donner, waren sie neugierig und kamen herbei. Da sahen sie, was sich zugetragen hatte, und in kürzester Frist war die ganze Stadt in Freude, und Tausende eilten, den Retter zu sehen und zu grüßen. Sie holten aus dem königlichen Stalle zwei Pferde und setzten Nimbur und die Jungfrau darauf und huldigten ihnen als ihrem Könige und ihrer Königin.

Anderen Tages begannen sie ein Fest zu rüsten, das eine Woche dauern sollte, und nun kamen auch Nimburs Eltern herbei, und das Volk erwies ihnen große Ehren. Mitten auf dem freien Platze zündeten sie ein Feuer an, das tote Untier zu verbrennen. Als aber die Flammen zerfielen und das Volk in seinem Tanze um das Feuer innehielt, stieg aus Glut und Asche ein schwarzer Rabe empor, hob sich mit heiserem Krächzen in die Lüfte und entschwand.

Da gedachte Nimbur der Warnung des Männleins und senkte sie tief in sein Herz. Er regierte sein Volk mit Weisheit und Strenge und ehrte seine Eltern bis an ihr Lebensende. Als sie gestorben waren, begrub er sie mit großem Gepränge. Des Vaters Holzschuh aber trug er als Schwert an der Seite, und in seinem Wappen war ein Schuh neben einem Hunde abgebildet. So blieb er unschuldig und fromm in seinem Herzen, also daß ihm die Königin diente viel hundert Jahre lang.

2

Nachdem Nimbur lange Zeit König gewesen war, wurden einige im Volke unzufrieden mit seiner Herrschaft, fingen an zu murren und zu spotten und sagten: „Wie kann einer König sein, der einen Holzschuh an der Hüfte trägt statt eines Schwertes?" —

Nimbur vernahm die Rede und wurde traurig darüber; denn der Schuh des Vaters hatte ihn allezeit glücklich beraten zu seinem und des Volkes Wohl. Er ging zur Königin und klagte ihr sein Leid. Die Königin aber sagte: „Zeig' ihnen, was dein Schuh vermag!"

Da lud Nimbur alle Edlen und Großen im Lande zu einem Feste, darunter auch die Unzufriedenen. Sie kamen auf stolzen Rossen, in Harnischen und schwertgegürtet. Er aber hatte sich mit jenem Kittel angetan, den er einst im Wagen seines Vaters getragen, und der Holzschuh baumelte ihm an der Seite. So empfing er die Gäste zu Spiel und Kampf und ließ ihnen sagen, wem es gelinge, ihm eine Wunde zuzufügen, dem stünd' die königliche Schatzkammer offen drei Tage lang, auf daß er mit Pferd und Wagen an Gold und edlen Steinen wegfahre nach Belieben. —

Da ritten zwanzig Kämpfer vor, den Kampf zu wagen. Sie warfen das Los untereinander, wer zuerst mit dem Könige streite.

Und als der Kampf begann, fing Nimbur den Streich des Schwertes mit seinem Holzschuh auf und siehe, das Schwert zersplitterte. Der Schuh aber blieb unversehrt. Da entfiel von den zwanzig Streitern zehnen der Mut.

Digitized by Google

Dem zweiten aber erging es nicht besser als dem ersten, und weitere fünf verließen den Kampfplatz.
Nachdem der dritte sein gutes Schwert an Nimburs Holzschuh zerschlagen hatte, war keiner mehr, den Kampf zu wagen, und alles Volk jubelte dem Könige zu, und Spott und Gelächter traf die Geschlagenen. Ehe aber das Fest verklungen war, kam einer angeritten und begehrte Nimbur zu sprechen. Sein Roß war schwarz, und es schäumte und seine Flanken bebten, als habe es den Reiter viel hundert Meilen hergetragen. Niemand kannte den Angekommenen. Der aber bat Nimbur zum Kampfe für den kommenden Morgen kurz vor Sonnenaufgang; denn der Tag ging schon zur Neige. Nimbur gewährte dem Fremdling die Bitte und lud ihn ein, die Nacht im Schlosse zu verbringen.

Während aber Nimbur schlief, nahm jener den Holzschuh von der rechten Seite des Königs, wo er allezeit gelegen, legte ihn sachte zur linken und einen anderen an die gewohnte Stelle, von gleichem Maß und Aussehen.

Und als der Morgen anbrach und es noch dunkelte im Gemach, achtete Nimbur nicht der Linken, griff den Schuh zu seiner Rechten und eilte zum Kampfplatz. Da zerbarst beim ersten Streich der falsche Schuh, und Nimbur lag, aus einer Wunde blutend, ohnmächtig im Sande.

Es war heller Tag, als er auf seinem Lager erwachte, wohin ihn die Diener getragen hatten. Da gewahrte er den Holzschuh zu seiner Linken und wähnte ihn ungetreu, da er ihn ganz und unzerspalten liegen sah, stieß ihn von sich und fing an zu schelten: „Also hast du mich betrogen, Unnützer, und die Spötter hatten recht! Was soll mir ferner dein Dienst? Meine Schätze sind hin und mein Ruhm ist hin, so sollst auch du verderben!" Er befahl, ein Feuer zu schüren und ihn zu verbrennen.
Die Diener nahmen den Holzschuh, trugen ihn hinaus und schürten im Kamine ein prasselndes Feuer. Den Schuh aber verbrannten sie nicht, sondern vergruben ihn in kommender Nacht im Garten des Schlosses.

Unterdessen hatte der fremde Ritter die Schatzkammer des Königs geplündert, und nach drei Tagen war Nimbur arm. Er genas von seiner Wunde; aber seine Traurigkeit kannte keine Grenzen. Da fing er an, der Königin zu zürnen, weil sie ihm geraten hatte, und wollte ihr Angesicht nicht sehen und verschloß sich in sein Gemach. Hundert Jahre verbrachte er in Groll und Einsamkeit.

Die Königin aber fühlte Mitleid mit ihrem Gemahl und weinte. Da stand plötzlich das zwerghafte Männlein vor ihr und fragte, warum sie weine. Die Königin erzählte, was sich zugetragen. und das Männlein sagte: „Nimm den Holzschuh des Königs, begrabe ihn im Garten des Schlosses und harre, bis er Wurzeln treibt nach unten und einen Stamm nach oben. Und wenn die Krone sich geschlossen hat, verbrenne ihr Dürrholz in der Neumondnacht und plündere sie bis auf sieben Äste. Dann wird Nimbur fröhlich sein." — Mit diesen Worten verschwand das Männlein wieder, und die Königin ward heiter und trocknete ihre Tränen. Sie wußte nicht, was mit dem Holzschuh vorgegangen war, eilte zum Könige und bat ihn um Gehör. Und als Nimbur von dem Männlein hörte und vernahm, was zu geschehen habe, damit er fröhlich werde, erschrak er heftig, warf sich zu Boden und raufte sein Haar. „So sind meine Schätze hin, und mein Ruhm ist hin, und ich selber werde verderben und sterben; denn der Schuh meines Vaters ist zu Asche verbrannt!" So rief er voll Verzweiflung. Das ganze

Digitized by Google

Schloß hörte seine Klage; aber niemand wußte Rat und Hilfe; denn jene Diener, die den Holzschuh vergraben hatten, waren längst gestorben.
Aber noch diente ihm die Königin in Treue; denn sie liebte ihn ob seines Schmerzes, und so wich auch seine Jugend nicht. Und da er die Kraft seiner Glieder spürte, faßte er wieder Mut und gürtete seine Lenden mit einem Schwerte. Doch ließ es ihm keine Ruhe, seine Schatzkammern leer zu wissen, und er begann das Volk zu drücken mit Fron und Lasten. Er achtete nicht auf die Bitten der Königin, abzulassen von dem unseligen Treiben, und wurde härter und härter.
Eines Tages stand er am Fenster seines Gemachs und sah düster und verdrossen zum Garten hinab, in dessen Mitte ein Teich lag mit einem Brunnen. Die Abendsonne leuchtete in das bewegte Wasser, und es lag darin wie Barren Goldes, und der Strahl, der aus der Röhre floß, glitzerte wie Perlen und edle Steine. Das weckte seine Habgier, und er gedachte in Bitterkeit der geraubten Schätze. Da vernahm er ein Rauschen in den Lüften, und als er aufschaute, gewahrte er zwei Vögel, einen Raben und eine Taube. Der Rabe schoß mit lautem Krächzen nieder auf die Taube, zerhackte und verzehrte sie.
Nimburs Herz kannte kein Mitleid. und er fing an, den Raben zu rühmen als wackeren Jäger, und streckte die Hand aus, also daß ihm der schwarze Vogel nach vollbrachtem Fraße auf den Finger flog und zu reden anfing:

„Gerne fress' ich Tauben,
lieber sind mir Menschenaugen!

Gib mir deinen unwertesten Knecht, und ich will dir einen Acker verraten, tausend Morgen groß, und seine Ähren sind lauteres Gold!"
Nimbur grausete es wohl ein wenig; aber da er einen ungetreuen Knecht hatte, der der Strafe harrte, versprach er, ihn nach Sonnenuntergang aus dem Schlosse zu jagen.
Es geschah, und der Rabe hackte ihm die Augen aus. Nimbur aber sandte hundert Gespanne des königlichen Stalles hinaus auf den Goldacker, und seine Kammern füllten sich. Sein Herz jedoch blieb unzufrieden und fand keine Ruhe im Anblick des funkelnden Goldes. Die Königin aber ward immer trauriger, saß im Garten und weinte und netzte die Erde mit ihren Tränen. Da sproßte eine junge Rotbuche auf an dieser Stelle, und die Königin erwählte sie zu ihrem Lieblingsort.
Nach einiger Zeit saß der König wieder am Fenster seines Gemaches, und seine Gedanken waren düsterer und freudloser als je. Da kam der Rabe wieder durch die Luft geflogen, trug in seinen Krallen einen jungen Finken und verzehrte ihn vor Nimburs Angesicht.
Der König fand auch daran sein Wohlgefallen und reichte dem häßlichen Vogel den Finger hin, damit er sich setze.
Der Rabe tat es und sagte:

„Gerne fress' ich Finken,
aber Menschenaugen blinken!

Gib mir deinen liebsten Knecht, König Nimbur, und ich will dir eine Bucht im Meere verraten, hundert Meilen im Kreise gefüllt mit edlen Perlen."
Nimbur erschrak, und es grausete ihn wieder; denn seinen liebsten Knecht wollte er nicht missen; indessen lockten ihn die Perlen so sehr, daß er versprach, nach Sonnenuntergang den Knecht auf die Steinbank vor das Schloß zu schicken, allwo er gern die Flöte blies.

Digitized by Google

Als der Knecht den ersten Ton geblasen hatte, kam der Rabe herbeigeflogen und hackte ihm die Augen aus. Nimbur aber fühlte sein Herz voll Trauer die ganze Nacht; denn er hatte den Ton vernommen, und er lag in seinem Ohre und wollte nicht aufhören zu klingen.

Am nächsten Tage befahl er seinen Fischern, die engsten Netze zu rüsten und sandte sie hinaus nach dem Perlenmeere. Da wurden seine Kammern zum Bersten voll.

Die Königin aber saß im Garten und weinte die bittersten Tränen und netzte die Erde an ihrem Lieblingsplätzchen, also daß die junge Rotbuche wuchs die ganze Nacht und schon die Krone ansetzte.

So oft der König auch Auge und Herz am Anblick seiner Schätze labte, wurde er darum doch nicht zufriedener, und eines Tages saß er wieder in finsteren Gedanken und blickte aus dem Fenster hinab in den Garten. Da hub eine Nachtigall zu singen an, und der erste Ton machte sein Herz beben; denn er gemahnte ihn an die Flöte seines liebsten Knechtes. Nimbur konnte die Töne nicht länger ertragen, so lieblich sie auch waren, wurde unwillig und wünschte, daß der Rabe käme, den Sänger zu zerfleischen. Da flog auch schon der häßliche Vogel herbei, schoß ins Gebüsch, wo die Nachtigall sang, und trug sie im nächsten Augenblicke in seinem gierigen Schnabel vor den König und verzehrte sie.

Nimbur freute sich darüber, und als der Rabe sich gesättigt hatte, nahm er auf des Königs Finger Platz und sprach:

„Gern fress' ich Nachtigall, Finken und Tauben,
lieber sind mir Menschenaugen!
Gib, Nimbur, mir die Königin dein,
und ich will dir ein treuer Diener sein!"

Da erschrak Nimbur über die Maßen, und es grausete ihn wie nie zuvor. Er wollte den wüsten Vogel verscheuchen; aber der Rabe hielt sich mit spitzen Krallen am Finger des Königs fest, schlug mit den Flügeln und schrie laut und heiser: „Tu' mir den Willen, König Nimbur, und ich werde dir einen Berg verraten, tausend Ellen hoch aus Demantstein!"

Da zögerte Nimbur nur ein kleines Weilchen und sein Herz fühlte nichts als Habgier und verhärtete sich ganz. Und er rief:

„Nimm hin die Königin, sie ist dein!
Und gib mir den Berg aus Demantstein!"

Kaum aber war das letzte Wort aus seinem Mund entflohen, rollte ein fürchterlicher Donner unter der Erde hin, daß Nimburs Schloß zu zittern und zu wanken begann und zusammenstürzte. Der Rabe aber war mit einem Male riesengroß geworden, schwang mächtig die Flügel, rollte die Augen wie feurige Räder, und seine Krallen waren wie eiserne Zangen. Damit faßte er Nimbur und trug ihn hoch in die Lüfte durch den sausenden Sturmwind, daß ihm die Sinne schwanden. Als Nimbur zur Erde stürzte, erwachte er aus seiner schrecklichen Ohnmacht, schlug die Augen auf und sah nichts um sich als ein weites, wüstes Feld, in dessen Mitte ein hoher, glitzernder Berg aufragte. Um seine Spitze kreiste der Rabe.

Und als Nimbur sich erhob, merkte er beim ersten Schritte, daß er alt geworden, und Jugend und Kraft von ihm gewichen waren.

3

Der alte, schwache König trauerte um die verlorene Jugend und wünschte zu sterben; denn der Tod dünkte ihn besser und schöner, als das Leben in dieser

Digitized by Google

Wüste vor dem hohen, glitzernden Demantberge, der nichts nützte und nur seine müden Augen blendete, wenn in dem schattenlosen Lande die heiße Sonne niederbrannte. Aber der Tod wollte nicht kommen, und obgleich Nimbur jeden Abend hoffte, in folgender Nacht zu sterben, erwachte er doch immer wieder des Morgens und mußte dann in Schmerzen der Königin gedenken, die er in seiner Habgier verraten hatte. Er wußte nichts von ihr und hätte gern den Raben befragt. Der aber zog seine Kreise um die Spitze des Berges und hielt nicht inne in seinem einsamen Flug.

Indessen lebte die Königin allein im Garten unter der Rotbuche, die von aller Pracht übrig geblieben war. Ein buntes Vögelein brachte ihr täglich ein Weizenkorn zur Speise, und des Nachts, wenn sie mit offnem Munde schlief, fiel ein Tröpflein Tau auf ihre Zunge und labte sie. Sie hatte nicht mehr aufgehört zu weinen und tränkte die Erde mit ihren Tränen, daß die Buche längst die Krone geschlossen hatte. Aber niemand war, der ihr Dürrholz verbrannte zur Neumondnacht und sie plünderte auf sieben Äste, und so lag der Holzschuh immerfort unter der Erde und trieb seine Kraft nach unten und oben.

Da hatte sie sich einmal so müde geweint, daß sie in einen tiefen Schlaf sank und viele hundert Tage schlief. Das Vögelein aber ließ sein Weizenkorn Tag für Tag zur Erde fallen und als die Königin erwachte, sah sie wohl ein Maß Körner neben sich liegen. Da fing sie an, vor langer Weile den Weizen ringsum auszustreuen, und es wuchs ein kleiner Acker um sie her. Sie sammelte die Körner und streute sie aufs neue, und der Acker wurde größer und größer, daß sie schließlich die Körner nicht mehr zu sammeln vermochte. Da fing sie an zu klagen und sagte laut für sich hin: „Ach, wenn ich doch einen Gehilfen hätt'!"

Da kam das bunte Vögelein herbeigeflogen und pickte und zupfte so lange, bis alle Körner gesammelt waren. Die Königin aber streute sie wieder aus, und der Acker wuchs wieder und war nun schon viele, viele Morgen groß. Das Vögelein brachte andere mit, zu helfen, und die Königin versah mit ihren Gehilfen den Acker mit Fleiß und sammelte und säte ohne Unterlaß, daß sie sich schließlich weit von der Rotbuche entfernt hatte und kaum mehr ihrer gedachte.

So kam sie mit dem Acker in ein Land, wo die Menschen arm waren und hungerten. Die fingen nun an, Mehl zu mahlen und Brot zu backen nach Herzenlust, und als der junge König dieses Volkes sah, wie glücklich seine Untertanen durch die fremde Königin geworden waren, begehrte er sie zur Gemahlin.

Da wurde die Königin traurig; denn sie hatte Nimbur nicht vergessen und sehnte sich wieder zurück nach ihrem Plätzchen unter der Buche. Also wollte sie auch nicht die Gemahlin des Königs werden, und der junge König ward zornig und holte sie mit Gewalt in sein Schloß und ließ nicht nach, sie zu bitten und zu bedrängen.

Um aber den König nicht noch mehr zu erzürnen, nahm die Königin Zuflucht zu einer List und versprach ihm als Gemahl zu dienen, wenn er ihr drei Wünsche erfüllen könnt', die sie sich ersinnen wollte.

Der König war zufrieden, und ungeduldig forderte er den ersten Wunsch.

Die Königin aber wußte nichts zu wünschen und bat um drei Tage Frist. Auch das gewährte ihr der König, und nach drei Tagen sprach die Königin: „Du gabst mir einen Knecht, der blicket nach mir meiner Schönheit wegen. Gib mir einen anderen; doch soll es nur einer sein, dem ein Rabe die Augen aushackte."

Der junge König wunderte sich sehr über den seltsamen Wunsch. Doch ließ er

Digitized by Google

ihn in seinem Lande ausrufen und versprach demjenigen königlichen Lohn, der einen Knecht nach dem Wunsche der Königin wüßte.
Nicht lange, und des Königs Boten brachten einen Bettler herbei mit leeren Augenhöhlen, und die Königin erkannte Nimburs ungetreuen Knecht. Heftig pochte ihr Herz, als sie den Armen sah. Sie nahm ihn voll Erbarmen auf, prüfte ihn und fand ihn treu geworden. Da ward sie trauriger mit jedem Tag, wenn er hilflos seinen Dienst versah, und einmal rannen ihr die Tränen über die Wangen, und sie dachte voll Mitleid, ob dem Armen nicht zu helfen sei. —
Der Knecht aber kniete eben vor ihr und löste mit tastenden Händen die Riemen ihrer Schuhe, und da er die Königin seufzen hörte, wandte er sein Gesicht zu ihr empor. Da fielen ein paar Tränen aus ihren Augen in die leeren Höhlen seines Angesichts, blieben stehen darin und wuchsen und wurden ein leuchtendes Augenpaar.
Da freute sie sich am Glück des Sehenden. Bald darauf kam der König in ihr Gemach. Da wußte die Königin den zweiten Wunsch und sagte zu ihm, es sei ihr lange Weile, und sie wünsche sich einen Knecht, dem ersten gleich, doch sollt' er die Flöte blasen, daß es sei, als säng' die Nachtigall. —
Da ließ der König sein Land durchstreifen nach Spielleuten aller Art, und endlich brachten sie einen blinden Hirten herbei. Der blies die Flöte, als säng' die Nachtigall, und die Königin erkannte mit pochendem Herzen Nimburs liebsten Knecht.
Der war nun alle Tage um sie und labte ihr Gemüt mit seinem Spiele; aber die Königin wußte nicht, wie sie ihm helfen sollte in seiner armseligen Blindheit, und obgleich sie ihn bat, die traurigsten Weisen zu spielen, daß ihre Tränen flossen, verstand sie doch nicht, deren zwei just nach dem rechten Orte zu lenken.
Einmal schlief sie zur Mittagszeit in ihrer Kammer und erwachte an den lieblichen Tönen der Flöte, und da sie soeben von Nimbur geträumt hatte, fing sie sogleich an zu weinen, erhob sich und öffnete das Fenster, nach dem Knechte zu sehen. Da fielen ein paar Tränen aus ihren Augen hinab in den Garten, wo der Knecht auf dem Rücken lag und die Flöte blies, und fielen in seine leeren Augenhöhlen, blieben stehen darin, wuchsen und wurden ein leuchtendes Augenpaar. Da freute sich die Königin, daß es so gekommen war, und besann sich sogleich auf ihren dritten Wunsch.
Aber es wollte ihr nichts einfallen, auch war ihr bange, daß sie den König sollte heiraten, wenn der dritte Wunsch erfüllt wäre, und darum wollte sie etwas recht Schweres wünschen. In ihrer Not dachte sie nur immer an Nimbur und wie ganz anders alles gekommen wär', wenn er den Holzschuh nicht verbrannt hätte.
Und als der junge König zu ihr trat und ungeduldig nach ihrem dritten Wunsche fragte, sagte sie: „Einen Holzschuh will ich haben, den ein Mensch an seinem rechten Fuß getragen und der doch dreimal größer ist als der linke."
Da schüttelte der König den Kopf vor Unwillen und Verwunderung und war ganz ratlos; denn er glaubte selbst nicht, daß so etwas in seinem Lande, noch irgendwo zu finden sei. Aber er ließ doch den Wunsch der Königin bekanntgeben und jagte tausend Reiter überall hin und versprach die höchste Belohnung dem, der ihm den wunderlichen Schuh verschaffe. —
Aber alle kehrten unverrichteter Dinge zurück. Da wurde der junge König krank vor Zorn und Scham und ließ alle Holzschuhmacher des Landes vor sein Lager kommen, einen nach dem anderen, und befragte sie. Aber keiner wußte nach sei-

Digitized by Google

nem Sinne zu reden, bis ganz zuletzt ein zwerghaft' Männlein hereinhumpelte. Das trug einen winzigen Holzschuh in der Hand und lachte heimlich und fragte: „Ist es dieser?"
Der König aber meinte, das Männlein wolle ihn verspotten, wurde wütend und schrie in seinem Zorne und griff nach dem Schwert, das Männlein auf der Stelle zu töten.
Aber das Schwert war seinem schwachen Arm zu schwer, und das Männlein lachte noch mehr, also daß der König ganz von Sinnen kam in seiner Hilflosigkeit. Da sagte das Männlein: „Am Ende kann ich euch doch den Holzschuh verschaffen; aber ihr müßt euer Liebstes dafür versprechen, sonst weiß ich keinen Rat."
Da bedachte sich der König keinen Augenblick, und vor Wut und Ärger ganz töricht geworden, schrie er: „So will ich mein Liebstes hingeben auf Erden, wenn ich nur der Königin Wunsch erfüllen kann!"
Da war das Männlein verschwunden.
In dieser Nacht aber waren es hundert Jahre, daß Nimbur vor dem Demantberge auf das Sterben wartete. Und da träumte er von seinem Holzschuh und sah die Königin unter der Rotbuche sitzen und weinen. Das füllte sein Herz mit wunderlicher Reue und Wehmut, und als er am Morgen erwachte, schaute er nach der Spitze des Berges und sah den Raben hinwegfliegen und in der Ferne entschwinden. Da faßte er Mut und fühlte eine seltsame Kraft in den Gliedern, daß er zu laufen anfing und lief in einem fort, wohin ihn die Füße trugen.
So kam er in das Land, wo der junge König regierte, und hörte auch von dem Wunsche der Königin. Er ging nach dem Schlosse und wurde ein Knecht des Königs, und am Abend nach der Arbeit nahm er ein großes Stück Holz und schnitzte einen Schuh daraus, ganz jenem gleich, den er einst als Schwert getragen. Den sandte er dem Könige, und dieser gab ihn der Königin und forderte sie zur Gemahlin. Die Königin erschrak, als sie den Holzschuh erblickte, und freute sich zugleich; aber sie fragte den König, wer ihn getragen und wo der linke sei. —
Da führte man Nimbur zu ihr, und sie erkannte ihn nicht; denn er war alt und grau geworden, und sie hatte ihn nur jung und schön gesehen. Nimbur aber erkannte die Königin und war stumm vor Scham und Liebe und Herzeleid, also daß er nicht zu sagen vermochte, was für ein Schuh das sei. Auch hatte er keinen linken geschnitzt und sollte nun als Betrüger sterben. Die Königin aber empfand Mitleid mit ihm, weil ihm eine Träne über die welke Wange floß, und so schenkte sie ihm das Leben und beschloß, den Holzschuh zu prüfen. Sie ließ ihn in die Erde vergraben und wartete, ob er Wurzeln treibe nach unten und einen Stamm nach oben. Aber der Schuh vermorschte unter der Erde und trieb nicht Wurzeln noch Stamm. Da wurde Nimbur zum Tode verdammt.
Aber die Königin bat noch einmal für sein Leben, und nun mußte Nimbur zur Strafe die schwerste Arbeit tun und auf dem großen Acker Körner sammeln, Tag und Nacht, ohne Unterlaß.
Tags brannte ihm die heiße Sonne den Rücken, in der Nacht aber zitterte sein müder Leib unter dem kalten Schein des Mondes. Und als es Neumond ward, umhüllte ihn die Dunkelheit, und er konnte die Körner nicht sehen, und sie fielen ihm von der Hand auf die Erde, statt in den Scheffel. Da seufzte er und klagte laut: „Ach, wenn ich nur Licht und Feuer hätte, daß meine Arbeit vonstatten ging!"
In diesem Augenblicke stieß er mit der Stirne hart an den Stamm der Rotbuche,

Digitized by Google

und es fiel Dürrholz nieder auf ihn. Das sammelte er, schlug Funken aus einem Steine und brannte ein Feuer an; aber er wollte ein gewaltiges Feuer haben, daß es weithin leuchte über das Ackerfeld, und so begann er die Krone zu plündern bis auf sieben Äste. Und als das Dürrholz in einen Haufen Glut zusammenfiel und Nimbur frisches Holz darauf legen wollte, begann ein ferner Donner zu rollen, und mit einem Male wurde es lichter Tag, und Schloß und Garten lagen da wie ehemals, und Nimbur fühlte Jugend und Kraft in seinen Gliedern.

Da stand auch das zwerghafte Männlein an seiner Seite und lächelte und sprach: „Grabe Nimbur, und was du findest, bring dem Könige und fordere das Liebste von ihm."

Und Nimbur grub an der Stelle, wo der Stamm aus der Erde kam und fand den Holzschuh unversehrt und hob ihn empor ins Licht der Sonne, daß das rote Holz leuchtete wie Eisen.

Da vernahm er ein Rauschen hinter sich, und wie er sich umwandte, schoß der Rabe herab auf ihn und wollte ihm die Augen aushacken. Nimbur aber ließ den Holzschuh niedersausen mit Gewalt und schlug dem wüsten Vogel den Kopf ab. Der Kopf aber fiel in die Glut und verbrannte.

Dann eilte Nimbur schnell nach dem Schlosse des Königs und tat, wie ihm das Männlein geheißen. Und als der König sein Liebstes hergeben sollte, sah er, daß es die Königin selbst war. Er erkannte seine Torheit und wollte zornig werden; aber er fürchtete sich vor Nimburs Gestalt und dem Holzschuh, der ihm in der Hand saß wie ein gutes Schwert.

Also führte er Nimbur zur Königin, und sie erkannte ihn sogleich und eilte ihm entgegen. In selbiger Stunde zogen sie nach ihrem Schlosse und fanden alles, wie es einst gewesen, und lebten fortan in Glück und Freude. Und so leben sie noch, und wenn sie den Holzschuh in Ehren halten, wird es wohl so bleiben bis zum Jüngsten Tag.

*

Kinderschlummer

Hold wie ein Engel,
Lieblich und lind
Liegt in den Kissen
Mein schlummerndes Kind.

Über die Guckerl
Die Lieder gesenkt,
Zierlich mit seidigen
Wimpern behängt.

Rosige Patschhand
Kratzt sich am Ohr,
Oder sie lugt aus
Dem Linnen hervor.

Tief in das Kissen
Das Köpfchen sich wühlt,
Seht nur, wie mollig
Mein Kindchen sich fühlt.

Streckt seine Glieder,
Reckt sich und ächzt ... —
Ruhig wird's wieder,
Schlafend es wächst.

Englein, ach wachet,
Leise und lind,
Hütet und schützet
Mein schlummerndes Kind!

A. Berger

Digitized by Google

Die internationale geistige Zusammenarbeit der Katholiken

Von Dr. Josef Froberger

SEIT einigen Monaten ist nichts so sehr in Schwung gekommen als das Wort International. Auch der nicht besonders aufmerksame Beobachter der Zeitereignisse dürfte allmählich merken, daß die eine Periode der europäischen Wandlungen nunmehr ziemlich abgelaufen ist, nämlich die der kriegerischen Verhetzung. Niemand will mehr Krieg führen, die Franzosen und Spanier haben alle Mühe, der eigenen Bevölkerung klarzumachen, daß der Berberhäuptling im Rifgebirge sich den europäischen Großmächten zu fügen hat. Für einige Zeit wenigstens wird es so sein; denn bei der Nervosität der geistigen und politischen Führer kann kein Mensch voraussagen, welche Richtung nach wieder zehn Jahren die Oberhand haben wird. Für die allernächste Frist muß man sich also auf Internationalismus einstellen. Damit ist es aber wiederum so eine eigene Sache. Eine Sache, über die man nachdenken muß. Ich bin zwar nicht in der Lage, gegenwärtig große Reisen unternehmen zu können, aber soweit ich es vermag, unternehme ich gerne einen einsamen Spaziergang, auf dem ich niemand antreffe, um meine Gedanken unbeeinflußt schweifen zu lassen. Es ist ja heutzutage nichts so schwer, wie zu einem selbständigen Gedanken zu kommen. Alles geschieht so von selbst, so gewissermaßen automatisch; was man Gedanken nennt, wird einem gleichsam aus einer Art Umgebung zugeführt, daß man allen Grund hat, von Zeit zu Zeit unnachsichtliche Gewissenserforschung mit dem laufenden Gedankenvorrat anzustellen. So also auch mit dem Internationalismus, namentlich mit einem so bedenklichen Internationalismus wie dem der geistigen Zusammengehörigkeit.

In der Zeit des Funkspruchs wäre es schließlich gar nicht so erstaunlich, wenn eines schönen Tages die Menschheit mit einer allgemeinen geistigen Bearbeitung durch die Radiozentralen überrascht würde. Schon jetzt hat die Einzelpersönlichkeit eine nicht geringe Mühe, sich ihrer Selbständigkeit bewußt zu werden. Man denke sich nun, daß durch eine internationale Verständigung der sogenannten Spitzen Richtlinien festgelegt würden, nach denen in Religion, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Politik und sozialem Leben die Völker bearbeitet werden sollen. Wahrscheinlich würden eine beträchtliche Anzahl unserer internationalen Zeitgenossen unter diesem vereinigten friedlichen Trommelfeuer aller Nationen ruhig weiterschlafen, denn die Schlafmützigkeit ist bereits ohnehin schon international, aber jene Menschen, die noch einigermaßen auf eigene Gedankenarbeit Gewicht legen, werden sich mit diesen Zuständen nicht sonderlich befreunden können. Die Redaktion des „Gral" wird natürlich nicht gefragt werden, denn unter den alsdann obwaltenden Bedingungen wird der „Gral" wie alle übrigen selbständigen Zeitschriften wohl eingehen, doch werden sich wahrscheinlich unter den früheren Lesern dieser Zeitschrift viele Leute finden, die gelegentlich ihr „tiefes Bedauern" über eine derartige internationale Versimpelung aussprechen werden. Es wird ein geeignetes Thema für zukünftige Vereinssitzungen sein. Aber niemand wird sich sonst mehr um unsere Klagen bekümmern.

Diese von Galgenhumor gefärbten Zeilen schrieb ich unter dem Eindruck der

Digitized by Google

Meldung, daß am 5. Oktober der „Unterausschuß für Literatur und Kunst der Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit" zusammengetreten sei. Von den vielen, die nach ihrem Morgenkaffee diese Meldung lasen, werden nur wenige sich vorgestellt haben, was sie bedeutet. Es möge hier ihnen in kurzen und trockenen Worten gesagt werden. Es bedeutet, daß ein Zusammenschluß der sogenannten maßgebenden Schriftsteller der ganzen Welt erfolgen soll, um durch gegenseitige Anpreisung unter der überragenden Autorität des Völkerbundes eine feststehende literarische und künstlerische öffentliche Meinung zu bilden. Die Dichter und Schriftsteller, die in dieses schützende Gehege gelangen, werden international abgestempelt als die großen Geistesführer der Menschheit. Früher hieß es europäische Geister, wie sich schon auch in Deutschland manche Katholiken auszudrücken pflegen, heute muß es heißen Menschheitsgeister. Schön ist gerade die Bezeichnung nicht, aber wer wird fortan nach Schönheit fragen, die Völkerbundskommission für internationale Zusammenarbeit wird entscheiden, was die Menschheit als schön ansehen soll. Die Menschheitsgeister, von San Francisco bis Tokio, werden fortan noch zu Lebzeiten in ein Pantheon gelangen, über dessen Eingang steht: Scriptoribus consecratis sacrum.

Nun erhebt sich die ziemlich einfache, aber weitreichende Frage, in welchem Umfange die katholischen oder überhaupt die christlichen Schriftsteller aller Zeiten, Lebende und Tote, zu diesem internationalen geistigen Konsortium herangezogen werden sollen. Man glaube nicht, daß es sich hier lediglich um Vermutungen handle, es soll vielmehr ein Zustand untersucht werden, der leider längst aktuell geworden ist und logisch streng sich ergebende Folgerungen für die internationale Zusammenarbeit uns nahelegt. Schon früher war es ja so, aber in der letzten Zeit ist es immer klarer geworden, daß in Europa und auch darüber hinaus eine gut organisierte Stimmungsdominante besteht, die fast nur Dichter, Künstler und Schriftsteller, die auf einem mehr oder weniger ungläubigen Standpunkte stehen, zu Worte kommen läßt und ihnen die sogenannten internationalen Ehren erweist. Ich darf wohl davon frisch von der Leber reden, da ich mich seit vielen Jahren mit dieser Frage beschäftigt habe und in Blättern des Auslandes bereits öfters darüber Aufsätze veröffentlichte. Die Angelegenheit liegt nämlich folgendermaßen:

Fast jede Nationalliteratur hat gegenwärtig zwei Fassaden, die eine nach innen, die andere nach außen, die eine für die Kenner im Inlande, die andere für die Ausfuhr nach dem Auslande. Nehmen wir ein für Deutsche leicht zu begreifendes Beispiel. Im Kriege wurde neben anderen unschönen Dingen auch die etwas schöner sich ausnehmende Kulturpropaganda betrieben. Ein beliebter Schauplatz dafür war die damals international zu großen Ehren gekommene Schweiz, namentlich die Städte Zürich, Luzern und Bern. Jede Nation hatte da die von den Regierungen unterstützten Propagandabuchhandlungen. Dazu gab es durch Propagandatruppen vorgeführte Vorstellungen in den Theatern. Von der deutschen Seite wurden nun als die maßgebenden deutschen Schriftsteller Schönherr, Heinrich Mann, Wedekind, Sternheim, G. Hauptmann, Max Brod usw. vorgestellt, lauter Leute von der linken Seite. In Deutschland wissen mehr Leute, als man es sich in Berlin gestehen will, daß diese Herren nicht die deutsche Literatur darstellen, daß z. B. ihr Deutschtum auf einem besonderen Blatte steht und ihre künstlerischen Qualitäten auf einem anderen, nicht weniger seltsamen. Aber dem Ausland wurde trotz aller Vorstellungen unentwegt damit aufgetrumpft.

Digitized by Google

In Luzern wurde von der Kantonsbehörde die Aufführung von Schönherrs „Weibsteufel" untersagt, in Zürich äußerte sich die liberale Züricher Zeitung über die Aufführung von Wedekinds „Franziska" ziemlich ungnädig, aber das vermochte nichts an den in Berlin festgelegten literarischen Kategorien zu ändern. Ein Schweizer meinte sogar, Clémenceau habe die deutsche Propaganda organisiert! Oder ein anderes Beispiel. In *Frankreich* gibt es bekanntlich eine glänzende katholische Literatur, oder, richtiger ausgedrückt, die erdrückende Mehrzahl der hervorragenden Schriftsteller Frankreichs steht heute auf gläubigem Standpunkte. Es ist eigentlich ein richtiges Kunststück, an diesen Schriftstellern vorbeizukommen, wenn es sich um eine Einschätzung der heutigen Literatur Frankreichs handelt. Aber dieses Kunststück bringt man in Deutschland in den letzten Jahren fertig. Wer ist laut den Bekenntnissen zahlreicher Blätter der repräsentative Schriftsteller Frankreichs? Natürlich Anatole France, obwohl dies weder historisch noch literarisch wahr ist. Wer ist der führende geistige Kopf der Franzosen? Selbstverständlich ist es Barbusse oder nach anderen Romain Rolland. Neuerdings beklagt sich Forst-Battaglia in einer sehr lesenswerten Darstellung, „Die französische Literatur der Gegenwart" (1925, Wiesbaden), über diese Zustände und ist dabei über die Feststellung ganz entsetzt, daß die in Deutschland gegenwärtig als die französische Literatur der Gegenwart umgehenden Darstellungen so wenig der Wirklichkeit entsprechen, vor allem wegen der großen Lücke, die durch das Weglassen der gläubigen Schriftsteller entstanden ist.

Am seltsamsten nehmen sich die Dinge bezüglich der *spanischen* Literatur aus. Wegen der deutschfreundlichen Haltung Spaniens im Kriege war es naheliegend, nunmehr auch die spanischen Schriftsteller mehr zu berücksichtigen. Ich war sehr gespannt, was sich nun ereignen würde. Oder, besser, ich war nicht gespannt, denn ich bin glücklicherweise alt genug, um bis zum Nil admirari durchgedrungen zu sein. Mögen andere die Jugend preisen, ich meinerseits habe genug am Zerstieben der Illusionen erlebt und bin bescheiden und genügsam geworden. Also die spanische Literatur der Gegenwart wurde nach dem Kriege in Deutschland nach den bekannten Rezepten vorgestellt, d. h. die katholischen und gleichzeitig die deutschfreundlichen Schriftsteller wurden behutsam beiseite gelassen und die freigeistigen und deutschfeindlichen durch Übersetzungen und Aufsätze zu Ehren gebracht. Zum großen Lobe meiner Hamburger Freunde an der dortigen Universität muß ich allerdings bemerken, daß diese sich gegen dies Verfahren nach Kräften wehrten, ich durfte an der Hamburger Universität manche Semester hindurch Vorlesungen über spanische Literatur halten; aber was vermag Hamburg, was vermag die ganze Wissenschaft gegen die Macht der maßgebenden und geldspendenden Verleger? Man könnte vielleicht sagen, daß die katholischen Verleger dagegen etwas durch Verlag katholischer Werke hätten unternehmen können, aber wer die Lage und die Mittel der katholischen Verleger Deutschlands kennt, stellt keine so neugierigen Fragen. Auch sind die Aussichten für die Verbreitung solcher Werke über den Umkreis der katholischen Öffentlichkeit hinaus nicht sehr hoffnungsreich, da etwaige Versuche rasch auf die berühmten Schranken stoßen, um die es sich eben hier handelt. So kam es auch bezüglich der spanischen Schriftsteller wie es kommen mußte: die großen Katholiken, wie Pereda, Ricardo León, Palacio Valdes usw., fanden nur ein geringes Publikum, während der berüchtigte Blasco Ibañez sogar mit seinem von Haß gegen Deutschland triefenden

Digitized by Google

abscheulichen Werke: „Die vier Reiter der Apokalypse" zu merkwürdigem Ruhme gelangte, über den man im Auslande den Kopf schütteln mußte. Nun wird sogar Unamuno als führender Kopf des modernen Spanien gefeiert, der gleiche Unamuno, den in Spanien seine eigenen Freunde nicht mehr ernst nehmen. Ein Münchener Verlag bereitet eine Übersetzung seiner sämtlichen Werke vor, die er in einer bombastischen Verlagsanzeige als einen der bekannten geistigen Höhepunkte feiert. Die Reklame ist in solchen Dingen ja nicht verlegen, Höhepunkte, oder, genauer gesagt, Superlative findet jede höhere Tochter mit unverzagter Leichtigkeit. In Wien gibt es einen Kenner der spanischen Literatur, einen gewissen Martin Brussot, der in deutschen Zeitschriften den Schriftstellern des schönen Südlandes die Prädikate zuerkennt, wobei er mit einer Beharrlichkeit sondergleichen alle gläubigen Schriftsteller zu umgehen weiß, während er auch den schlimmsten Erotikern, wie z. B. Trigo, Kränze des billigen Lobes flicht. Einmal mußte ich von ihm eine hochnäsige Zurechtweisung erfahren, bloß weil ich den berühmten Literarhistoriker Menéndez y Pelayo nach seinem Tode in der Zeitschrift „Hochland" entsprechend gewürdigt hatte.

So könnte ich die Beispiele noch weiter anhäufen, die alle nur das eine beweisen sollen, daß wir auf den Gebieten des nun beginnenden internationalen Getriebes für uns nichts zu erhoffen haben, wenn wir keine Mittel und Wege finden, um auf andere Weise durchzudringen. In langen, schlaflosen Nächten, die mir eine Krankheit bescherte, habe ich über diese Dinge nachgedacht. Mit Freunden des Auslandes habe ich nachher viel darüber gesprochen. Das Ergebnis war, daß wir selber auch eine Art Internationale bilden wollten, die eine Gegenarbeit gegen die Stimmungsmache der anderen Seite bedeuten könnte. Der Gedanke hat seitdem einige Fortschritte gemacht, in Spanien insbesondere hat man sich dafür sehr begeistert. Eine internationale Union katholischer Zusammenarbeit ist im Entstehen begriffen. Natürlich legten sich die Freunde dieses Gedankens darüber Rechenschaft ab, daß die Ausführung viele Arbeit verlange und die Zahl der Arbeiter auf diesem Gebiete nicht besonders groß sei. Aber die Dringlichkeit der damit verknüpften Fragen ist so brennend, daß unbedingt etwas geschehen muß. Statt nun mit einer neuen Gründung an das grelle Licht der Öffentlichkeit zu treten, wollen die Freunde des Gedankens sich damit begnügen, nach Kräften diejenige Arbeit zu leisten, die ihnen zunächst möglich ist. Sie wird darin bestehen, daß auf den verschiedenen geistigen Gebieten, besonders auf dem der Literatur, eine Fühlungnahme zwischen den Katholiken der verschiedenen Länder hergestellt wird, mit dem Ziele, eine internationale öffentliche Meinung für die katholischen Dichter und Schriftsteller zu schaffen und die gebührenden Rechte für sie mit dem Nachdrucke dieser Meinung zu fordern. Die Hauptsache wird darin bestehen, möglichst viele Zeitungen und Zeitschriften zu gewinnen, die sich in allen Ländern an dieser gemeinsamen Arbeit beteiligen. Der „Gral" hat ja bereits mit der Inangriffnahme dieser Aufgaben begonnen, ohne dafür ein besonderes Programm auszugeben, einfach indem er ein Stück Arbeit übernahm. An diesen Kern kann sich füglich die weitere Arbeit in Deutschland anschließen. Zwar werden die Fortschritte nicht von heute auf morgen in großen Linien bemerkbar sein, aber ein reichliches Maß an Geduld vorausgesetzt, kann man abwarten, bis die goldenen Früchte reifen. Inzwischen gilt es zu ackern, zu jäten und zu säen. Gott wird für Blühen und Reifen dann schon sorgen.

*

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte Von Friedrich Markmann

BERNARD *Diebold*, einer der fähigsten Theaterkritiker der Gegenwart, und dies darum, weil in seinen Besprechungen immer auch ein bedeutendes Menschentum durchleuchtet, schreibt in der „Frankfurter Zeitung" unter der Überschrift „Circenses" über Verfallserscheinungen im modernen Bühnenleben. Wir können leider nur Anfang und Schluß hierhersetzen: „Theater, Revue, Kabarett, Tanz und Pantomine vermischen heute ihre Kunstmittel und -absichten. Die Bühne des Dramas wird dieser wilden Eintracht zum Opfer fallen. Die geistige Hörbühne verwandelt sich in die sinnliche Schaubühne. Unter dem Aspekt der Vielheit, der Abwechselung und Zerstreuung, geht die Kunst zum Teufel. Das Vielerlei ist nicht die Größe. Es heißt: Non multa, sed multum. . . . Was aber gilt der Stil für einen Kabarettdirektor, wenn die Kollegen vom großen Bau für ihre Dramenkunst die Demi-Musen zu Gaste bitten? Die Form zerfällt; im Mischmasch der Eklektik ersäuft die Kunst. Die Zerstreuung siegt über die Sammlung. Wenn nicht die Dichter auferstehen, die wirksam für den Geist wie für die Sinne das Podium des Theaters über die niedrigen Podien der Nummernkünste zu erheben trachten, wird die deutsche Bühnenkunst zum Tingeltangel; die Künste des Wortes, der Mimik, des Tanzes und Gesanges vermischen sich zu einer unbestimmten Bastardgattung aus Revue und Potpourri. Drama, Oper, Operette, Sketsch und all die „Kleinen von den Meinen" des Mephisto werden sich einst fröhlich angeglichen, angebiedert und vor lauter Liebe aufgefressen haben, so daß sie sich in nichts mehr voneinander unterscheiden . . . Alle bieten alles. Keine Beschränkung zeigt hier mehr den Meister. Die Form ist vertan. Das lustige „Leben" triumphiert. Man nennt's Circenses. Und die Kunst ist tot." . . . Es schreibt dies einer, der den Beweis erbracht, daß er unser Theater kennt. Wer auch nur weniger hineingeschaut, muß ihm zustimmen. Traurig ist, daß auch katholische Bestrebungen hier gänzlich versagen. Sie müssen es auch, solange eine heute höchst unmodern gewordene Weltanschauungsvermischung zu Grunde gelegt wird. *Alex von Frankenberg* wurde mit seinem „*Bettler*" durch laute Reklame gefeiert. Die nüchterne Kritik, z. B. von *Dr. Bause* im „Westfälischen Merkur", kam aber nach der Uraufführung in Münster zu einer vollkommenen Ablehnung aus rein literarischen Erwägungen heraus. Von Frankenberg ist sonst ein verantwortungsbewußter Dichter, offenbar aber nur ein schwacher Dramatiker. Sollte man den innerlich im Stück gar nicht motivierten weltanschaulichen Bekenntnissen gegen Schluß irgendwie programmatischen Wert beilegen, so wäre der unklare, in seiner Problematik längst überlebte Interkonfessionalismus darin viel zu stark, um das Wort der einigenden Liebe noch in seinem echten Wert zur Geltung kommen zu lassen. Ein gar nicht einseitiger und dem Bühnenvolksbund durchaus nicht feindlicher Theatermann sagte mir: „Ich verstehe gar nicht, wie man vom *Bühnenvolksbund* aus solche Stücke verbreiten kann. Katholische Prälaten, zu Schurken verzerrt — auf die geschichtliche Wahrheit kommt es weniger an, sondern auf den Umstand, daß man gerade diese Sensationsobjekte hervorzieht —, gehörten doch eigentlich in das Repertoire einer andern Firma." Die Hauptschuld liegt in diesem Falle

Digitized by Google

wohl nicht bei dem Leiter des Bühnenvolksbundes, als vielmehr in der Zeit selber, die keine Dramatiker hervorbringt. Man wird Verständnis haben für die peinliche Lage eines Riesengeschäftes, das zwecks Übermittlung von guter Poesie an das Publikum errichtet worden, für den Fall, daß keine Poesie vorhanden. Groß ist die Gefahr, daß man sich im Ersatzgebrauch von Dingen, die einfach „ziehen" und auch weiter nichts, darüber hinwegtäuscht, daß man auf diese Weise leicht die Idee verliert, das Fundament, auf dem man doch auch geschäftlich steht.

*

In irgendeiner Versammlung, die im übrigen vertraulich war, wurde der Gedankengang entwickelt: Unsere *jungen Redakteure* und überhaupt begabte katholische Journalisten stehen vor der Tatsache, daß sie von der sogenannten gegnerischen Presse reichlichere Gehälter bekommen als von der katholischen. Wäre die Lage so, daß die katholischen Verleger nicht zahlen könnten, so könnte jenen jungen Menschen mit Recht zugemutet werden, ihr Opfermaß dem der Verleger anzugleichen. Ist dem aber nicht so, so wird die Versuchung groß, daß alle diese Talente ins andere Lager gehen, was schon vielfach geschehen. Die weitere Folge wird sein, daß den katholischen Zeitungsbesitzern die Kräfte fehlen, folgerichtig auch ihre Zeitung zurückgeht. Es wurde der *Augustinusverein* ersucht, eine Kommission, bestehend aus Verlegern und Redakteuren, zu bilden zum Studium dieser Frage. Es darf wohl erwartet werden, daß dieser Anregung Folge gegeben werde. Mehr als einer wartet darauf . . .

*

Kaplan Fahsel hat ein paar Schriftchen herausgegeben *„Meine Vorträge"* und *„Die Überwindung des Pessimismus"*. (Ein drittes liegt mir noch nicht vor.) Aus dem Inhalt, der kaum Neues oder Persönliches enthält, ersieht man, worauf die Tätigkeit des Redners, der nun auch häufiger zu uns in den Westen kommt, eigentlich abzielt. Er will in allereinfachster Form den breiten Massen der mehr oder weniger Gebildeten die Grundzüge einer der heutigen Welt verlorengegangenen Philosophie wieder verkünden. Nicht so sehr richtet er sich an seine Glaubensbrüder, die das ja alles schon wissen (hier ist allerdings ein Fragezeichen erlaubt), sondern an die Hunderttausende, die davon keine Ahnung mehr haben. Daraus erklärt sich auch die bis zur Sensation gesteigerte Überraschung, die Fahsels Tätigkeit bei Unzähligen ausgelöst hat. Über etwas, was die älteren Söhne des Hauses heimisch-vertraut anmutet, ist man dort so erstaunt, daß man einen begnadeten Genius in dem Manne begrüßt, dem es gelungen, mit den modernsten Methoden der Propaganda seine Säle zu füllen. Weil der seeleneifrige Priester als Konvertit schon ein intimer Kenner der Gedankengänge und Gefühlsströme der modernen Welt ist, weiß er seine Ziele auf eine Art zu erreichen, die Menschen in rein katholischen Gegenden weniger einleuchtend sind. Es bedarf tatsächlich eines besonderen Organs, um jenes Fluidum wahrzunehmen, das durch Fahsels Versammlungen schwingt. Es steht zu vermuten, daß die Arbeiten eines jungen Gelehrten, der ganz seiner Sache lebt, von Jahr zu Jahr an Tiefe und namentlich auch historischem Wissen, an Verarbeitung des schon Vorhandenen und Persönlichkeit noch gewinnen werden.

Kaplan Fahsel: *„Meine Vorträge"*. 4.—8. Tausend. Herder, Freiburg i B. 1925. 8°. 35 S.
Kaplan Fahsel: *„Die Überwindung des Pessimismus"*. Eine Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer. Herder, Freiburg i. B. 1925. Gr.-8°. 86 S.

Digitized by Google

Emil Ludwigs „Wilhelm der Zweite" ist von manchen als Kunstwerk gepriesen worden. In Wirklichkeit handelt es sich mehr um eine sehr geschickte Aneinanderreihung von Anekdoten und Notizen, die wohl ein fesselndes Dauerfeuilleton ergeben, aber nichts von dem, was man Gestaltung nennt. Einzig die Gabe der Komposition ist bis zur Künstlerschaft entwickelt. Die Sprache glänzt mehr durch Geist als durch Bildkraft. Zur Sache wäre zu sagen, daß sich darüber schwer unparteiisch urteilen lasse, haben doch die Deutschnationalen das Buch „auf den Index" gesetzt und manche Linksblätter es verherrlicht — der Politik wegen. Die Richtigkeit der Angaben ist im allgemeinen nicht bezweifelt worden, obschon intimste Kenner und Teilnehmer mancher bei Ludwig geschilderter Szenen sagen, daß nicht alles stimme. In den „Hamburger Nachrichten" wird der Vorwurf auf Feigheit auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt. „Vossische Zeitung" und „Frankfurter" nehmen eine in etwa kühle Haltung ein und weisen es namentlich zurück, daß die Schwächen eines Systems einem einzelnen zur Last gelegt werden. Das ist in der Tat ein großer Fehler des Verfassers, daß er über der Absicht, den Kaiser zu schildern, das ganze Zeitalter begutachtend hineingezogen hat. So ist weder das eine noch das andere erreicht worden. Keine Silbe wird gesagt auf den 481 Seiten — mit Ausnahme einer einzigen, nebenher hingeworfenen Zeile —, die uns von den Großmächten der Industrie und der europäischen Ideenhaltung berichtete. Der Kaiser allein erscheint als verantwortlicher Akteur auf einer Bühne, die auch außer der Kamarilla noch ein ganz bedeutendes Hinter-den-Kulissen hatte. Dazu kommt eine allzu selbstsichere Anwendung von individualpsychologischen Methoden. Es kann sein, daß ein lahmer Arm für die Entwicklung eine ans Fatum erinnernde Rolle spielt, aber wie will man das beweisen? Bewußte Parteinahme soll dem Verfasser nicht nachgesagt werden. Auch hat er wohl Blick für die Vorzüge und die reichen Gaben eines Herrschers, dem dies alles zum Verhängnis wurde. Benutzt er nur Quellen von Freunden des Kaisers, so bleibt die Wahrheit, daß auch gewollte Satire sich um so durchschlagender gewußt hätte, je mehr sie „objektiv" erschienen wäre. Neues bringt Ludwig nicht bei und wirkt im Grunde nur dadurch, daß dieses Buch eine solche Fülle von Ereignissen, die schicksalhaft waren, in so packenden Kinobildern vorbeikurbelt. Wem nützt dieses Buch? Ich weiß es nicht. Monarchisten können sagen, es ließe sich ganz Ähnliches auch über republikanische Häupter schreiben, und Republikaner wiederum wollen doch nicht gern von den Skandalen der Monarchie leben. Ein nationales Ehrgefühl, das etwa den Gedanken nahelegte, unsere Schande nicht ohne Not der Welt preiszugeben, scheint bei vielen Schriftstellern des Deutschland der Dolchstoßprozesse nicht mehr vorhanden.

Ludwig, Emil: „Wilhelm der Zweite". Ernst Rowohlt, Berlin 1926. Gr.-8°. 495 S. Geh. 10 Mk., geb. 16 Mk.

*

Johannes Weinrich überrascht uns durch eine Art Roman, *„Die Meerfahrt"*. Parzival, der Sohn der Herzeleide, zieht aus, um den Vater zu suchen, gerät aber durch die Bedrängnisse der Liebe und des Lebens schließlich ins Land der Gottesferne, um sich doch endlich in einer mystischen Erschütterung, geläutert durch all die vorhergegangene Bitterkeit, zurück zum wahren Vater da oben zu finden. Legendenartige Chronik gelingt dem Dichter, würde auch durch Weglassung einiger Derbheiten keinen Schaden nehmen. Streckenweise ergibt sich auch Spannung aus dem Gang der Erzählung heraus. Dann aber verliert sich alles

Digitized by Google

in einen unberechenbaren Verlauf der Handlung, deren einzelne Abenteuer verwirren. Hätte die Arbeit noch etwas geruht, so wäre meinem Gefühl nach keine bessere Legende daraus geworden, wohl aber ein Gedichtzyklus, in dem gleiche Stimmung verschiedenen Szenen, lose und nur ideell miteinander verbunden, einheitlichen Hintergrund gäbe. Weinrichs Erotik wirkt auf mich nicht lüstern, tritt aber doch in einer Breite und Häufigkeit auf, daß es einem um die darei verwobene Mystik bange wird. So gehört die Arbeit in das große Ringen der Zeit hinein um die Zurückoberung der sinnlichen Fülle für die Idee. Hat Goethe sechzig Jahre an seinem Faust geschafft, so darf man sich nicht wundern, wenn Gottsucherromane unserer Zeit, die schon in der Jugend fertig sein müssen, keine tragischen Wirkungen hervorbringen. Ich glaube nicht, daß F. J. Weinrich, der einige Gedichte gebildet hat von unvergänglicher Schönheit, in Roman und Drama sein Talent wird entfalten können.

M. E. delle Grazies „Die weißen Schmetterlinge von Clairvaux" ist ein starkes Buch. Mysterium iniquitatis und Mysterium gratiae stehen sich hier in der Gestalt des heiligen Bernhard und des Massenmörders gegenüber, kämpfen einen Zweikampf, den wir mit atemloser Spannung verfolgen, und enden mit dem Sieg des Stärkeren. Diese Geschichte, mit der lieblichen Legende von den weißen Schmetterlingen beginnend, erfüllt alle Anforderungen, die man technisch an eine Erzählung stellen muß, und webt doch ganz im Geheimnis des Glaubens, ergreift den Leser mit der Kraft des Wunders und bringt selbst den Widerstrebenden in die Hochregion des Christentums, in den Segen seiner rettenden Gnade. Nur aus einem in voller Glaubenskraft glühenden Menschenherzen konnte dergleichen kommen, was zu Ehrfurcht zwingt, wie vor dem Werk, so vor seiner Dichterin.

Wie matt und müde wirkt dagegen die Welt von *Waldemar Bonsels*, der uns in seiner Novelle *„Der tiefste Traum"* die Geschichte eines Predigers schildert, der an einer Liebe zugrunde geht, weil „der Traum immer schöner als die Erfüllung." Auch ein Gottsucher, der Jesus von Nazareth der Menschheit neu schenken will „im strahlenden Flammenring der ewig jungen Natur". Natürlich endet es tragisch, und natürlich scheitert es an der Frau, die nicht über ihr Geschlecht hinaus kann und ohne, daß er es eigentlich wollte, fast schicksalhaft ihn in Schuld bringt. Aus der sterbesüßen Sinnlichkeit eines Ringens, dessen krampfhaft gewollte Geistigkeit nicht über Dämmerzustände hinauskommt, spricht etwas Ergreifendes, wenn auch zugleich völlig Ungesundes. Solche Bücher sind Tragödien der Zeit, Dokumente ihrer Schwäche, sterbende Blumen vergeblich ackernder Dichter. Ihre Sinnlichkeit naht sich vielfach den Grenzen des Sadismus. Es ist wirklich das Ende.

Wie befreiend und wunderbar keusch ist doch die Luft in den herrlichen Gedichten *Wladimir Solowiews*, die *Dr. L. Kobilinski-Ellis* und *Richard Knies* ins Deutsche übertragen haben. Treffend heißt es in der Vorrede, daß dieser bezaubernde Mensch ganz aus der Stimmung eines Credo, ergo sum gelebt und gewirkt habe. Wir können nur wünschen, daß auch der Rest der Dichtungen bald nachfolge, und dem Grünewaldverlag gebührt das Verdienst, unsere deutsche Lyrik um einen Ton bereichert zu haben, der bisher in dieser Reinheit und wahrhaft durchgeistigten Sinnenhaftigkeit von keinem unserer Lyriker, Novalis eingeschlossen, ist gehört worden.

Zu den beiden Bändchen *„Die getreuen Füße"* von *Willibald Köhler* und *„Das Laternchen der Unschuld"* von *Heinz Steguweit* ist zu sagen, daß man sich wundert,

Digitized by Google

er eine stattliche Reihe von erstklassigen Werken herausgebracht. Die äußere Ausstattung verrät die feinste Pflege. Der innere Gehalt gehört zu den besten Schätzen der katholischen Literatur. Hochwertige Kupfertiefdrucke zieren die einzelnen Bände.

Die eine Gruppe von Büchern dient „dem heiligen Leben". Von ihr ist zunächst ein Büchlein von Otto Karrer zu nennen, das sich ganz auf dem Schrifttum Augustins aufbaut. Eine fesselnde Einleitung stellt den weiten Weg dieses Heiligen von der Unruhe zu Gott bis zur Ruhe in ihm dar. Und die ausgewählten Texte geben eine Vorstellung von dem Reichtum seiner Gedanken und der Tiefe seiner Gefühle. Prächtige Bilder zeigen den großen Kirchenlehrer nach der Auffassung der bedeutendsten Meister. Dr. Johann Schuck gab zwei Büchlein über den hl. Bernard von Clairvaux heraus. Das eine ist eine ergreifende Geschichte seines reichen Lebens mit einer innigen Ausschmückung auf Grund der Quellen. Das andere gewährt eine ausgezeichnete Übersetzung seiner berühmten Bekehrungspredigt, eines Meisterwerkes im psychologischen Aufbau wie in der Sprache. In der ersten und zweiten Auflage sind von Otto Karrer gesammelte Texte über das religiöse Leben des hl. Franz von Sales erschienen. Eine stärkere und gründlichere Anleitung zum inneren Glück und Gottesfrieden dürfte noch lange gesucht werden. — Ein feines Büchlein ist das „Franziskus-Blümlein". Etwas von der umbrischen Waldeinsamkeit, von der großen Liebe des Heiligen und von seiner glühenden Andacht steigt uns aus diesen Blättern entgegen. Die kunstreichen Scherenschnitte sind entzückend zart. — Die „Gebete großer Seelen" sind wegen ihres erhabenen Inhaltes so begehrt worden, daß schon eine dritte Auflage ausgegeben werden mußte. Wo könnte man noch so laute und stille, so klagende und frohlockende Gebete finden wie diese, die aus der Not des Lebens, aus dem Leid des Herzens und aus der Freude der Seele geboren sind. — Treuherzig und schlicht sind die Verse, mit denen der alte Klosterbruder Philipp der Karthäuser das Leben Mariens erzählt. Aus den beigegebenen Kupferstichen nach Albrecht Dürer spricht das unvergleichliche, deutsche Gemüt. — Ein anderes Muttergotteslied stammt von Friedrich Wilhelm Weber. Es ist so liebevoll, innig und zart wie die prächtigen Scherenschnitte. Ein rechtes Liebhaberbüchlein! — „Von Unserer Lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt" erzählt Heinrich Federer mit Kindlichkeit und Weisheit. Und die Bilder seines jungen Mitarbeiters sprechen eine wunderbare Tiefe und unantastbare Reinheit aus.

Augustinus: „*Die Seele und ihr Gott*". Herausgegeben von Otto Karrer. Taschenformat. 291 S. Mit 9 Bildbeilagen in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband 4,80 Mk.

Schuck, Johannes: „*Die sieben Kehren*". Eine Geschichte des hl. Bernhard von Clairvaux. Taschenformat. 144 S. Mit Titelbild in Kupfertiefdruck und Initialen von Prof. Joseph Sattler. In Geschenkband 4,20 Mk.

Bernhard von Clairvaux: „*Heimkehr*". Die Predigt über die Bekehrung. Taschenformat. 104 S. Mit Titelbild in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband 3 Mk. Eingeleitet und übertragen von Dr. Joh. Schuck.

Franz von Sales: „*Weg zu Gott*". Gesammelte Texte über das religiöse Leben mit einer Einführung von Otto Karrer. In zweifarbigem Druck. Mit 12 Bilderbeilagen in Kupfertiefdruck. Taschenformat. 160 S. Halbleinen 3,60 Mk.

„*Franziskus-Blümlein.*" Blütenlese aus dem Leben des hl. Franziskus von Assisi. Ins Deutsche übertragen von Olympias Schweizer, J. B. M. V. Taschenformat. 96 S. Geb. 4,20 Mk., in Saffianhalbleder 6,50 Mk.

„*Gebete großer Seelen.*" 3. Auflage. Taschenformat. In Ganzleinen 3,60 Mk.

„*Bruder Philipps des Karthäusers Marienleben.*" Neu herausgegeben von Bruder Ägidius. 12°.

Digitized by Google

reicht es an die glückliche Stabilität der Natur heran. In der geistig-verklärten Form der Weisheit versetzt es uns in die Nähe der Ewigkeit, indem es etwas von dem Glanz der übergegensätzlichen Region auf den Zügen des in der Erfahrung gefestigten Menschen aufleuchten läßt . . ." Vielleicht geben diese Worte, mit denen der Verfasser Wesentliches seines Buches selbst zusammenfaßt, eine schwache Ahnung von dem Gewollten. Vielleicht tut es noch mehr der Goetheausspruch, den er als eine Art Motto anruft: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle fortschreitenden Epochen eine objektive Richtung". Heilmittel für unsere kranke Gegenwart liegen in diesem Werk verborgen, die es zumal als eine Arznei gegen Spenglerschen Pessimismus erscheinen lassen. Möchte es doch mancher zur Hand nehmen, der einmal recht erquickend Besinnliches lesen will, mancher auch, der, strenger Fachmann auf seinem Spezialgebiet, die Sehnsucht spürt, einmal zu den Müttern, zu dem Grund der Dinge einzukehren. Gerade solche Werke und diese Art tun uns not, um der Forschung neue Anregungen zuzuführen. Für den Verfasser sind sie Aufstieg zur Höhe noch umfassenderer Pläne.
Wust, Peter: „*Naivität und Pietät*". J. C. B. Mohr, Tübingen 1925. Gr.-8°. 238 S. G h. 8 Mk., geb. in Ganzleinen 11 Mk.

*

Noch sei bemerkt, daß von *Handel-Mazzetti*, „*Rosenwunder*", II. Teil, vor Weihnachten im Köselschen Verlag herauskommt, sodann „*Der himmlische Harfner*" von *Joseph August Lux* bei J. P. Bachem, Köln, ferner *Hans Roselieb*, „*Die liebe Frau von den Sternen*" bei Kösel & Puştet, München, *Georg Terramare:* „*Die Magd von Domremy*", ebenfalls bei Kösel & Pustet, München.
Ein glänzendes Geschenkwerk stellt die bei Kösel erscheinende neue *Danteübersetzung von Vezin* dar, dessen Meisterschaft anerkannt ist. *Paul Stiegeles* „*Klosterbilder aus Italien*", Badersche Verlagshandlung, Rottenburg, liegen in 4. Auflage vor. Ein wunderliebes *Krippenspiel* schenkt uns als Neubearbeitung eines mittelalterlichen Stückes *Vilma-Mönckeberg, Kolmar*, Bühnenvolksbund in Berlin, ein echtes Gemeinschaftsspiel. Der „*Goethekalender 1926*", herausgegeben von Dr. Karl Heinemann, Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, bietet zwei in den gewöhnlichen Ausgaben fehlende dramatische Fragmente Goethes, „Nausikaa" und „Pandora", mit erläuternden Bemerkungen. In der *Schriftenreihe der „Essener Volkszeitung"* kam soeben heraus „Film und Volk", von der Fachpresse sehr anerkennend begrüßt, auf katholischer Seite eine erste umfassende Studie. (Bd. 3 der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos".)

Vita sacra — Ars sacra

Von Joseph Schmitz

Weil in dem geistigen Anarchismus unserer Tage das Verlangen nach einer glücklicheren Lebenshaltung liegt, weil die fieberhafte Weltlichkeit unserer Zeit die Sehnsucht nach Frieden und Gottesstille in sich trägt, deshalb ist es ein großes Verdienst, daß der Verlag von Joseph Müller in München seine ganze Arbeit „dem heiligen Leben" und „der heiligen Kunst" weiht. In einer kurzen Zeit hat

Digitized by Google

er eine stattliche Reihe von erstklassigen Werken herausgebracht. Die äußere Ausstattung verrät die feinste Pflege. Der innere Gehalt gehört zu den besten Schätzen der katholischen Literatur. Hochwertige Kupfertiefdrucke zieren die einzelnen Bände.

Die eine Gruppe von Büchern dient „dem heiligen Leben". Von ihr ist zunächst ein Büchlein von Otto Karrer zu nennen, das sich ganz auf dem Schrifttum Augustins aufbaut. Eine fesselnde Einleitung stellt den weiten Weg dieses Heiligen von der Unruhe zu Gott bis zur Ruhe in ihm dar. Und die ausgewählten Texte geben eine Vorstellung von dem Reichtum seiner Gedanken und der Tiefe seiner Gefühle. Prächtige Bilder zeigen den großen Kirchenlehrer nach der Auffassung der bedeutendsten Meister. Dr. Johann Schuck gab zwei Büchlein über den hl. Bernard von Clairvaux heraus. Das eine ist eine ergreifende Geschichte seines reichen Lebens mit einer innigen Ausschmückung auf Grund der Quellen. Das andere gewährt eine ausgezeichnete Übersetzung seiner berühmten Bekehrungspredigt, eines Meisterwerkes im psychologischen Aufbau wie in der Sprache. In der ersten und zweiten Auflage sind von Otto Karrer gesammelte Texte über das religiöse Leben des hl. Franz von Sales erschienen. Eine stärkere und gründlichere Anleitung zum inneren Glück und Gottesfrieden dürfte noch lange gesucht werden. — Ein feines Büchlein ist das „Franziskus-Blümlein". Etwas von der umbrischen Waldeinsamkeit, von der großen Liebe des Heiligen und von seiner glühenden Andacht steigt uns aus diesen Blättern entgegen. Die kunstreichen Scherenschnitte sind entzückend zart. — Die „Gebete großer Seelen" sind wegen ihres erhabenen Inhaltes so begehrt worden, daß schon eine dritte Auflage ausgegeben werden mußte. Wo könnte man noch so laute und stille, so klagende und frohlockende Gebete finden wie diese, die aus der Not des Lebens, aus dem Leid des Herzens und aus der Freude der Seele geboren sind. — Treuherzig und schlicht sind die Verse, mit denen der alte Klosterbruder Philipp der Karthäuser das Leben Mariens erzählt. Aus den beigegebenen Kupferstichen nach Albrecht Dürer spricht das unvergleichliche, deutsche Gemüt. — Ein anderes Muttergotteslied stammt von Friedrich Wilhelm Weber. Es ist so liebevoll, innig und zart wie die prächtigen Scherenschnitte. Ein rechtes Liebhaberbüchlein! — „Von Unserer Lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt" erzählt Heinrich Federer mit Kindlichkeit und Weisheit. Und die Bilder seines jungen Mitarbeiters sprechen eine wunderbare Tiefe und unantastbare Reinheit aus.

Augustinus: „*Die Seele und ihr Gott*". Herausgegeben von Otto Karrer. Taschenformat. 291 S. Mit 9 Bildbeilagen in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband 4,80 Mk.

Schuck, Johannes: „*Die sieben Kehren*". Eine Geschichte des hl. Bernhard von Clairvaux. Taschenformat. 144 S. Mit Titelbild in Kupfertiefdruck und Initialen von Prof. Joseph Sattler. In Geschenkband 4,20 Mk.

Bernhard von Clairvaux: „*Heimkehr*". Die Predigt über die Bekehrung. Taschenformat. 104 S. Mit Titelbild in feinstem Kupfertiefdruck. In Geschenkband 3 Mk. Eingeleitet und übertragen von Dr. Joh. Schuck.

Franz von Sales: „*Weg zu Gott*". Gesammelte Texte über das religiöse Leben mit einer Einführung von Otto Karrer. In zweifarbigem Druck. Mit 12 Bilderbeilagen in Kupfertiefdruck. Taschenformat. 160 S. Halbleinen 3,60 Mk.

„*Franziskus-Blümlein.*" Blütenlese aus dem Leben des hl. Franziskus von Assisi. Ins Deutsche übertragen von Olympias Schweizer, J. B. M. V. Taschenformat. 96 S. Geb. 4,20 Mk., in Saffianhalbleder 6,50 Mk.

„*Gebete großer Seelen.*" 3. Auflage. Taschenformat. In Ganzleinen 3,60 Mk.

„*Bruder Philipps des Karthäusers Marienleben.*" Neu herausgegeben von Bruder Ägidius. 12°.

Digitized by Google

88 S. Mit 20 ganzseitigen Kupfertiefdrucken nach den Holzschnitten von Albrecht Dürer. Geschenkband in Ganzleinen 4 Mk.

Weber, Fr. W.: ,,*Unter der Palme*". Ein Gedicht. Handgeschrieben und mit Scherenschnitten illustriert von Olympias Schweizer, J. B. M. V. 4°. 22 S. Geschenkausstattung 2 Mk.

,,*Und hat ein Blümlein bracht.*" Von Unserer Lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt. Bilder und Geschichtlein von Fr. Angelius Maria Beckert und Heinrich Federer. Mit 15 Bildern in feinstem Kupfertiefdruck. Quartformat. In Geschenkband 6 Mk.

*

Ebenso große Sorge wie auf die Bücher der Vita sacra legt der Müllersche Verlag auf die Werke der Ars sacra. Und mit seinen Tiefdruckbüchern steht er tatsächlich unerreicht da. Die Bildsammlungen, die diese Bücher der Ars sacra aus dem unerschöpflichen Schönheitsgute der Natur und der Kunst bieten, sind auserlesene Schöpfungen in originalgetreuer Reinheit des Stiles. Und die sie begleitenden Texte haben unvergänglichen Wert. — Den Schwerpunkt dieser Gruppe bilden die beiden Weltepen, „Die göttliche Komödie" von Dante und „Das verlorene Paradies" von Milton in den Bildern des Zeichengenies Gustav Doré. Der Griffel dieses Meisters läßt wirklich ahnen, was Dante in der Allmacht seiner Sprache geschaffen, was der augenlose Milton still und traurig ersonnen hat. Die Verbildlichung beider Werke ist durch die effektvolle Phantasie, durch den Reichtum und die Klarheit der Zeichnungen und Gleichnisse erschütternd und erhebend zugleich. — „Der alte Matrose" von Coleridge (dem Erneuerer der englischen Poesie am Anfang des 19. Jahrhunderts), in der Übersetzung von Ferdinand Freiligrath, ist in seinen prächtigen Bildern von Doré ein Beweis dafür, daß dieser Genius in seinen künstlerischen Gesichten an grandioser, unheimlicher Kraft der Vorstellung und des Gedankens den großen Dichtern nicht nachstehe. — „Gotteswege und Menschenwege" nennen Fugel und Lippert ihre biblischen Geschichten in Wort und Bild. Dieses Werk ist ein monumentum aere perennius. 72 Bilder tun sich hier auf, deren Ideal das Reich Gottes, deren Zweck die Schönheit und Wahrheit, deren Streben die Reinheit und der Charakter der Form ist. Hinter allen Bildern steht ein erhabenes Künstlertum, eine starke Persönlichkeit und — ein kindlicher Glaube. Zu den wunderbaren Tafeln Fugels schrieb P. Lippert die ergreifenden Erzählungen vom Kindlein süß und von dem Mann der Schmerzen. — Ein Reich der Schönheit, des Friedens und des blühenden Lebens liegt in dem Buche von Dr. Aloys Wurm verborgen. Reine, klare, gehaltvolle Schönheit! 44 Bilder der größten Meister veranschaulichen die Wurmschen Gedanken und Empfindungen über die Schönheit der Seele. — Zwei Erinnerungen an das Heilige Jahr brachte der Verlag mit dem Maderschen Buch „Rom in Bildern" und mit den Kohlezeichnungen von Bruno Zwiener „Anno Santo" heraus. Mader zeigt auf prachtvollen Tafeln in Kupfertiefdruck die Bauwerke aus dem heidnischen, christlichen und modernen Rom. Bei Zwiener ruht auf den Blättern etwas von der Größe dieser Jubiläumszeit. Alles drängt zum Gewaltigen und Erhabenen, was aber nur dann hervortritt, wenn die Tafeln ein großes Format haben. Dann läßt der einfache Zeichenstift so viel Imponderabilien mitschwingen, daß man sich der Kraft und der Eindrucksgewalt nicht entziehen kann. — In all diesen Werken handelt es sich um Kunst, um eine heilige Kunst, die das Geistige verkörpert, die das Körperliche vergeistigt, die das Wahre und das Schöne vermählt.

„*Dantes göttliche Komödie in Bildern von Gustav Doré.*" Gr.-4°. 31 S. Text nach der Übersetzung von Karl Witte. 135 Tafeln in Kupfertiefdruck. In Ganzleinen gebunden.

Digitized by Google

„*Miltons verlorenes Paradies.*" Mit den Bildern von Gustav Doré. In der Übersetzung von Adolf Böttger. Gr.-4°. 69 S. Verse. 50 Tafeln in Kupfertiefdruck. In Ganzleinen gebunden.
„*Der alte Matrose.*" Von Samuel Taylor Coleridge. Deutsch von Ferdinand Freiligrath. Mit den Bildern von Gustav Doré. 32 S. Text und 38 Vollbilder in feinstem Kupfertiefdruck. Gr.-4°. In Ganzleinen 8 Mk.
„*Gotteswege und Menschenwege.*" Biblische Geschichten in Wort und Bild, geschildert von Prof. Gebh. Fugel und P. Lippert, S. J. Gr.-4°. 80 S. Text. 72 ganzseitige Kupfertiefdruckbilder. In Ganzleinen 12 Mk.
„*Von der Schönheit der Seele.*" Von Dr. Aloys Wurm. Gr.-4°. 51 S. Text. 44 Tafeln in feinstem Kupfertiefdruck.
„*Anno Santo.*" Kohlezeichnungen von Bruno Zwiener in feinstem Kupfertiefdruck. Mit einleitendem Text. In Lotosbüttenumschlag 5 Mk.
„*Rom in Bildern.*" Mit erklärenden Texten von Dr. E. Mader. 4°. 80 S. Text. 104 Vollbilder in Kupfertiefdruck und 3 Karten. Ganzleinen 12 Mk.

*

Vom Gottsuchertum einer modernen Seele

Hinweis von Hans Bücker

KOMMET und höret, und ich will euch erzählen, wie Großes der Herr an meiner Seele getan" (Ps. 65, 16.).

Und nichts nimmt die gläubige Seele so sehr gefangen, als einer solchen Erzählung — dem Gnadenerlebnis einer ungläubigen Seele, ihrer Wandlung zur bekennenden Christusgläubigkeit — zu lauschen. *Maria Rafaela Brentano, O. S. B.*, die bekannte Verfasserin der Studie: „Amalie, Fürstin von Gallitzin" schenkt uns in dem Werk: „*Wie Gott mich rief*[1]" ihr Leben und erzählt, wie der Ruf Gottes „bald leise, bald laut" an ihre Seele erging.

Als Tochter eines „stattlichen, lustigen, leichtlebigen" Balten und einer „sanften, stillen" Schwedin wurde Hanny Legai am 9. Februar 1872 im „goldkuppeligen Moskau" geboren und „einige Tage darauf vom Pastor der dortigen deutsch-lutherischen Gemeinde" getauft. Die Mutter, wesensinnerlich und fein, schien in „der kalten Nüchternheit der protestantischen Kirche" nicht das zu finden „was ihr religiöses Gemüt suchte — —: an Sonn- und Feiertagen zündete sie ein Öllämpchen vor einem kleinen Muttergottesbilde an, das nach russischer Sitte in einer Zimmerecke angebracht war; und als sie im Sterben lag, bestimmte sie, daß dieses Bild. . . . ihr in den Sarg gelegt werde: weil nun doch niemand mehr für das Anzünden des Lämpchens sorgen wird".

In anmutiger Art führt uns Hanny Brentano durch die Gefilde ihrer Kindheit und schildert russisches Land und russische Leute. — Das künstlerische Nachgestalten regt sich schon früh in dem Kinde. Die schöne Harmlosigkeit der Kindheit wird bald durch „frühe Schatten" verdunkelt. Mit zwölf Jahren wird Hanny Waise und kommt in die Obhut einer Tante und fühlt sich am wohlsten „vor dem großen, schönen Schreibtisch des verstorbenen Onkels". Hier wird der „Lesehunger" gestillt mit Shakespeare, Goethe, Schiller, Scheffel. In all diesen Berichten ist kaum von Gott die Rede, auch dann nicht, als Hanny das „Diplom einer Mittelschullehrerin" erworben hat. Im Hause des Barons Rönnes auf Puhren findet sie das „eintönige Vorlesen der Predigten ganz entsetzlich" und ist „jedesmal froh, wenn dieser Sonntagsgottesdienst überstanden" ist.

Der Zweiundzwanzigjährigen begegnet Liebe und heimliche Verlobung, der Erklärte des Herzens, ein Schauspieler, will mit ihr in Deutschland Hochzeit

[1] Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Digitized by Google

halten. „Das alles ging aber in Wirklichkeit nicht so leicht und geschwind wie in unsern Luftschlössern, die allmählich vor der zwingenden Prosa des Lebens in nichts zerfallen mußten." In der Vereinsamung entsteht, in einer stillen Dezembernacht, der erste schriftstellerische Versuch, und Hanny erzählt, daß eine „große, helle Freude" über sie gekommen sei. Reisemöglichkeiten tun sich auf, und nun kommt Prag:

„Prag sollte ich wohl mit goldenen Buchstaben in mein Lebensbuch eintragen, denn dort betrat ich zum erstenmal eine katholische Kirche."

Im herrlichen St.-Veits-Dom steht Hanny zum erstenmal dem göttlichen Herrn und Heiland gegenüber, doch ihre in Dumpfheit befangene Seele weiß nicht, ahnt nicht, daß sie dem König aller Schöpfung gegenübersteht. Aber eine Neigung zu den frommen Gegenständen war damals schon in Hanny, sie kaufte sich beim Verlassen des Domes einen Rosenkranz,und er wird „als Wandschmuck" über den Schreibtisch gehängt! —

Durch einen Postkartenaustausch findet die Erzählende Bindung an den verwitweten Oberingenieur Max Brentano. Die Bindung vertieft sich zur Liebe. Wie sehr Hanny damals noch gegen alles „Katholische" war, beweist die Tatsache, daß sie sich mit dem katholischen Mann nicht katholisch trauen läßt. Nach wenigen Jahren endet die kinderlose Ehe tragisch. Hanny steht bei einem Toten . . . „Hatte der Kummer während der Krankheit meines Mannes mich im Bewußtsein meiner völligen Hilflosigkeit wieder beten gelehrt — zwar noch nicht mit der festen Überzeugung des „Ganz gewiß", aber doch mit einem sehnsüchtigen und hoffenden „Vielleicht" —, so kam mir an seiner Leiche die unabweisbare Erkenntnis von der Macht Gottes über jedes einzelne Menschenleben und von der menschlichen Nichtigkeit . . ."

Die junge Witwe ist davon überzeugt, daß Gott ihr das Unglück geschickt, und diese Überzeugung erfüllt sie „teils mit Bangigkeit vor seiner Macht, teils mit tröstlicher Zuversicht auf seine Hilfe".

Von da an betet sie täglich und sucht die Kirche auf, und zwar immer eine *katholische*! Geheimnisvolles Werben Gottes um die Seele hat begonnen.

Gott knüpft übernatürliche Führung gern an natürliche Gaben, so auch bei Hanny Brentano: durch ihr Schreiben lernt sie Dr. Schnürers Welt kennen, kommt in eine Kirche, während das Allerheiligste ausgesetzt ist, und die berufene Seele erlebt „vom strahlenden Altare her" . . . „eine mächtige Welle von Andacht und Ergriffenheit", und das leibliche Auge kann sich nicht wenden von der „heiligen Herrlichkeit".

Machtvoll beginnt Gottes Werben, Bücher werden studiert, und wieder geheimnishaft — den eigenen Sinnen verborgen — findet eine Seele die einzige Überzeugung, die dieses Leben lebenswert macht: die Wahrheit, „daß die katholische Kirche die einzig wahre, von Christus selbst gestiftete Kirche ist".

So wurde Hanny Brentano am 25. Oktober 1908 von Msgr. Mathies in der Klosterkapelle von Sacré-Coeur in den alleinseligmachenden Schoß unserer heiligen Mutter, der römisch-katholischen Kirche, aufgenommen!

Mit dem neuen Leben kommen auch neue Aufgaben; Pflicht der Berufung: Ausübung des Laienapostolats, und neun Jahre widmet die Konvertierte Zeit und Kraft — als Generalsekretärin der Katholischen Reichs-Frauenorganisation Österreichs — dieser sozialen Arbeit.

In einem umfangreichen Kapitel erzählt Hanny Brentano die Geschichte da-

Digitized by Google

maliger Begebnisse des sozialen und literarischen Wiens. Viele Namen, die im katholischen Geistesleben Österreichs Klang haben, tauchen auf. Um einige zu nennen: Gräfin Zichy-Metternich — eine interessante und markante Persönlichkeit, das ganze Leben dieser Frau war „restlos ausgefüllt mit Werken der Nächstenliebe im Großen und im Kleinen", — Hedwig Dransfeld, die bekannte Führerin, Baronin Enrica von Handel-Mazzetti — die einzige katholische Dichterin, deren großartige Dichtungen von der ganzen Kulturwelt gelesen werden.
Zeitlich fällt schweres Erleben mit dem unerwarteten Ausgang des Krieges zusammen, und Hanny Brentano hört noch einmal, wie Gott sie ruft, und sie ringt sich durch zu dem großen Entschluß, „ins Kloster zu gehen".
Auf dem Nonnberg in Salzburg wird Hanny Brentano Chorfrau, wird Tochter des heiligen Benedikt, und doch geht es „mit dem Heiligwerden nicht so schnell". Und so kniet denn die Seele „in demütiger Bitte und jubelnder Dankbarkeit zu seinen Füßen", um mit der heiligen Gertrudis zu stammeln: „Herr, wer gibt mir, daß ich werde nach deinem Herzen, auf daß du in mir findest, was du gesucht hast in huldvoller Gnadenwahl?"

*

Wie brechen oft mir aus entwölktem Blau die Sterne
Gestaltend klar in flimmerndem Bewegen.
Ich eile gerne diesem frohen Gruß entgegen,
Mit rundgeschwungnem Bogen in die Ferne.

Und schmiege mich an eines lauen Windes Seite,
Zum Sturm entfacht mein maßentrücktes Drängen,
Auf eines Adlers weitgespannten Fängen,
Daß er den Flug ins irdisch Überirdsche leite.

Mir ward ein jeder Raum von dem gemessen,
Der allen Dehnbarkeiten scharfe Grenze zieht
Und jedes Bogens Pfeil zurück zur Erde senkte.

Indes, ich will in diesem Flug vergessen,
Was oftmals noch mein Blick im Falschen sieht,
Nur dem zu leben, was empor mich lenkte.

Heinrich Jäker

*

Digitized by Google

Dichtung des In- u. Auslandes

Glück in Österreich

Von Friedrich Schreyvogl

Zu diesem Buch[1] des Dichters Ernst *Lissauer* greife ich mit der Vertraulichkeit einer nahen Begegnung. Ich habe es schon im Frühling dieses Jahres kennengelernt, als seine Seiten noch wirr und schmutzig auf den Korrekturfahnen liefen. Es war ein Abend in der Arbeitsstube Lissauers, voll rascher und drängender Gespräche, bis ein letztes den Abend füllte, das noch lange über den späten Aufbruch hinaus sich in meinen Gedanken behauptete. Es war ein Thema, unendlicher Variationen fähig, nur einer nicht: der Gleichgültigkeit. Wir sprachen über Österreich.

Manches haben wir damals gefunden. Lissauer, erst seit etwa drei Jahren ganz in Österreich heimisch, ist mit einem verwunderlichen Glück in die Nähe des österreichischen Wesens gelangt. Der nächste Blick von seinem Schreibtisch fällt in den Gartenhof eines Wiener Hauses, wie ihrer vielleicht kaum mehr zwei Dutzend in solcher Nähe der inneren Stadt zu finden sind. Eine Fassade, die nur dem genauen Kenner Aufmerksamkeit abgewinnt, eine fürs erste banale Einfahrt. Aber man braucht nur einmal mit achtsamen Augen hindurch zugehen, um in dieser Architektonik etwas Besonderes zu finden: die Mathematik der Behaglichkeit, wenn man so etwas sagen darf.

Da ist jenes leichte Maß von Verschwendung errechnet, das jedem Bau die Zeichen der Gewöhnlichkeit ablöscht. Alles Profane wird von solcher Gewöhnlichkeit verfolgt; sogleich und nicht ohne Nutzen stellt sich da der Gegenbegriff des kirchlichen, des religiösen und kultischen Baues ein. Denn zwischen dem reinsten religiösen Bauwerk und dem offensichtlichen Zweckbau läuft eine eigentümliche Verbindung; um ebensoviel als der eine Eindruck abgeschwächt ist, hat er Teile des andern in sich aufgenommen. In einer Kirche würde jede Zweckmäßigkeit für den Besucher, ein Aufzug auf den Turm oder Huthaken an der Wand, profan wirken. Nicht anders scheint uns schon ein Wohnhaus, dessen Stiegenaufgang nur ein wenig anders angelegt ist, als es die nächste Zweckmäßigkeit der Lebensnotwendigkeit verlangt, festlich.

Die alten Wiener Häuser hatten diese Bereitschaft zur Festlichkeit. Von heute gesehen, hat man in ihnen freilich nicht zweckmäßig und bequem gehaust, aber es ist kein Zufall, daß man sich als ihre Bewohner immer Menschen jener ganz besonderen Art vorstellt, die auch, ohne es auszusprechen, schon durch ihr bloßes Dasein als Protest gegen die Gegenwart wirken. Alt-Wien, das ganze Österreich, das sich in seinem Gestern versteckt, das heimliche Graz, Innsbruck, Salzburg, alles das ist für Lissauer eine fortwährende Entdeckung. Er findet eine Fülle von Ausdrücken; er nennt Österreich und seine Sendung auch „musisch". Ich will ihm mit einer negativen Abgrenzung zustimmen. Was Österreich ist, möchte ich ungern in einem einzigen Worte sagen, leichter begreife ich, was es nicht ist: es ist nicht zweckmäßig, es ist *nicht profan*.

Diese Bestimmung ist gegenwartsfeindlich, wenn man ihr mit einem auf das Heute eingeschränkten Lebensgefühl gegenübertritt. Der vor allem Gegen-

[1] „Glück in Österreich." Bilder und Betrachtungen von Ernst Lissauer, Frankfurter Sozietätsdruckerei 1925.

Digitized by Google

wärtige kann mit Österreich tatsächlich nicht viel mehr anfangen, als schnell vor dem ärgerlichen Nein, das es ihm abringt, in seine Vergangenheit zu flüchten. Die vielen Anekdoten über die österreichische Lebensschwäche, über die Fragwürdigkeit seiner Leistungen, über den Leichtsinn, mit dem es jedem Lebensgewicht den wahren Druck herunterleugnet, haben auch nur den einen Fehler, daß sie nicht bis zum Grund ihrer Beobachtungen vordringen. Der ist gar nicht so schwer zu entdecken: *Nicht profane Menschen wenden einem profanen Leben gegenüber die falschen Handgriffe an.* Das kann kein bleibender Zustand sein. Es kommt notwendig zu einer Anpassung, bei der die Lebensform von heute der ungleich stärkere Partner ist. Lissauer sieht mit Sorge und Trauer sein festliches, sein musisches Österreich sich an ein anderes Wesen verlieren. Ich hoffe, das ist gar nicht so nahe und gefährlich, als er glaubt.

Man ist heute nämlich bereits auf dem Wege, das wirkliche Gift der letzten fünfzig Jahre zu entdecken. Es ist die *restlose Profanierung* des Lebens, die Verwechslung, daß der Mensch mit *Erholung* das Auslangen findet, indes er doch *Erlösung* braucht. Erholung holt nur ein wenig vom Leben fort, Erlösung aber löst von ihm; das muß man nur richtig begreifen. Denn das heißt nicht etwa, daß der Erlöste die Welt verläßt, er fühlt sich nur nicht mehr durch sie entschieden. Oder auch, er wird reif zur Freude.

Das ist der geheime Sinn des künstlerischen Erlebnisses. Der Mensch entdeckt eine höhere Instanz über dem letzten Wort, wie es das praktische Leben ausspricht ... Das Glück des Glaubens an Gott hat eine sonderbare Rückseite, er ist ein heilsamer Unglaube an das Leben. Österreich hat eine Landschaft, die auch den einfachen Mann in immerwährende Schönheitserlebnisse einbettet. Seine Landschaft hat die Gabe, sich eindringlich und mitreißend zu offenbaren, wie Musik, die auch das Schwierigste wieder in die Einfachheit zurückholt. Diese Landschaft befreit im eigensten Sinn eines Unglaubens an die menschliche Welt und ihre Schwierigkeiten. Es ist das Schönste an dem Buch Lissauers, daß er bis dahin vordringt. Ein anderer hätte vielleicht geschrieben „Das schöne Österreich" oder „Das seltsame Österreich". Lissauer trifft das, was schön und seltsam zugleich an Österreich ist. Keine einzelne Eigenschaft, keine Denkrichtung, keine Meinung, ein Lebensgefühl der Freiheit: Glück. Glück in Österreich.

Als ich nun das Buch Lissauers so vor mir liegen hatte und mit seinen Augen und seiner Geschicklichkeit, die selbst um die Pestsäule einer kleinen Stadt den weiten Hintergrund ihrer geistigen Landschaft zu beschwören weiß, meiner Heimat begegnete, da wehte es mich auch ernst und kühl an. Offenbar hat Lissauer durch das Alltagsbild von Österreich einen neuen Schacht gesprengt. Manche Erkenntnis lag zutage; das Urteil der Gewohnheit hat sie bisher überlagert. Eine Erinnerung kam; an Worte und einen Menschen. Ein Dichter, geliebt und verkannt, in die erste Reihe gestellt und doch wieder angezweifelt, war mir plötzlich an seinem eigensten Platz sichtbar. Und da ist nun die literarische Seite dieses meines Bekenntnisses. Nur von Österreich aus, nur von jenem Glück aus, das Lissauer als Geheimnis unseres Landes entdeckt, ist das Schaffen dieses Dichters richtig zu verstehen.

Ich spreche von *Hugo von Hofmannsthal.* Man muß etwa dreißig Jahre zurückgehen oder noch etwas mehr, bis in die erste Hälfte der neunziger Jahre. Damals trat Hofmannsthal mit dem Knabenpseudonym Loris hervor: „Der Tod des Tizian". Die Welt horchte auf, fand einen Ästheten, erwartete einen Gestalter.

Digitized by Google

Er war da, gewiß, aber nach einem Gesetz, das die anderen nicht zu sehen vermochten. Verse folgten und satte Bilder einer hohen theatralischen Phantasie. Sie flogen auf goldener Wolke über einem Alltag, mit dem sie wenig gemein hatten, auch wohl über die Gesetze des Theaters hin, Bruchstücke oder flüchtig gebannte Träume. „Der Tor und der Tod" des Zwanzigjährigen. Oder fünf Jahre später: „Das kleine Welttheater", dazwischen: „Der Vorspruch zu Anatol", „Der weiße Fächer", „Der Kaiser und die Hexe" und das halbvergessene „Bergwerk zu Falun". Kleine Dramen; das letzte schrieb der Siebenundzwanzigjährige. Glanz und Schwermut in ihnen sind das seltsame Zeichen einer seltsamen Jugend, müde, reif, wissend, aber ohne jede Härte eines unbedingten Entschlusses. Schon anderthalb Jahrzehnte nachher haben wir diese Jugend nicht mehr begriffen. Eine stärkere Zeit schien angebrochen. Wir verlangten nach neuen Symbolen, wir wollten keine Fragezeichen hinter der Welt. Den Zweifel Hofmannsthals empfanden wir als das eigentliche Nein. Es schreckte auch in seiner behutsamen Stille uns wie eine Drohung aus dem Traum. Selbst das Nein des Revolutionärs war dagegen eine Hoffnung, ein Ja zu einem kommenden Morgen. Dieser Dichter erschien uns blutleer, eine hohe Kunst verzettelte sich in Spiel und Spielerei, beides noch aufreizender, weil es den Anspruch erhob, zur letzten Deutung des Lebens vorgedrungen zu sein.

„Also spielen wir Theater,
Spielen unsere eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unserer Seele."

(„Vorspruch zu Anatol.")

Oder das Motto zu der Ausgabe der „Kleinen Dramen":

„Nicht zu der Sonne frühen Reise,
Nicht wenn die Abendwolken landen
Euch Kinder, weder laut noch leise,
Ja, kaum uns selber sei's gestanden,
Auf welch geheimnisvolle Weise
Dem Leben wir den Traum entwanden
Und ihn mit Weingewinde leise
An unser Gärten Brunnen banden."

Mit Absicht ist Bekanntes, Überbekanntes hervorgeholt. Hofmannsthal ist dann einen Weg gegangen, der weit darüber hinausführt, aber dennoch liegt hier seine Wurzel. Er wurde zum europäischen Namen, mit dem Weltruhm von Richard Strauß kam er um die Erde. (Niemals hat die Phantasie eines Komponisten auf einem erleseneren Grund gebaut).

Aber nicht dieser Textautor eigenster Art, auch nicht der Dichter der „Elektra", des „Ödipus und die Sphinx" haben die Aufmerksamkeit der Menschen so wie der frühe Hofmannsthal an sich gezogen. Immer wieder ahnten sie auch in allen späteren Gestalten den Jüngling, der von sich selbst sagte („Der Tor und der Tod"): „Ein Knabe, stand ich so im Frühlingsglänzen und meinte aufzuschweben in das All", aber doch leise über diese Welt in einer schmerzlichen Ahnung die Brauen hochzog.

Heute begreifen wir, was Hofmannsthal damals war: ein sonderbarer Prophet, ein Ahnender des kommenden Zusammenbruches der Welt, einer der an der Schwelle des neuen Jahrhunderts das Schwanken einer ungeheuren Zukunft spürte. Es ist sonderbar, wie die Meinung der Menschen über Österreich und das Wesen des Landes auf den gleichen falschen Füßen steht, wie ihr Urteil über

Digitized by Google

den Österreicher Hofmannsthal. Hofmannsthal ist der Dichter, der deutlich macht, was diesen von den anderen Menschen trennt; er *ist nicht profan*. Das wird ebenso leicht mit Ästhetentum verwechselt wie das eigentliche Wesen Österreichs etwa mit der leichten Glückseligkeit eines Grinzinger Heurigen.
Hofmannsthal hat dann den „Jedermann" geschrieben und das „Salzburger Welttheater". Mit großen Gedanken, in denen man die christlichen erkennt, widerlegt er die billige Meinung, daß seine Ferne von der letzten Gegenwart der Protest eines verfeinerten Schwächlings ist.
Festlich ist er, feierlich und ein wenig auch von orphischem Dunkel umschattet. Das aber kann nicht anders sein. Die Geschichte rechnet nicht nach dem astronomischen Jahrhundert, sondern nach dem geheimen Gesetz der Vollendung, das seine eigenen Zeichen gibt: Wenn die Zeit reif ist.
Hofmannsthal stand am Wendepunkt einer solchen Reife. Seine Zeit zitterte schon in den Ästen; er ahnte bereits den Fall und war so seltsam zwischen Herbst und dem Werden des nächsten Frühlings eingeschlossen, durch sein Herz in das Werden hineingetragen und dennoch durch seine Ahnung dem Sturz der Frucht verbunden „Und drei sind eins: Ein Mensch, ein Ding, ein Traum", sagt er in den „Terzinen über Vergänglichkeit". Ein Mensch und eine Zeit, auch diese Einheit gibt es, und bei Hofmannsthal ist sie, glaube ich, zu fühlen.
Wie rasch sind alle Rufe der Jahre nach 1918 in die Winde gestreut worden, keine Forderung, kein Zeichen hat sich als bleibend bewiesen. Da und dort ein neuer Name, ein neuer Wille. Was aber flutet dem Leser, wenn er etwa einen neuen Sammelband der Jüngsten aufschlägt, wie ein einziger Sturm entgegen? Wille zur Festlichkeit, oder anders gesagt: *Flucht aus dem Profanen*. Unsere Zeit hat etwas Besonderes: sie ist in ihren Problemen selbst festlich geworden. Sie verlangt das neue Reich und den neuen Menschen. Das hochmütige Glück, das die an die Wirklichkeit Glaubenden zur Schau trugen, ist fadenscheinig geworden. Der Himmel muß wieder die Erde überdecken. Kein Dichter, der ihn nicht ähnlich sehen würde wie Hofmannsthal in seiner ersten Jugend. Viele gefährliche Zeichen mögen dazugekommen sein, aber dafür ist er auch weiter und größer. Wie sang doch Hofmannsthal in seinem „Lebenslied"?

„Der Schwarm von wilden Bienen
Nimmt seine Seele mit;
Das Singen von Delphinen
Beflügelt seinen Schritt:
Ihn tragen alle Erden
Mit mächtigen Gebärden.
Der Flüsse Dunkelwerden
Begrenzt den Hirtentag!"

Aus dem Dämmer der Ahnung gerissen, wirkt das wie gegenwärtige Sehnsucht, ein Lebensgefühl, das die Brücke zwischen der Unendlichkeit und der Form des Sichtbaren sucht; nicht anders schäumt es aus den besten Dichtungen des Heute. Denken wir, was zwischen jenem Hofmannsthal und unserer Zeit treibt, so ist es nicht viel mehr als ein breiter Strom des Belanglosen, er steht am anderen Ufer, nahe, aber doch in seltsamer Brüderlichkeit. Der erste, der die Schicksalsluft über die Berge einer trägen Zeit wehen fühlte und dennoch über den lauten Übergang hinaus schon die Stimme erahnte, die am Beginn der anderen, der neuen Welt sich bald dem Erdreich der Nüchternheit entringen wird.
Die Verse Hofmannsthals singen über der österreichischen Landschaft. Sie

Digitized by Google

schweben über dem Lande der Nichtprofanen, das ebenso wie dieser Dichter unwirklich schien und mit den ersten Zeichen des Endes behaftet. Kaum aber hat sich der Waffenlärm gelegt, hört man wieder seine Stimme, und das alte Urteil ist entkräftet. Nun versteht man, was sie will: Keine Flucht in die Vergangenheit, nur eine Trennung von der Gegenwart; die richtige Erlösung von ihr: was heute ist, kann, will, darf noch nicht entscheiden.

Solange man an einen Triumph der Gegenwart glaubte, war niemand, der das verstehen wollte. Nun aber ist nur mehr eine Katastrophe wahr. Neues Leben muß werden. Hier offenbart sich das Geheimnis und die Besonderheit Hofmannsthals. Warum ist bisher die neue Zeit so kläglich zwischen Utopie und dem raschen Verrat ihres innersten Glaubens gescheitert? Man kann eben nicht in das Morgen steuern, ohne aus dem Gestern auszufahren. Wer aber hatte die Kraft, über den Strudel und die jähen Engen der letzten Vergangenheit hinauszusehen? Wer wußte zu bedenken, daß der Strom noch aus weiterer Ferne kommt? Österreich trieb jahrzehntelang in einem stilleren Seitenarm. Es ahnte im rasenden Treiben des Wassers nicht nur den Triumph der Schnelligkeit, sondern auch den nahen Untergang. Nun sind manche Engen mit Gewalt gesprengt. Breit und anders drängt die Zeit vorwärts, aber kaum einer ist zu sehen, der die Segel einer ruhigen Gewißheit schon auf seinem Schiff aufgezogen hat. In diesem Augenblick treten die Welt-Fernen, die zugleich Welt-Wissende waren, aus ihrem Nebenplatz in den allgemeinen Horizont. Sie fahren ruhig und dennoch des Schicksals bewußt. Auch über ihre Ruhe wölbt sich, seit sie denken, die Gefahr. Freilich, jetzt ist die Fahrt angetreten, und nun heißt es wieder steuern und in das Land hineinrufen. Auch Hugo von Hofmannsthal wird nun den Blick in die Zeit, in der er steht, als *in seine Zeit* wenden müssen, auch wenn er aus der früheren kommt, ja, gerade deswegen.

Der Glaube an das höhere Fest des Lebens, der ein Unglaube an sein bloßes Spiel ist, geht heute alle an, die wissen, wie wenig profan die Welt im Grunde ist . . . Noch einmal lassen sich Österreich und Hofmannsthal durch einen Gedanken miteinander verbinden. Immer hieß bei beiden das „Nicht von heute" ein halb mitleidiges „Von gestern". Es hat noch eine andere Seite. Die Tür des Morgen wird am leichtesten auf einen Anruf in solcher Sprache sich auftun. Hofmannsthal wird, wenn auch nicht gerade der *Dichter von Morgen*, so doch ein *Dichter für Morgen* sein. Es gibt keinen edleren Ruhm.

*

Ernst Barlach

Von Heinrich Bachmann

IRGENDWO im Norden unseres Landes, nicht weit von der Stelle, wo die träge Elbe sich in die lauernde Nordsee wälzt, mitten in ödem, fast trostlosem Heidestrich, muß das Haus dieses Sonderlings liegen und sich vor dem hohen, wilden Himmel recken. Das moosige Strohdach hängt wie gelbe Wimpern über die kleinen blanken Fensteraugen. Weitab davon erst liegt wieder ein Haus, und weiter wieder eins, wie das so ist, wenn Einsame ein Dorf zusammen bilden. Seine Kate liegt am fernsten ab. Ein niederer Erdbuckel rekelt sich davor unter einer Handvoll düsterer Föhren und unter dem hellen Geschmeiß dünnhäutiger,

Digitized by Google

losehaariger Birken, und von da schwebt der Blick weit über Gest und Bruchland in den Dunst des Flußgeläuftes und der immer herüberbrummenden See. Dort unten ziehen die qualmenden Flußdampfer, dort atmen die riesigen Städte, dort saugen sie den Duft aus der tausendjährigen Heide, dort stoßen sie den Dunst einer Millionengemeinschaft gequälter, elender, sich selbst knechtender Menschen aus.
Manchmal ist er unter sie gewandert, stunden- und tagelang, vielleicht auch Jahre, hat sie mit seinen Augen ausgetrunken in seine grübelnde Seele hinein, bis es ihm im schweren Blute schwamm, zu Herz und Hirn und Hand.
Und dann hat er sich zu Haus in den Dämmer seiner Hütte gehockt und mit hartem Zug die Bilder in Zeilen und Reihen gebannt, langsam, langsam, aber unentwegt, bis ihr Schicksal, das er in hohen, grauen, schreienden Gassen empfangen hatte, in der Stille geboren war, säuberlich gebettet auf großen, steifen, gelben Bogen.
Und tritt dann die Nacht hinter ihn, so zündet er den Span an und läßt ihn schwelen und surren über seinem verworrenen Schädel.
Dann kommen die uralten Bilder, mythisch und rätselreich über die neuen. Zuweilen zieht er dann auch seine Schnitzmesser, kerbt große, sparrige Stücke und Fetzen aus seinem Holzbrett, tastet wie ein Blinder den Fugen und Rillen nach und hat ein Lächeln unter dem Bart, wie Gott Vater auf alten deutschen Schöpfungsberichten.

*

So muß *Ernst Barlach* sein. Er ist kein Junger mehr; 1870 geboren, lebt er jetzt in seiner holsteinischen Heimat, gilt unter den Anwohnern als nicht recht gescheit, macht seine Holzplastiken und seine Dramen, kümmert sich nie um ihren Weg in die Welt und auf die Bühne und ist doch ein vielgenannter und preisgekrönter Dichter. —
„Unser Vorhaben ist höchst simpel. Wir inventarisieren uns und unsere Mitmenschen. Wir wollen, wenn schon neu geordnet werden soll, wenigstens erst einmal wissen, wie beschaffen das ist, das zu besserem Gedeihen geführt werden soll, damit es endlich keinen Hohn mehr bedeutet, wenn den p. p. Hochzeitspaaren auf die Seele gebunden wird: seid fruchtbar und vermehret euch", heißt's in den „Echten Sedemunds" einmal.
Barlach hat viel und oft und gründlich über die Menschen gegrübelt, oft schier zu tief. Er bleibt aber nicht stecken mitten in den Verworrenheiten und Düsterwinkeln des fragwürdigen Objektes, wie fast alle unsere dramatisierende Jugend. Barlach findet durch bis zu den Urfaktoren: Liebe, Haß, Gunst, Neid, Stolz, Demut. Wenn er trotzdem noch Mythos hängen läßt, aufsteigen läßt, ein Beweis mehr für den hohen Geist dieses Künstlers.
Barlach ist von innerster Gesundheit. An anderer Stelle heißt's im gleichen Stück: „Adam grub, heißt es in der Bibel, das will heißen: er grübelte nicht länger. Adam hatte auch keinen Papa, weißt du, keinen überkommenen moralischen Komment, sondern konnte seinem frischen Ursinn vertrauen, und so geben wir unsere Briefe heraus und lassen sagen von uns, was man will, nur lesen soll man uns dennoch." —
Das erste Drama, „*Der tote Tag*"[1], das Barlach schrieb, ist wie ein Traum aus der altgermanischen Edda. Und doch ist jeder Satz, jedes Bild Gegenwart, ist die

[1] Sämtliche Werke Barlachs sind bei Paul Cassirer, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

Handlung unser und nicht der grauen Vergangenheit. Voller Gedankenlast und voller Geheimnis schleppen sich Zwiesprüche durch die Diele zwischen Mutter, Sohn und Greis und den drei Gnomen des Hauses. Und es gilt einen zähen, einfachen Kampf; immer wieder stellt ihn die Dichtung dar: die Trennung von Sohn und Mutter. Doch nirgends so einfach in den Instinkten, so schaurig groß wie hier, so ewig wahr. Gewiß: „Geschicke sind nicht böse, man selbst ist es. Gute Menschen haben gute Geschicke. Gutsein ist das beste Schicksal"; aber wehe, wenn sich in der Seele Schuld verfängt. Hier ist es die rätselhafte Schuld der Jugend: „Ist er vielleicht einer, der in der Welt steckt wie ein Vogel in der brechenden Eierschale, mit den Augen lebt er schon in der anderen Welt — und sie hat ihn nötig?" Hier ist die rätselhafte Schuld einer Mutter: „Bin ich wie eine Wiege? Laß ich ein Kind in mich lagern und von mir nehmen wie aus einer Wiege? Mich zum Gerümpel stecken? Mein, mein, mein Sohn ist es gewesen, und mein soll er bleiben!" Der eine sagt „geh!", der andere „bleib'!". Daraus wächst ein Streit, der beide zum Mörder, beide zum Opfer macht. Ureinfach, wie in Mären und Sagen, und groß, riesengroß wird hier der Mensch, wird hier das, was hinter dem Menschen steht, wie sein Schatten, das Schicksal.

Am Ausgang des Dramas sagt Steißbart, der unsichtbare Hausgeist, zu dem übriggebliebenen Greise *Kule:*

Steißbart: Halt! Ich bin so gut wie ein Stab, ich weiß den Weg.
Kule: Wohin kann ich noch kommen sollen?
Steißbart: Ein Weg braucht kein Wohin, es genügt ein Woher.
Kule: Du und ich! Welcher Weg wäre uns beiden der rechte?
Steißbart: Botengängerweg, daß die Welt weiß, was wir wissen.
Kule: Und was wissen wir?
Steißbart: Woher das Blut kommt, bedenken sollen sie.
Alle haben ihr bestes Blut von einem unsichtbaren Vater.
Kule: Dein Geschrei klingt sonderbar.
Steißbart: Aber wie Blutgeschrei richtig. Sonderbar ist nur, daß der Mensch nicht lernen will, daß sein Vater Gott ist. —

Im „*Armen Vetter*" führt uns Barlach hernieder bis dicht in den Realismus der großen Stadt. Ein *Gegenwartsdrama,* und doch — wer zu lauschen versteht — voll des seltsamsten Mysteriums. Nur bei E. T. A. Hoffmann gibt's Ähnliches, bloß umgekehrt. Führt der mit seinen Gespenstern vor das Irrationale, so tauchen bei Barlach die Rätsel aus dem realen Menschen und ihren Handlungen selbst auf — und stehen plötzlich mitten unter uns —, noch die einzige Art eines Dichters, dem heutigen ewigen Zweifler jenseitige Dinge glaubhaft zu machen. „Der arme Vetter" *Iver,* der während des ganzen Stückes vor dem Selbstmord steht, zu dem ihn der Schluß dann treibt, ist er eine mit grausiger Ironie und bitterer Tragik angefertigte Selbstzeichnung Barlachs? „Aber es muß ja nicht gelaufen sein, es gibt nicht rechts, es gibt nicht links mehr, Gott, ich danke dir, Gott, daß du das alles von mir losmachst. Es gibt bloß noch hinauf, hinüber, trotz sich — über sich!" sind seine letzten Worte. Hat sich Barlach damit emporgeschnellt? Wie weiland Goethe im „Werther"? Wertherstimmung des Heute — auch hier ein in sich selbst Verbissener, der das Weib weder fordern noch opfern kann, da sie „zufällig" schon die Braut eines andern ist. Und sie ist gar nicht die Braut eines anderen, nein, sie gehört zu ihm, wenn sie das auch erst an der Leiche Ivers jäh erkennt und bekennt. „Ich bin es nicht mehr", hatte sie einmal auf einen Zettel geschrieben und ihren vollen Namen darunter. Gibt es eine bessere Formel für den Menschen von heute: „Ich bin es nicht mehr!" *Sie* konnte zwar noch

Digitized by Google

dahinterschreiben „Magd eines hohen Herrn!" Und „der hohe Herr war ihr eigener hoher Sinn", sagt *Voß*. Und dann sagt er noch: „Wir Gespenster . . ." und *Engholm*: „Pst! Vergleichsweise Gespenster. Das kann eine interessante Unterhaltung werden. Kommen Sie." Das ist der Schluß.

Wenn in den beiden ersten Dramen der äußere Aufbau der Handlung noch nach den überkommenen Gesetzen vor sich geht, *„Die echten Sedemunds"* sind ganz von der Idee her eigen- und neuartig gestaltet, ohne von außen fühlbare Hebung, Entladung und Senkung. Es wickelt sich vielmehr die Grundidee immer mehr heraus und steht dann in Nacktheit und Nüchternheit ohne jede Pose da: „Echter Sedemund? Ja, so sind sie, unverbesserlich! Es stinkt zum Himmel von Sedemunds wie ein Haufen Unrat, ein Löwenmaul spaltet sich, und ein Löwenrachen heult Wut über uns, und du nennst mich einen echten Sedemund. Und es ist doch momentan in der Welt jeder Name löblicher genannt als just unser. Ein Farbenspiel auf einem bißchen Seifenschmiere, der ganze schöne Schein einer Seifenblase ist zurzeit solider als unser Ansehen." Und die Antithese spricht *Grude*: „Die Alten haben ihre Zeit gehabt und sind in Grund und Boden getreten, jetzt kommen wir und nach uns unsere Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit und die echten Grudes!" Und das ist dargetan in sieben grotesken Bildern, in denen unsere Zeit nach jeder Seite hin zur schreiend komischen Karikatur wird und zur blutigen Satire. Noch eine Stelle zur Probe:

Der alte Sedemund: Wiegst du da nicht das Portemonnaie in der Hand, als wäre es mein verschrumpfter Herzbeutel? Herrn Sedemunds Herz. Ich möchte mir aber ausbitten, daß diese meine gegenwärtige famose Form nicht Herrn Sedemunds einzige ist! Da ist noch eine andere, großmächtig wie ein Punkt. Dieser Punkt Namenlos ist mit Herrn Sedemund eins, so eins, daß er sein Eigentliches ist, und so kommt es heraus, daß Herr Sedemund eigentlich gar nicht Herr Sedemund ist, sondern der Punkt, den keine Faust fassen kann; daß Herr Sedemund nur der Kofferträger seines Selbst ist, das wie ein Punkt ohne Ohr, ohne Odem, ohne Qual, rein wie das Nichts, sündlos wie die Sonne ganz gemütlich drinsitzt. Wohin Herr Kofferträger Sedemund den Punkt abzuliefern hat, das weiß er nicht, der sogenannte Herr Sedemund, dessen kluger Sohn aus dem Narrenkram den Abfall von Antwort wohl selbst herausfindet." —

Geht's hier gegen Kants „Ding an sich" oder gegen Einsteins Relativitätstheorie? Sicher aber gegen eine vage, hohle Zeitgesinnung und ihre Lächerlichkeit. Im ganzen Stück ist eine große Löwensuche. Der alte Sedemund findet ihn unter einem hohen Kruzifix:

„Keiner ist hier besser als ich. Keiner weiß alles von allen, bloß Einer lebt, der ist mehr. (Er sucht mit den Augen den Christus und zeigt mit dem Finger.) Da ist der Löwe, da hängt er, und das ist schlimm, schlimmer, als wenn er brüllte oder bisse. Ja, ja, der ist mein jüngster Sohn, der an mir kein Wohlgefallen hat. Ich habe ihn mir aus Holz machen lassen, damit er bei der nächsten Sintflut oben schwimmt, für 30 Silberschillinge, und der war billig. (Predigt.) O meine Lieben, was seid ihr für grundgute Geschöpfe, solange niemand weiß, was ihr für große Gauner seid! Er weiß es und ist darum so mager, weil man von soviel Verschwiegenheit nicht feist wird, und ist doch noch so schwer, daß er an den Händen zerrt und zieht mit dem guten Gewicht eurer Sündenlast."

Daß solche Wahrheiten heute so gesagt werden müssen!

*

Nach diesem Umschweif ins bittere Jetzt findet Barlach wieder heim ins Überzeitliche. *„Die Sündflut"* ist zwar im Stoff an bestimmte Gestalten und Örtlichkeiten gebunden, aber Barlach hebt die Handlung bewußt ins Symbolische. Wieder läßt er Urinstinkte spielen, einfache Menschen handeln gänzlich eindeutig, kantig, eckig; man spürt immer den Holzschnitzer durch. Selbst Gott läßt sich in diesen Händen in Gestalt fangen, glaubhaft und groß und nah. Alles verläuft nach dem Bericht der Bibel, nur eben ausgemalter in den großen und kleinen Menschlichkeiten.

Digitized by Google

Fast wäre dieses Spiel eine, wenn auch interessante Belanglosigkeit, trotz der biblisch großen Haltung und Wortprägung, wäre nicht in einer Gestalt das Drama mit einem Ruck in die Sphäre des tief Zeitproblematischen gerissen: in *Calan*. Er ist gleichsam der Germane unter diesen Semiten, er der Grübler und Zweifler und „Protestant" seit Anfang, er der sich seinen Gott nicht vormachen lassen will, der den Kampf mit dem großen Unbekannten will und wagt, weil er ihn und seine Größe glaubt und liebt, er der Ringer mit Gott, dem im Segen die Sehne seiner Eigenart dorrt, der aber zum Schluß sagen kann:

„Du armer Noah! Ach Noah, wie schön ist es, daß Gott keine Gestalt hat und keine Werte machen kann — Worte, die vom Fleische kommen —, nur Glut ist Gott, ein glimmendes Fünkchen, und alles entstürzt ihm, und alles kehrt in den Abgrund seiner Glut zurück. Er schafft und wird von Geschaffenen neugeschaffen."

Noah: O Calan — Gott, der unwandelbare von Ewigkeit zu Ewigkeit?

Calan: Auch ich, auch ich fahre dahin, woraus ich hervorgestürzt, auch an mir wächst Gott und wandelt sich weiter mit mir zu Neuem — wie schön ist es, Noah, daß auch ich keine Gestalt mehr bin und nur noch Glut und Abgrund in Gott — schon sinke ich ihm zu —, Er ist ich geworden und ich Er — Er mit meiner Niedrigkeit, ich mit seiner Herrlichkeit — ein einziges Eins!"

So geht er unter in den Wassern, vor denen sich die anderen retten müssen in die Arche.

*

Gänzlich in Überzeitliches gehoben ist *„Der Findling"*, ein Spiel in 3 Stücken. Es scheint Barlach besonders lieb zu sein, da er es mit 20 Holzschnitten ausstattete, während den anderen Dramen nur eine Titelzeichnung von ihm voraufgeht. Wie die Holzschnitte, grob und letztlinig, ist auch die Sprache. Immer wieder findet sie zum Stabreim durch und nur an gehobenen Stellen zum harten Endreim. Könnte man das Diminutivum „Märchen" der Bedeutung nach aufheben (das so gar nicht zu Recht besteht, da doch das Größte nur im Schlichtesten gesagt werden kann und das wirklich große Geschehen in seiner Einmaligkeit immer ins Allgemeingültige wächst), so ist dieses Drama ein ungeheures Märchen. Es faßt unsere Zeit und alle Zeit, sagt die tiefsten Dinge in denkbar einfachstem Bild und läßt bei seiner Durchsichtigkeit bis in die ewigen Abgründe schauen. Und wie beim Märchen gibt ein Gedanke dem anderen die Hand, und es ist keiner aus der Kette zu lösen.

Nur eine Stelle aus dem Schlußteil sage das schwerste und verborgenste Geheimnis aller Dichtung und allen Lebens zugleich:

Ein Alter: (Stößt auf einen regungslos stehenden, in sich versunkenen Beter, mustert ihn von Kopf bis zu Füßen, geht um ihn herum.) Was mag es nun mit dem auf sich haben? (Stößt ihn an.)

Beter: Armer Freund, mußt du mich auch arm machen? Ich war drauf und dran, im Wohl zu ertrinken, und rettest mich du in die ganz gemeine Gewöhnlichkeit?

Ich fing da an, womit das Ende abschließt, ich merkte was daran, worauf es bei allem hinausläuft — und nun . . . .

Alter: (faßt ihn an die Gurgel) Sprich, sprich, fang an!

Beter: (als schöbe er alles bei Seite) Kein Anfang, Freund, und kein Ende — es geht nicht mit Worten zu (tippt sich auf den Mund), es fängt mit Stillschweigen an. Die Zunge ist dabei das Allerüberflüssigste, und was am letzten gilt — es läßt sich nicht sagen, hinter der Zunge und hinter den Worten fängt es an (heult). Es ist vorbei, und ich muß reden, weil ich nichts weiß! —

*

Ernst Barlach stößt in all seiner Kunst immer mitten ins Jenseitige durch. Das heißt bei seiner schweren Art viel, vielleicht alles. Wer einmal eines seiner Holzreliefs gesehen hat, mit den gewichtigen klobigen Gestalten, von denen immer wieder eine doch so unendlich glaubhaft aufschweben kann, der weiß auch, daß hier die Urelemente des gotischen Wesens im Keimen sind. Barlach gehört zu den wenigen, die noch über mehr als zwei Jahrtausende hinaus von vorn anfangen

Digitized by Google

können, weil er noch den satten, gesunden Duft seiner Muttererde hat. Wenn er trotzdem seine Seele hineinschicken kann in die Nöte und Verkümmerungen dieser niedergehenden Zeit, ohne daß sie Schaden dabei nimmt, so ist er sicher mit zur Heilung berufen. Solche Seelenfahrten sind Kämpfe, schwere Kämpfe um jede Handbreit Land, sind innerste Bewegung, die sich bei diesem Künstler in ihrer evolutionären Gewalt nicht mehr abspeisen läßt mit der starr gewordenen Darstellung in Holz. So kommt er zum Drama. — Solche Bewegungen klingen aber auch wieder ab in einem einzigen, großen einfachen Ton, setzen sich in Ruhe um und werden Ewigkeit, wuchtige, erhabne Ewigkeit. So kommt er wieder zur Holzplastik. — Und so wird ihn immer eines zum andern kommen lassen.
Ob es immer zu gegenseitigem Vorteil geschieht? Als im letzten Theaterwinter seine „*Sintflut*" unter Jürgen Fehlings Regie und Leopold Jeßners Begünstigung (denn er setzt sich schon immer für diesen Dichter ein) im Staatlichen Schauspielhaus zur Aufführung kam, mußten alle Barlach-Begeisterten große Enttäuschung erfahren. Trotz dem besten Willen der Spielleitung, trotz einer gewaltigen, herben Inszenierung: das Stück blieb im Wort stecken, seine Tiefen blieben gefesselt, wie *Calan*, der sich grauenerregend gegen Ende am Boden wälzt, Bild um Bild, an einen Aussätzigen geseilt. Da schieben sich die Methoden ineinander: ein riesiger Holzschnitt steht vor unseren Augen, hinter dem Worte, bildstarke Worte hervortönen, und in dem hie und da eine Bewegung emporzuckt, als ob steinerne Gebirge mitten im Erdbeben erkalten. Aber das Dramatische ist erstarrt, das Tor, aus dem der Fluß strömte, zugeschlagen, die Wortgeladenheit verkapselt, verdammt, ewig unentzündet zu bleiben — ein urgewaltiges Bild, aber keine Handlung. Da wird immer die Klippe für Barlach stehen. Und nur die Erspürung der jeweiligen Prädestination eines Werkes zum Wort oder zum Holz wird da dem Dichter Lösung bringen können. Vielleicht sind seine Wortwerke aber gar keine Dramen, sondern große zwiegesprochene Epen?
Doch ein Dichter ist Barlach, und keiner neben Dutzenden; denn er ist fähig, seinen Seelenkampf in gewaltige Sprache zu gießen. Was uns aber besonders packt, ist sein immer wieder Religiöses; sein Gotteserlebnis läßt an Tiefen grenzen, wie sie unsere großen Mystiker wußten. Vielleicht kommt zu ihm auch einmal das lumen Christi. Dann wird er wohl kein Drama mehr schaffen, aber vielleicht eine letzte, befreite Skulptur.

*

Alte und neue Mysterien

Von Hermann Preindl, München

VIELE geistliche Schauspiele, besonders Passionsspiele, alte und neue, wurden in letzter Zeit — freilich nicht von unseren großen Bühnen — aufgeführt. Die neuen derartigen Spiele haben vor der sonstigen modernen dramatischen Produktion viel voraus. Vor allem einen reichen, unmittelbar zum Volke sprechenden Stoff voll mächtigen dramatischen Gehalts und unerschöpflich tiefer Bedeutung. Fehlt es im Verhältnis des Bearbeiters dazu nicht am Glauben und an der frommen Gesinnung und damit nicht an der Fähigkeit, das gewählte Spiel mit innerem Erleben zu erfüllen, so wird sich, mag der Bearbeiter ein noch so einfacher Mensch sein, häufig etwas im

Digitized by Google

beabsichtigten Sinne Wirksames ergeben. Tatsächlich finden sich in fast allen diesen Schauspielen, wenn sie auch von Leuten, die nie den Beruf des Dichters für sich in Anspruch nehmen möchten, für die primitivsten Liebhaberbühnen geschrieben sind, packende Szenen, die religiös, poetisch und dramatisch gleich lebhaft ansprechen. Trotzdem tut sich unsere Zeit schwer mit diesen Stoffen und hat daher noch nichts den mittelalterlichen und barocken geistlichen Schauspielen Ebenbürtiges geschaffen. Uns fehlt die naivtheozentrische Einstellung, die einen ganz wahrhaftigen, starken und lebendigen Ausdruck jenseits aller Ästhetik und Literatur ermöglichte, wie ihn diese Stoffe erfordern und wie sie ihn in den alten frommen Volksschauspielen erfahren haben. Wir schwingen uns höchstens zu einem romantischen, d. h. sentimentalisch-theozentrischen Standpunkt auf, und eine Bearbeitung von ihm aus mag neue sentimentalische Reize schaffen, wie sie nur die Sehnsucht eingibt, aber Ästhetik und Literatur verderben den Stil, die Sprache, sogar die Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken, und die noch so schön und geistreich gedachten und für ein geistig und ästhetisch gebildetes Publikum berechneten modernen Zutaten zu den Handlungen und Worten aus der Bibel nehmen sich neben diesen meist dürftig, platt, schwülstig und geziert aus. Je mehr Ästhetik und Literatur an den modernen Bearbeitungen ist, desto mehr Kraft und Tiefe rauben sie meist dem Stoff, desto mehr geht leicht an echter fromm erbauender Wirkung, auf die es dabei allein ankommt, auf Kosten der ästhetischen verloren, die in der Regel hier fehl am Orte ist, desto mehr büßt die Dichtung an über allen ästhetischen Geschmacksfragen stehendem Kunstwert ein.

Wie sehr die ästhetischen und literarischen Ambitionen der modernen Bearbeiter schaden, wird besonders deutlich, wenn man einer wirklich volkstümlichen Aufführung durch Dilettanten anwohnt. Da tritt etwa ein frommer Handwerksmann als heiliger Petrus auf. Der Spielleiter hat ihn vortrefflich für seine Rolle ausgewählt. So mag man sich einen Mann vorstellen, der heute Christus folgen würde, wenn dieser wieder als Menschenfischer im Volke umherginge. Und er entspricht dabei noch durchaus der Vorstellung, die in uns allen vom heiligen Petrus lebt, mit seiner kräftigen, gedrungenen Gestalt, den feurigen und doch gütigen dunklen Augen, der mächtigen, faltigen Stirn, dem großen grauen Bart und den spärlichen, weißen Kopfhaaren. Daß er nicht das deutsche Handwerkergewand von heute, wie er eigentlich sollte, sondern ein aus der italienischen Renaissance stammendes Phantasiegewand an hat, stört kaum. Denn in diesem Gewand hat die Kunst, besonders die Malerei, den heiligen Petrus so oft dargestellt, daß wir gewohnt sind, ihn uns darin zu vergegenwärtigen. Der Mann trägt es übrigens glücklicherweise so, daß es nichts vom antikästhetischen Faltenwurf italienischer Renaissancegestalten an sich hat, sondern gotisch verknittert wie bei Krippenfiguren aussieht. Er st so ein durchaus überzeugender heiliger Petrus und bleibt es, wenn er den Text eines alten frommen Volksschauspiels, am besten eines dialektischen, zu sprechen hat. Aber er bleibt es nicht mehr, wenn er die Schillersche Rhetorik eines altmodischen oder die Hölderlinsche Hymnendiktion eines neumodischen ästhetisch und literarisch ehrgeizigen Bearbeiters unserer Tage deklamieren soll. Sein eigenes Erleben hört auf und damit die Wahrhaftigkeit, das stümperhafte Schauspielertum fängt an und damit die Lüge und der Kitsch.

Diese Erwägungen, zu denen mich die vergleichende Beschäftigung mit alten und neuen Mysterien angeregt hat, mögen für sich stehen. Sie sollen nicht dazu dienen, das Verdienst redlich bemühter moderner Bearbeiter herabzusetzen, vielmehr dazu, künftige Bearbeiter vor einer Gefahr zu warnen. Es geschieht daher unabhängig von ihnen, wenn ich die zwei bedeutendsten geistlichen Schauspiele, die ich hier in letzter Zeit gesehen habe, noch bespreche. Die Krankenfürsorge des 3. Ordens in Bayern hat uns *„Ein Spiel von der hl. Messe"* von R. P. *W. Wiesebach, S. J.*, vorgeführt. Die großartige Absicht, die der Dichter hier verfolgt, in dreifach parallel nebeneinander abrollender

Digitized by Google

Handlung die symbolischen Beziehungen des Verlaufs des Meßopfers zum Alten und Neuen Testament dramatisch zu vergegenwärtigen, hat er in einer Weise verwirklicht, die nur warme Begeisterung, ein starkes Erleben, umfassendes Wissen und geschultes sprachliches Können ermöglicht. Manchmal ist dieses Mysterium vielleicht um einen Grad zu theologisch und beeinträchtigt dadurch wohl bei manchem Zuschauer die unmittelbar erbauende Wirkung. Eine wertvolle Gabe des katholischen Teils der modernen Hölderlinschule ist „Das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen" von *Alois Jos. Lippl*, mit dem uns dankenswerterweise die tapfere Sankt-Jürg-Spielschaft des Münchener Quickborn von der Bühne herab bekannt machte. Der Stoff verlor in der ausdrucks- und eindrucksvollen Dichtung nichts von seiner alten, schon im Mittelalter vielfach erprobten erschütternden Wirkung. Vielleicht ist diese, besonders in der Szene, in der Maria als vergebliche Fürbitterin auftritt, und in einigen folgenden sogar zu niederdrückend, so daß zu befürchten ist, daß sie bei zarten Seelen aus einer heilsam erschütternden zu einer zerrüttenden wird, wie das 1322 gelegentlich einer Aufführung der alten Parabel zu Eisenach bei dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen von Thüringen schon der Fall war. Eine der unvergeßlichsten künstlerischen Veranstaltungen der Fastenzeit war die „Ostermysterium" benannte „Einführung in die Liturgie der Kirche", die vom Muckermann-Frauenchor aus Münster i. W. und der Schola Gregoriana von hier gegeben wurde. Obwohl hier seit langem, besonders infolge der eifrigen Bemühungen des Abtes Alban Schachleitner, O. S. B., der gregorianische Gesang liebevoll gepflegt wird, hat man wohl noch nie solch herrliche Aufführungen davon erlebt, wie bei dieser Gelegenheit. Diese Gesänge, die reinste musikalische Spiegelung theozentrischen Welt- und Lebensgefühls, sind ganz Ausdruck, nirgends bloß auf sinnlichen Eindruck berechnet, ganz Ethos, nirgends bloß ästhetische Geschmackssache, ganz Gottesdienst, fern von allem künstlerischen Vergnügen. Daß sie dazu bei solchen Aufführungen im Konzertsaal, herausgerissen aus dem lebendigen Zusammenhang der gottesdienstlichen Handlung, bei vielen Hörern doch werden und so leicht eine Irreführung über ihr innerstes Wesen und eine Profanation stattfindet, ist das Bedenken, das mir immer wieder bei solchen Veranstaltungen aufsteigt.

*

Neue Bücher

Kunst

Hielscher, Kurt: *„Die Ewige Stadt"*, Erinnerungen an Rom. Abbildungen in Kupfertiefdruck. Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin. 110 S. In Ganzleinen geb. 12,50 Mk., Halbleder 17,50 Mk.

Tausende und Abertausende haben dieses Jahr Rom besucht, und jeder hat sich Bilder zur Erinnerung mitgebracht. Diesen allen möchte ich jetzt, wo sie mit ihren Schätzen zurückgekommen sind, Hielschers Rombilder vorlegen. Ich glaube, sie würden ihre Ansichtskarten und Bilderalben nimmer froh werden. Aus diesem Grunde also wäre vor Hielschers Werk zu warnen, weil es zu sehr gegen alles bisher Gebotene, soweit es photographischen Ursprungs ist, absticht. — Hielschers Bilder vom alten und neuen Rom besitzen *Objektivität*, dafür bürgt die photographische Platte und sein Zeiß-Objektiv, aber darüber hinaus besitzen sie noch *Seele*, zunächst Hielschers Seele, der seine Objekte bei jeder Tages- und Dämmerungsstunde umschlich, bis er den *ihm* zusagenden Bildausschnitt gefunden hatte. Dieses persönliche Werben des Künstlers löste nun auch die Ruinen des Altertums und die Großbauten des Mittelalters aus ihrer jahrhundertelangen Ruhe, und sie offenbaren nicht nur, was sie Hielscher, sondern auch, was sie an sich sind.

Digitized by Google

Auf den Blättern erscheinen Roms altberühmte Stätten, in ihren Hauptlinien jedem vertraut, auch dem, der Rom mit leiblichem Auge noch nicht gesehen hat. Aber auf jedem Blatt erscheinen sie in neuartigem Ausschnitt, in neuer Beleuchtung. Jedes Bild lockt zu längerer Betrachtung, und immer wieder entdeckt man eine neue entzückende Einzelheit: einen Zaunschatten, der beredt die Wellenlinie des Bodens offenbart, eine Agave, die an sich ein Mikrokosmos südlicher Schönheit ist, ein Türoberlicht, das in seinem Rhythmus den Auftakt zur gewaltigen Hintergrundszenerie gibt. Und erst das südliche Licht! Diese blühenden Oleanderbäume gegen dunkles Gemäuer, dies märchenhafte Lichtgefunkel der Kaskaden und Springbrunnen, diese Kristallleuchter in königlichen Prunkgemächern! Slevogt hat einmal gesagt, Hielscher sei ein Meister des gesteigerten Weiß. Wenn *der* Lichtimpressionist dies von einem Photographen sagt, muß schon etwas Besonderes in seinem Können stecken. — Auch Kunstwerke des Altertums und des Mittelalters erscheinen in meisterhafter Wiedergabe, die immer wieder die Eigengesetzlichkeit einer jeden Plastik betont. Die Landschaften, die Parkgruppen erscheinen von dem allein möglichen Standpunkt aus wiedergegeben, so lückenlos rundet sich die Bildkomposition. Alles in allem genommen, wandelt sich die eingangs ausgesprochene Warnung in den Rat: jeder Romfahrer von 1925 möge sich dieses Buch als Abschluß kaufen. Vielleicht allerdings wird er gestehen müssen: So schön habe ich Rom nicht gesehen.

Johannes M. Fischer.

Hielscher, Kurt: „*Deutschland*". Tafeln. Ernst Wasmuth, Berlin W 1925. 4°. 304 S. 56.—75. Taus. Preis geb. Leinen 26 Mk., Halbleder u. Halbpergament 35 Mk.

Hielscher ist ein Künstler. Seine Photographien, in vorzüglichem Kupfertiefdruck ausgeführt, sind keine toten Wiedergaben von Orten und Kunstwerken. Sie leben und sprechen, weil sie selbst Erlebnis sind. Natur und Kunst erzählen in dem stattlichen Bande von 304 Tafeln von der bald herben, bald milden Schönheit des deutschen Landes und dem zarten Kunstempfinden vergangener Zeiten. Zwar wird mancher manches traute Bild seiner engeren Heimat vermissen (das besetzte Rheinland konnte Hielscher nicht bereisen und mußte sich mit der Wiedergabe von 18 fremden Aufnahmen begnügen), aber schon das Gebotene wird geeignet sein, ihm das Auge auch für Städte- und Landschaftsbilder zu öffnen, die Hielscher nicht brachte und die er selbst unbeachtet ließ. — Wer Hielschers Bücher studiert, dem wird nicht nur ein reiner ästhetischer Genuß, sondern auch eine Anleitung zum künstlerischen Schauen.

F. Wagener.

Blum, Theo: „*Rom* 1925". 6 Kaltnadelradierungen. In einer prächtigen Mappe. Hermann Abels, Köln 1925. 4°. 400 Mk.

Als eine der schier zahllosen Publikationen über Rom, die das Anno Santo auf den Markt gebracht hat, nimmt diese Bildermappe in ihrem Titel ausdrücklich Bezug auf das Jahr 1925, ohne daß freilich ihr Inhalt diese Bezugnahme wirklich begründet erscheinen ließe. Denn die Motive dieser römischen Veduten bringen uns — wenn auch auf dreien im Hintergrunde die Peterskuppel auftaucht — doch nicht einen einzigen der für katholische Rompilger besonders bedeutsamen und eindrücklichen Schauplätze vor Augen. Die Auswahl erscheint rein zufällig und ebensowenig originell oder persönlich wie die Auffassung und die künstlerische Durchführung dieser Motive. Immerhin sei die breite, flotte Stilführung und die wirkungsvolle, dekorative Haltung einzelner Blätter (wie der „Engelsburg" und der „Brunnen vor Villa Medici") anerkennend vermerkt.

Prof. Dr. Wackernagel.

Schongauer, Martin: „*Kupferstiche*". 25 Hauptblätter des Meisters in originalgetreuen Handkupferdrucken. Mit einer Einführung von Max Geisberg. Amsler & Ruthardt, Berlin o. J. 25 Blätter in Schutzhüllen. In Halbpergamentmappe 60 Mk.

Martin Schongauer ist für die deutsche Kunst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dasselbe, was Albrecht Dürer für sie im 16. Jahrhundert ist. Wie Dürer verdankt auch er allen Ruhm nicht seinen Gemälden, sondern seiner Graphik, seinen Kupferstichen. Zwar hat er dem Stechwerk keine Bereicherung in den Gegenständen gebracht. Aber er hat es durch seine Erfindungen neuer Darstellungsmittel und Ausdrucksmöglichkeiten aus dem Handwerk der ersten Zeit zu einer edlen Kunst erhoben. Schongauer, ein Kind seiner Tage, war doch schon etwas von dem Geiste der neuen Zeit berührt. Aus dem spätgotischen Geschlinge der Formen und aus ihrer übertriebenen Sprache strebte er doch schon leise nach der Ordnung des ganzen Bildes und vor allem nach der Klarheit der einzelnen Form. Die besonderen Verdienste Martin Schongauers liegen in der Anwendung von der Kreuzlage der Striche (zum Ausdruck der Körperfläche und Körpertiefe), von weiteren Kreuzlagen in den Schattentiefen, von Häkchen zur Auflösung der Halbschatten dem Lichte zu und in der häufigen Verwendung der Kontrastwirkung von Dunkel und Hell bei demselben Körper und dem gleichen Hintergrund. Das, was Schongauer erreichte, hatte Dürer nötig, um die Kunst des Kupferstiches weiterzuführen.

Der Verlag von Amsler & Ruthardt hat eine Sammlung von 25 Hauptblättern des Meisters herausgebracht, die zu den besten unter den Schongauerschen Stichen gehören. Durch eine kurze, aber gute Einleitung von Max Geisberg

Digitized by Google

methodisch vorbereitet, tritt man an die Betrachtung der einzelnen Tafeln heran. Man staunt über diese Wunderwerke, die bewußte Maßhaltung, erhabene Einfachheit, starke Empfindung und erhebende Schönheit aussprechen. Man ist entzückt über diese prachtvolle Wiedergabe mit der originalgetreuen Reinheit des Stils und der Linien. Die ganze Ausstattung dieser Stichsammlung ist vorzüglich. Die herrlichen Tafeln ruhen, mit Schutzhüllen umgeben, in einem künstlerischen Umschlag in Halbpergament. Für dieses Werk verdient der Verlag die größte Achtung. *Hubert de Reuter.*

Literaturwissenschaft

Witkop, Philipp: ,,***Heidelberg und die deutsche Dichtung***". H. Haessel, Leipzig. Gr.-8°. 233 S. Geb. 11 Mk., geb. 13 Mk.

Das Buch führt uns in lebensvoller Darstellung in den Geist deutscher Dichtung ein, soweit sie in Heidelberg entstand oder von seinen schöpferischen Mächten befruchtet wurde. Heidelberg hat eine große geschichtliche Vergangenheit. Für Goethes und Gottfried Kellers Leben brachte die Neckarstadt eine entscheidende Wendung. In dem Schweizer Dichter vollzog sich unter dem Einfluß Feuerbachs eine ungeheuere Wandlung: er gestaltete sein Weltbild nach der rein materialistischen Lebensauffassung des wortmächtigen Philosophen um. Und Goethe löste hier das Verhältnis mit Lili endgültig auf. Der mit der deutschen Landschaft eng verbundene Eichendorff empfing in Heidelberg seine ersten und stärksten Eindrücke. Das Kapitel über den ,,letzten Ritter der Romantik" und den unglücklichen Lenau ist dem Verfasser gut gelungen. Ein Stück Romantik erleben wir in ,,Des Knaben Wunderhorn". Romantisch ist ja auch der Ort mit seinen heimeligen Gassen und lauschigen Winkeln. Er regt zur Poesie an. ja ist selbst Poesie. Ein Kranz von duftenden, schimmernden Blüten ist um das Städtchen gelegt. Wie Blumengewinde ranken sich die Lieder durch seine Gärten. Der Sagenborn rauscht. Und beim Lesen des in dem herrlichen Liederschatz von Arnim und Brentano gesammelten und verarbeiteten alten Volksgutes wird uns zu Mute, als durchschritten wir die stillen verträumten Straßen der Musenstadt oder sännen vom Altane des Schloßbergs hinaus in das sonnige Land. Oder wir begeistern uns an den frisch-fröhlichen Studentenliedern eines Scheffel, von denen so oft Heidelbergs Mauern widerhallten und die fortklingen werden, solange man noch deutsche Weisen singt.

Zweig, Arnold: ,,***Lessing, Kleist, Büchner***". Drei Versuche. Verlag Spaeth, Berlin.

Das prägnant geschriebene Buch behandelt ,,das Drama als Form, d. h. die Gesetze, die das Drama zum Drama machen". Darüber hinaus gibt es in aphoristisch gedrängtem Stil die Lebensgeschichte der Genannten. Der Verfasser, der die einzelnen Versuche jeweils als Einleitungen zu gesammelten Werken niedergeschrieben hat, bringt manches Neue, geistvolle Verknüpfungen und über den weitgespannten Rahmen hinausweisende Bemerkungen, zeigt aber da, wo er polemisch wird, eine geradezu ,,klassische" Einseitigkeit, die den Menschen und Verhältnissen unrecht tut. Es war nicht nötig die guten Partien des Buches, die wir vor allem in der Darstellung Büchners und Kleists erblicken dürfen, mit spitzen Ausfällen gegen das alte Preußen oder gegen die soziale Struktur des deutschen ,,ancien regime" zu ,,würzen". *Lr. Gert Buchheit.*

Schellenberg, Ernst Ludwig: ,,***Das Buch der deutschen Romantik***". Verlag Hugo Bermüller, Berlin-Lichterfelde 1924. 323 S.

Das Werk ist mehr vom ästhetischen Standpunkt aus geschrieben als vom rein wissenschaftlichen. Das zeigt schon die Anlage des Buches: Voraussetzungen, Dichtung, Malerei, Musik. In den Voraussetzungen, die bei jedem Kapitel gleich sind (Einsicht und Künstler), werden das religiöse und philosophische Problem (Mystik) sowie die literarischen Beziehungen behandelt. Unangenehm wirkt die streng protestantische Einstellung des Verfassers, die zuweilen, z. B. bei der Schilderung der Konversionen der Romantiker, tendenziös wirkt. Abgesehen von einzelnen Ausdrucksweisen, die maniriert erscheinen (so: der Nebel, der aus den Schlünden *emporgiftet*, S. 158), ist die Sprache formvollendet, ja an manchen Stellen ist sie Musik. Man merkt, daß hier ein Dichter am Werk ist. 84 mit feinem künstlerischem Empfinden gewählte, z. T. neue, prächtige Abbildungen in Offsetdruck und eine Reihe trefflicher Reproduktionen (Schriftproben) ergänzen das vornehm ausgestattete Buch.

Jos. Karp.

Schneider, Thekla: ,,***Schloß Meersburg am Bodensee***". Annette von Droste-Hülshoffs Dichterheim. Verlag Aug. Lincke, Friedrichshafen 1925. 194 S.

Die Verfasserin will uns ein Bild von dem Aufenthalt Annettens in Meersburg geben. Es ist kein streng wissenschaftlich kritisches Buch. Vielmehr wird in leichter, gefälliger Form eine Charakteristik von Deutschlands größter Dichterin geboten, die einige interessante Einzelheiten, namentlich aus dem religiösen Leben, bringt. Das vom streng katholischen Standpunkt aus geschriebene Büchlein ist aus dem Verkehr der Verfasserin mit den Nichten der Dichterin erwachsen. Mir scheint es ein Gegenstück zu sein von Busses vielfach entstellender, vom liberalen Geiste getragener Biographie Gute Illustrationen schmükken das in zweiter Auflage vorliegende Werkchen.

Digitized by Google

Schulte-Kemmimghausen, Karl: *„Ungedrucktes von Annette von Droste-Hülshoff"*. Regensbergsche Buchhandlung, Münster i. W. 1925. Geb. 7,50 Mk. 59 S.

Schulte-Kemminghausen, der Herausgeber der großen bei Müller erscheinenden Droste-Ausgabe (vgl. „Gral", Jahrg. 19, S. 610), bietet hier den Freunden der Dichterin bisher unveröffentlichte Dichtungen und Zeichnungen Annettens. Die Zeichnungen sind weniger bedeutend; auch bei den Gedichten ist das meiste nur wertvoll als Zeugnis für die Entwickelung ihrer Dichterkraft, wenn einzelne Gedichte auch Eigenwert haben. Ein kritischer Anhang unterrichtet gut und zuverlässig über Entstehung, Lesarten und Einwirkung fremder Einflüsse auf das Jugendwerk der Droste. Die Ausstattung ist vorzüglich; besondere Beachtung verdient das dem Buch beigegebene farbige Porträt der Dichterin, das von Annettens Schwester Jenny stammt. *K.*

*

Der Einhorn-Verlag in Dachau bei München gibt Annettens bekannte Versdichtung „Der Roßtäuscher" in gefälliger Ausstattung heraus. Das Büchlein ist mit Holzschnitten von Peter Trumm geschmückt.

Völker, Karl „Die religiöse Wurzel des englischen Imperialismus". Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen 1924.

Auf 28 Seiten ein Thema zu behandeln, das, bis in seine letzten Konsequenzen durchgedacht, unerschöpflich ist, ist ein Wagnis. Bewältigen kann es eigentlich nur derjenige, der Historiker, Anglist und Theologe in einer Person ist. Darum muß der Kritiker Nachsicht walten lassen gegen den Verfasser und ihm immerhin zubilligen, daß er den Laien recht „gemeinverständlich" in das schwierige Gebiet eingeführt hat. Auf wissenschaftliche Wertung macht er wohl keinen Anspruch, denn sonst hätte er auch Salomons „Britischen Imperialismus" und Baumgartens „Religiöses und kirchliches Leben in England" zitieren müssen. Daß ich vor sechs Jahren dasselbe Thema in einer umfangreicheren Broschüre „Der religiöse britische Imperialismus" erörtert habe, sei nur am Rande bemerkt.

Dr. Karl Arns.

Nordenskiöld, Erland: *„Traumsagen aus den Anden"*. Mit Bildern von Hjalmar Eldh. Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart.

Die Durchforschung der Sagendichtung, der Mythologie der Märchen primitiver und altertümlicher Völker, auch grade verschollener und untergegangener Kulturvölker, hat in den letzten Jahren einen erneuten Aufschwung genommen. Mit einem Spezialgebiet beschäftigt sich offenbar mehr künstlerisch als wissenschaftlich das vorliegende Werkchen des bekannten schwedischen Südamerikaforschers Eriand Nordenskiöld; es ist die Frucht eigener Studien auf dem noch so unbekannten und höchst reizvollen Gebiete der Mythen und Sagen der von der spanisch-portugiesischen Kultur und vom Christentum wohl beeinflußten, doch in ihren eigentümlichen mythischen und kulturellen Anschauungen und Vorstellungen beharrenden Indianer Südamerikas. Es ist zu bedauern, das Nordenskiöld nicht über die Auffindung dieser Traumsagen berichtet, daß er nichts über seine Quellen sagt, über das Wesen und die Art, Stil und Erhaltung dieser Sagen. Denn sie muten in der feinen Art der Erzählung so sauber, so feingeschliffen an, daß sie in der Form kaum als ursprüngliche Erzeugnisse der Volkspoesie empfunden werden können. Sie muten an wie feine phantasievolle Dorfgeschichten, halb Märchen, halb Novelle, halb Sage, halb Traumdichtung. Aber sicherlich gehen sie zurück auf wirkliche Mythen. Ein ungemein zarter Duft und Schmelz liegt auf diesen Traummythen, der ganz einzigartig wirkt und sich vielleicht nur mit der naiven Bedeutsamkeit chinesischer Märchen vergleichen läßt. Aus der wunderbaren Feierlichkeit der südamerikanischen Bergriesen mit ihren Spuren einer geheimnisvollen uralten Kultur und aus der phantastischen Fabulierkunst der Indianer erwuchsen diese feinen dichterischen Gebilde, in denen traumhaftes Schauen und bewußte Kunst sich vereinen. Die 10 Holzschnitte des schwedischen Künstlers Hjalmar Eldh und die sorgfältige Ausstattung, die der Verlag dem Werk hat angedeihen lassen, erhöhen die Freude des Bücherfreundes.

Dr. Hans Benzmann.

*

Dramen und Spiele

Hellring, Hartmut: „Ein Spiel vom verlorenen Paradies" (in der Reihe „Spiele deutscher Jugend" erschienen). Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Es ist das alte Paradiesspiel, in seiner wuchtig einfachen Form, getragen von einer Achtung vor dem Wort Gottes, dem biblischen Text, so ohne jedes Verschnörkeln und Aufbauschen, wie es nur eine herbe deutsche Gesinnung und Frömmigkeit aufbringen kann. Man muß einmal eine Aufführung dieses Spieles der Urgeschichte der Menschheit gesehen haben, um zu erfassen, was dem Volke ein solches Mysterienspiel ist und werden kann. Ich sah eine Darbietung von Gümpel-Seiling im Innern einer Kirche. Worum es dem Verfasser geht, sagt er selbst in einem ausführlichen Nachwort, das auch über die Spielgestaltung selbst Erschöpfendes darlegt, etwa mit folgendem: Darauf kommt eben alles an, daß es nicht „Theaterspielerei" wird, sondern daß es Dienst bleibt, Dienst an der versammelten Schaugemeinde, der wir durch unsere Hingebung eine alle angehende tiefe Erkenntnis vermitteln, heut wie immer wahr und wichtig. In der Sprache der

Digitized by Google

deutschen Seele soll aus der Reinheit und Wahrhaftigkeit des heutigen jungen Menschen dargelegt werden der heilig-ernste Sinn des ehrwürdigen Mythos von der „Menschwerdung": Der Mensch als der Fragende, Eigenwillige, Suchende, geschieden von der naiven Triebhaftigkeit der Tiere, vertrieben aus der Teilhabe an Gott, und doch voll Sehnsucht zurück zum Paradies, lechzend nach wurzelhaftem Beruhen in Gott!
Das einzige, was wir Katholiken an dem Spiel vielleicht anders wünschen, ist ein Hinweis auf die Wurzel, aus der das Reis der Erlösung sprießen soll, Maria; in einem einzigen Vers könnte das geschehen. Das steht hier nicht aus Unterscheidungssucht, sondern weil der tiefste und der schönste Sinn des Geheimnisses vom Sündenfall und von der Erlösung nicht von der Gestalt der Gottesmutter zu trennen ist, auch rein dichterisch nicht. *H. Bachmann.*

Schaumann, Ruth: „Das Bruder-Ginepro-Spiel". Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.
Ruth Schaumann, die Dichterin, ist auch auf dem dramatischen Gebiete kein Neuling mehr. Die „Glasbergkinder", die leider noch viel zu wenig geachtet und gewürdigt, vor allem aber gespielt sind (soviel mir bekannt, noch gar nicht!), brachten eine völlig neue Märchenfabel in Formen, die ebenso selbständig ersonnen und verdichtet waren. Nun tritt die Schöpferin zartester plastischer Gestalten an den bekannten Stoff aus der Franziskuslegende „Von der vollkommenen Freude" und kleidet ihn, ohne ihm irgendwie wehezutun, in das Weihnachtsgeschehen und in ihre so wunderfeinen Bilder und Worte. So ist der erhabenste Sinn des Weihnachtsgeheimnisses an einem so überaus schönen Exempel dargetan, daß nämlich erst die freudige Bejahung des Schmerzes und Leides die wahre Freude des Christenmenschen ausmacht. Im Hintergrunde sammeln sich die Gläubigen aus allen Schichten und Altern um die Krippe. Im Vordergrunde sammelt sich Franz, der Heilige, mit seinen Brüdern, um auch Einlaß zu begehren; und nun vollzieht sich an dem voreiligen und ungestümen Bruder Ginepro, was der heilige Franz in der Legende dem Bruder Leo nur erzählt. Dabei bleibt der Heilige selbst zumeist im Hintergrunde, und nur zuweilen ist es, als wenn er mit seinen wenigen Worten die Türen aufmachte zu dem Allerheiligsten, das dort in der Tiefe des Spieles in der Krippe liegt. *H. Bachmann.*

Feiten, Josef: „Unser Lieben Frauen Rosengarten". 2. Aufl. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.
Auch dieses Spiel soll sich vor der Krippe vollziehen und stellt gewissermaßen die Verbindung des Paradiesspieles und des Krippenspieles her. Die Uraufführung war schon 1921 in Essen. Die Herausgabe der zweiten Auflage übernahm der Bühnenvolksbund. Wenn auch der Heilsgehalt der Wahrheiten, die dieses Spiel formen, ungleich umspannender ist als der der beiden obenerwähnten Spiele, so erreicht doch leider die dichterische Gestaltung nicht die Wucht des Paradiesspieles und auch nicht die sprachliche und szenische Klarheit und Unbedingtheit der Dichtung von Ruth Schaumann. Sprachlich ist man von Feiten Besseres gewohnt, und Sätze wie: „Nur immer mich verbergen, in versteckten Mauern schaffen, kaum daß ich Balken da und Säge wegen kann (?)!" sollten wenigstens aus der zweiten Auflage fortgeblieben sein. — Im übrigen sind die Gedankengänge, die jeder Katholik seit seinen ersten Religionsstunden über die Ankunft des Erlösers hat, geschickt in Bilder gefaßt und aneinandergereiht, so daß der Zuschauer die Wahrheiten seines Glaubens hier in lebendiger Gestalt vor sich sieht. Damit ist den Vereinen Gelegenheit zu einem Abend voller Erbauung geboten. *H. Bachmann.*

Romane

Petersen, Albert: „Perthes der Mann". Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1925. Gr. 8°. 431 Seiten mit einer Karte und 28 Abbildungen nach Gemälden und Stichen. Preis geb. 9 Mk.
An der Hand des Schicksals eines allbekannten Mannes, des Hamburger Buchhändlers Friedrich Perthes, mit dessen Jugendjahren uns der Verfasser bereits in einem früheren Roman bekannt machte, wird hier ein großangelegtes Kulturgemälde aus den Jahren 1800—1814 entrollt. In Bildern von vollendeter Plastik steigt die freie Hansastadt Hamburg vor uns auf, seufzend unter französischem Joch und heldenhaft kämpfend um die Befreiung. Umweht von einem feinen poetischen Hauch, werden alle jene Männer lebendig, deren Namen irgendwie verknüpft sind mit jener schicksalsschweren Zeit, sei es auf politischem, geistigem, dichterischem oder kriegerischem Gebiet. Unter ihnen spielt Perthes eine führende Rolle, ein Vorbild der Pflichttreue und des unbeugsamen Sinnes, als Mensch äußerst zart veranlagt und sensibel. Von der Überzeugung ausgehend, daß jeder Kampf, jede Zwietracht mit dem Geist auszutragen ist, wächst er in heldenhafter Selbstentäußerung zu der Erkenntnis empor, daß nur die Tat Rettung bringen könne. Dieser Mann, der als heiligste Pflicht die Betonung des Deutschtums in Erziehung, Leben, Kunst und Wissenschaft erachtet, könnte unserm heutigen Volk, das so arm geworden ist an Eigenart, manche Lehre für die Erneuerung des verlorenen nationalen Bewußtseins geben. Das Buch, das uns um ein Jahrhundert zurückführt, wird fast zum Zeitgemälde, indem es mit

Digitized by Google

seinen geschichtstreuen, künstlerisch gestalteten Bildern von den Leiden französischer Knechtschaft, von Erscheinungen wie Neu-Reichen, Kriegsgewinnlern, an Nöte unserer eigenen Zeit rührt, die — wie jene — aus allem Wortreichtum heraus so dringend ruft nach Taten und Einigkeit im Geist. *Ch. Demmig.*

Kraze, Friede H.: „Das wahre Gesicht". Erzählung. 21.—25. Tausend. (Der Brunnen Bd. 1, Quickborn-Verlag, Hamburg 1925.) *„Jahr der Wandlung."* Roman. Kösel & Pustet, München 1925.

Die Erzählung „Das wahre Gesicht" gewann bekanntlich bei einem Novellenwettbewerb den ersten Preis — und seitdem ist die vorher nicht sehr bekannte Dichterin eine für Kritik und Publikum interessante Erscheinung geworden. Die vorliegende Erzählung ist allerdings eine erstaunliche Leistung, eine graziöse Dichtung voll Duft und Stil, etwas, das gerade in der Mitte zwischen dem Eichendorffschen „Taugenichts" und irgendeiner Erzählung der Luise v. Francois steht, und, wenn nicht meisterlich, so beinahe meisterlich. Aber wie erstaunt man über den Roman „Jahr der Wandlung", der die Dichterin als abhängig — im besten Sinne des Wortes — zeigt von Hamsun und der Lagerlöf. Vor allem hat „Pan" dazu Pate gestanden, und das Werk der Dichterin — die uns dreimal in den Zauber und die Einsamkeit lettischen Nordwaldes führt, von dessen Wesenhaften sie mit Echtheit erzählt — ist nicht ganz unwürdig dem unvergleichlichen Buch des Norwegers. Welche Verschiedenheit des Lokals, des Themas, der Stimmung und des Stiles im Vergleich zu früheren Büchern — und überall reichste Ansätze zu souveräner Beherrschung! Obwohl gewiß die seltene Fähigkeit von einem Stil zum anderen anscheinend mühelos übergehen zu können, genug Problematisches in sich birgt, soll doch auf die unbestreitbare Tatsache einer sehr großen Begabung (es müßte denn alles täuschen) hingewiesen werden, die wohl auch mit gesteigter religiös-konservativer Weltanschauung verbunden ist.

Arnhem (Holland). *Dr. Ernst Alker.*

Bernard, Anna: „Die Seinigen nahmen ihn nicht auf". Ein Roman aus dem Adlergebirge. A. Walzel, Mittelwalde o. J. 8°. 200 S.

Innig und schlicht erzählt Anna Bernard die traurige Geschichte eines edlen Menschen, der den Armen und Geknechteten seiner Heimat ein besseres Leben möglich machen wollte, dabei aber von niemand verstanden wurde als von einem unglücklichen, mißgestalteten Mädchen, an dessen Leid er die Schuld trug. Eine reiche und stille Frau hat die Darstellung so kunstvoll und doch so zart gegeben, daß man in dem engen Leben ihrer Personen den großen Lauf der Welt erkennt, daß man über dem Geschick ihres Helden die Hand Gottes fühlt. *J. Schmitz.*

Oskar Maria Graf: „Die Chronik von Flechting". Ein Dorfroman. Drei-Masken-Verlag. München 1925. 241 S.

Das Buch ist keine „Chronik", wohl aber eine Geschichte der Entwickelung eines Ackerdorfes zu einem vielbesuchten Fremdenorte. In diese Entwickelungsgeschichte des Ortes ist wie ein roter Faden, der das Ganze durchzieht und zusammenhält, die Erzählung der Schicksale einer Familie hineingeflochten: durch drei Generationen ein mühsames Abrackern, ein langsamer Aufstieg, ein grausiger Zusammenbruch. Spannend, mit epischer Kraft geschrieben ist das Buch, aber der Gebrauch des bayrischen Dialekts in den Dialogen macht es für Norddeutsche manchmal schwer lesbar. Leider haben sich aus dem Dialog auch in den erzählenden Text einige derbe Ausdrücke eingeschlichen, die in halbwegs anständiger Gesellschaft nicht gebraucht werden dürfen, und die Überschrift des vorletzten Kapitels, „Die Bosheit Gottes", ist geradezu blasphemisch. *Dr. A. Kahle.*

Herwig, Franz: „Die feine Ingeborg". *„Jabusch."* Zwei Erzählungen. 8.—10. Tausend. Kösel & Pustet, München 1925.

Man klagt immer über das Fehlen von Büchern, die gleichzeitig wirklich literarisch wertvoll und volkstümlich sind. Hier haben wir eins! Hier spricht ein Dichter, der Gefühl und Sinn für tiefstes Menschliches hat, der über Humor verfügt, der die Sprache beherrscht, der um die Geheimnisse der Form weiß, dessen Vortrag von kultivierter Einfachheit ist. Das — übrigens auch äußerlich schöne und zweckentsprechende — Büchlein sei aufs wärmste empfohlen.

Arnhem (Holland). *Dr. Ernst Alker.*

Frankhausen, Alfred „Die Brüder der Flamme". Ein Roman. 8°. 353 Seiten. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich 1925.

Brüder der Flamme ist der Name einer Volksbewegung, die unter der Gewaltherrschaft Napoleons im Berner Gebiet entstand. Verstört und verängstigt durch die Wirrnisse der Zeit und die Not des Alltags, verlieren sich ihre Anhänger in religiöse Schwärmerei und Aberglauben. Verblendet laufen sie einem notorischen Fanatiker nach und verkennen den Mann, der ihnen in seiner tiefen Gläubigkeit und inneren Größe zum Führer bestimmt ist. Erschüttert durch die wilden Zeitläufte, hat dieser Auserwählte aus dem Volke Blitz und Donner als Symbol des Geistes erkannt, der je und je die Welt heimsucht und er ahnt die bevorstehende Zersetzung der toten, Gott abgewandten Welt durch diesen, den verborgenen Zeitgeist. Aber seine Seele ist zu schwach für das gewaltige Erleben Gottes, und geblendet vom Licht, geht er fehl. Er wird schuldig und unterliegt der politischen Gewalt. Schlichtheit, Reinheit, Frömmigkeit und Menschengüte haben dieses Buch geschrieben. Eine ungeheure

Digitized by Google

Gestaltungskraft rückt uns Menschen und Ereignisse in greifbare Nähe. Mit grellen Farben und eckigen Umrissen sind die Menschen gezeichnet und doch köstlich in ihrer Herbe. Die Sprache ist in ihrer Kraft und ihrem Reichtum wie eine Melodie, die Unausgesprochenes zum Ausdruck bringt und stärkste Stimmungen auslöst. *Ch. Demmig.*

Galsworthy, John: „*Der Patrizier*". Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Paul Zsolnay, Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1925.

Es ist ein soziologischer Roman, geschrieben von einem Engländer, mit einer klassisch geformten, marmorgleichen Sprache und Zeichnung der Figuren. Das Problem taucht auch in zeitgenössischen deutschen Romanen auf, aber in anderer Zuspitzung und Lösung. Der Kampf geht um die „Patrizierklasse" des Hochadels. Der Einbruch in die eisigstreng gezogenen Schranken wird abgeschlagen, der Ausbruch aus den Fesseln gesellschaftlicher Bindungen und Vorurteile bleibt ein Seitensprung, aber die Einrenkung all der tragischen Entwicklungen erfolgt doch schließlich nicht ohne Kompromiß, nicht ohne moralische Peinlichkeiten. Die erste Bresche ist gelegt.

H. Hinrichs.

Barclay, Florence: „*Die Herrin von Shenstone*". Einzig berechtigte Übersetzung von Hanns Schwarz. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. Kl.-8°. 272 Seiten. Geb. 4,60 Mk.

Ein junges Mädchen aus altadeliger Familie flüchtet aus der Tyrannei des Elternhauses in die Ehe mit einem Gelehrten, der, ganz versunken in geistige Interessen, in ihr nur ein Spielzeug sieht. Nach seinem plötzlichen, tragischen Ende lernt sie, gereift durch die seelische Einsamkeit und unerfüllte Sehnsucht dieser 10jährigen Ehe, Liebe und Glück kennen, das sie sich durch schwere Kämpfe und Zwiespälte erringen muß. — Das hohe Ethos und der feine Kunstsinn einer tieffühlenden, leider zu früh verstorbenen Dichterin erheben diesen Unterhaltungsroman weit über den Durchschnitt. Edelmenschen sind hier gestaltet von fast unwirklicher Reinheit und Glaubenstiefe und doch so lebenswarm, daß wir, zuinnerst ergriffen, über die mancherlei Unmöglichkeiten und phantasievollen Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hinwegsehen. Die Übersetzung kann als außerordentlich geglückt bezeichnet werden. *Ch. Demmig.*

Fleuron, Svend: „*Der Graf auf Egerup*". Roman. 1.—5. Tausend. Eugen Diederichs, Jena 1925. 8°. 258 Seiten. Mit 8 Federzeichnungen. Brosch. 5 Mk., Leinen 7,50 Mk.

„Der Graf auf Egerup" ist das neueste Tierbuch Svend Fleurons, der uns im Schicksal eines naturverbundenen Menschen und der Zerstörung seiner Güter eine warnende Darstellung der Bedrohung der freien Natur durch die mechanistische Entwicklung des modernen Zeitgeistes gibt. Die Natur als Ganzes stellt er dem rastlos vorwärtsjagenden Menschen gegenüber, der seine Macht und Verantwortung als Statthalter Gottes auf Erden schändlich mißbraucht, in seiner Zerstörungswut keine Ehrfurcht kennt vor der erhabenen Majestät und Schönheit der Natur und in seinem hastenden Suchen nach Ruhe und Frieden den Frieden selbst heimatlos macht. Wohl mit Recht nennen deutsche Freunde diesen Dichter den größten europäischen Tierepiker. Neben seinen reichen Künstlergaben berührt uns als etwas ganz Einzigartiges diese wundersame andächtige Vertiefung in die Seele der schaffenden Natur, die er als Teil seines Ichs empfindet, dieses völlige Sicheinfühlen in die Seele des Tieres, das er nicht vermenschlicht, sondern dessen Schicksal er erlebt und durch ihn der Leser.

Ch. Demmig.

Bilderbücher.

„*Unsere Kleinen, und was sie gerne lesen.*" Jetzt wird's aber drollig, wird sich manch einer unserer Leser sagen. Nun gibt sich der „Gral" mit Kinder- und Bilderbüchern ab, nachdem er sich zwanzig Jahre um die größten Fragen des Lebens und um ihre Darstellung in der schönen Literatur redlich bemüht hat. Aber warum sollten wir uns dessen nicht annehmen? Ist doch das Kind das Schönste bei uns Menschen, ist doch das Buch des Kindes das wunderlichste Buch der Bücher. Freilich ist da eine Bedingung zu erfüllen. Es muß ein wahres Kinderbuch sein. Das ist es aber nur, wenn es nicht von Geheimräten erdacht worden ist oder von anderen Brummbären, die noch den Stein der Weisen suchen, sondern wenn ein Mutterherz dahintersteht, ein Vatersinn oder sonst ein goldiges Gemüt. Nur die Bücher von solch reichen Menschen können die Lieblingsbücher unserer Kleinen werden.

Nun gibt es in Mainz einen großen Kinderfreund, der solch liebe Bilderbücher macht. Er heißt Joseph Scholz. Für das kommende Weihnachtsfest hat er wieder eine ganze Menge neuer Bücher ersonnen. Da sind zunächst solche Bilderbücher, in denen Kinder „lesen", die noch nicht lesen können. Und sie heißen:

„*Klein-Kinder-Buch.*" 12 bunte Bilder für die Allerkleinsten von Lia Doering, mit Versen von Frida Schanz. Auf Pappe. Halbl. 3 Mk.

„*Die kleinen Negerbuben in Afrika.*" In heiteren Reimen und vielen bunten Bildern von Adolf Uzarski. Kart. 80 Pf.

„*Zwergen-Messe.*" Bilder und Verse von Carl Storch. Kart. 80 Pf.

„*Vom Hampelmann und anderen Versen.*" Ein allerliebstes Bilderbüchlein von Lia Doering, mit Versen von Frida Schanz. Auf Pappe. Halbl. 90 Pf.

Digitized by Google

„*Backe, backe Kuchen.*" 8 Kinderreime mit bunten Bildern von Arpad Schmidhammer. Auf Pappe. Halbl. 90 Pf.

„*Heinz Wolframs Weihnachtsgeschenke.*" Eine lustige Reimgeschichte ohne Ende für pfiffige Knaben und hübsche Mädchen von Ewald Gerhard Seeliger, mit Bildern von Carl Storch. Halbl. 2,75 Mk.

„*Die Schule der Tiere.*" Bilder von Eugen Oßwald. Halbl. 2,75 Mk.

„*Unsere Haustiere.*" Bilder von Adolf Hesse. Gedichte von Albert Sergel. Kart. 1,25 Mk.

„*Kinder und Blumen.*" Ein fröhliches Buch, gedichtet von Frida Schanz, mit Bildern von Lia Doering. Halbl. 2,75 Mk.

„*Für Buben und Mädel.*" Ein buntes Bilderbuch für die Kleinsten von Lia Doering, mit Versen von Frida Schanz. Auf Pappe. Halbl. 2 Mk.

Bei diesen prächtigen Büchern brauchen den kleinen Lesern nur die Worte vorgesagt zu werden. Sie werden dann schon begriffen werden, da sie klar und einfach sind, da die Reime wie ein Peitschenklatschen.

Dann kommt eine ganze Reihe von schönen Bilderbüchern für solche Kinder, die in der Schule schon etwas von der herrlichen Kunst des Lesens erlernt haben. Hört einmal nur die prächtigen Namen!

„*Leben und Verkehr.*" Verkehrsmittel aller Art in 22 bunten Bildern von Joseph Danilowatz und Versen von Richard Klement. Auf Pappe, in Leporelloform. Halbl. 5 Mk.

„*Schwäbische Kunde.*" Eine Ballade von Ludwig Uhland. Mit 7 farbigen Bildern von Wunibald Großmann. Kart. 1,25 Mk.

„*Daumerlings Wanderschaft.*" (Der Märchenbücher 18. Band.) Gezeichnet von Prof. Herm. Stockmann. Halbl. 2 Mk.

„*Ali Baba und die vierzig Räuber.*" Erzählung aus 1001 Nacht mit 8 großen, farbigen Bildern und zahlreichen Textzeichnungen von Adolf Uzarski. Halbl. 2 Mk.

„*Die goldene Ernte.*" Lieder und Gedichte für Kinder m. Bildern v. Hans Schroedter. Halbl. 7,50.

„*Die Geschichte vom kleinen Muck.*" Ein Märchen von Hauff mit Bildern von Franz Wacik. Halbl. 3,75 Mk.

„*Aladdin oder die Wunderlampe.*" Ein Märchen aus 1001 Nacht mit Bildern von Franz von Bayros. Halbl. 3,75 Mk.

Was zeichnet nun diese Bücher alle aus? Sie sind alle von Leuten, die tüchtige Künstler sind und die Kinder herzlich lieb haben. Deshalb sind die abgebildeten Gegenstände so, daß die Kleinen mit größter Spannung und Teilnahme folgen müssen. In den Linien ist das Bild schlicht und stark, in den Farben kräftig und harmonisch. Die Texte und Bilder schließen sich zur Darstellung von Dingen zusammen, die zur nächsten Umgebung der kleinen Menschen gehören. Und vor allem ist viel Liebe darin, große, lustige, fröhliche Liebe.

Der gute Kinderonkel in Mainz weiß nun aber sehr gut, daß unsere Kleinen nicht nur freudig lesen, sondern daß sie auch gerne spielen. Und dafür hat sein kräftiger Verstand wieder eine ganze Menge netter und belehrender Gesellschaftsspiele erdacht. Für kleinere Leute verfaßte er das Quartettspiel „Die Uhr", für größere Leutchen diese:

„*Durch die Schweiz.*" 48 Ansichten aus der Schweiz in Kupfertiefdruck. 2,50 Mk.

„*Im Fluge über deutsche Gaue.*" 48 Luftaufnahmen in Kupfertiefdruck. 2,50 Mk.

„*Schiller-Quartett.*" Mit Bildern von Franz Stassen. 2,50 Mk.

„*Wagner-Quartett.*" Mit Bildern von Franz Stassen. 2,50 Mk.

„*Wie alles sich zum Ganzen webt!*" Kettenspiel mit Bildern von K. W. Böhmer. 2,50 Mk.

„*Zwischen Rhein, Main und Neckar.*" 48 Bilder in Kupfertiefdruck vom Odenwald, der Bergstraße und dem Neckartal. 2,50 Mk.

Die Art der Kinderbelehrung bei diesen Spielen ist doch ganz herrlich. Denn mit heiterem Wetteifer lernt die kleine Schar, ohne es zu wissen. Und wie bleiben da die Namen, die Begriffe haften, die das Spiel durch die Bilder, den laut gesprochenen Text und die ausgesetzten Gewinne vermittelt. Fürwahr, Joseph Scholz ist ein großer Kinderfreund und ein tüchtiger Lehrmeister zugleich.

J. Schmitz.

Kleine Anzeigen

Dimmler, Emil: „*Das Neue Testament*". Übersetzt, eingeleitet und kurz erklärt. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach. Textausgabe. 712 S. auf feinem Dünndruckpapier. Taschenformat, 16½×10 cm. Rückenbreite nur 1,3 cm. In Buckram sehr solid gebunden 4 Mk., in kräftigem Rindleder, Brevierband 10 Mk. Dasselbe mit Goldschnitt 12 Mk.

Wir weisen ganz besonders auf diese Ausgabe des Neuen Testaments hin, die Dimmlers allgemein anerkannte vorzügliche Übersetzung in einem buchtechnisch hervorragend ausgestatteten Bändchen enthält. Die ausführlichen Erläuterungen der Einzelausgaben sind hier knapper gefaßt, bieten aber doch die für das Verständnis nötigen Erklärungen. Jeder, der sämtliche Schriften des Neuen Testamentes in *einem* handlichen Bändchen besitzen möchte, wird dankbar für die gebotene Erfüllung seines Wunsches sein.

Kunze, Otto: „*Heliand*". Die altsächsische Evangelien-Dichtung nebst den Bruchstücken der altsächsischen Genesis. Im Versmaß des Ur-

Digitized by Google

textes neu übertragen, mit Einleitung und Anmerkung versehen. Herder, Freiburg 1925. Gr.-8°. VI u. 142 S. Geb. in Leinwand 5,60 Mk.

Nach einer überall von gediegener Kenntnis zeugenden Einleitung bietet Kunze den „Heliand" in einer Übertragung, die in klangvollen Stabreimen die Kraft und Würde des Originals dem modernen Leser nahebringt. Die Ausgabe ist vortrefflich geeignet, das unvergängliche Denkmal altgermanisch-christlicher Dichtung, das die meisten nur dem Namen nach kennen, weiten Kreisen lieb und vertraut zu machen. Kunze gibt keine Auswahl, hat aber doch störende Abschweifungen beseitigt, so daß der Leser ein geschlossenes, dichterisch wertvolles Bild der alten Dichtung erhält. *Dr. J. Kahle.*

Mayrhofer, Johannes: „Zauber des Südens". Reisebilder mit 27 Abbildungen. 8°. 104 Seiten. 7.—9. Tausend. Kart. 2 Mk., in Halbleinen geb. 3 Mk., Verlag von Johannes Mayrhofer, Regensburg o. J.

Was Mayrhofer vom Zauber des Südens erzählt, ist mehr als die federgewandte Wiedergabe der Beobachtungen eines geübten Auges. Es ist das Erlebnis einer daseinsfreudigen Dichterseele auf den Schicksalsstätten der europäischen und asiatischen Menschheit.

Mayrhofer, Johannes: „Durch Länder und Meere". Reisebilder mit zwei Farbendrucken und 18 Textbildern. 8°. 128. S. 7.—9. Tausend. Kart. 2,50 Mk., in Halbleinen geb. 3,50 Mk. Verlag von Johannes Mayrhofer, Regensburg o. J.

Was soll man an diesem Buche mehr bewundern, die Farbenpracht in der Schilderung der Fjorde, der Magdalena-Bai, der Riviera, des Goldenen Horns, die Kunst des Dichters, aus alltäglichen Erlebnissen altehrwürdige Reminiszenzen zu erwecken, oder den köstlichen Humor, mit dem dankenswerte Lektionen über die Kunst des Reisens gelegentlich eingeflochten werden?

Mayrhofer, Johannes: „Romfahrt im Heiligen Jahr". Mit 8 Bildertafeln. 8°. 138 S. 1.—3. Tausend. Kartoniert 2 Mk., in Ganzleinen geb. 3 Mk. Johannes Mayrhofer, Regensburg o. J.

Nicht eine Reisebeschreibung im landläufigen Sinne, sondern die begeisterte Wiedergabe der Erlebnisse katholischer Akademiker und Kaufleute auf ihrem friedlichen Kreuzzuge zum Zentrum der kathol schen Welt. Wer selbst im anno santo nach Rom pilgern konnte, wird in diesem Büchlein manche Erinnerung auffrischen können, und wer daheimbleiben mußte, lasse sich wenigstens geistigerweise von Mayrhofer nach Rom und zurück geleiten. *Dr. Keulers.*

Lux, J. A.: „Roma Sacra". Eine Pilgerfahrt. 40 S. mit 8 Bildern. Herder & Co., Freiburg i. B. 1925. Kart. 1,50 Mk.

Diese Skizze mag noch am Ende des Heiligen Jahres genannt werden. In tausend Seelen arbeitet nun der Eindruck von Rom. Er kann eine Macht werden im katholischen Geistesleben. Er sucht nach Formung. Eine solche Form in mächtigen Umrissen entwirft Lux in seinem geistvollen und begeisterten Büchlein: „Roma Sacra". Vielleicht vergißt man die sachgesättigte Fülle, die hinter den Worten fühlbar drängen mußte — man vergleiche da einmal H. O. Fichtners Romfahrt (Verlag Kösel) —, aber die Fülle liegt ja in den Seelen der Pilger. Nun müssen sie gestalten. *Ernst Böminghaus, S. J.*

Nesbit, E.: „Das rote Haus". Eine lustige Ehegeschichte. 8°. 270 S. Mit 7 Bildern von A. J. Keller. 2. und 3. Auflage. J. P. Bachem, Köln o. J.

Hier ist ein Buch von der Ehe, das nicht die tiefen Probleme dieses gequälten Standes berühren will, sondern das mit feinem Witz und leuchtenden Gedanken das Geschick eines jungen Paares erzählt, das zwar erst von Liebe blind ist, aber in der Ehe das Gesicht wiederfindet. *J. Sch.*

Mathar, Ludwig: „Wetter und Wirbel". Altkölnische Geschichten. Bachem, 1925.

Die Schicksale der Stadt Köln durch die Jahrhunderte werden in einer Reihe von Geschichten lebendig gemacht. Der Stil Mathars zeigt in diesem Buche rein balladeske Merkmale. Darin liegen Vorteil und Nachteil seines neuen Werkes. Die Geschehnisse wirbeln empor aus dem Schoße der Zeiten, flammen und donnern dahin, versinken, wetterleuchtend in die Zukunft... Wer aber mehr erwartet, wer nicht nur im Strome innerlicher Gefühlsfluten schwimmen will, wer das ganze Leben in historischer Sachlichkeit und Schau zu sehen wünscht, der kommt nicht ganz auf seine Rechnung. Ob Mathar nicht stark genug ist, vor sich selber einzugestehen, daß der Schwung allein noch keine vollendete Dichtung schaffen kann? Schwung schwingt letzten Endes über die Wirklichkeit hinweg... Aber erst in der restlos erarbeiteten und dichterisch verarbeiteten Wirklichkeit liegt das tiefste Geheimnis aller echten vollwertigen Kunst. *Dr. Kamp.*

Charles de Vitis: „Der Roman der Arbeiterin". Preisgekrönter Roman aus dem Pariser Leben. 17.—19. Auflage. 8°. 381 S. Bachem, Köln. Gebunden 6 Mk.

Wenngleich diesem Roman von dem uns Deutsche manchmal eigentümlich berührenden Erdgeruch französischer sozialer Auffassung und Terminologie auch in der guten und glatten Übersetzung noch leichte Spuren anhaften, so hat er trotzdem und trotz der langen Zeit, die seit seinem ersten Erscheinen verflossen ist, auch heute noch seine Spannkraft bewahrt. Eine gute Weihnachtsgabe für erwachsene Töchter, denen er wohl ein Erlebnis werden dürfte.

Platz, Hermann — Linzen, Karl: „Paul Bourget" (Eine Weihnachtsnacht unter der Schreckensherrschaft). In der Bücherreihe „Dichter

Digitized by Google

des Auslandes", herausgegeben von A. F. Binz. Wolfram-Verlag, Dortmund-Würzburg 1925. 45 S. 1,30 Mk.

Ein neues Bändchen der verdienstvollen Sammlung „Dichter des Auslandes", die nicht nur über die Dichter redet, sondern sie auch selbst zu Wort kommen läßt. Hier Paul Bourget mit seiner von Karl Linzen ausgezeichnet übersetzten Novelle aus der Französischen Revolution. Spannend erzählt ist die Novelle auch seelen- und gesellschaftskundlich fesselnd und zugleich für Paul Bourgets Gedankenwelt kennzeichnend, wie das Hermann Platz in seiner knappen, aber meisterlichen Einführung darlegt.

Dr. J. Kahle.

„Deutsches Knabenbuch." K. Thienemann, Stuttgart o. J. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für Jungen von 12 bis 17 Jahren. Band 34. Gr.-8°. Fast 350 S. Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Bildern sowie Offset-Reproduktionen. 10 Mk.

Für den Wissenshunger unserer „Größeren" eine reiche, gediegene Nahrung. Nur die Nietzsche-Worte auf der ersten Seite werden unsern Jungen ein unverdaulicher Happen bleiben. Im übrigen aber ein Buch, das auf den Weihnachtstisch jedes deutschen Knaben gehört.

Dr. Bruno Knauff.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir erneut empfehlend hin auf das bei Herder, Freiburg erschienene, von Dr. G. Keckeis herausgegebene Buch für werdende Männer *„Der Fährmann"*. An dem Werk haben die besten katholischen Dichter und Schriftsteller mitgearbeitet. Als Seitenstück erschien:

Herder, Charlotte: „Die Frühlingsreise". Ein Buch für junge Mädchen. Mit einem farbigen Titelbild von Alice Greinwald-Clarus und 25 Zeichnungen von Paul H. Hübner. Gr.-8°. (VIII und 276 S.) Preis 6,50 Mk. Herder, Freiburg 1925. Sonnige Jugendzeit und Ernst des Lebens wollen in der Wirklichkeit nicht immer harmonieren. Berufene Freunde und Erzieher der Jugend geben unsern Jungmädeln hier ein prächtiges Buch in die Hand, das sie in hervorragend praktischer Weise auf den oft buntverschlungenen Pfaden der Werde- und Reifezeit geleitet.

Kuhn, P. Albert, Dr., O. S. B.: „Der dreifache Rosenkranz in Wort und Bild". Mit 15 farbigen Bildern nach Prof. M. v. Feuerstein. Ganzleinen 3 Mk. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln 1925.

Das verhältnismäßig teure Büchlein mag als feinsinniges Geschenkwerkchen seinen Zwecken dienen. Die gut wiedergegebenen Bilder Meister Feuersteins sagen dem gläubigen Beschauer außerordentlich viel. Ob die schlichten Begleitworte des Kunsthistorikers mehr hinzuzugeben vermögen?

Kuhn, P. Albert, Dr., O. S. B: „Der heilige Kreuzweg". Mit farbigen Bildern in Kunstdruck von Professor M. v. Feuerstein. Ganzleinen 3 Mk. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln 1925.

Die Wiedergabe dieser berühmten Kreuzwegbilder Feuersteins in der St.-Anna-Kirche in München ist weniger gut gelungen; sie erscheint im Vergleich zu den „Rosenkranzbildern" ungleich verschwommener. Immerhin ist dieses Kreuzwegbüchlein mit den kernigen Betrachtungen P. Kuhns ein prächtiges Geschenk; für weitere — sehr wünschenswerte — Verbreitung ist es leider ebenfalls recht teuer.

Kinzig, Jos., S. J.: „Der hl. Petrus Canisius." 128 S. Mit Titelbild. Ganzleinen 2,50 Mark. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln 1925.

Zur Heiligsprechung des zweiten Apostels Deutschlands sind uns bereits eine Reihe trefflicher Lebensbeschreibungen geschenkt worden. J. Kinzigs kurzgefaßter Lebensabriß des Heiligen umfaßt das Wesentliche, ist flüssig und lebendig geschrieben und verdient als Volks- und Jugendbuch weiteste Verbreitung.

Wasserzieher, Ernst: „Woher?" Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 8°. 245 S. 6. Auflage. 45.—50. Tausend. Ferd. Dümmler. Verlag, Berlin 1925. Geb. 6,50 Mk.

Man staunt über die Fülle sprachgeschichtlicher Belehrung, die hier auf engem Raum geboten wird. Überraschende Zusammenhänge werden auch dem sprachwissenschaftlich nicht Vorgebildeten klar. Dem alphabetisch geordneten Wörterverzeichnis, das die Geschichte des Wortes (und damit Kulturgeschichte) bietet, geht voraus eine von sachlichen Gesichtspunkten bestimmte Zusammenstellung von Wortgruppen (Erbgut, Fremdwörter, Wortfamilien, Bedeutungswandel usw.). Sehr interessant und lehrreich ist u. a. auch das Verzeichnis der Mode- und Schlagwörter der neuesten Zeit. Das Buch verdient wärmste Empfehlung. — Auch in desselben Verfassers *„Bilderbuch der deutschen Sprache"* (308 S. 2. Aufl. Verlag Dümmler, Berlin) wird man gern und mit Gewinn lesen. Wasserziehers Fähigkeit, klar und lebendig über sprachliche Dinge zu plaudern, ist bekannt und durch die günstige Aufnahme seiner Werke bestätigt.

Dr. J. Kahle.

„Petrus-Canisius-Statue." Nachdem so viele treffliche Lebensbeschreibungen dem zweiten Apostel Deutschlands und seiner rastlosen Arbeit für die Rückkehr seines Landes zur gemeinsamen Kirche gewidmet worden sind, hat nun der Münsterische Bildhauer Albert Mazzotti ein prächtiges Modell des Heiligen angefertigt. Die Statue ist bei aller Schlichtheit echt und lebenswahr. Von einer feinen Kunst zeugen die ruhigen Flächen, der betonte, sinnvolle Umriß, die klare Linienempfindlichkeit und die malerischen Bewegungsreize. Die Statuen werden in den Kunst-

Digitized by Google

werkstätten von Peter Mazzotti hergestellt und durch die Bonifacius-Druckerei in Paderborn vertrieben.

Gustav Schröer, von dem wir in diesem Hefte einen Originalbeitrag bringen, gab soeben ein neues Bändchen gesammelter Erzählungen heraus: *„Aus des Lebens buntem Kranze."* (Verlag des Bundes Deutscher Jugendvereine, Wülfingerode bei Sollstedt.) Liebe zu Heimat und Scholle, Vertrauen auf die gesunden Kräfte des deutschen Volkes, zumal des Bauerntums, spricht aus diesen Geschichten, die ein reifer und gütiger Mensch erzählt und ein echter Dichter kraftvoll gestaltet. Künstlerisch am bedeutendsten sind die Stücke, in denen starkes Menschentum und echtes Volkstum ergreifenden Ausdruck findet. Bei den im engeren Sinne vaterländischen und religiösen Erzählungen scheint die letzte Gestaltung nicht immer erreicht; in den Geschichten des Abschnitts „Wenn Festesglocken läuten" schwingt — nicht aufdringlich, aber hörbar — ein Ton aus der Gefühlswelt protestantischer Frömmigkeit mit. Auf die großen Werke des Dichters kommen wir noch zurück; vgl. auch die Besprechung der Bauern von Siedel im Novemberheft. *Dr. J. Kahle.*

In Heft 1 ist leider ein Irrtum in der Titelangabe des Romans *„Babbit"* unterlaufen. Der Verfasser ist nicht Upton Sinclair, sondern *Sinclair Lewis.*

Zur Besprechung eingegangene Bücher

Amslerdrucke und Schrolls Albertina-Faksimiledrucke. Amsler & Ruthardt, Anton Schroll & Co., Wien 1925. 8°. 188 S. Mit 450 Abbildungen.

„Apostolats-Kalender 1926." Für das Gebetsapostolat der Männer, Mütter und Jugend. Kösel & Pustet, München 1925. Gr.-8°. 86 S. 75 Pf.

Arntzen, Johanna: *„Von Königen und Helden"*. Nach alten Sagen für die Jugend erzählt. Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 121 S.

Association catholique des etudiants Luxembourgeois: *„Annuaire* 1925". St. Paul, Luxembourg-Gare. Lex.-8°. 182 S.

Bab, Julius: *„Das Drama der Liebe"*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 198 S.

Bangha, Adalbert: *„Laienapostolat und Marianische Kongregationen"*. Theatiner-Verlag, München 1925. Kl.-8°. 64 S. Geb. 1,20 Mk.

Bauer, K. H.: *„Rassenhygiene"*. Ihre biologischen Grundlagen. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 247 S., mit 28 Abbildungen im Text. Geh. 6 Mk., in Leinenband 7 Mk.

Batzer, Maria: *„Im grünen Wagen"*. Herder, Freiburg 1925. 8°. 296 S. Geb. in Halbl. 5,50 Mk.

Berence, Fred: *„Gerichtstag"*. Ein Roman. Paul Zsolnay, Berlin 1925. 8°. 287 S. Deutsch von Rosa Breuer-Lucka.

Berend, Eduard: *„Die Briefe Jean Pauls"*. Herausgegeben und erläutert. Vierter Band, 1800—1804. Georg Müller, München 1926. Gr.-8°. 478 S.

Betsch, Roland: *„Benedikt Patzenberger"*. Aus der Komödie seines Lebens. Ein Roman in 3 Büchern. 12.—15. Tausend. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 436 S. Geh. 5,50 Mk., Ganzl. 7,50 Mk.

Betsch, Roland: *„Peter Buddensieck, der Meister der Lüfte"*. Roman für die reife Jugend. Bergstadtverlag, Breslau. 8°. 184 S. Leinen 4,80 Mk.

Beyer, Hermann Wolfgang: *„Der syrische Kirchenbau"*. W. de Gruyter & Co., Berlin 1925. Lex.-8°. 176 S. Mit 105 Abbildungen und 3 Tafeln.

„Bibliothekenführer durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet." Herausgegeben im Auftrag der „Gesellschaft für Wissenschaft und Leben" von der Verwaltung der Stadtbüchereien Essens. Bücherei und Bildungspflege. Stettin 1925. Gr.-8°. 55 S. Brosch. 1 Mk.

„Die Bildwerke der Fürstlich-Hohenzollernschen Sammlung Sigmaringen." Bearbeitet und eingeleitet von Dr. Otto Sprinz. In Lichtbildern aufgenommen von Dr. Ernst Lossen. Montana-Verlag, Stuttgart und Zürich o. J. Gr.-4°. IX. Mit 66 Tafelbildern und 55 Textbildern. In Ganzleinen 40 Mk.

Birt, Theodor: *„Aus dem Leben der Antike"*. Quelle & Meyer, Leipzig. 4. Aufl. mit 20 Tafeln. 274 S.

„Blätter für Laien- und Jugendspieler". Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin. 4 Hefte im Jahr. Einzelheft 90 Pf., jährlich 2,40 Mk. 1. Jahrgang, 3. Heft. Beiträge von Lisa Tetzner, Max Mell, J. Herzog, Alfred Böttcher.

Blaise, Cendrars: *„Gold"*. Rhein-Verlag, Leipzig. 8°. 254 S.

Böhlen, Hippolytus: *„Der Herold des großen Königs"*. Franziskusspiel in 5 Aufzügen und 1 Nachspiel. Zum 700jährigen Todestage des Heiligen. Herm. Rauch, Wiesbaden 1925. 8°. 104 S. Kart. 2,40 Mk.

Boßhart, Jakob: *„Die Entscheidung und andere nachgelassene Erzählungen"*. Grethlein & Co., Zürich o. J. 8°. 345 S. Ganzleinen 9 Mk.

Brey, Henriette: *„Von ewiger Liebe"*. Eucharistische Gedanken. Herder, Freiburg 1925. 12°. 184 S. Geb. in Leinen 3,60 Mk.

Bruns, Marianne: *„Seliger Kreislauf"*. Gedichte (Kunstwartbücherei, 24). G. D. W. Callwey, München, 1925.

„Das Buch der deutschen Reden." Dokumente deutscher Redekunst. Herausgegeben von Rud.

Digitized by Google

K. Goldschmit. Walter Hädecke, Stuttgart 1925. 8°. 259 S.

Dauthendey, Max: „*Gesammelte Werke*". 6 Bände. Auf holzfreiem Dünndruckpapier. Mit einem Bilde des Dichters. Albert Langen, München o. J. 8°. Gegen 5000 S. Text. Geb. in Ganzleinen mit Golddruck 90 Mk.

Droste-Hülshoff, Annette von: „*Das geistliche Jahr*". Nebst einem Anhang religiöser Gedichte. Ferd. Schöningh, Paderborn o. J. 9. Aufl., 12°. 239 S.

Elkan, Adele: „*Die sechs Töchter des Ratsherren Abderhalden*". Eine Erzählung aus der Biedermeierzeit. K. Thiemann, Stuttgart o. J. Kl.-8°. 221 S. Geb. in Ganzl. 5,50 Mk.

Ettlinger, Max: „*Die philosophischen Zusammenhänge in der Pädagogik der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart.* Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Reihe B. Heft I. Münsterverlag, Münster i. W. 1925. Gr.-8°. 42 S. Geb. 1,80 Mk.

Fleischer, Victor: „*Absturz*". Rütten & Loening, Frankfurt 1925. 8°. 74 S. Geb. 3 Mk.

Fischer, Joseph: „*Seelenpflege*". Aufmunterung und Anleitung zu einem gesunden und glücklichen Seelenleben. Herder, Freiburg 1925. 8°. 228 S. Geb. in Leinw. 4,60 Mk.

Franck, Hans: „*Klaus Michel*". Eine dramatische Dichtung in 5 Akten. H. Haessel, Leipzig 1926. 8°. 311 S. Geh. 6 Mk., geb. 9 Mk.

Freksa, Friedrich: „*Der rote Föhn*". Ein Roman. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich o. J. 8°. 334 S. Geb. in Ganzleinen 8 Mk.

Füßli, Orell: „*Almanach 1926*". Orell Füßli, Zürich 1926. 8°. 148 S. Illustriert.

Gabriel, Hugo: „*Das heilige Feuer*". Ein Akt. Paul Gehly, Verlag, Köln a. Rh. 1925. 4°. 56 S.

Godefried, Heinrich: „*Durch Maria zu Jesus*". Geistliche Schule für Jungfrauen. Marianischer Verlag, Innsbruck. Kl.-8°. 191 S. Kart. 2,70 Mk.

Goldoni, Carlo: „*Der Diener zweier Herren*". Ein Lustspiel in zwei Aufzügen. Bearbeitet von Fritz Knöller. Bühnen-Volksbund, Berlin 1925. 8°. 121 S.

Gotthelf, Jeremias: „*Kleinere Erzählungen*". Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Rudolf Hunziker. 2 Bände. Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich o. J. Gr.-8°. 445 S. und 460 S.

Hagen, Hermann: „*Ehre und Ehrenschutz des katholischen Akademikers*". Flugschriften aus dem C. V., Heft 2/3. Neue Folge. Parcus & Co., München.

Hamsun, Knut: „*Gesammelte Werke*". Band X. Gesammelte Novellen. Albert Langen, München o. J. 8°. 375 S. Geh. 5 Mk., geb. in Ganzl. 10 Mk. Einzelausgabe geh. 4,50 Mk., geb. in Ganzl. 7 Mk.

Harrasser, Georg: „*Liebfrauenbote*". Marianisches Jahrbuch 1926. Marianischer Verlag, Innsbruck 1925. 8°. 128 S. Kart. 2,30 Mk.

Hatzfeld, Adolf von: „*Gedichte*". Pontos-Verlag, Freiburg i. Br. 1925. Gr.-8°. 43 S.

Heftrich, Wilhelm: „*Der Lockenkasperle und andere Geschichten aus dem Alltag*". Badenia, Karlsruhe 1925. 8°. 119 S. Brosch. 1,75 Mk., geb. 2,50 Mk.

Heftrich, Wilhelm: „*Mein Wildrosenbuch*". Aug. Feyel, Überlingen a. Bodensee 1924. 8°. 107 S. Brosch. 1,20 Mk.

Hillekamps, Karl Heinz: „*Die Geschlagenen*". Novellen. Wir-Verlag, Berlin o. J. Gr.-8°. 55 S.

Hirsch-Brünn, Helene: „*Das Grieblhaus*". Herder, Freiburg i. Br. 1925. 8°. 170 S. Geb. in Leinen 3,80 Mk.

„*Insel-Almanach auf das Jahr 1926.*" Insel-Verlag, Leipzig. 8°. 208 S.

Istrati, Panait: „*Kyra Kyralina*". Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Mit einem Vorwort von Romain Rolland, Rütten & Loening, Frankfurt 1926. 8°. 248 S. Geh. 4 Mk., geb. 6 Mk.

„*Das Jahr der Kirche.*" Ein Kunstkalender für 1926. Mit 12 mehrfarbigen und 41 einfarbigen Nachbildungen nach Werken alter deutscher Meister, mit einem Begleittext von Dr. Heinrich Getzeney, Stuttgart. Emil Fink, Stuttgart 1925. 4 Mk.

Jean Paul: „*Ausgewählte Werke*". Otto Hendel, Berlin o. J. (1925). 3 Bände. 8°. I. Band 486 S., II. Band 579 S., III. Band 457 S. Geb. in Ganzl. 13 Mk.

Jean Paul: „*Der größte Gedanke*". Mit 6 farbigen Bildtafeln von Gustav Wolf. Textauswahl von Richard Benz. Walter Hädecke, Stuttgart 1925. Gr.-4°. Geb. 10 Mk.

Johannes vom Kreuz: „*Geistlicher Gesang*". Nach den neuesten kritischen Ausgaben aus dem Spanischen übersetzt von P. Aloysius ab immac. conceptione aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliter. Des heiligen Johannes vom Kreuz sämtliche Werke, 4. Band. Theatiner-Verlag, München 1925. Gr.-8°. 308 S.

Kary, Sebastian: „*Siebenzigmal siebenmal*". Ein Roman aus der Zeit der Berndorfer „Entente". Herder, Freiburg 1925. 8°. 392 S. Geb. in Leinw. 6,80 Mk.

Kaufmann, Brunner Ada: „*Der Eisvogel und andere Märchen*". Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 149 S. 3,50 Mk.

Keller, Paul: „*Dorfjunge*". Ein Buch für alt und jung. Bergstadtverlag, Breslau o. J. 8°. 175 S. Geb. 4,80 Mk., kart. 3,20 Mk.

Kletzl, Otto: „*Sudetendeutsches Jahrbuch*". 1. Band. Berichtsjahr 1924. Johannes Stauda, Augsburg 1925. Gr.-8°. 176 S. Geh. 4,80 Mk., geb. 6 Mk.

Kluge, Julius: „*Aus verklungenen Tagen*". Ernste und heitere Geschichten aus der Fede

Digitized by Google

eines alten Reiteroffiziers. Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt 1925. 8°. 151 S. Geb. 3 Mk.

Kneip, Jakob: „*Der Gefährte*". Deutsche Dichtung aus 200 Jahren. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. 2. Aufl. Gr.-8°. 485 S.

Knies, Richard: „*Die Herlishöfer und ihr Pfarrer*". Ein Dorfroman. Matth. Grünewald, Mainz 1925. Auslieferung durch Hermann Rauch in Wiesbaden. 8°. 190 S. Geb. in Leinwand. Neu bearbeitete Ausgabe. 5.—8. Tausend.

Koelsch, Adolf: „*Longin und Dore*". Eine Erzählung. Grethlein & Co., Zürich und Leipzig 1925. 8°. 116 S.

Kohlmeyer, Otto: „*Nietzsche und das Erziehungsproblem*". Versuche einer einfachen, systematischen Fassung der wichtigsten Gedanken Friedrich Nietzsches über Erziehung. Moritz Diesterweg, Frankfurt 1925. Gr.-8°. 159 Seiten.

König, Eberhard: „*Die Geschichte von den hundert Goldgulden*". Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Kl.-8°. 63 S.

Kopp, Cornelia: „*Frauenschaffen und Frauenleben*". Ein Kalender für das Jahr 1926. Mit 52 ganzseitigen Bildern, begleitendem Text und Aussprüchen von und über Frauen. Otto Beyer, Leipzig 1925. Gr.-8°.

Kosch, Wilhelm: „*Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der nationalen Entwicklung von 1813—1918*". 10. Lieferung: Lenau und seine Freunde. 2 Tafelbeilagen. Parcus & Co., München 1925. Gr.-8°. 375 S. 405 S.

Krick, Ernst: „*Menschenformung*". Grundzüge der vergleichenden Erziehungswissenschaft. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig 1925. 379 S. In Leinenband 9 Mk.

Kron, Emma: „*Basler Heimat-Gedichte*". Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1924. 8°. 116 S. Preis 2,80 Mk.

Kugler, Franz: „*Das Zauberhaus*". Künstlergeschichten. Kösel & Pustet, Regensburg 1925. Kl.-8°. 174 S. 1,50 Mk.

Kunze, Herbert: „*Die gotische Skulptur in Mitteldeutschland*". Kunstbücher deutscher Landschaften. Friedrich Cohen, Bonn 1925. Gr.-8°. 16 S. Text. 80 ganzseitige Abbildungen. Geheftet 3 Mk.

Kurz, Isolde: „*Gesammelte Werke*". Ausgabe in 6 Bänden. Georg Müller, München 1925. Gr.-8°. 393, 481, 487, 420, 427 und 503. S.

Landauer, Georg: „*Palästina*". 300 Bilder. Einleitung von Sven Hedin. Mit ausführlich beschreibendem Text herausgegeben von Georg Landauer. Meyer & Jessen, München 1925. 4°. In Ganzleinen 20 Mk.

Landsberger, Franz: „*Vom Wesen der Plastik*". Rikola-Verlag, Wien 1924. 48 S.

Landersdorfer, Simon: „*Die Kultur der Babylonier und Assyrer*". Kösels Sammlung, Band 61. 2. Aufl. Mit 32 Tafelbildern und 1 Karte. Kl.-8°. 242 S. Geb. 4 Mk.

Landrieux, Maurice: „*Eine kleine Schwester*". Übersetzung von Karl Doerr. Karitasverlag, Freiburg i. Br. 8°. 280 S. In Leinen geb. 5 Mk.

Lauff, Joseph von: „*Die heiligen drei Könige*". Ein niederrheinischer Roman. Mit 10 farbigen Bildern vom Verfasser. G. Grote, Berlin 1925. 8°. 566 S. Geh. 6 Mk., Ganzleinen 8,50 Mk., Halbfranz 12 Mk.

Lavater, J. K.: „*Worte des Herzens*". Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von Ch. W. Hufeland. Säkular-Ausgabe, besorgt von Heinrich Funck. Grethlein & Co., Leipzig 1925. Kl.-8°. 143 S. In Halbl. 4 Mk.

Lawrence, H. D.: „*Jack im Buschland*". Roman. Übersetzt von Else Jaffe-Richthofen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart o. J. 8°. 492 S. Ganzleinen 8,50 Mk.

Harrasser, Georg: „*Aus dem Tagebuch eines Sodalen*". Tagebuchblätter des Kongregationspräfekten Johann Leb aus den Jahren 1860 bis 1920. (II. Band der Sodalenbücher.) Marianischer Verlag, Innsbruck o. J. 8°. 236 S. Halbleinen 3,50 Mk.

Leip, Hans: „*Godekes Knechte*". Ein Roman. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich 1925. 8°. 351 S. Ganzl. 9 Mk., Halbl. 12 Mk.

L'Ermite, Pierre: „*Die alte Jungfer*". Ein Roman. Allein berechtigte Übersetzung ins Deutsche von Johanna Poltéra. Herder, Freiburg 1925. 8°. 232 S. 4,50 Mk.

Liertz, Rhaban: „*Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens*". Kösel & Pustet, München 1925. Gr.-8°. 257 S. Brosch. 3,75 Mk., Halbleinen 5 Mk.

Loew, Wilhelm: „*Goethe als religiöser Charakter*". Chr. Kaiser, München 1924. Gr.-8°. 87 S. Geh. 1,50 Mk.

„*Märchenbuch deutscher Dichter.*" Mit Bildschmuck von Hermann Gradl. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Martin Lang. W. Hädecke, Stuttgart 1925. Halbl. 11 Mk., Halbl. 16,50 Mk.

Merker, Paul, und Stammler, Wolfgang: „*Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*". Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegeben. 1. Band, 3. und 4. Lieferung. W. de Gruyter & Co., Berlin 1925. Gr.-8°. 161 bis 240, 241 bis 320 S. je 3,50 Mk.

Mombert, Alfred: „*Der Thron der Zeit*". Mit einem Titel- und Schlußbild von Gustav Wolf. Walter Hädecke, Stuttgart 1925. Gr.-4°. 24 S. Ganzpergament 30 Mk., Halbpergament 18 Mk.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG 1925

HANS ROSELIEB

ROT-GELB-ROT

Zwölf Geschichten aus Spanien.

I. Teil: Aus dem Osten, Norden und Westen. II. Teil: Aus dem Süden

1. Band geh. 3.20, geb. 5.60 RM ; 2. Band geh. 2.85, geb. 5.00 RM

Mit bewundernswerter Meisterschaft fühlt sich hier Hans Roselieb in das fremde Milieu ein, erkennt darin Verwandtes und Gegensätzliches und gestaltet in selbstvergessenem, bewunderndem und verstehendem Darstellen der Seele Spaniens letztlich doch die unerklärliche Sehnsucht des Deutschen zur Fremde.

Durch alle guten Buchhandlungen.

ORPLID-VERLAG, G. M. B. H.

M. GLADBACH * KÖLN

NEUERSCHEINUNG 1925

GERRIT ENGELKE

BRIEFE DER LIEBE

Geheftet und in Ganzleinen mit Goldpressung, in der Breitkopf-Fraktur auf holzfreies Papier sorgfältig gedruckt, mit der Wiedergabe eines Bildnisses, einer Zeichnung und einer Handschriftenprobe sowie zweier bisher unveröffentlichter Gedichte. Die Einführung schrieb Jakob Kneip.

Geh. RM 2.40, Geb. RM 3.60

Süße und Zartheit, stürmende Leidenschaft und qualvolle Bitternis, peinvolle Zweifel und jubelnde Siegesgewißheit schimmern milde oder lohen schmerzhaft in diesen Briefen, in denen Gerrit Engelke, umwittert von den Stürmen des Krieges, später umweht von der Ahnung seines frühen Todes, um die Liebe einer feinen, tiefen Frau warb.

Durch alle guten Buchhandlungen

Orplid-Verlag G. m. b. H., M. Gladbach / Köln

Digitized by Google

Das Buch der Natur

Entwurf einer kosmologischen Theodicee nach Fr. Lorinsers Grundlage von *P. Rudolf Handmann, S. J., Dr. Sebastian Killermann, P. E. Wasmann, S. J., Prälat Dr. Joseph Pohle, Dr. Anton Weber.* Band III: *Der Mensch und die organische Natur.* Von *Dr h. c. E. Wasmann, S. J.*, und *Dr. Sebastian Killermann*, Hochschulprofessor am Kgl. Lyzeum in Regensburg. Mit 1720 Illustrationen, Kunstbeilagen und Farbenbildern. gr. Lex. 8 (VIII, 1012 S.) Brosch. Mk. 36.—. In hocheleg. Orig.-Einband mit Schutzkarton Mk. 45.—.

Reichspost in Wien: Wissenschaft in dieser Form populärisiert, indem immer die höheren Zwecke, Gesetze und Ordnungen klargemacht werden, muß zu einem guten Ende führen. Unser herzlichster Glückwunsch ist dem Unternehmen sicher. Hier stehen die Katholiken wieder einmal unerreicht da. Wer um einen Weihnachtswunsch verlegen ist, der kann jetzt sich schon „Das Buch der Natur" aufnotieren. Dr. J. St.

Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten, München: Mit Einfügung von Schwarzdruckbildern und Kunstbeilagen und Farbenbildern wird das weite Feld dieser Wissensgebiete in gemeinverständlicher und doch streng wissenschaftlicher und erschöpfender Weise behandelt, so daß sich das Werk als Unterrichts- wie als Nachschlagebuch für alle eignet, die sich mit Naturwissenschaften beschäftigen.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg

Franz Xaver Kerer

Don Bosco

Sechste Auflage. 11. und 12. Tausend. Mit Titelbild. 8. (VIII, 112 Seiten.) Geheftet und beschnitten Mk. 2.—.

Knapp und kernig, fast im Telegrammstil, werden die Lebensdaten und die oft ans Wunderbare grenzenden Leistungen des erfolgreichsten Jugendapostels im 19. Jahrhundert vorgeführt. Eine Lektüre, die namentlich dem modernen Großstadt- und Jugendseelsorger Mut, Gottvertrauen und Ausdauer zur Überwindung der vielen Schwierigkeiten stärken wird. Sch.
(Oberrheinisches Pastoralblatt.)

Bei der steigenden Verbreitung der Salesianeranstalten von besonderem Interesse.
(Schlesisches Pastoralblatt.)

Gebt mir große Gedanken!

Ein Buch für die Krisen des Lebens. Sechste und Siebente Auflage. 11. m. 14. Tausend. 8. (VIII, 154 Seiten.) Brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 3.—.

Das Buch habe ich als Student schon mit großer Freude gelesen, und ich weiß mich noch gut zu erinnern, welch mächtigen Eindruck diese wirklich großen Gedanken in ihrer poetischen Sprache auf mich machten. Der Verfasser trifft auch wie selten einer den frischen, blühenden, gewinnenden Ton, der junge Herzen, die noch nicht ganz verdorben sind, fesselt. So möge es der Jugend wieder ein Leitstern werden durch alle Gefahren und Irrungen, mögen die großen Gedanken recht viele retten aus dem Sumpfe niederer, schwüler, sinnlicher Denkungsart. Dr. G. Gimpl i. Gr. L. A.

VERLAGSANSTALT VORM. G. J. MANZ
REGENSBURG

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNG 1925

KARL BORROMÄUS HEINRICH

KASIMIR

NOVELLE

Geheftet und in Ganzleinen mit Goldpressung, in der Breitkopf-Fraktur auf holzfreies Papier sorgfältig gedruckt
Geh. ℳ 2.40, Geb. ℳ 3.60

Der Dichter des „Florian" und der „Menschen von Gottes Gnaden" zeigt hier, wie ungebändigte Liebe zur Frau und grenzenlose Gottgläubigkeit sich in der Brust eines leidenschaftlichen Menschen tragisch verketten. Erschütternd ist der Gegensatz zwischen der Wucht der Geschehnisse und der heutzutage seltenen Selbstzucht des Wortes, die den großen Epiker verrät.

Durch alle guten Buchhandlungen

ORPLID-VERLAG G.M.B.H.
M. GLADBACH, KÖLN

Werke aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Erwin Pfefferle
Aus der Bibel
8 Holzschnitte mit einem Vorblatt
Blattgröße 38×46

Ausgabe A Nr. 1 bis 10
Auf echtem Japan, vom Künstler mit besonderer Sorgfalt eigenhändig gedruckt, in Halbpergamentmappe, mit einem Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert.
Preis Mk. 300.—

Ausgabe B Nr. 11 bis 50
Auf echtem Japan, in Halbpergamentmappe, mit Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert. Preis Mk. 250.—

◆

Erwin Pfefferle
Weg und Gestaltung
von Dr. Werner Schmidt
Mit 27 Abbildungen. Preis 3.50 Mk.

FREDEBEUL & KOENEN
VERLAG, ESSEN (RUHR)

Soeben erschien:

Sünte Michel
Plattdeutsche Gedichte
von Dr. Augustin
Wibbelt

In farbenprächtigen Bildern schildert Wibbelt das mannhafte Ringen mit Luzifer und seine nie rastende Hilfe für Judenvolk und Christenheit und den Endscheidungskampf mit dem Antichrist. — Eine köstliche Gabe für den Weihnachtstisch für alle Freunde des Dichters und der niederdeutschen Sprache.
Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Ganzleinen 5 Mk.

Digitized by Google

DAS BEHAGLICHE HEIM

läßt die unfreundlichen Tage des Herbstes und des kommenden Winters vergessen. Man freut sich vielmehr auf die Abende im mollig warmen Zimmer. Die Heizung allein vermag jedoch das Gefühl des Behagens nicht zu schaffen. Das Heim selbst muß durch seine Ausstattung Wärme geben, denn stets ist die Stimmung die Auswirkung unserer Umgebung. Wie man sich geschmackvoll einrichtet. zeigt vom einfachen bis zum erlesensten Stück

„DIE KUNST"

wohl die schönste Zeitschrift ihrer Art. Ein reiches Bildermaterial veranschaulicht die Arbeit unserer ersten Raumkünstler und birgt für jeden eine Fülle von Anregungen.

Dabei liefert „Die Kunst" für die langen Abende auch eine willkommene *Lektüre*, Aufsätze berufener Autoritäten geben ein umfassendes Bild über das Schaffen der bedeutendsten Künstler auf dem Gebiete von *Malerei, Plastik, Graphik, Architektur, Kunstgewerbe, künstlerischem Hausgerät usw.*

Ein köstlicher Bilderschatz in unübertroffener Schönheit und farbige Kunstbeilagen machen das Studium dieser Monatszeitschrift, der die ganze Welt rückhaltlos ihre Anerkennung zollt, zum vollendeten Genuß. Verlangen Sie Probehefte und bestellen Sie bei ihrem Buchhändler aus dem Verlag F. Bruckmann A.-G. in München den jetzt beginnenden neuen Jahrgang zum Preise von Mk. 2.— im Monat. Sie werden bald bestätigen: „Die Kunst"

— IHRE FREUDE

Digitized by Google

Das Buch als Weihnachtsgeschenk

KARL ADAM

Das Wesen des Katholizismus

2. Auflage. Mk. 8.—; in Ganzleinen Mk. 10.—

„Diese in außerordentlich gewandter, flüssiger Form bei stets vornehmem Ton abgefaßten Abhandlungen fesseln den Leser vom Anfang bis zum Ende. Sie zeigen uns den Verfasser als einen Theologen, der das System des Katholizismus in voller Einheitlichkeit und Fülle genial beherrscht und heiß liebt, dabei durchaus in der modernen Theologie auch des Protestantismus zu Hause ist." *Die Hochkirche.*

PETER WUST

Die Rückkehr des deutschen Katholizismus aus dem Exil

Erscheint Mitte Dezember; in Ganzleinen gebunden

Die Aufsätze des bekannten Kölner Philosophen, die, erstmalig in der Kölnischen Volkszeitung veröffentlicht, großes Aufsehen erregten, liegen hier gesammelt vor. Das Ganze erhält den krönenden Abschluß durch die Antwort Wusts auf das vielfältige Echo, das seine gedankenschweren Ausführungen hervorriefen.

ILDEFONS HERWEGEN

Der heilige Benedikt

Ein Charakterbild. 3. Auflage. In Ganzleinen ca. Mk. 8.—

„Abt Herwegen besitzt historischen und psychologischen Scharfsinn in hohem Maße; darum ist sein Buch auch so originell geworden, wie kein zweites in der ganzen Benediktusliteratur." *Stimmen der Zeit.*

ALBERT EHRHARD

Weltkrieg und Nachkriegszeit

Elegant kart. Mk. 1.80; in Ganzleinen Mk. 2.70

„Was der Bonner Universitätslehrer schreibt, verdient immer Beachtung. Den Gedanken dieses Buches wird jeder zustimmen, namentlich wenn er es versteht, die Welt religiös und wissenschaftlich zugleich anzusehen." *Bücher-Rundschau.*

JOSEPH KREITMAIER

W. A. Mozart

Eine Charakterzeichnung des großen Meisters. Elegant kart. Mk. 2.—

„Mit feinem künstlerischen Gefühl hat der Verfasser die vorhandenen Quellen zu einem lebendigen Mosaikbild zusammengefügt. Es ist eine echte Künstlerhand am Werke. Das Buch Kreitmaiers ist eine willkommene Ergänzung zu jeder Mozartbiographie." *Der Türmer.*

GEORG BEYER

Nach getaner Arbeit

Erscheint Anfang Dezember

Wenn das laute Lärmen des Alltags verhallt ist, in einer besinnlichen Stunde, wird dieses gemütvolle Buch die Seele in reinere Sphären emporheben.

ALOYS SCHULTE

Tausend Jahre deutscher Geschichte u. deutscher Kultur am Rhein

Prachtausgabe: Halbfranzband, Büttenpapier, handnumeriert Mk. 50.—
Einfache Ausgabe: Ganzleinenband, holzfreies Papier, Mk. 17.—
2. Auflage. 17.—19. Tausend.

„... Das Buch ist eine nationale Tat, eine Liebesgabe für das deutsche Volk." *Köln. Volkszeitung.*

Durch alle Buchhandlungen.

L. SCHWANN / DRUCKEREI UND VERLAG
DÜSSELDORF

Digitized by Google

Neue Romane

Sentimentalisten. Roman von Robert Hug Benson. Autor. Übersetzung von R. Ettlinger. 386 S. 8°. Brosch. Rm. 5.—, Gebunden Rm. 6.—.

Bensons englische, historische Romane sind schon seit langem auch in deutschen Landen als wahre Meisterwerke von bedeutendem Gehalt und feiner Form der Darstellung anerkannt.

Trotz Folter und Strick. Roman aus der Zeit der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Von Robert Hug Benson. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von A. und R. Ettlinger. 464 S. 8°. Brosch. Rm. 6.—, Geb. Rm. 7.—.

Der Inhalt dieses Buches beruht fast ganz auf historischen Tatsachen, und weitaus der größte Teil der darin vorkommenden Persönlichkeiten hat einst so gelebt und gehandelt, wie es dargestellt ist.

Krumme Pfade. Roman von Dorothea Gerard. Von der Verfasserin aus dem Englischen übertragen. 338 S. 8°. Brosch. Rm. 4.—, Geb. Rm. 5.—.

Psychologisch, in der Charakterzeichnung sowohl der Hauptgestalten wie einzelner episodischer Figuren, ist der Roman durchaus glaubhaft und in hohem Maße fesselnd. Die auch apologetisch bedeutsame Erzählung ist eine vortreffliche literarische Leistung.

Wenn der Meister ruft. Erzählung einer Mutter. Von P. Lhande. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Therese von Jordans. 8°. Brosch. Rm. 3.60., Geb. Rm. 4.40.

Die Geschichte, echt französischen Geistes, in anmutender und feiner Form erzählt, fesselt von Anfang an und weiß die Spannung bis zum Ende glücklich zu steigern.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln
Waldshut — Köln a. Rh. — Straßburg i. E.
Durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR ASZESE UND MYSTIK

HERAUSGEGEBEN VON PRIESTERN DER GESELLSCHAFT JESU

Die Zeitschrift für Aszese und Mystik erscheint als Vierteljahrsschrift, und zwar mit Beginn des Jahres 1926. Das erste Heft gelangt anfangs Dezember zur Ausgabe. Jedes Heft ist 96 Seiten stark. Der Druck erfolgt auf holzfreiem Papier, Umschlag zweifarbig.

Das Programm:

Die Zeitschrift für Aszese und Mystik dient der Lehre und Geschichte der Frömmigkeit; sie wird die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Arbeit bieten, und zwar in einer Form, welche diese Fragen des religiösen Wissens und Erlebens auch den Kreisen der gebildeten Laienwelt verständlich macht. In erster Linie wird die Zeitschrift wohl vom Seelsorgeklerus und in Männer- und Frauenklöstern begrüßt werden.

Die Schriftleitung

liegt in den Händen von Priestern der Gesellschaft Jesu; zu Mitarbeitern sind eine Reihe der tüchtigsten Kräfte aus dem Welt- und Ordensklerus ausersehen. Die Anschrift der Schriftleitung lautet: Schriftleitung der Zeitschrift für Aszese und Mystik, Innsbruck, Sillgasse 2.

Der Bezugspreis

für die Zeitschrift beträgt jährlich Reichsmark 6.—, Schilling 10.—, Schweizer Franken 8.—, übriges Ausland Schweizer Franken 8.—. Die Hefte sind auch einzeln käuflich. Einzelpreis Reichsmark 2.—, Schilling 3.—, Schweizer Franken 2.50. Das Abonnement kann auch halbjährlich bezahlt werden.

Bestellungen

auf die Zeitschrift für Aszese und Mystik bitten wir an eine Buchhandlung oder an die Verlagsanstalt Tyrolia, München, Schellingstraße 41, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Maximilianstraße 9, zu richten.

VERLAGSANSTALT TYROLIA A.-G.

INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Digitized by Google

Wertvolle Werke

aus dem Verlage

Fredebeul & Koenen

Essen (Ruhr)

Rheinische Legenden.
Mit Einbandzeichnungen und Buchschmuck von Hildegard Domizlaff. Herausgegeben von Adam Cüppers. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Preis 8.– Mk.

Wie's daheim war.
Geschichten aus meinem Jugendland von Schrönghamer-Heimdal. 250 S. Oktav. Auf völlig holzfreiem Papier gedruckt. Ganzleinenband 5.50 Mk.

Das heimliche Hochwetter.
Eine Tiroler Erzählung von Hans Schrott-Fiechtl. Ganzleinenband. Auf weißem Büttenpapier gedruckt. Preis geb. 4.50 Mk.

Das Abenteurerbuch.
Von Will Kleinmann. 130 S. Oktav. Auf blütenweißem, völlig holzfreiem Papier, in Ganzleinen gebunden Preis geb. 3.50 Mk.

Die Gotteswiese.
Von Peter Bauer. Legenden aus der Natur. In Ganzleinen geb. 1.50 Mk.

Bauers Erstlingsbuch „Die Gotteswiese" ist vielleicht das Schönste, was uns die katholische Literatur seit den glücklichen Tagen der Romantik geschenkt hat. Aus diesem innigen Legendenbuche spricht die Stimme eines echten Dichters von naivem Empfinden und sprachlicher Gewalt.

Dr. M. Fischer im Liter. Echo, Berlin.

Ich bin Der Kleine Herder

Ich beantworte in einem Bande alle Fragen von

A bis Z

NEU!

50000 Artikel / 4000 Bilder

In lichtechtem Leinen 30 Mark
In elegant. Halbfranz 40 Mark

Niemand kaufe unbesehen!

Hier abtrennen, einsenden

Der neben Unterzeichnete bestellt den „Kleinen Herder" – in Leinen zu 30 M. – in Halbfranz zu 40 M. – (Nichtgewünschtes durchstreichen) **unverbindlich auf acht Tage zur Ansicht.** Nach dieser Zeit gilt das Buch als fest bestellt und wird in sechs gleichen Monatsraten, beginnend zum nächsten Monatsanfang, beglichen. Erfüllungsort ist Frankfurt a. M., bei Eigentumsvorbehalt der Lieferfirma b. z. Zahlung.

An die Niederlage des Herderschen Verlages, Buchhandlung Heinr. Neuberger, Abteilung 68 Frankfurt a. M. 1, Kronprinzenstr. Nummer 21

Genaue Adresse!

Digitized by Google

DER GOLDENE STEIG

EINE NEUE VOLKSBÜCHER-REIHE

B i s h e r e r s c h i e n e n :

Bauernrätsel, zusammengestellt von *R. Kubitschek*, Bilderschmuck von *R. Koeppel-Waldhäuser*. 60 Seiten, gebunden Mk. 0.60, in Halbleinen Mk. 1.20.

Urwüchsiger Wäldlerhumor, bäuerlicher Scharfsinn, klarer Blick für menschliche Schwächen machen das Büchlein zu einer Fundgrube für Kurzweil suchende Leser und für Forscher.

Herzenssachen. Ein Trost- und Wehrbüchlein für das deutsche Volk, von *Karl Franz Leppa*. Einbandentwurf von *R. Koeppel-Waldhäuser*. 160 Seiten, gebunden Mk. 1.50, in Halbleinen Mk. 2.50.

„Das erste Volksbuch im wahren Sinne seit Hebels „Schatzkästlein" hat man die „Herzenssachen" genannt, und schon der äußere Erfolg dieses beglückenden Buches — in ganz kurzer Zeit mußte das achte bis elfte Tausend aufgelegt werden — zeigt, wie begeistert diese wirkliche, echte Volksdichtung aufgenommen wurde."

„Das ist eine Leistung ... Ja, das kommt daher, daß dem Mann, der das geschrieben, seines Volkes Geschichte, Leben Herzenssache ist und daß ihm der Herrgott einen feinen Griffel in die Hand gegeben hat, um vielen Tausenden die Geschichte ihres Volkes in so urwüchsiger Form auch ins Herz zu schreiben."

G. Traub in den „Eisernen Blättern".

Vor dem Schicksal der Beschränktheit des Wirkens muß dies Buch bewahrt bleiben! ...

Dr. Albert Wesselski in der „Bohemia", Prag.

„Es ist ein ganz außerordentliches Werk ... Das Herz wird einem warm, und die Augen werden heiß beim Lesen. Hier spricht ein deutscher Mann, aufgewühlt von der Schande seines Volkes, emporgerissen aus der Stille seiner Waldheimat. Scham im Herzen, Zorn und Empörung in den Augen ..."

Regensburger Anzeiger.

„Ein Büchlein, dem ich an rührender Einfalt und anstürmendem Herzensdrang, seit Anzengruber und Rosegger tot sind, in der ganzen deutschen Literatur nichts Ähnliches an die Seite zu stellen wüßte."

Univ.-Prof. Dr. A. Sauer in der „Oesterreichischen Rundschau".

Kund'n und Kamp'ln. Altbayrische Geschichten von *F. Schrönghamer-Heimdal*. 112 Seiten, in hübschem Ganzleinenband Mk. 1.80.

Diese von einem köstlichen Humor erfüllten, flott und fesselnd geschriebenen Geschichten des bekannten Erzählers handeln von Schmugglern und Beamten, von Bauernschläue und Bauerntorheit, von einer famosen Brautschau, vom Bader und von vielen anderen bunten Dingen. Mit ihrer unbändigen Lebenskraft und Frische stehen sie auf der Höhe der besten Werke Ludwig Thomas.

†

In allen Buchhandlungen zu haben

M. WALDBAUER · VERLAG · PASSAU

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Das geistige Europa. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Orient-Ode. Von Francis Thompson, Übersetzung von Aug. Seither / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Spuk. Von Alex Drenker / Hochwasser. Erzählung von Hertha Pohl / Gesang der Orgel. Von Paula Maria Crassé / Marias Wiegenlied / Charles Maurras. Von Dr. Waldemar Gurian / Dichtung und Leben. Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Dichtung des In- und Auslandes: Ein neuer Dichter. Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen / Hertha Pohl, die katholische Arbeiterdichterin. Von Franziska Rademaker / Peter Nikolajewitsch Krasnow. Von Ch. Demmig / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Mitteilungen / Kunstbeilage: Hugo van der Goes: Anbetung der Könige.

20. Jahrgang **Heft 4** Januar 1926

Fredebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

Weltverbesserer

Roman von Anton Schott

Gebunden 3 Mk.

Schott offenbart darin so recht die Kenntnis seines Volkes und des Böhmer Waldes

Verlag Fredebeul & Koenen
Essen

SEELE

Monatsschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung. Herausgegeben von

Dr. Alois Wurm

Die Zeitschrift will denen dienen, die, von der Erschütterung der Zeit, Schuld, Leid und Gnade berührt, ein neues Leben von innen heraus ernsthaft versuchen. Bezugspr. halbjährl. 1.50 Mk. (Gold). Probeheft gratis

Josef Habbel, Regensburg

Lichtträger im Chaos

SCHRIFTENREIHE DER ESSENER VOLKSZEITUNG

Hochwichtige Neuerscheinung!

In der Schriftenreihe „Lichtträger im Chaos" erscheint soeben der III. Band mit dem Titel FILM UND VOLK mit Beiträgen von: Schriftsteller Richard Muckermann, Chefredakteur Dr. Beissel, Rechtsanwalt Dr. Schlechtriem, Dr. Luitpold Nusser, Schriftsteller Otto Steinbrinck, Dr. von Heuß • Preis 1.20 Mk.

Dieser Band enthält wertvolle Aufsätze über die Geschichte des Films, seinen Weg vom Schreibtisch zur Leinwand, Idee und Wirkung von Spiel-, Kultur- und Lehrfilm, über Pressefragen, Filmliteratur und besonders über Lichtspielzensur. Auch die Probleme: Film und Kultur, Film und Volkswirtschaft, Der deutsche Film, Gesetze der Filmkunst, Praktische Filmreform erhalten eine eingehende Würdigung. Beachtenswert sind auch die Forderungen der katholischen Jugendvereine zum Lichtspielgesetz

Früher erschienene Bände der Schriftenreihe „Lichträger im Chaos":

Band I Katholizismus und Gegenwart

Tiefgründige Abhandlungen in vornehm kultivierter Sprache über die katholische Kirche in der Gegenwart, mit Beiträgen von: Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Univ.-Prof. Dr. Hermann Platz, Religionslehrer H. Schneider, Dr. Friedrich Schreyvogl, Dr. Carl Sonnenschein, Univ.-Prof. D. Dr. Steffes • Farbige wirkungsvolle Umschlagzeichnung von Prof. W. Poetter • 84 Seiten • Preis 1.— Mk.

Band II Katholizismus, Wirtschaft und soziale Frage

Er enthält Beiträge von: P. Friedrich Muckermann, S. J., Univ.-Prof. Dr. Briefs, Reichstagsabgeordneter Joos, Domkustos D. Dr. Retzbach, Univ.-Prof. Dr. Dessauer, Studienrat Dr. Clausing • Preis 1.20 Mk.

VERLAG DER ESSENER VOLKSZEITUNG, ESSEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Hugo van der Goes: „Anbetung der Könige"

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang Heft 4 Essen, im Januar 1926

Das geistige Europa

Von Friedrich Muckermann, S. J.

SCHON im Jahre 1919 brachten wir im „Gral" einen Artikel über die „Schwarze Internationale". Es war dies einer der ersten Rufe, die unter den Dringlichkeitsforderungen einer neuen Zeit an die Katholiken des Erdkreises ergingen, um eine stärkere Zusammenarbeit all der Kräfte, die zum Lichte streben und die des Lichtes sind, zum Schutze der bedrohten abendländischen Welt in die Wege zu leiten. Seitdem hat dieser Ruf ein immer stärkeres Echo gefunden und wurde auch erhoben von vielen andern Seiten, die aus zwangsläufiger Logik heraus zu ähnlichen Erkenntnissen vordrangen. Durch all diese Jahre hat der „Gral" folgerichtig und zäh an der Erweiterung und Vertiefung jenes Problems gearbeitet, das man vielleicht in seinem eigentlichen Kerne trifft, wenn man es als das des Ausgleichs zwischen Nation und Menschheit betrachten will. Die einzelnen Nationen sind die starken, selbständigen Glieder am Körper der Menschheit, woraus schon ersichtlich ist, daß es um diesen Körper schlecht bestellt sein müsse, wenn seine Glieder sich ohne Rücksicht auf das Ganze zu entwickeln drohen. Tatsächlich sind hier in den letzten Jahrhunderten die naturgegebenen Verhältnisse so unglücklich verschoben worden, daß man das Europa von heute einem Kranken vergleichen könnte, der hilflos auf dem Operationstisch liegt, hier ein Glied und dort ein Glied, alle krank und blutig, in ihrer verzweifelten Hilflosigkeit geradezu eine Meisteraufgabe für einen noch so geschickten Operateur. Große Forderungen müssen an diesen Arzt gestellt werden, zumal es sich nicht nur handelt um ein körperliches Leiden, sondern zugleich um ein seelisches. Verlorengegangen scheint das Lebensgesetz des Kranken, jenes Gesetz, das über die innersten Zusammenhänge in jenem ungeheueren Organismus aufklärt, das man kennen muß, wenn man auch nur das kleinste Teilchen auf die richtige Stelle rücken möchte. Damit noch nicht genug, verwickelt sich noch einmal der Fall, indem dieses Lebensgesetz überhaupt menschlicher Einsicht sich entzieht und immer und überall in die dunklen Gegenden des Geheimnisses reicht. Nein, von außen her kann dieses Gebilde nicht verjüngt werden, man wird nur eines tun können, nämlich den Lebensstrom selber, den unserm Denken ungreifbaren, wieder in Gang setzen, seine starken Triebe wecken, seinem Geheimnis sich hingeben.

Betrachtet man ruhig die neuen Lebenswellen, die durch den siechen Körper

Digitized by Google

Europas gehen, so wird man bemerken, daß sie von zwei verschiedenen Prinzipien ausgehen: von dem des Geistes und von dem des Blutes. Will man beiden Ausgangspunkten einen Ort zuweisen, so wird der erste mehr im Bezirke der „Menschheit" sein, während der zweite sich im „Nationalen" verbirgt. Vom Menschheitspol aus zittern die Wellen, in denen die Ideale von Weltfriede, Völkerbund und jeglicher übervölkischen Bestrebung sich spiegeln. Vom Nationalen aus stürmt der Faschismus vor, Rothemden oder Blauhemden oder sonst irgendeine Uniform von Klu-Klux-Klan, völkischen Bünden und Weißen Armeen. Beide Reihen haben ihr ganz eigenes Innenleben, die einen mehr das des Gedankens, die andern das des Gefühls. Man braucht nur eine Zeitlang die Presse der verschiedenen Bewegungen zu verfolgen, und es wird klar, wie tiefgreifend die Unterschiede sind. Man faßt es mit Händen, daß das eine nur hat werden können, weil dem andern etwas fehlt. Jene große, sich so stolz auf den Geist berufende, europäische Strömung der Demokratie, die sich noch heute nicht von entscheidenden Einflüssen der freidenkerischen Enzyklopädie befreit hat, führt zweifellos viel edles Gut mit sich. Sie kommt daher mit einer Flut von Vorträgen, von Literatur, von Fortschrittsprogrammen, kurzum von Geist und wieder Geist. Und dennoch scheint es, als ob all dieser Geist vergeblich sich mühe, an das Mysterium des Lebens überhaupt nur heranzukommen. Man gewinnt nicht selten den Eindruck, als ob hier ein Kaufmann nur darum begänne, nun ganze Akten mit Zahlen zu füllen und ganze Stöße von Papieren und Rechnungen aufzustapeln, weil es ihm mehr und mehr an Substanz gebricht. Man denkt an eine Inflation, die nur darum ins Riesenhafte ihrer Ziffern steigt, weil die Grundwerte verlorengegangen. Weil das Innerste der Lebenszelle durch all dieses von Esprit flimmernde Papier nicht berührt wird, so quillt und wächst diese nun einfach auf ihre Weise. Menschen lauschen hinab auf den dunklen Gesang ihrer eigenen Tiefe. Sie überlassen sich den sanften Zaubern des Traumes und den trüben Regungen des Unberechenbaren. Den Geist ablehnend mit der Sicherheit des Instinktes, daß in diesem Geist keine Rettung, überlassen sie sich dem Gewoge all dessen, was siedet, brauset und zischt, wirken ihre Taten aus Trieb und Blut und vertrauen sich jenen Stimmen, die heimlich-unheimlich lockend zu aller Entzückung rufen und zu allem Grauen. Thomas Mann hat in seinem „Zauberberg" beide Hälften des fiebernden Europa zum Ausdruck gebracht, indem er Settembrini, den Freimaurer und Freidenker, zum Repräsentanten des intellektuellen Fortschritts, und Naphta, den Judenstämmling und Exjesuiten, zum Dolmetsch der Weltanschauung der dunklen Mächte macht. Auf vielen hundert Seiten gelingt es dem Dichter doch nicht, in dem höchst dramatischen Streit der beiden einen Ausgleich herbeizuführen. Im Gegenteil wachsen Fanatismus und Mißverständnis in dem gleichen Grade, wie diese Pädagogen aneinander vorbeireden. Mynheer Peeperkorn, „Pan", wie Eloesser in seiner Thomas-Mann-Biographie ihn nennt, muß kommen, um als Inbegriff eines Vollebens im stärksten Format die Lage zu retten. Aber es dauert nicht lange, da stirbt der Riese, und umsonst wartet man in den folgenden Kapiteln, die der Ausbruch des Krieges beschließt, auf eine Lösung der doch nun einmal aufgeworfenen Fragen. Umsonst, denn der Krieg und das Elementare ist keine Lösung, wenn auch vielleicht ein nicht unwirksamer Romanschluß, keine Lösung namentlich für uns, die wir gerade nach dem Kriege die Gegensätze in noch gesteigerter Furchtbarkeit sich entfalten sehen.

Groß ist die Gefahr beider Richtungen, solange sie jede in ihrer eigenen Spur

Digitized by Google

bleibt. Jener Intellekt, der in der einen führend ist, kann ja nicht angesprochen werden als ein Geist, der mit dem ewigen Schöpfergeiste in Harmonie, im System der unveränderlichen göttlichen Ordnungen wirkte. Im Gegenteil, dieser Intellekt hat sich isoliert, gelöst von seinem Ursprung, getrennt auch vom Blute, mit dem er naturgemäß verbunden ist. Wie ein wurzelloser Tyrann gibt er seine Gesetze, legt sein kleines Winkelmaß an den Bau des Universums und meint immer wieder, die große Gottesordnung durch eine eingebildete Menschenordnung ersetzen zu können. Aber was er schafft, ist Stückwerk, und was er entbindet, ist tollgewordene Freiheit, und was er als Leben hinstellt, bleibt Papier. Um so gefährlicher aber ist dieser Intellekt, als er nicht etwa auf der ganzen Linie als Leugner der ewigen Sterne auftritt, sondern als jemand, der von eben diesen Sternen zu leben scheint, indem er sie vor das immer in Atem gehaltene Publikum hinzaubert im täuschenden Spiegel seiner unerschöpflichen Illusion. Wer wird sich nicht für den Weltfrieden begeistern, wer nicht für Völkerbund, wer nicht für größere Gerechtigkeit auf Erden! Wer wagt es überhaupt, einen Einwand zu flüstern, wenn die Herren der Welt mit solchen wunderbaren Losungen kommen? Und eben hierin liegt das Gefährliche, daß sich der verlogenste aller Teufel noch immer am erfolgreichsten als den Affen Gottes gab. Politik ist Politik, und sie arbeitet je nach der Konjunktur, und darüber soll hier nichts gesagt werden. Aber was das Geistesleben betrifft, so können wir an den Problemen nicht vorübergehen, selbst nicht auf die Gefahr hin, daß nicht alles gleich begriffen werde. Die Produktion, die sich an den Idealen eines neuen Europa berauscht, wächst gewaltig. Trotz der Not der Zeit scheint die Zahl der Bücher nur immer noch anzuschwellen. Aber wenn einst das Wort vom Stirb und Werde das Kennwort deutschen Geistes war, so möchte man heute behaupten, es sei eine Umkehrung, Werde und Stirb, die Signatur des Buches der Gegenwart. Diese Fruchtbarkeit ist keine wahre Fruchtbarkeit, weil sie trotz all ihrer tropischen Herrlichkeiten doch nur Phantasiegeschöpfe wuchernder Geisteskräfte hervorbringt, die aus giftigem Boden aufschießen und giftige Früchte zeitigen. Wie uneigentlich und geradezu wahnsinnig unser Literaturleben vielfach geworden, ersieht man aus einigen Ziffern, die aus der Statistik der deutschen Theater stammen. Im September gab es an 18 Berliner Sprechbühnen 270 Aufführungen ausländischer Stücke neben 128 deutschen. Im Oktober an 20 Bühnen 338 ausländische neben 162 deutschen. Von 162 deutschen Bühnen brachten 9 überhaupt keine deutschen Stücke. Die ausländische Presse bespöttelt bereits diesen überaus merkwürdigen Zustand, der wie kaum eine andere Tatsache beweist, wie unfruchtbar unsere Fruchtbarkeit ist. Die Ideologie des Zukunftseuropas, die seit der Verkündigung der Menschenrechte in gerader Linie sich bis zur Gründung des Völkerbundes weiterzieht, beruht zum allergrößten Teile auf wucherndem Intellekt, und so manche im übrigen prachtvolle jugendliche Idealisten, die sich mit herrlichem Schwung vor diese Triumphwagen spannen, wissen gar nicht, daß sie statt des vermeintlichen Bildes Gottes nur die Fratze seines Affen ziehen.

Dies ist auch der Grund, warum das Neue die Massen des Volkes so kalt läßt. Im Volke lebt noch die Verbundenheit aller Seelenkräfte untereinander. Es fühlt mehr, als es weiß, daß jede grundsätzliche Auflösung dieser inneren Verbundenheit Teufelswerk ist. Es will in allem Fortschritt Gott sehen, denn ihm ist die Welt nun einmal Gottes Welt. Wo also eine Sache undurchsichtig wird und rein im trüben Irdischen webt, da sieht es den Feind, der im Trüben fischt.

Digitized by Google

Es kann überhaupt kein reines Verhältnis zum Geist gewinnen, weil seine Kraft im Gemüte liegt, man kann auch sagen: im Geblüt. Seine Kraft liegt hier, aber auch zugleich seine schwächste Stelle. Sobald es nämlich die im überlieferten Glauben fest gegebene Richtung des an sich leicht unklaren Gemütes verloren hat, was wir von einem großen Teil der modernen Europäer leider behaupten müssen, ist es allen denen ausgeliefert, die, an dieser stärksten Kraft anknüpfend, sie ins Ungesunde und Abwegige führen. So kommen dann die brutalen vaterländischen Bewegungen der verschiedenen Länder zustande, die ihrem seelischen Gehalt nach Protestbewegungen sind, und zwar Protest gegen den mechanisierenden Geist, wie er in der Weltanschauung des Marxismus, dem echten Kinde des Hegelschen Intellektualismus, bis heute herrscht. Und so werden jene Kräfte, die den nationalen Literaturen und Kulturen ihren eigentümlichen Charakter gegeben haben, die wir uns nicht nur nicht wegdenken, sondern die wir sogar als in ihrer Weise entscheidende ansprechen müssen, ohne die Goethe nicht Goethe wäre, und Dante nicht Dante, jene Tiefenkräfte, in deren Bereich sich nicht nur die physische, sondern ganz wesentlich auch die geistige Geburt vollzieht, jene dem Menschen in seiner geistig-sinnlichen Art ganz unentbehrlichen und eigentümlichen Kräfte, verschandelt und mißbraucht. Wiederum hat sich an Gottes Stelle ein Affe Gottes gesetzt, und wiederum wirkt Zerstörung, was dem Aufbau dienen sollte. Gewiß haben wir noch einige Dichter, die tief aus den Quellen des eigenen Volkes schöpfen und überhaupt die Verbindung mit ihm gewahrt haben. Aber sie kommen nicht recht zur Geltung. Zu wild gehen die Wogen, als daß die stille Blume der Poesie darauf schaukeln könnte. Es fehlen die Ideen, die mehr bändigen als entfesseln. Und so kann kein Geistesleben werden auf diesem Grunde, der doch für immer naturhafter Saatgrund aller menschlichen Werke bleiben muß.

Eine internationale Literaturblüte, ohne daß die nationalen Literaturen blühten, gibt es nicht. Gerade an diesem Beispiel ist ersichtlich, worum es sich in diesen ganzen Ausführungen handelt. Wollen wir die Kultur Europas neu erstehen sehen, so kann dies nur dadurch Wirklichkeit werden, daß die Kultur der einzelnen Länder ihren charakteristischen Vorzügen gemäß sich entwickelt. In der nationalen Literatur aber das Geistige vom „Nationalen" unterscheiden, ist eine schwierige Sache. Es sind beides schlechthin inkommensurable Größen, weil einer verschiedenen Ordnung angehörend und weil ins Geheimnis des Lebens verschlungen. Goethe half sich, von Thomas Mann heute vorsichtig nachgeahmt, dadurch, daß er, dem gesunden Fühlen einer glücklichen Natur folgend, immer die Mitte zwischen jenen Polen suchte, die sich in den Gegensatzpaaren seiner Werke, Weislingen-Goetz, Werther-Albert, Clavigo-Carlos, Faust-Mephisto, Egmont-Oranien, Orest-Pylades, Tasso-Antonio, offenbarten, und also, wie Simmel es treffend ausführt, zur Ausgeglichenheit kommen mußte aus dem Leben selber, keineswegs aber aus dem Instinkt allein heraus oder gar aus einer abstrakten Idee. Was hier Goethe geahnt, was alle jene großen Männer der Geschichte, die stehengeblieben sind durch die Jahrhunderte, irgendwie gewußt und praktisch ausgeführt haben, mochte auch ihre Theorie nicht immer dazu stimmen, das ist nichts anderes als die berühmte Complexio oppositorum, die wir im Katholizismus haben. Kraft dieser Eigenschaft ist der Katholizismus der berufene Erbe alles Echten, weil eben in ihm immer der Raum dafür gegeben ist. Ob sich etwas gegen uns entwickelt, oder ob es etwa mit uns geworden, darauf kommt es gar

Digitized by Google

nicht an; denn fortleben wird es nur, wenn es in ein Lebendiges eingegangen, und eben dieses Lebendige, Strom und Tradition, das ist das Geheimnis katholischer Kultur. Es mag Zeiten geben, in denen weniger blüht als in anderen, aber auch dieses ist gleichgültig der Frage gegenüber, ob ein Zeitalter sich die sichere innere Struktur gewahrt habe, in der sich das Dasein der Seele offenbare. Wir haben sie und freuen uns dessen, obgleich wir wissen, daß nicht aller Reichtum der Zeit bereits in diese Struktur eingefügt ist und sich mit Blut von unserm Blut erfüllt hat. In diesem Wissen bergen wir das wahre Geheimnis des kommenden Europa, denn es ist tatsächlich eine geistige Strukturfrage und damit eine seelische Angelegenheit. Mag im politischen Leben das Ringen des Tages hier eine Rechte bilden und dort eine Linke, im kulturellen sind das Unmöglichkeiten, wenn man nicht überhaupt das Leben preisgeben will für einen dürftigen Ersatz. All das Große, was die neue Zeit als Forderung aufstellt, dessen Verwirklichung ihr aber nicht gelingen will, wollen wir auch, aber unserer Struktur gemäß und auf Grund unserer Daseinsbedingungen.

Wir brauchen den Weltfrieden nicht als eine Errungenschaft unseres Geschlechtes zu feiern, denn grundsätzlich ist er gegeben mit einem den inneren Menschen wirklich formenden Katholizismus. Wir haben es nicht nötig, die Menschenrechte von Voltaire und der Revolution zu beziehen, denn sie sind reiner und schöner enthalten in unsern eigenen Lehren. Wir haben keinen Grund, einen Völkerbund als Ideal hinzustellen, der in so vielen wichtigen Punkten weit zurücksteht hinter dem, was wir einst gehabt im katholischen Europa. Natürlich wollen wir das alles, aber wir wollen es auf Grund unserer Voraussetzungen, die etwas anderes zeitigen müssen als Gebilde, die deutlich genug in ihrem Wachstum die Mängel ihrer Idee verraten. Wir brauchen keine Angst zu haben vor den Strömungen aus der Tiefe des Volksgeblütes und -gemütes. Im Gegenteil wissen wir, daß Christus nicht darum Mensch geworden, damit wir in Abstraktionen schwelgen. In der ganzen Geschichte finden wir größte Rücksichtnahme der katholischen Kirche auf die Psyche eines Volkes, im gesamten Welteroberungszuge des Christentums wurden die nationalen Kräfte eingesetzt für Gottes Reich, und hat man Paulus verstanden, der gesprochen hat, daß es in Christus nicht Heide und Jude, nicht Sklaven und Freie mehr gebe, so hat man es doch beim gleichen Paulus nicht als Widerspruch empfunden, wenn er sich rühmte, ein Hebräer zu sein. Man muß hier nicht auf einzelne Vorgänge und einzelne Taten sehen, sondern eben auf die, in denen sich das Prinzip offenbart. Erst wenn man sich einmal darüber klargeworden, wie vielfältig die nationalen Kräfte eines Erdteils sind, wie verschieden die Menschen untereinander, wie ungeheuer die Zahl der Ideen, denen sie dienen, wie märchenhaft gemischt diese Kultur, die sich in Jahrhundertbildern vor dem Auge des staunenden Historikers abrollt, erst dann versteht man die Leistung, die vollbracht wurde, als es gelang, einer solchen Kultur Halt, Kraft, Blüte und vor allem Einigkeit zu geben. Vom Fundament kam das her und vom göttlichen Ziele. Durch die Struktur war es bedingt, die in diesem Organismus Prinzip der Ordnung und des Lebens war. An dem Werk, das heute getan werden muß, an seiner Ungeheuerlichkeit und geradezu Menschenunmöglichkeit ermesse man, was einst geschehen, als dieses Werk wirklich vollbracht war. Welch eine erhabene Sicherheit gibt dem schaffenden Katholiken dieses Gefühl und dieses Bewußtsein, das Sinn ist in seiner Welt. Denn unzähligen Menschen heute hat sich dieser Sinn in einen totalen Nichtsinn oder gar Unsinn verkehrt.

Digitized by Google

Welch eine Freude für jedes Talent bei uns, wenn es sich sagen muß, daß es mitwebt an dem einen großen Gewebe, dessen Stücke nicht Fragmente sind, sondern Teile eines Ganzen. Welch ein Erfolg für jeden unserer Schritte, wenn wir doch bestimmt wissen, daß sie dem Ziele dienen. Eine wahre, tiefe Befriedigung gewährt es gerade dem Menschen von heute, daß er sich noch zurechtfindet, wo eben dieses Sich-zurecht-finden-Können für Unzählige ein unlösbares Problem geworden. Sie wissen ja, nachdem die absoluten Normen für sie gefallen, gar nicht mehr, ob ein Schritt von ihnen Fortschritt oder Rückschritt ist, ob das Gute, was sie tun, nicht am Ende ein Fluch, ob der Fluch, den sie sprechen, nicht am Ende ein Segen. Wenn man unter diesen Gesichtspunkten die kleine und doch beständig wachsende katholische Literatur unseres Vaterlandes würdigt, dann versteht man erst ihre Bedeutung, und man würde sie noch mehr verstehen, wenn alle katholischen Dichter sich dieses ihres Geheimnisses voll bewußt wären. Daß sie die Sprache beherrschen, wird von ihnen verlangt, wie von allen andern. Daß sie überhaupt im wirklichen Sinne schöpferische und gestaltungskräftige Menschen sind, teilen sie ebenfalls mit allen andern. Daß aber ihr Werk eine bestimmte innere Struktur aufweise, daß es in all seiner Schlichtheit doch gerade dadurch dem Jahrhundert Weiser und Maß sein könne, das ist bei ihnen einzig und gibt ihnen eine einzigartige Aufgabe.

Zu beklagen ist es, daß die Trennung der verschiedenen Gebiete des Lebens auch im katholischen Volksteil so weit vorgeschritten ist. Der bedeutende Politiker weiß wenig vom bedeutenden Dichter, und umgekehrt mag es auch oft genug ähnlich sein. Über dem notwendigen Zusammenhang mit den literarischen Strömungen der Zeit wird jener andere vergessen, nämlich der mit den Lebensinteressen des katholischen Volksteils, die wiederum zusammenfallen mit den Lebensinteressen unseres ganzen deutschen Volkes, ja, des kommenden Europa. Wie das erreicht werden soll? Nicht durch Zusammenkünfte nur, die am Ende — so schön sie sind — viel kosten und Zeit rauben, auch nicht durch künstliche Mittel irgendwelcher Art, nein, durch jenes Element, das ohne künstliche Zutaten ein solches Ergebnis von selber herbeiführt. Der mittelalterliche Universitätsprofessor sowohl wie der Politiker oder der fahrende Spielmann waren doch untereinander eins und dienten dem gleichen Ziele, weil sie aus dem gleichen Glaubensgefühl heraus schafften. Das war das Meer, das alle Schifflein trug, die kleinen wie die großen. Das war die Luft, die alle atmeten, die Mächtigen und die Geringen. Das war der Wurzelboden, aus dem alle keimten, die Blühenden und die Blütenlosen. Nur aus einer Gemeinde der Gläubigen heraus kann sich die Zeit erneuern, denn nur in einer solchen wird sich das Geheimnis jener Struktur aller Dinge finden, die ihren Bestand sichert und fruchtbar macht.

In vielem einig mit den edlen Menschen, die sich in allen Lagern um ein neues Europa mühen, dienen wir diesem Werke auch mit Gefühlen, wie sie uns nur eigen. Uns ist Europa, in dessen Geschick wir uns als Deutsche inniger als jedes andere Volk verflochten wissen, nicht nur eine wirtschaftliche oder politische Einheit, ja, nicht einmal nur eine geistige und kulturelle, in deren Struktur wir heimisch sind, es ist uns noch mehr, es ist uns ein heiliges Land. Wie alle Gotteswerke, die zugleich Menschenwerke sein wollen, sich in die Bedingung des Menschlichen fügen und sich von ihnen mitbestimmen lassen, so mußte auch ein Erdteil erwählt werden, der der Verbreitung des Reiches Christi Wiege und

Digitized by Google

Ausgangspunkt sein wollte. Als Petrus nach Rom zog, da fiel diese große göttliche Entscheidung, die einen Kontinent über alle andern erhob und ihm ein und für alle Mal, soweit wir jetzt sehen können, eine alle Interessen überragende Bestimmung gab. Damals wurde Europa ein heiliges Land. Damals senkte sich auf die europäischen Völker eine erhabene Weihe. Damals gingen über diesen Ländern, Bergen und Strömen Sterne auf, größer und gewaltiger als alle Gestirne der Geschichte. Dieser Boden ist wie kein anderer geheiligt durch das Blut der Märtyrer. Durch dieses Land zog Benedikt, um von da seine Söhne in die weite Welt zu senden. Durch dieses Land wanderte Franziskus und erfüllte es zuerst mit dem Wunderhauch seines Wesens und mit dem Wunderklang seiner Lieder. In diesem Lande löste trotz aller Verbrechen, die auch hier geschahen und hier nur um so furchtbarer waren, weil Sakrilegien am heiligen Ort, eine Generation von Heiligen die andere ab bis auf den heutigen Tag. In diesem Lande erwuchsen zuerst aus frommen Basiliken die romanischen Bogen, und in diesem Lande rief zuerst die gotische Seele ihr jubelndes Sursum corda. So phantastisch mag dies dem einen klingen, so rhetorisch dem andern, es kommt aber nicht auf dieses und jenes an, sondern auf die Wirklichkeit, die allerdings so strahlend ist, daß man ihr gegenüber die Sprache des Alltags verliert. Verlorengegangen sind uns diese Wirklichkeiten, weil keiner sie mehr verkündet. Aber darum wird dies geschrieben, damit es am Ende wieder Menschen wecke, die mit größeren, gläubigeren Augen über unsere Auen und Wälder schauen, als mit denen der irdischen Spekulation oder der klugen Politik. Unsere Vergangenheit ist gar nicht zu verstehen, wenn wir sie nicht als eine heilige begreifen, und eine Zukunft, die nur in etwa dieser Vergangenheit gleichen soll, ist nicht zu bauen, wenn sie nicht auch eine heilige sein soll. Der Dichtung ist es gegeben, diese Gefühle und diese Anschauungen wieder zu wecken. Ein Interesse wird sie damit befriedigen, das nur scheinbar in den Wolken zu schweben scheint, in der Tat aber das realste von allen ist. Erfüllung der von der Vorsehung gesetzten Bestimmung, das ist doch wohl das Geheimnis von Segen und Fluch für jedes Dasein. Darum muß sich auch Europas Segen und Fluch in dem vollenden, was seine tiefste und innerste Bestimmung war . . .

Soweit es der „Gral"-Redaktion gegeben ist, haben wir begonnen, den Gedanken von einem geistigen, ja, von einem heiligen Europa in die Tat umzusetzen. Gewiß werden gerade unsere Leser, schon der Idee wegen, dem Jahrbuch, das wir soeben im Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn, herausgegeben, und das den Titel trägt „Das geistige Europa", ihre besondere Aufmerksamkeit schenken. Bei allen Mängeln, die einem ersten Versuch anhaften, läßt es wenigstens ahnen, welche Aufgaben unserer noch harren. Wir geben darin, unterstützt von ausgezeichneten Männern aller Nationen, einen Einblick in das Schaffen der Menschheit von heute. Wir suchen zu sammeln alle jene Werke und alle jene Gedanken, in denen Licht von jenem Lichte ist, das am Morgen abendländischer Kultur über den Bergen Europas emporstieg. Wir wissen um unsere Ideale, aber wir wissen auch um die kleinen Schritte, die dem kleinen Menschen auf dem Wege zu ihm zu tun vergönnt sind. Von der Mitarbeit und von der Unterstützung unserer Freunde wird es abhängen, ob wir jenen Versuch erneuern können, der zweifellos in seiner Weiterführung einen erheblichen Fortschritt in der Richtung all dessen bedeutet, was Europa und Deutschland eine bessere Zukunft zu bringen vermag.

Digitized by Google

Orient-Ode

Von Francis Thompson

(Übersetzung von Aug. Seither)

Sieh, wie in des Ostens heil'gem Chor
Der Tag, ein gottgeweihter Priester,
Im vollen Schmuck des Festornats
Langsam hebt, mit Ehrfurcht hebt,
Aus des Orientes Tabernakel
Jenes hochgelobten Sakramentes Scheibe,
Das Segen durch die Frühe streut;
Und wie am End' der feierlichen Prozession
Wenn in erlauchtem Ritus, wie sich ziemt,
Die Erd' gesegnet ist, — eh' noch mit feinen Fingern
Der Akolyt im violetten Rock, das Abendglühn,
Der priesterlichen Stola ihn entkleidet, —
Zum hohen Abschluß des geheimnisvollen Festes
Er die Sonne in erhab'ner Exposition
Einsetzt in des Westens flammende Monstranz!
O salutaris Hostia,
Quae coeli pandis ostium!
Durch die Bresche in dem Wall der Nacht
Bist du, mächt'ger Stürmer, vorgebrochen, —
Ein Gott, den keiner sehen darf und leben! —
Getragen wirst du in der glanzumstrahlten Lade,
Dieweil die Erde, wie ein froher David,
Tanzt vor dir vom Dämmerlicht zum Dunkel.
Der Mond, — — doch laß die bleiche Eva, die gefall'ne,
Schau lieber ihre schöne, größre Tochter an,
Wie ihre furchtbar'n Wasser sie dir bietet,
Daß auf dein erstes weißes Ave sie empfangen!
Es kleiden deine Blicke sie, die Schlichte,
In jeden wünschenswerten Zauber,
Und Anmut sprießt und Lieblichkeiten
Unterm Glanze deiner Augen auf.
Gewiß, sie war zuerst wie eine Maid,
Die seufzend meint, sie sei nicht hübsch,
Und heimlich sich und bang betrachtet,
Bis süßes Lob den Reiz hervorgelockt,
Den schmeichelnd es an ihr beschwört.
Jawohl, dein Blick, du wonnevoller Freier,
Schafft die Schönheit erst, die er erschaut.
Welch niedlich Spiel von feinem Schein und kleinem Trug,
Arglistig eingesagt von Liebe ohne Arg,
Lehrt sie zu zieren ihre schlichte Lieblichkeit,
Wenn in des Morgens Toren widerspiegelnd
Sie deinen Helmbusch glitzern sieht!

Digitized by Google

Und so gibt für die Lieb', die deine Morgengabe ist,
Obschon ihr Herz zuerst geängstigt
Der Gunst sich sträubt, die viel erheischt,
(Hat doch aus eigner Kraft die arme Maid
Gar nichts in sich, nicht einmal Liebe,
Nur eine unbewußte Liebesleere!)
Die Erde dir als Gegengabe Blütenheiligkeiten.
Und heil'ge Düfte hüllen ihren Busen ein,
Der unter Druck nur süßer wird,
Wenn auch in holder Scheu, aus der die Freude zittert,
Vor deinen Armen sie noch schüchtern bebt,
Bis, wenn die Stunde deiner Heimkehr schlägt,
Der Abendstern die lachende Gefang'ne
Vom wunscherfüllten West geleitet. —
Und auch die Majestät der Himmel
Bekundet deine süßen Schauer,
Bekennet deine Schrecken, deine Wonnen,
Die von dir stoßen, an dich reißen.
Du brüllst, o Sonne, wie ein Löwe,
Auf den gehetzten Fersen deiner Satelliten;
Vor deinem fürchterlichen Jagen rennen die Planeten;
Jeder rollt in Schrecken seine Bahn,
Jeder flieht in unverminderbarer Hast,
Seitdem die Jagd der Welt begann,
Vor deines Angesichtes allgewalt'gem Nahen,
Und fühlt sich doch geführt an deiner Strahlenleine.
Seitdem die Jagd der Welt begann,
Von Schrecken gepeitscht, von Verlangen gezäumt,
Geht's in gewaltigem Laufe voran;
Von Schrecken gespornt, von Verlangen geleint,
Liebt jeder den Zaum, scheut jeder den Zorn,
Seitdem die Jagd der Welt begann,
Mit fürchtender Liebe, mit liebender Furcht,
Verbindest du mit dem Weibe den Mann,
Und Leben wandelt mit dem Tod,
Vermählt geheimnisvoll, und mischt in eins
Fremdartigen und doch verwandten Hauch.

Du bist das fleischgeword'ne Licht,
Dess' Ahne ahnenlos und jenseits lebt
Von Tod und Auferstehung unsrer Tag' und Nächte.
An seiner Statt führst du den Herrscherstab
Mit Doppelvollgewalt — für Wohl und Weh';
Du spendest Lieb und Schönheit und Verlangen,
Du bist der Schreck, die Anmut und die Läuterung,
Die Todesmacht und Lebenskraft des Feuers!
Samsons Rätselreden sind erfüllt
Gesamt in deinem Doppelszepter:

Digitized by Google

Aus deiner droh'nden Stärke,
Feuerlöwe, Feuerlöwe,
Fließt der Honig aller Süßigkeit,
Und Nahrung kommt von dir, dem Würger.
Wenngleich bei deinem Wechselodem
Ein jeder Kuß, zu dem du drängst,
Zurückhallt aus den wind'gen Todesgrüften,
So kündet deine laute Bürgschaft droben
Doch, daß auch des Todes Schwinge
Geheimes Echo wecken muß
Von Lieb und Lebens ungeahntem Wachsen;
Daß selbst die Küsse der Gerechten
Nicht ohne Auferstehen in den Staub versinken;
Ja, jeder Kuß, den ich gegeben,
Auf meiner Lipp' im Himmel wird er triumphieren,
Oder in der Hölle wie ein schimpflich Krebsgeschwür
Dran haften.

Kennst du mich nicht, du Sonnengott?
Ja, wohl kennst du das alte Wunderding,
Die Kinder kennst von Zeus und Maja du,
Und lehrst sie immer noch, du lichter Bruder,
Nach alter Weise
Die Wahrheit, so ein Erbteil ist von ihrem Ahnen,
Zu hüllen in das Fleischgewand von ihrer lieben Mutter.
Du lehrtest meine Finger zupfen
Den Psalter mit den Flammensträngen,
Bis ich's gelernt, und übertragen kann —
Und übertragen leidlich gut —
Auf ird'sche Saiten
Den süß-geheimnisvollen, unhörbaren
Klang der Himmelsharfen,
Das weiche Sehnsuchtslied der Welt.
Du flüsterst in der weißen Luna Ohr,
Und sie, sie flüstert in das meine, —
Wenn ich und sie zur Nachtzeit bei einander, —
Mit ihrer himmlischen, jungfräulich reinen Stimme;
Da lausch ich Dingen, die ich nicht erzählen kann
Nur halb so süß, wie sie erzählt,
Mit Innigkeit.

Durch sie, das Weib, die Erde lebt, o Herr,
Doch für die Erde sie; und in dir beide.
Licht vom Lichte,
Strahlend, machtvoll Wort
Des Unerhörten!
Nicht vor dir, du großes Sinnbild, nicht vor dir,
Hat seine Knie umsonst gebeugt der weise Heide;

Digitized by Google

Und wenn in Zeiten, wo der Glaube eingefroren,
Auch ich anbeten sollt',
Dann sei es mir gedeutet
Als lichter Wissensgötzendienst.
Gott verlieh dir sichtbar'n Donner,
Um auszusprechen das Geheimnis deiner Wunder;
Was brauch ich noch Prophetenstimmen,
Wenn beim Schalle deiner flammenden Trompeten
Von deiner hohen Wart'
Ich sehe, wie die Siegel schmelzen,
Und die Offenbarung sich enthüllt?
Braucht, um an Gott zu glauben, einen Engel noch,
Wer nur beachtet die Rhetorik deiner Feuertaten?
Die zu preisen — — und könnt ich auch
Nur halbwegs Huldigung damit verbürgen, — —
Möcht' ich in einem Liede wagen,
Das in seinem Kern ein schwelendes Geheimnis trüge,
Aber so voll vieler feiner Deutung wäre,
Daß kein hast'ger Gedeon
Aus hohler Hand sie könnte schlürfen.

Sieh', darum hält mein Bitten an,
Daß du, des Isaias Feuerkohle,
Von jenem Altar rührst an meine schwachen Lippen,
Und entgegennimmst als heil'gen Lohn ein leuchtend Lied.

In deine eigene Gestalt
Rundest du den Chrysolit der Traube,
Und bindest deinen gold'nen Blitz in seine Adern;
Du füllst des Regens weiße Scheuern.
Zerstörer und Erhalter,
Der du Krankheit heilst und der Gesundheit
Unbedanktes Mark bist;
Wir beugen uns vor deiner sichtbar'n Herrscherherrlichkeit
Und vor dem Strahlendiadem auf deiner Stirn.
Gibst du denn nicht dein eigen Blut dahin,
Auf daß die Erd', die stürmische Mänade, trink' und tanze?
Bist du das Leben nicht von allen, die da leben?
Ja, in freudezitterndem Advent nimmst Wohnung du
In unserm Leibe wie in einem Tabernakel!
Du zügelst das Gebiß der Zeit mit deinen Satzungen,
Und missest aus das unaufhaltbar Schreiten ihrer Füße.
Du bist für deine Braut, die Welt,
Ihr Gatte; sie dir Weib und Kirche,
Die, wenn ihr Gebieter fern,
In nächtig dunklem Witwenschleier
Kalten Kummer trägt bei deiner Bahre.
In neue Unschuld kleiden sich die Himmel

Digitized by Google

Allein ob deines Sakramentes Mitteilung.
Ihr nächtlich Weinen ist das Sinnbild unsres Betens,
Unsres dunklen Suchens,
Und sündenvollen, trostberaubten Wachens.
Ja, zweieinig harrt in stummem Flehen
Der wesenhafte Himmel und die körperliche Erde,
Es ruft der Geist und ruft die Braut: o komm!

Sieh! Als der geringste deiner Magier
Eil ich mit meinem Gold, mit Weihrauch und mit Myrrhe
Hin zu deiner langerwarteten Epiphanie
Vom duft- und würzereichen Morgenland der Poesie.
Du, für das Leben aller, die da leben,
Das Opferlamm, geboren täglich, täglich hingegeben,
Nach welchem meiner Verse Flügelschlag sich sehnt,
Voll Glut, die du entfacht,
Zu dir, o Sonne — oder ist's vielleicht zu Christus?!
Jawohl! Wenn Menschen von mir sagen,
Daß im Angesicht des hohen Himmels
Ich immer nur die heiligen Symbole finde,
Die meine Festaltäre feierlich umsteh'n,
Amen, sag ich, Amen! Denn wie könnt' es sein,
Wenn mit beschwingtem Fuß
Die ganze wind'ge Erde ich durchlaufen,
Der Sonne ihr Geheimnis ausgefragt,
Gehört, was laut die Sterne mit einander rufen,
Wie könnt' es sein, daß ich ließ' unbeachtet,
Was alle wie mit *einer* Stimm' mir raten:
„Daran, du Sänger, seh'n wir, ob du sehend bist:
Wenn Menschen zu dir sagen: siehe, Christus hier!
Wenn Menschen zu dir sagen: siehe, Christus dorten!
Glaub es ihnen; ja, und noch eins, — dann bist du ein Seher —
Wenn all dein lautes Rufen
Nichts andres heißt als nur:
Sieh hier! sieh dorten! Ach ja: sieh allerorten!"

Digitized by Google

Das Sündenwasser

Roman von Heinrich Luhmann

Wasser

EVERHARD KAMP hatte eine Bauernstelle für zwei Pferde Arbeit inne. Das Dorf liegt in der westfälischen Ebene, die, von südlichen Höhen niederwellend, hier geruhsam in die Breite gleitet. Zu oberst läßt sie Waldstreifen zurück, dann einen Ring fruchtbarster Ackererde. Sie selbst hat an Wald nur noch Gehölz, das wie verstreuter Same an allen Enden aufgegangen ist. Die Äcker dazwischen sind nicht gerade schlecht und karg: Lehm, Mergel und Kleie wechseln. Aber das meiste ist doch schon Sand.

Zur nördlichen Tiefe hin zieht sich in grüner Breite ein Wiesengürtel, einem Flusse zu beiden Ufern folgend. Es ist ein tückisch Wasser, das mit Gras und Blumen seine Falschheit schön umkleidet. Nicht sehr breit, ist es von einer Tiefe, die der sengendste Sommer nicht ausgetrunken hat. Die fröhlich schadlose Wildheit seiner Bergbrüder fehlt ihm. In Kolken und Strudeln verbeißt sich seine Gier. Größe hat es nur, wenn ihm der Himmel zu viel gibt. Dann braust es über die weidenumbuschten Ufer, die es im engen Bett fressend unternagt und unterwölbt hat, schlägt die Mahd auf den Wiesen und Feldern und wagt sich bis an die Hausgärten. In den Dörfern, die in der Senke zwischen Ackergürtel und Wiesenstreifen in mehr als meilenweiter Entfernung voneinander liegen, geben sie sich in sein Wesen wie in ein Schicksal.

Die Gegend ist noch heute von einer Einsamkeit, die kein Eisenbahnrad zerreißt und kein Fabrikschornstein durchqualmt. Ein völlig abgeschlossener Erdenwinkel, darin nur Pflug und Halfter galt, muß sie einst gewesen sein. In solcherart Umgebung war der Bauer Kamp einigermaßen rechtlich in die dreißiger Jahre gekommen.

Bäuerlichen Bewohnern entlegener Landstriche sind nicht selten überlieferte Rechtlichkeit und geschriebenes Gesetz zweierlei Dinge. Sie setzen ihrem Handeln oft weitere Grenzen, als gemeinhin erlaubt ist. Selbst die Religion, die ihnen in Lohn und Strafe am wirksamsten ist, rückt sie nur schwer ins Statthafte zurück. Das Wasser, das die Wiesenüppigkeit der Gegend geschaffen, vernichtete sie auch sehr oft wieder, indem es mit listiger Bosheit seine Fluten über alles schwellende Grün ausspie. Sommerlang konnte es stehen. Trat es endlich zurück, so hinterließ es einen Schlamm, der das Gras ungenießbar machte. Selbst die Streu im Winterstall hätte den davon fressenden Tieren Krankheit oder gar Tod gebracht. Nun heuten die Bauern des ganzen Ufers diese Mahd mit besonderer Sorgfalt und verkauften sie in die Stadt, ohne die Schädlichkeit einzugestehen. Über eine Generation taten sie so und gingen darob unbekümmerten Herzens zur Beichte, bis sie empfindliche Strafe von Gerichts wegen traf. Ihre Jagden, damals wie die Fischerei das weite Ufer hinab und hinauf in ihren eigenen Händen, waren eigennützigem Schlachten hingegeben und darum arm an edlem Wild. Am andern Ufer des Flusses, jenseits der Weiden, zogen sich in unübersehbarem Dunkel die Wälder des Grafen Geehlen hin. Es war altheimliches, durch nichts auszurottendes Recht der Dörfler von diesseits, dort in den Nächten auf die gräflichen Rehböcke zu gehen. Der begütertste Bauer machte zu diesem Zweck mit seinem Knecht gemeinsame Sache.

Digitized by Google

Manch stumme Nacht hat Menschenblut getrunken. Nicht selten trug der Kahn, der im Busch immer bereitlag, einen Toten über das Wasser zurück. Es ist längst nicht alles gerächt worden, was sie hüben und drüben, bei Bäuerlichen und Gräflichen, auf die Kirchhöfe tragen mußten. Und es ist erst recht nicht alles bekanntgeworden, was sie im Streit erschlugen und in ungeweihter Erde oder im Fluß versenkten.

Die Zeit lag unserer Gegenwart weit abgewandt, und die Gegend war von größter Einsamkeit.

Der Bauer Everhard Kamp hatte ihrer aller Blut, ohne besonderen Drang zum Guten oder Schlechten. Nur daß ein flammender Zorn ihn für eine jähe Kürze gefährlicher machen konnte. Er war nicht arbeitsamer als sie alle, eher zum trägen Hinleben geneigt. Was sein Jagen und Fischen ihm an Zeit ließ, gab er den Äckern.

Die Bauerschaft zählte sechs zerstreut liegende Höfe, die sich in ihren Größen aus Urbesitz gehalten haben mochten, und ein paar Hütten. Kamps Besitztum lag zuweitest vom Wasser, immerhin aber doch nicht mehr als tausend gute Schritt. Inmitten des Hofes stand das Haus, von dem lehmwandigen, halbzerfallenen Backs und der noch strohgedeckten Scheuer zur Rechten und Linken umgeben. Es war selber nicht viel besser erhalten als seine Nachbarschaft und drohte in gelösten Giebelbrettern gleichfalls zu verfallen — einem langsamen, aber sicheren Verfall schien überhaupt alles hier entgegenzugehen.

Das Haus stieß mit der Deelenseite — die große vierteilige Fuhrtür war der einzige Eingang — auf die alte Heer- und Poststraße vor, die sie den Hillweg nannten. Urheilige Geheimnisse mögen in seinem Namen begraben liegen und Völker auf ihm gezogen sein in erster Frühe der Geschichte. Vom Brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm war der alte Weg erbreitert und hatte eine gleichfalls schon zurückliegende Zeit den Verkehr vom Clevischen Land in seine östlichen Besitzungen getragen. Obschon nicht mehr als ein breiter Rain ohne eigentlichen festen Grund, mit Sandblößen auf dem Rücken und dichten Graspfaden an den Seiten, war er der einzige Weg in die Welt. Als solche galt den Einhöfern vorerst das zwei Meilen entfernte Kirchdorf. Zur nächsten Stadt, die, weiter vom Flusse abgerückt, nach Süden sich in die gesegnete Fruchtbarkeit der Felder gebettet hatte, waren es vier.

Kamp war verhältnismäßig früh, mit dreißig Jahren, Erbe geworden, nachdem sein Vater, der alte Jans Kamp, sich im Schnaps ertränkt hatte. Das Schicksal war nicht selten für jene Gegend und die Zeit. Der Sohn fand den Vater eines Morgens auf dem Mistfall liegen, erstickt, blauschwarz im Gesichte und furchtbar entstellt. Dieser Anblick und die Erinnerungen aus langen Jahren verekelten ihm das Trinken gründlich. Everhard blieb sich darin mit einer Stetigkeit treu, die verwunderlich war bei der Lässigkeit, mit der er seine Leidenschaften sonst hielt.

Er heiratete für seine Verhältnisse gut, ja, eigentlich über sie hinaus.

Es hat bei den Verwandten der Braut reichlich Mißbilligung abgesetzt, daß sie von der größeren Elternstelle auf die geringe zog. Was Anna Schulze Hellhoff zu der Heirat bewogen hat, muß doch wohl Liebe gewesen sein, wenn überhaupt jemals letzte Klarheit über ihr Tun geherrscht hat. Äußere Dinge konnten bei ihr nicht mitspielen. Auch nicht besondere Männlichkeit Kamps: er war damals schon hager und hoch, mit dem knochigen langen Gesicht der Gegend und von einer flächsernen Blondheit.

Digitized by Google

Anna war am Rande des südlichen Höhenzuges daheim. Auf einer jener prunkhaften Hochzeiten, die dort ererbte Sitte für nötig hält und die der Reichtum des Bodens gestattet, war Everhard um seiner Verwandtschaft willen geladen gewesen. Hier legten die beiden jungen Menschen den Grund zu Verlöbnis und Ehe.

*

Anna wahrte die erste Zeit ihre frische Aufgeschlossenheit.
Sie war von einer fröhlicheren Gemütsart als die meisten Menschen der Flußniederung. Auch in ihrem Äußern unterschied sie manches von ihnen. Die knochig hagere Herbheit, die dort auch den Frauen eigen war, hatte sie nicht. Dafür aber eine feine Zartheit, die nicht bäuerlich war. Die Nähe der Heimat zu einer alten, reichen und berühmten Kulturstadt — derselben, zu der sie auch am Wasser gehörten — mochte in ihrem Blut irgendwo und irgendwann wirksam geworden sein.
Die größere Einsamkeit ertrug sie gut. Ja, sie lernte die schwermütige Weite des Landes nach und nach lieben. Sie hatte die Kraft, sich auch die toten Dinge nahe sein zu lassen. Zum Wasser hin, vom Fenster der Stube sichtbar, standen drei Pappeln einsam und traurig. In ihnen sprach die Stimme der Landschaft zu ihrer Seele.
„Sie ist eine Gräfliche," spottete die Kleinheit um sie her, „in das gläserne Schapp sollte Everhard sie setzen, nicht aber auf den Melkschemel."
Und doch tat sie auch hier ihr Werk mit Magdfleiß. Aber mit einer leise lächelnden Güte. Nicht mit der tierhaften Qual vieler in jenem Land, die ganz in der Arbeit versinken. Strich sie des Tieres Euter, dann konnte sie ihm seine Gabe in Liebe abbetteln. Senkte sie die Saat in die Erde, so küßte sie ihr Mund. Schlüpfte unter ihren seligen Händen ein Kücklein aus dem Ei, dann sang sie dazu und war voll Fröhlichkeit über das Wunder der Erweckung.
Wie aus einem fremden glücklichen Land war sie unter dies Dach gekommen.
Der Bauer, sah er sie so, erschrak und fragte sich, was es um sie sei. Ehe er sich aber Antwort gab, war ein hartes Wort da, das sie schlug:
„Dein Lachen und Spielen, Weib, schmiert kein Rad und drischt kein Korn. Lasse es den Kindern und Narren."
Da ging eine Traurigkeit über sie nieder wie ein Wetter im Frühlingsblühen, aber sie schwieg und gab sich mit neuen Kräften an die Arbeit.
Es war nicht Art der Menschen an diesen Ufern, Liebe zu zeigen. Auch die junge Ehe änderte da nicht viel. Der Mann sah im Weibe vorerst Genossin seiner Arbeit. Kamp hielt es ganz so wie sie alle.
Um diese Zeit hatte der Graf einen neuen Förster in sein Revier eingestellt. Der Mann stammte vom diesseitigen Ufer und war als Tagelöhner ehedem der berüchtigste Wilderer der Gegend gewesen. Eine ihm listig gegebene Aufseherstelle im sichersten Waldwinkel hatte ihn erst kirre gemacht. Jetzt auf den vorgeschobenen und verwegensten Posten des Reviers gestellt, ging er gegen die einstigen Genossen mit einer tollwütigen Schärfe vor. Es lief ein dunkel Gerede in den Dörfern um, er habe bereits im ersten Winter einen Diesseitigen auf dem Gewissen gehabt. Sicher war, daß er seinen eigenen Schwager, den Schuster Mertens im Kirchdorfe, zum Krüppel geschossen hatte.
Sie nannten ihn am ganzen Ufer den „roten Schlächter". Seine Gefährlichkeit hielt sie indessen von ihren nächtlichen Fahrten keineswegs ab. Im Gegenteil,

Digitized by Google

sie reizte die Frevler, die sich nun zu Rotten zusammenschlossen, zu immer kühneren Unternehmungen.
Kamp fehlte selten eine Nacht, sein Weib lag dann allein die langen Stunden Ungewißheit, ob Leben oder Tod der Morgen bringen würde.
Hier war es, wo auf die leichte Kindheit ihres Wesens die ersten Schatten fielen.
Oft waren diese Nächte voll von einer blauweißen Helle, die aus Mondschein und Schneeflimmer zusammenfloß. Die Kammer war damit gefüllt wie ein Gefäß.
Dann war es dem jungen Weib, als müsse es ertrinken in dieser Verlassenheit.
Sie lag unter dem Fensterkreuz, das der Schatten grausam groß auf sie warf, und wähnte sich manchmal an ihm aufgerichtet. Schmerzen litt sie nicht in solchen Stunden. Sie war herausgehoben aus dem Sein in eine Art Vergessenheit, die nicht Schlaf noch Wachen war. Nur daß ein nahes Hundegebell sie aufschrekken oder ein ferner Flintenschuß sie schauern ließ.
Im Morgengrauen kam dann der Bauer in die Kammer, noch heiß von der Leidenschaft der Nacht, den Atem von Erde, Tier und Wald an sich tragend, in drängender Mannheit.
Ihre Ehe ging in das dritte Jahr, ohne mit einem Kind gesegnet zu sein.
Der Bauer wartete darauf wie auf etwas ihm Schuldiges. Anna, im tiefsten Wesen Mütterlichkeit, sehnte sich nach einem Gefäß ihrer Liebe.
Es war ein Abend im Mai.
Mit dem Tag glitt eine arbeitsschwere Woche in den Sonntag. Es war eine verhaltene Süße im Duft der Welt, im Blühen der Bäume, im Atmen der Wiesen, im Wellengang des Flusses.
Das junge Weib hatte sein Werk getan und saß am Brunnen.
In den Ställen an der Deele schlief das Vieh, das nicht auf den Weiden ging. Sie hörte sein wohliges Schnaufen und hin und wieder eine klirrende Kette.
Plötzlich hub drinnen eine Stimme zu jammern an. Das ist das Lamm, dem gestern die Mutter gestorben ist, dachte Anna.
Sie sprang herzu, holte das verlassene Tier hinter seinem Verschlage fort und nahm es auf ihren Schoß. Es hörte nicht auf zu klagen. Sie drückte es an sich, da aber, als es die Blutwärme des lebendigen Leibes über sich kommen fühlte, ward es sogleich still und barg den Kopf an ihrer Brust. Da floß die Liebe des Weibes auf die Kreatur nieder, Anna herzte das Tier und ward fröhlich dabei.
Sie wähnte sich einsam in ihrem mütterlichen Geben. Da stand plötzlich der Bauer vot ihr.
„Es ist unnütze Arbeit," sagte er, „und groß wird es doch nicht."
Seine Stimme war hart und unwillig.
Anna deckte es schützend mit den Händen, als verteidige sie es gegen einen Feind, und ihre Augen standen mit einem Male voll Tränen. Vom Apfelbaum, unter dem sie saß, waren rotweiße Blütenblätter in ihr Haar gefallen.
Da sah der Bauer zum ersten Male in ihre Seele.
Er wurde plötzlich leise und behutsam. Er stand und umfaßte das Bild vor sich, und seine naturhaften Sinne deuteten es ihm. Dann beugte er sich zu seinem Weibe nieder, griff ihre Hand und sagte mit einem Beben, das seiner harten Stimme ungewohnt war:
„Anna, es ist so ein schöner Abend, laß uns ein Stück auf den Hillweg gehen."
Sie erhob sich gleich und trug das nun völlig ruhige Tier in sein Lager. Dann folgte sie ihrem Manne, der bis zum Heck vorausgegangen war.

Digitized by Google

Die alte Heeresstraße säumten hohe Hecken. Wilde Kirsch- und Apfelbäume standen dazwischen. Davon war die Luft süß. In einer Pappel sang eine Amsel hoch und selig und zum Wasser hin eine Nachtigall.
Kamp hielt Anna an sich, und sie folgte ihm willenlos, bedrängt von der Erschlossenheit seines Wesens. Der Duft ihres Haares schlug zu ihm hoch. Plötzlich hielt er inne, löste seine Hände, nahm ihren Mund und küßte ihn mit einer scheuen Inbrunst, als wäre es das erstemal.
„Anna," sagte er dann, und ein Schüttern schlug den starken Mann, „ich habe so harte Hände! Anna, so harte Hände, sieh hier! Für den Sensenstiel sind sie gut und für den Pflugsteert, aber nicht für dich. Du bist doch eine Gräfliche und paßt nicht an unser Wasser. Ich hab's nicht gewußt und weiß seit heute, wie du bist. So weich wie das Fell des Lammes, das du im Schoße hattest. So ist alles an dir, und so rein . . ."
Sein ganzes Wesen schien sich gelöst zu haben.
Eine quellende Beglückung stieg in dem jungen Weibe auf. Sie lag mit geschlossenen Augen an seiner Brust.
Als sie endlich weitergingen, war die Amsel verstummt. Die Nachtigall allein beherrschte die Stille.
Die Nacht senkte sich bläulich auf die weißen Wiesen. Das Wasser strömte durch sie hin. Nacht und Ferne dämpften sein Drängen zu ruhevoll tiefem Gleiten.
Den Pfad durch die Wiesen wollte Kamp sein Weib zurückführen. Aber eine jähe Angst hieß sie stille stehen. Als sähe sie Feindliches drunten im Nebel sich aufrichten, erbebte Anna.
„Nicht dort her," bat sie, „nicht an eurem Wasser zurück an diesem Abend!"
„Fürchtest du dich, Anna?" Seine Stimme blieb seltsam weich und gut.
Da verflog plötzlich alle lichte Seligkeit dieser Stunde; als schlüge eine seherische Erkenntnis in Anna hoch, stand sie angsthaft aufgereckt vor ihm.
„Du, das Wasser, euer Wasser, ist voll Sünde — es will uns alle!"
Es war wie ein Schrei, der sie indes gleich wieder stille machte.
Den Bauern, durch das Geschehen dieses Abends aufgeweckt für ihr Sein, faßte die Stimme ans Herz. Er hielt wieder ihre Hände und legte sie sacht in den beherrschenden Zwang seines Willens. Er sagte:
„Du warst zuviel allein, Anna. Es soll nicht mehr sein. Morgen bei frühem Tag wollen wir zum Brunnen eine Wallfahrt machen."
Sie hatte sich in ihr Wesen zurückgefunden wie ein aufgescheuchter Vogel, der in sein Nest heimkommt.
Sie ging ihm nahe, daß er die Wärme ihres Blutes fühlte. Er mußte sie nun halb tragen.
Die Laute der Nacht wurden im Lied des fernen Vogels immer inniger und sehnsuchtstiefer. Sterne blühten auf und hielten ihren Kranz in das Blau, das tiefer und tiefer dunkelte, aber nicht finster werden konnte.
Da führte Kamp Anna schnell heim.
Durch die Fenster atmete aus dem Munde der Nacht der Hauch Gottes in ihre Kammer.

*

Anderen Morgens waren sie früh auf dem Wege zum Brunnen St. Einhards.
Es war Sitte in jener Gegend, seit Urzeiten, daß Jungvermählte dort hinwallten, um ihrer Ehe Segen zu erbeten.

Digitized by Google

Die Kapelle mit dem Brunnen des Heiligen davor lag am jenseitigen Ufer. Der breite Waldgürtel mußte erst durchschritten werden, dann begann ein Hügelland, das sich gen Morgen erhöhte. Auf einem Berge dort lagen Kirchlein und Brunnen. Ein paar Hütten standen im Kranz ringsum, wie Kücklein um die Henne: Pfarre, Küsterhaus und eine bescheidene Herberge. Die eigentliche Gemeinde wohnte in den Tälern verstreut und betete sich nur Sonntags die einsame Höhe hinauf.

Als sie angekommen, war es gerade zum Hochamt zeitig. Für die Waller stand vorne die Bittebank bereit. Darin knieten sie, während die Messe gelesen wurde. Das Waldvolk sang dazu mit rauhen und raschen Stimmen Lieder, die sie in der Niederung am Fluß nicht mehr kannten. Hier war überhaupt alles noch mehr der Gegenwart entrückt als daheim.

Als die Messe beendet, blieben sie mit dem Priester allein in der Kapelle zurück. Nun betete Anna das alte segenbringende Gebet, das die Mütter jenes Landes bewahren und ihre Töchter vor der Hochzeit lehren mußten:

O Herre Gott, da to leiwe Sünte Einhard,
Help mik, alse du helpt hart
Der alden verwilkenden Sara ehr Gebet,
Dato der hilligen Moder Elisabeth.
So helpe ok mik arme verschlotenem Wiwe,
Dat ik moge gesegnet werden am Liwe.
Hier to helpe mik nu un alle Tied,
Dat ik aller miner Sünden werde quit.

Darauf hieß der Priester sie am Nachmittag wiederkommen.

Sie nahmen dann eine Zehrung in der Herberge ein. Hinternach aber gingen sie bald wieder in das Kirchlein. Anna trank aus dem geweihten Brunnen, und zum Danke opferte sie dem Heiligen eine Kerze, die der Priester gleich vor seinem Bilde anzündete.

Mit dem Scheine, der davon ausging, in den Augen, schickten sie sich zur Heimfahrt an. Es war aber ein Wetter am Himmel aufgestanden, das schnell näherwehte. Das zwang sie, in der Herberge abzuwarten.

Bald war die enge Wirtsstube voll stickender Dämmernis. Aber es blieb eine Stille, die schwer wie Blei lag. Plötzlich zuckte vor dem Fenster der erste Blitz in breiter Flamme nieder. Ein knatternder Schlag folgte, einmal und kurz, als sei das Himmelsgewölbe geborsten und auf die Erde niedergefallen. Das Gewitter hatte seinen Ausweg aus der brauenden Bedrängnis der Wolken gefunden und zürnte sich aus.

Der Bauer Kamp und sein Weib hatten sich zu den Wirtsleuten gesellt, die um die Hausmutter auf der Deele knieten. Mit einer hohen, singend schläfernden Stimme betete sie das Johannisevangelium:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort."

In principio erat verbum!

Die Jahrtausende beteten mit. Die Stimmen der Jahrhunderte klangen aus den Gräbern auf. Licht und Finsternis stritten, aber das Licht siegte gegen Finsternis und Urgewalten. Blitzbrechend und donnerbannend ist dieses Lichtgebet Initium sancti evangelii secundum Joanem!

Dazu schwelte die geweihte Kerze, die sie in jedem Haus für Tod und Blitzgefahr bereithalten, und stieg der Ruch verbrennender Kerzen auf.

Digitized by Google

Als sie sich endlich auf den Rückweg begeben konnten, war der Abend nicht mehr fern.
Eine mild erstandene Sonne hing über den Wolken und konnte nicht heimfahren. Die Welt war schöner geworden. Gegen den blütenduftenden Überschwang der letzten Tage gesättigter und voller an Frühling.
Sie gingen rasch in das Sinken hinein, um vor Nacht noch zu Hause zu sein.
Kein Mißlaut war zwischen ihnen gewesen. Ihr Sein schien ineinandergeflossen.
Nach einigen Stunden deckte Dämmerung Flecken und Dörfer, durch die sie, jetzt schon in der Ebene, immer ohne große Ermüdung weiterpilgerten. Nach letzter Rast im Weghaus traten sie in die Waldbreite ein, die sie noch vom Flusse trennte. Als sie endlich auch die durchwandert, lagen die heimischen Wiesen vor ihnen.
Es war nicht mehr weit von Nacht. Der späte Mond dieser Zeit hing in stumpfer Sichel am Himmel und vermochte die Dunkelheit, die zum Flusse hin Nebel leicht hellte, nicht zu zerschreiden.
Das Boot vom Morgen her lag noch am Pflock.
Kamp, an tieferes Dunkel gewöhnt, fand es mühelos und hob Anna hinein. Dann stieß er ab und trieb in die volle Flut. Sie mochten die gefährliche Mitte erreicht haben, als ein Schuß über sie hinkrachte. Jäh aus der Dunkelheit des Ufers, von dem sie kamen, auf sie gerichtet. Ein zweiter folgte in gleicher Sekunde, schlug aber wie der erste fehl und zischte das Wasser hochauf in den Kahn.
Wie ein verwundeter Stier schrie der Bauer in plötzlicher Erkenntnis, daß der „rote Schlächter" und die Seinen es waren, die ihn vom Wildern heimkommend wähnten:
„Ihr Hunde, ich fahre mein Weib — mein Weib — Hunde!" Eine neue Salve antwortete.
Abermals zischte das Wasser auf. Aber dann bohrte sich mit splitterndem Eingang eine Kugel ins Holz und zerschlug die Steuerung. Eine dritte entriß Kamp das eine Ruder — hart über die Knöchel war sie eingefahren. In jähem Aufzucken gab die Linke das zweite dem schießenden Strome hin.
Nun war das Boot dem Wasser preisgegeben.
Es war lautlose Stille am Ufer drüben.
Kein Schritt, der das Fortgehen der Aufseher kündete, aber auch kein Schuß mehr.
Die Bäuerin, vom Schreck überschüttet, umkrampfte ihren Mann in fliegender Angst. So verbunden, saßen sie auf der Ruderbank mit geduckten Köpfen, jeden Augenblick neuer Einschläge gewärtig, indes der Fluß sie fortstieß.
Die furchtbare Stille drüben lauerte immer noch wie ein offener Rachen.
Aber da — war das nicht ein Laufen im hohen Gras? Knickte ein Weidenzweig? Knackte ein Flintenhahn? Nichts! Es war wohl nur der Fluß, der in wütenden Wellen das Ufer biß und dann dumpf grollend zurückschoß.
Als die Stille anhielt, kühlte sich Kamps Blut.
Er war an Fährnisse und Abenteuer gewöhnt auf seinen nächtlichen Wegen. Oh, daß er jetzt leere Hände hatte! Daß seine Büchse daheim am Nagel hing! Nichts hatte er als ein erbärmlich Stück des zerschossenen Ruders — für die da, die Bestien!.
Ob sie ihm noch folgten?
War das nicht wieder wie Knacken der Weiden?

Digitized by Google

Kamp hob die schwer an ihm liegende weinende Frau von sich, die Brust frei zu bekommen, und rief abermals:
„Ich habe keinen Schuß Pulver — heute nicht!"
Stille. Oder war es höhnisches Lachen?
„Bei der Mutter Gottes," schrie Kamp wieder, „heute nicht. Ich komme mit meinem Weib vom Brunnen."
Eine Kugel antwortete. Über ihre Köpfe pfiff sie hin.
Anna krampfte sich mit gellendem Schrei wieder an den Bauern. Den faßte ein tierwildes Wüten an. Alle Nerven sprangen. Er wollte hochschießen, aber sein Weib, der enge Kahn, die gurgelnde Tiefe hinderten ihn. Er zwang sich in eiserne Ruhe.
Der Fluß krümmte sich diese Strecke wie eine Schlange. Die Ufer warfen die gegen sie schlagende Strömung an allen Wänden zurück. Das Boot mit den beiden Menschen darin ward zum Spiele des Elementes. Steuer- und ruderlos wurde es mitgeworfen von der Strömung. Dann wieder drehte ein Strudel es quer zu ihr. Wie ein Raubtier beleckte das Wasser sein Opfer, die grausam spielenden Zähne fühlen lassend.
Anna war ohnmächtig geworden und lag in Kamps Armen.
Der saß wie Stein und grauenhaft versunken. Zum feindlichen Ufer gewandt, saß er, der Kugel harrend, die ihn jeden Augenblick treffen konnte. Es war wieder gähnende Stille drüben. Die Laute des Flusses, der ihn jetzt langsam trug, wurden dunkler und rätselhafter. Er hatte Mühe, seine kalte Klarheit zu wahren. Sein Feind war der Mensch. Dann erst das Element.
Das Wasser würde ihn mittragen bis zur Schleuse in Einhausen, eine Stunde noch abwärts. Vielleicht gelang es ihm, vorher einen Weidenzweig zu fassen. Er konnte ans Ufer schwimmen, von den Zäunen der Wiesen ein Drahtseil lösen, es Anna hinüberwerfen, die erwachte, um freilich immer wieder zurückzusinken . . .
Er grübelte sich in Hoffnungen, indes seine Sinne, von der Not geschärft, spähend lauschten.
War es nicht jetzt, als würde ein Zaun überstiegen? Ein Draht schien unter den Füßen rostig aufzuquieken.
Kein Zweifel, die Teufel gingen am Ufer mit. Immer noch!
Der starke Mann, sein Weib haltend, saß in grimmig verbissener Ergebenheit und ließ sich treiben.
Die Nacht rückte vor. Minuten wurden Ewigkeiten. Die Wiesen dufteten. Wasserhühner huschten auf. Die Sterne wurden voller. Fern in einem Garten des Dorfes, dem nächsten diesseits flußab, schlug eine Nachtigall, versunken und friedevoll. Schweigen und Friede war überall.
Sie glitten in das Singen hinein.
Da plötzlich, es konnte nicht mehr weit von dem Orte sein, senkte sich das Ufer zur gräflichen Seite hin. Das Buschwerk hatte hier keinen Stand mehr und blieb zurück. Kamp war der Blick in die Wiesen freigegeben.
Es war kein Mensch zu sehen!
Er suchte wie ein Falke die Leere ab. Hatte ihn sein Ohr getäuscht vorhin? Waren sie schon lange fort?
Da schlug plötzlich mitten in den Wiesen ein Flämmchen auf, einmal, zweimal, dreimal. In Manneshöhe — einer zündete seine Pfeife an und entfernte sich. Gleichzeitig schien nicht weit von dem planlos treibenden Boot ein Ruder den

Digitized by Google

Fluß zu schlagen. Unmöglich wäre es nicht, dachte Kamp, daß ein paar Heimliche aus dem Dorf ins Gräfliche übersetzen wollten.
Das Rauschen kam näher.
„Freunde," rief er, sich ins Dunkel bohrend, „ich habe kein Steuer und Ruder!"
Keine Antwort. Leer die Bahn des Auges und lautlose Stille.
„Hie gut Ufer," schrie er drängender, „der Everhard Kamp. Der rote Satan hat mir Steuer und Ruder zerschossen, und mein Weib ist mit!"
Es schwieg immer noch.
Ein Bach mündete an dieser Stelle in den Fluß. Eine umbuschte Bucht schnitt ins Land. Schon war das Boot des Bauern vorbeigeglitten, als jäh hinter ihm das Ruder wieder schlug.
Es war in der Tat ein Kahn der Dörfler, die zu wildern ausfahren wollten und im Gebüsch mißtrauisch gehalten hatten.
Sie halfen schnell.
Die junge, ganz erschöpfte Bäuerin mußte nach Hause gefahren werden.

*

Das Ereignis dieser Nacht blieb in Annas Seele wie ein Brandmal.
Sie war nicht eigentlich krank, nicht einmal die nächste Zeit. Einen Tag und eine Nacht schlief sie traumlos wie tot, bis sie mit pressendem Schmerz erwachte, sie glaubte, krachende Schüsse über sich und hohl gurgelnde Tiefen unter sich zu hören.
Diese Vorstellung wurde sie auch später nie völlig los. Bei der Arbeit des angehenden Sommers, der sie ganz forderte, konnte es plötzlich über sie kommen, daß sie duckend zusammenfuhr, als höre sie das Pfeifen wieder. Oder sie zuckte schwindelnd, als führe sie über Tiefen.
Kamp trug nicht weniger und nicht mehr aus dieser Nacht als einen fressenden Haß. Er blieb aber seinem Worte treu und hielt sich in Ketten, wenn die gewohnte Stunde schlug — er jagte nicht mehr. Auch sonst blieb ihm die Seele Annas offen. Die Zärtlichkeit freilich, die ihm wie Saft aus hartem Holz entquollen war, kam in schüchternen Tropfen und stockte bald wieder ganz. Er war nicht schlecht. Er konnte auffahren wie ein Sturm, dem Tier am Pflug, dem Knecht im Stall bitterhartes Unrecht tun — zu Anna war er wie zu einem zerbrechlichen Ährenhalm.
Wie das Korn seiner Äcker ward sie gesegnet um diese Zeit, die werdende Mutter. Der Sommer war jung und glücklich.
Anna hörte seltener die Nacht auf dem Wasser in sich. Das aufgeschlossene Frohe ihrer Natur schien herrschen zu wollen. Sie konnte sich wieder kindlich an die Freude verschenken. Jetzt aber mit sinnender Innigkeit. Ging sie magdlich den Mähern nach, dann konnte ihr Herz zittern um ein Lerchennest im Gras, daß ein Sensenschwung junges Leben träfe. Dem Schmetterling, der über das Linnen ihrer Bleiche schwebte, lächelte sie zu: zwei Haschehändchen mochte sie nach ihm greifen sehen. Ins reife Korn, durch das sie mit den Melkeimern morgens und abends ging, sang sie ihr heimliches Glück.
So trug sie ihr Hoffen durch den längsten Arbeitstag, sonntäglich beglückt.
Das Korn wurde goldener und senkte sich schwer. Der volle Sommer mähte alle Pracht. Dann kam ein blanker Herbst, der Scheuer und Speicher füllte. Der Pflug brach die dampfende Scholle, und neue Saat gab ihr der Bauer. Auch diese Zeit wehrte Anna der Erinnerung und hielt sich aufrecht in Fröhlichkeit.

Digitized by Google

Aber dann war ein feuchtkalter November.
Der Strom atmete einen dickgrauen Nebel aus, der bis vor den Fenstern des Hofes stand.
Anna fühlte sich oft wie in einen nassen Mantel gehüllt, den ihr ein Unhold hinterrücks umgeschlagen hatte, um sie zu sticken und fortzuschleppen. Das Wasser der einen Nacht leckte wieder um sie mit hohlen Zungen, und über sie hin dröhnten die Schüsse.
Solche Tage hatte sie kein Lachen und Singen mehr. Die Abende waren schwarz und ohne Sterne. Ganz spät quälte sich ein schwacher Mond durch — die rechte Zeit war es, mit der Büchse im Arm, gefahrenumlauert jenseits zu schleichen.
Das Weib fühlte, wie das Blut des Mannes schwer aufbegehrte. Sie erwachte davon diese Nächte. Aber immer fand sie seine heiße Hand neben sich auf dem Lager. Der frühe Morgen weckte sie mit dem Gestampf und Kettengerassel der hungrigen Tiere, die unter ihrer Kammer standen. Kamp war dann zumeist schon auf der Tenne und füllte ihnen Trog und Krippe.
Sie wußte ihn dort, aber es kroch ihr doch ein Ungewisses über das Herz. Dann konnte sich ihr Sinn für eine Weile völlig verlieren.
„Wir haben kein Steuer mehr und kein Ruder und kein Weidenzweiglein," sagte sie mit entrückter Stimme und klagend, „wir treiben ins Meer, in die Unermeßlichkeit."
Die Nachbarfrauen sagten, sie leide an ihrer Mutterschaft.
Es ist viel Geheimes um das Menschenwerden, aber mehr Geheimes um das Menschensein.
Eines Morgens, Mitte Winter, wenige Wochen vor ihrem Tag, als Schnee lag, sahen sie Anna mit der Forke aus dem Hause gehen.
Der Bauer war über Land, und keiner wehrte ihr.
Über den Hof lief sie, geschäftig eilend, auf die Wiesen an den Fluß. Dort, wo sie ihre wußte, begann sie mit der Forke den Schnee zu stechen, die vermeintliche Last zu heben und auszuschütten, als wende sie sommertags Heu. Durch den hohen Schnee watete sie mühevoll hin, die ganze Länge des Wiesenstreifens hinauf bis ans Ufer, hinunter dann zur anderen Wende und wieder hinauf, immer die leere Gabel ausschüttend. Es war grausig, zu sehen, wie sie, hochgesegneten Leibes, in schwerem Quälen durch die weiße Öde auf- und niederstieg.
Die Magd, die ihr nachgegangen war, kreischte vor Entsetzen auf und holte ein paar Nachbarfrauen.
Wortlos willig folgte ihnen Anna nach Haus.
Es schien ihr nichts von diesem Ereignis geblieben zu sein. Es war, als habe ihre Bedrängnis einen Ausfluß gefunden und lasse ihre Seele ruhiger werden.
Im Februar gab sie einem Mädchen das Leben.
Die Taufe wurde groß gefeiert mit reichlichem Essen und Trinken. Verwandtschaft und Nachbarn waren sich einig, das Kind sei eine rechte Kamp. Und daß es nur ein Mädchen war — Gott, ja, für Braten und Kuchen, für Schnaps und Kümmel war es gleich. Nächstes Jahr würde es wohl ein Erbe sein.
Der Bauer dachte nicht anders.
Anna fühlte sich in ihrer Beschenkung dem Leben neu gegeben.
Nun hatte sie ein Bett, darin sich ihre Seele verströmen konnte. Ihr Herz sang im Glück der jungen Mutterschaft. Was sich an Schatten über ihrem Haupte gewölbt hatte, schien vertrieben von der Sonne, die ihr leuchtete.

Digitized by Google

Früher als man geglaubt, war sie wieder zwischen der Arbeit.
Es ging in den Frühling. In Garten und Feld drängte es, und ihre Hilfe war an allen Enden nötig.
Der März hatte die Tage gelenzt. Die Osterfeuer erwärmten die Luft. Es gab ein frühes Treiben und Wachsen in der Welt. Es war noch nicht Maitag, aber das Vieh ging im vollen Gras.
Um diese Zeit trug wieder ein heimliches Gerede den „roten Schlächter" in der Gegend um.
Ein paar Verwegene von diesseits sollten bis zu seiner Wohnung vorgedrungen sein und ihm einen zahmen Rehbock aus dem Stalle gestohlen haben. An seine Stelle hätten sie einen ausgestopften Esel neben das verwunderte Zicklein gebunden und ihm am baumelnden Halsschild freundliche Grüße für den Hausherrn mitgegeben. Der Rote hatte sich mit einer guten Portion Schrot bedankt, die er dem Kripper Linnewewer ins Kreuz schoß. Der Mann war ein Stück Tagelöhner auf den sechs Höfen. Der Schuß traf ihn zur Unzeit, indem er nämlich nicht gerade mit Eseln und Rehböcken zu tun hatte, sondern mit einer sehr schadhaften Stelle auf Bauer Kamps Wiese, die er gegen den Fluß eindämmte. Außerdem traf er einen völlig Unschuldigen.
Dem Spender bekam sein Dank schlecht.
Nun hallte nämlich sein Revier allnächtlich von einem tollen Geschieße an allen Ecken wieder, als habe der Teufel alle Wilddiebe seit Esaus Zeiten gegen ihn abkommandiert. Der Kripper Linnewewer nahm nicht teil. Er hätte es gegen zehn Ladungen nicht getan. Er war ein stiller, in sich versunkener Mann, den anderen abgewandt und nicht von ihrer Art.
Eine Nacht wurde Anna wach und weckte den Bauern. Im Stalle unten blökte eine Kuh, die gebären mußte.
Er stand gleich auf und begab sich nach unten.
Er kehrte die Nacht nicht zurück.
Anna schlief tief und sorglos wie ein entsunkenes Kind bis in das Morgengrauen. Sie wurde erst wach von dem Schritt des Bauern. Er kam wie einst, schwerfüßig, den Atem von Erde, Tier und Wald an sich tragend. Anna fragte nach dem Tier.
„Es steht noch güste", sagte er mit scharfer Kürze, legte sich zu Bett und schlief bis in den Tag.
Die folgende Nacht wollte er mit dem Knecht im Stalle wachen. Der Erstling bedürfe besonderer Wartung.
Anna ging früh in die Kammer. Sie sank schnell in steinern harten Schlaf.
Gegen Morgen fuhr sie plötzlich auf. Es war ihr, wie wenn sie einen Schrei gehört, als sterbe eine Kreatur. Sie wußte aber nicht, ob Mensch oder Tier ihn ausgestoßen, und ob die Nähe oder Ferne ihn hergetragen hatte.
Sie stürzte zu ihrem Kinde — es war süß schlummernde Lieblichkeit.
Ihre aufgescheuchte Seele fand keine Ruhe. Eine namenlose Traurigkeit füllte sie aus. Sie verließ eilig die Kammer und begab sich in den Stall. Dort lag das tote Tier, noch warm vom Leben. Bauer und Knecht aber waren nicht zugegen.
Was sich nun mit dem jungen Weibe begeben, ist nicht mehr aus seinem Willen entsprungen.
Sie soll die Magd geweckt und mit furchtbar ferner Stimme dazu gesprochen haben:

Digitized by Google

„Stehe sogleich auf, ehe du ertrinkst! Wir haben kein Steuer und kein Ruder und kein Weidenzweiglein. Wir treiben in die Unermeßlichkeit!"
Das kinderjunge Ding will die Tür verriegelt gehalten haben. Vom Fenster seiner Kammer habe es gesehen, wie die Bäuerin dann in den grauenden Tag hinausgegangen sei. Zu den Wiesen an dem Fluß müsse sie hinunter sein. Das Joch mit den Melkeimern habe sie aufgelegt getragen.
Sie brachte keine Milch heim. Sie kam nicht wieder.
Es wurde ein Maitag, in jeder Stunde gesegnet von Sonne, Vogelliedern und Erdduft.
Der Bauer, als er heimkehrte, war wie in einen Abgrund gestoßen.
Sie suchten die Wiesen ab. Als habe sich ein unmündig Kind verirrt, gingen sie ihr nach. Herr und Magd, Knecht und Kind, das ganze Dorf.
Keine Spur deutete auf die Verlorene. Die Tiere trugen die Euter noch voll.
Sie spähten hinter jeden Busch. Sie folgten jeder Spur im Grase.
Dann sagte einer, was sie alle dachten, daß sie ins Wasser gekommen sei.
Sie suchten ihren Schritt am Ufer. Ein Weidenbüschel suchten sie, nach dem sie mit ertrinkender Hand gegriffen hätte. Schilf und Gras, das ausgerauft wäre, wie sie es sonst gesehen.
Das ganze lange Ufer war unberührt.
Gegen Mittag gingen sie unverrichteter Dinge heim. Einer jagte auf raschem Pferd in die Hügel nach Mittag hinauf, sie in der Heimat zu suchen.
Der Bauer und sein Knecht fuhren den Fluß ab, tasteten in jede Erdhöhle und taten so bis zum Abenddunkel.
Sie fanden sie nicht lebend und fanden sie nicht tot.
Anderen Tages beteten sie in den Stuben für ihre arme Seele, daß ihr Gott die ewige Ruhe verleihen möge.
Die Mägde wollten am Abend nicht allein zur Milch gehen. Eine hatte es aufgebracht, daß die Eimer sie an dem Joch in die Tiefe gezogen haben. Nun sehen sie die Arme immer vor sich, wie sie hinabgerissen wurde in den kolkigen Grund.
Am dritten Tag morgens, als die Melkerinnen unter dem Vieh saßen, schrie eine am Ufer oben plötzlich schneidend schrill auf, als sei ihr ein Messer ins Herz gestoßen. Sie ließ den Eimer, den das schlagende Tier verschüttet, und stürzte fort. Wie die anderen schreckhaft hochfuhren, sahen sie zu ihrem Entsetzen die verlorene Bäuerin am Ufer hinaufkommen, stromentgegen. Eilend näherte sie sich. Sie war wohl schon den Fliehenden auf den Füßen in das Dorf hinein.
Bei Gott, sie war es, und sie lebte!
Aber ihr Gehen war wie Fliegen, das gelöste Haar warf Blätter und verwelkte Blumen nieder. Schief hing das Joch auf ihrer Schulter. Die eine leere Kette umkrampfte die Hand. Der andere Eimer schleppte blechern nach.
Viel Geheimes ist um das Menschensein!
Anna lief, als kehre sie von einer Reise um, Vergessenes zu holen oder Unterlassenes zu besorgen. Durch die Mägdereihe, die aufschreiend zur Seite stob, fuhr sie über den Hillweg auf den Hof, stürzte die Kammer hoch zu ihrem Kind. Sie herzte es mit stürmender Inbrunst. Dan tränkte sie es.
Den Bauern schüttelte das Grausen, als er sie sah.
Dann saß sie mit erdentrückten Augen in furchtbarer Stummheit. Als Kamp sie betten wollte, brach sie zusammen.
Sie weinte einen Tag und eine Nacht ein schauervoll unirdisches Weinen. Kein

Digitized by Google

Wort sagte, was sie erlebt, kein Wort. Nur immer dieses Weinen aus furchtbar gefüllten Tiefen, einen Tag und eine Nacht.
Sie starb am Morgen.

Es war viel Ratens am ganzen Ufer hinauf und hinab, was es um ihre Verlorenheit gewesen sein mag. Mancher Winterabend ist noch heute voll davon in jener Gegend, wie viel auch seitdem noch geschah und wie weit auch ihre Zeit uns abgerückt ist. Es ist nur dies mit Sicherheit anzunehmen, daß sie nämlich immer dem Wasser nachgegangen sein muß, immer dem Wasser nach . . .
Wirklich meldete sich hinternach auch ein Bauer, zehn Stunden stromab, der sie bei Neumond hat wandeln sehen wollen. Abermals zwei Stunden weiter soll sie einer Wittfrau Kuh gemolken und davon getrunken haben. Ein ander Weib, das Linnen in der Flut spülte, erzählte, über ihr Kind, das auf einem Bündel am Ufer lag, habe sie sich geneigt, um dann, wie erwachend aus schwerem Traum, jäh in rasender Flucht zurück — der Strömung entgegen — zu eilen . . .
Andere glauben das alles nicht, sondern sagen, sie sei recht und schlecht ins Wasser gegangen und dort gestorben. Zur Strafe sei sie von Gott heimgeschickt, das verlassene Kind zu nähren und noch einmal zu sterben . . .
So reden sie viel in ihren Stuben. Aber keiner weiß, wie es um ihre arme Seele gewesen ist.

(Fortsetzung folgt)

Spuk

Ein Bauer pflügt mit dem Ochsengespann
Einen breiten Bergrücken mühsam hinan.

Wenn der Bauer oben steht,
Sieht er jenseits der Hügelwand
Einen Zechenturm stehn —
Einsam und ernst wie ein Prophet —
Weit drüber hin, am Himmelsrand,
Blasse Rauchfahnen weh'n.

Der Bauer pflügte von früh bis spät;
Und als er im sinkenden Sonnenschein
Zum letzten Mal über den Hügel geht,
Da — der Zechenturm stößt in den Himmel hinein.
Die gewaltigen Räder surren und girren,
Eiserne Träger aneinanderklirren.
Und in den Furchen, die der Bauer gezogen,
Beginnt es zu leben und zu wogen;
Männer entsteigen — hager und bleich die Gesichter,
In den Händen tragend Hacken und Grubenlichter —
Die wachsen in den leuchtenden Ozean
Und umschlingen trunken den Sonnenschwan.

Der Bauer keucht ein verworren Gebet,
Und als er aus wüstem Traume erwacht,
Steht ernst, wie immer, der Zechenschacht.
Weit drüben hin Industriehauch weht.

Alex Drenker

Digitized by Google

Hochwasser

Erzählung von Hertha Pohl

DIE Oder steigt!
Mit dumpfem Krachen brechen sich große Wellen an den steinernen Brückenpfeilern, überspülen die Ufer, umschlingen Weidenstümpfe und kahle Sträucher und sammeln sich gurgelnd in den tiefer gelegenen Wiesen. Als die Bewohner des kleinen Oberdorfes im matten Frühlicht ans Fenster treten, wogt ein großer, stumpfgrauer See in der Talniederung. Scharfe Windstöße treiben die ersten Schneeflocken über die trübe Wasserfläche. Unaufhaltsam steigt die Flut. Die weißen Mauern des Feldkapellchens sinken tiefer und tiefer. Aber noch immer schlängelt sich das graue Band der Landstraße trocken von Dorf zu Dorf.
In die niedrige Wohnstube des stattlichen Buchenhofes sind zwei Frauen getreten. Sie scheinen sich wenig um das Hochwasser zu kümmern; die ältere versucht einige weitausholende Tanzschritte über der weißgescheuerten Diele. Die Sandkörner knirschen unter ihren derben Schuhen, während sie sich ungeschickt, mit mißmutigem Gesichtsausdruck weiter bewegt. Das junge Mädchen, das ihr zusieht und ab und zu eine Weisung gibt, muß sich das Lachen verbeißen. Als ein heftiger Windstoß das Hoftor zuschleudert, blickt sie ängstlich durch die angelaufenen Scheiben. Aber bald beruhigt sie sich wieder. Das Haus ihrer Tante, der Witwe Anna Grochla, ist hochgelegen und hat starke Mauern. Und dann steht ja die verwitterte Figur des heiligen Johannes schützend davor.
„Nich so langsam, Tante!" ruft sie der Tanzenden zu. Anna Grochla, eine derbe, nicht mehr ganz junge Frau, hat sich eben auf den Saum des langen Tuchrockes getreten. Sie stolpert ein paar Schritte vorwärts und wischt sich, an den Kachelofen gelehnt, den Schweiß aus dem roten Gesicht.
„Ich lern's doch nich!" ruft sie unwirsch. Lieber will ich eine Fuhre Dünger werfen, als das Gehopse noch eine Stunde mitmachen!"
„Du machst es dir selbst zu schwer, Tante", wendet das junge Mädchen schüchtern ein. „Sieh mal, es ist doch so einfach!" Und es streift die Holzpantoffeln von den rotbestrumpften Füßen, rafft ein wenig das Röckchen und beginnt sich leicht und zierlich zu drehen. „1—2—3—4—", summt sie dabei.
Anna Groschla sieht ihr verdrossen zu.
„Komm nur, versuch's noch mal", redet ihr das braunhaarige Mädchen zu. „Bis zu deiner Hochzeit wirst du's schon lernen. Du weißt doch, wie gern der Martin tanzt! Soll er dann die Wand festhalten?" —
„Das geht dich nichts an!" entfährt es der Bäuerin. Unlustig beginnt sie die anmutigen Bewegungen der jungen Nichte nachzuahmen. Rafft den Rock fast zornig im Rücken zusammen und bewegt sich mit großen Sprüngen, ohne recht von der Stelle zu kommen. Ihr Gesicht rötet sich stark, und sie ist so eifrig, daß ihr das Öffnen einer Tür entgeht. Erst als jemand in ihrem Rücken kraftvoll und unbekümmert auflacht, blickt sie hoch. In der Tür steht Martin Löhnert. Anna Grochla erglüht stärker. Sie bricht den Tanz ab und flüchtet sich, wie auf einer bösen Tat ertappt, in die Fensternische. Wütend beißt sie sich auf die schmale Lippe.
„Quäl dich doch nich, Anna! Das Tanzen lernst du niemals, das muß im Blute

Digitized by Google

stecken." Der große, dunkeläugige Mann sagt es beschwichtigend. Er beginnt ein Tanzstück zu pfeifen und wiegt sich im Stehen, während er überlegen lächelnd nach der im Schatten stehenden Frau blickt. Eine mutwillige Laune überkommt ihn. Ohne lange zu fragen, legt er den Arm um die Hüfte der Braunhaarigen und beginnt mit ihr zu tanzen.

Mit einem ängstlichen Blick nach der Tante hat sich Lene halb willenlos von ihrem Platz führen lassen. Ihr Köpfchen reicht kaum bis an die Schultern des jungen Bauern. Einen Atemzug lang hebt sie die Lider und lächelt ihren Führer scheu an. In leichten, anmutigen Wendungen durchkreisen sie die Stube. Schon ist es die dritte Runde.

Die große Frau beobachtet aus dem Halbschatten mit starren Augen die Tanzenden. In ihren Blick kommt etwas Lauerndes.

„Wenn er mir den Rücken dreht, lächelt er sie an!" Der Gedanke durchzuckt sie flüchtig. Sie versucht ihn abzuschütteln, aber schon bohrt er weiter. „Wie heiß das Mädel geworden ist, und wie ihre Augen leuchten!" Sie beißt sich auf die Lippen, atmet gepreßt und steht auf einmal den Tanzenden im Wege.

„Es is genug!" gebietet ihre hohe, kalte Stimme. „Was macht ihr mir die Narrheit vor, die ich nich leiden kann! Affig find' ich das Gehopse."

„Sieh nach dem Vieh!" fährt sie das Mädchen an, das erschreckt stehengeblieben ist. „Es ist bald Melkzeit. Und dann klaub einen Sack Kartoffeln ein. Morgen kannste sie auf der Karre zu deiner Mutter schaffen. Die weiß so nich, von was sie leben soll."

So, nun hat sie es dem grünen Dinge in ihres Bräutigams Gegenwart unter die Nase gerieben, daß es die arme, aus Mitleid in ihrem Hause geduldete Verwandte ist. —

Lene ist stumm hinausgegangen. Die Bäuerin stellt auf dem Tisch einen Imbiß zurecht. Dabei blickt sie ab und zu in halbem Trotz nach Martin, der mit verschränkten Armen am Fenster steht und in die sinkende Dämmerung starrt. Durch die graue Luft flattern vereinzelte Schneeflocken. Die kahlen Ranken des wilden Weins klatschen gegen die Scheiben. Ein trostloses Wetter! Und doch wird ihm wohler sein, wenn er, den Kopf vom kalten Wind umbraust, auf der Landstraße nach seinem Heimatdorfe zurückwandert, als hier in der schwülen Wärme dieses Zimmers.

Jetzt hört er den schweren Schritt der Anna Grochla zögernd näher kommen. Er rührt sich nicht. Da legt sie ihre volle, sommersprossige Frauenhand auf seinen Arm.

„Ist dir heute die Sprache eingefroren, Martin? So komm! Ich hab' dir was eingeschenkt, damit dir wärmer wird." Sie lacht lautlos mit eingekniffenen Lippen, während er an den Tisch tritt und ein Glas Wein im Stehen hinabstürzt. Anna stellt ihm einen Stuhl zurecht. Dann holt sie einen Teller mit frischen Pfannkuchen. Aber Martin hat schon seine Joppe zugeknöpft.

„Nä, nä, ich kann mich nich aufhalten", sagt er hastig. „Ein ander Mal, Anna. Ich wollt' nur nach dem Wasserstand sehen. Deshalb kam ich hierher. In unserem Dorf ist der Pfarrgarten schon unter Wasser. Und am Wegkreuz war die Landstraße überspült. Ich muß machen, daß ich heimkomme, ehe es ganz dunkel wird."

„Zum Tanzen hattest du Zeit", entgegnete sie herb. Da greift er begütigend nach ihrer Hand.

„In drei Wochen bleib' ich ja für immer hier —."

Digitized by Google

Anna schlingt die Arme fest um seine Schultern. Ihr Kopf mit den geölten, strammgeflochtenen Flechten legt sich schwer gegen seine Brust.
„Endlich is es soweit!" Ihr heißer Atem weht über sein Gesicht. „Ob wir doch noch das Kalb schlachten?"
„Mach', was du willst. Es wird schon recht sein. Aber jetzt muß ich fort." Er greift nach seiner Kappe. Und weil sie ihn verlangend ansieht, küßt er flüchtig ihre Wange. Als er in die Tür tritt, hört er, daß sie bereits den Tisch abräumt und den Wein verschließt. Eine fleißige, sparsame Frau bekommt er schon! Und er lacht bitter, während er es denkt. Dann tritt er hinaus. Sein Blick streift flüchtig die lange Reihe der Scheuern und Ställe. Wirklich, er macht eine gute Partie! Die Anna Grochla versteht zu wirtschaften, das muß man ihr lassen, und das Geld des alten Grochla, ihres Verstorbenen, hat sie gut angelegt. Damit hat sie sich einen zweiten Mann gekauft.
Martin Löhnert lacht grimmig vor sich hin. Schlau ist sie, die Anna. Ganz unmerklich hat sie ihn übertölpelt. Um seiner alten Mutter und den Schwestern die Heimat zu sichern, hatte er sich mit dem Neubau eingelassen. — Das schindelgedeckte Vaterhaus war baufällig geworden. — Zu dem Neubau hatte ihm der alte Grochla, der damals noch lebte, Geld geliehen. Nach dem schnellen Tode des Alten war er dann in Zahlungsschwierigkeiten geraten. Aber Anna Grochla, die damals in tiefer Trauer ging, hatte ihn beruhigt: sie warte nicht auf das Geld, und wenn er etwa noch mehr brauche — ? Und sie hatte, ohne mit der Wimper zu zucken, ihm nochmals eine größere Summe vorgestreckt. Auch sonst war sie freundlich zu ihm gewesen — recht freundlich. Ehe er sich's versah, saß er vor dampfenden Schüsseln. Die Anna schenkte ihm ein Glas Rotwein ein und meinte beiläufig, daß sie alle Tage Wein trinken könne, wenn sie wolle. Und er solle sie nur wieder einmal besuchen, wenn er durchs Dorf käme. Diese Besuche ergaben sich dann ganz von selbst. Die Anna hatte ihm zum Aufbau einer Scheune geraten — er war darauf eingegangen —, und so bekam sie ihn immer mehr in die Hand. Als er dann nach einer verhagelten Ernte neuerdings um eine Wartefrist für die fällige Rückzahlung bitten mußte, hatte ihm Anna unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie gewillt sei, einen Strich durch die angeschwollene Rechnung zu machen, wenn er sich entschließen könne, den Hof seinem jüngeren Bruder zu übergeben und dafür an ihrer Seite auf dem reichen Buchenhofe zu wirtschaften.
Er mußte sich entschließen. Es blieb ihm ja keine Wahl. Das väterliche Anwesen gehörte schon zur Hälfte der Anna. Sie brauchte nur die Hand danach auszustrecken, sie brauchte nur zu wollen — dann konnte er mit seinen Angehörigen als Bettler vom Hofe ziehen. Von allen Seiten bedrängt, sah er nur einen Ausweg in der Ehe mit der reichen Witwe. Und wider Willen mußte er sich eingestehen: das satte Behagen ihres Hauses hatte etwas Lockendes. Und sie selbst, die Anna, war in den besten Jahren, tüchtig und umsichtig. — Ohne sich lange mit fruchtlosen Überlegungen zu quälen, ging er auf den Vorschlag der Witwe ein. Und es hätte alles gut gehen können, wenn nicht das seidenhaarige Köpfchen der Lene im Buchenhof aufgetaucht wäre. — Von dem Tage an wußte er plötzlich, ein wie junger Kerl er noch war und daß er als Herr des Buchenhofes ein armer Mensch bleiben würde, ärmer als einer seiner Knechte, der mit seiner Liebsten ein paar heimliche Küsse wechselt. —
In düstere Gedanken versunken ist, Martin Löhnert über den Hof geschlendert.

Digitized by Google

Als er am Kuhstall vorbeikommt, hebt er lauschend den Kopf. War das nicht leiser Gesang? —
Ach, Lene, Lene!! Einem heißen Drange unüberlegt nachgebend, tritt er gebückt durch die niedrige Stalltür. Auf einem Mauervorsprung steht ein Laternchen, das durch die blinden Scheiben fahle Helle verbreitet. Und in dem schwachen Lichtschein hockte die Lene auf einem Schemel. Sie hat die Knie wie frierend hochgezogen und starrt den Mann, der rasch wie ein Sturmstoß hereinbraust, aus erschreckten und doch leuchtenden Augen an. Das Lied stockt auf ihren Lippen. Sie seufzt zitternd auf. Martin hat sich über sie gebeugt. Seine fiebernden Hände streicheln über ihre spiegelnden Flechten.
„Lene — schönste Lene!"
„Laß mich!" Sie richtet sich taumelnd an der Wand auf. „Ich — ich will nicht!" Sie beugt sich zurück. Und dann strecken sie doch gleichzeitig die Hände nacheinander aus, wie Ertrinkende in höchster Not . . .
Er hat noch nicht ihren weichen Mund berührt, als Lenes Züge sich jäh verändern. Sie erbleicht und klammert sich an des Mannes Arm, während sich ihre erschreckten Augen ins Dunkel des Stalles bohren.
„Hörtest du — ?"
„Nichts — nichts!"
Aber Lene seufzt tief auf. Das vermeintliche Geräusch hat sie aus süßem Liebesrausch gerissen. Sie besinnt sich jäh und drängt den Mann, der sie von neuem umfassen will, mit sanfter Gewalt zurück. „Martin, was soll daraus werden?" stöhnt sie.
Er atmet schwer. „Denk nich nach, Liebste, jetzt nich. Sag' mir, wann seh' ich dich wieder? Morgen? In der Dämmerung am Kapellchen? Willst du? Wirst du kommen?" Er bettelt ängstlich wie ein Knabe, und sie nickt mit geschlossenen Augen.
Aber als sein Schritt längst verhallt ist, lehnt sie wie erstarrt an der feuchten Mauer, bis ein schwerer Frauenschritt in den Stall poltert und eine derbe Hand nach ihr greift . . .

*

Heute ist das Gesinde des Buchenhofes länger auf als gewöhnlich. Das Wasser ist in den Abendstunden stark gestiegen. In den Ställen brüllt und meckert ängstlich fremdes Vieh, das die Leute aus dem unteren Dorf hierher in Sicherheit brachten.
Eine Wachkerze knistert auf dem Küchentisch, um den Knechte und Mägde aneinandergedrängt sitzen. Die alte Hanka neigt sich dicht über ihr gelbfleckiges Gebetbuch und ruft die Heiligen um Hilfe in der Wassersnot an. Und es klingt wie dumpfes Wellengemurmel, wenn die Versammelten als Antwort ihr „bitte für uns" seufzen.
„Von der Geißel des Erdbebens", zittert jetzt die Stimme der Alten. Und die Jungen ducken sich scheu, als fühlten sie die Zuchtrute Gottes, und murmeln demütig: „Erlöse uns, o Herr!"
„Von einem jähen To—", sie fährt zusammen. Die Haustür ist zugeschleudert worden. Ein schwerer hastiger Schritt im Gang, und gleich darauf steht Martin Löhnert in der Tür. Er reißt sich die verschneite Mütze vom Kopf und fährt mit rotgefrorenen Fingern durch sein dichtes Haar. Seine Augen suchen unruhig.
„Wo habt Ihr denn die Lene?" —
Die grauhaarige Hanka hat sich halb aufgerichtet, und während sich die jungen

Digitized by Google

Leute heimlich anstoßen, antwortet die Alte mürrisch: „die Frau hat se wieder nach Hause geschickt". Dann fährt sie zurück.
Martin ist mit zwei großen Schritten dicht vor die alte Magd getreten. Er stiert die Frau an, als habe er nicht recht gehört. Da sagt sie noch einmal mit Nachdruck: „Die Lene is fort, und se kommt ooch nich mehr wieder! — Fragt doch die Frau, wenn euch so viel an dem Mädel liegt." Und sie verzieht hämisch lachend die dünnen Lippen.
Der Mann hat schwer atmend die Tischkante umklammert. Eine heftige Entgegnung brennt auf seinen Lippen. Aber er fühlt die erstaunten Blicke der Tischrunde auf sich ruhen und nimmt sich zusammen.
„Wo is die Frau?"
Und er geht rasch, als wäre jede Minute kostbar, zu Anna Grochla hinüber. Sie sitzt strickend am Tisch — im Schein der rotgeschirmten Lampe. Ihre weißblonden Brauen heben sich. Unwillig mustert sie die schmutzüberkrusteten Stiefel des Hereinstürmenden. Da wird morgen gescheuert werden müssen! — Aber unter dem düstern Blick des Mannes wird sie doch unruhig.
„Was is denn schon wieder? Ich denke, du bist längst zu Hause?"
„Zu Hause?!" — Martin Löhnert lacht höhnisch auf. „Du wirst wohl wissen, daß die Landstraße überschwemmt is! Das Wasser is in den letzten Stunden toll gestiegen."
Sie weicht seinem Blick aus. „Du kannst ja beim Schwager schlafen. Ich will gleich die Magd —", und sie versucht, an ihm vorbeizukommen. Er aber umspannt mit eisernem Griff ihr Handgelenk.
„Erst sagst du mir, wo das Mädel — die Lene — is. Eher kommst du nich hinaus!"
„Se werden dir's wohl schon in der Küche gesagt haben! Laß mich los, Wüterich, sonst schrei ich! — Jawohl, ich hab' se rausgejagt, die Unverschämte. Ich hab' genug durch die Stalltür gesehen! Sich so verrickt nach einem Mannsbild zu haben. Ich merk's schon lange, daß se dir nachstellt. Und du solltest mir dankbar sein, daß ich se aus dem Wege schaffte!"
„Bist du fertig!" Martin rüttelt ihre Schultern. „Bist du endlich fertig! Höre, Anna: wenn einer schuldig is, dann bin ich es. Hier — ich!" Und er schlägt sich mit der Faust vor die Brust. Und mich hättest du verantwortlich machen müssen, nich das schwache Mädel, das du unbarmherzig in die Nacht hinausgejagt hast, trotzdem du wußtest, daß sie heute nich zu ihrer Mutter hinüber kann. Ich als Mann hab' es nich gewagt! Und sie hat den gleichen Weg."
„Ach was, se is nich aus Zucker. Auf mich nimmt ooch keener Rücksicht! Und du sei endlich vernünftig und laß das Getobe. „Eins merk dir," und sie sieht ihn drohend an, „es bleibt alles, wie es is zwischen uns, wenigstens vor den Leuten. Und in drei Wochen is Hochzeit. — Ich will dich haben! — Ich geb' dich nich her —!"
Ein banges Schweigen. Die Weinreben klopfen gegen die klirrenden Fensterscheiben. Dem Manne, der in tiefer Not aufgestöhnt hat, klingt das leise Klopfen wie eine Mahnung aus der Nacht. Er schaudert zusammen. Dann holt er tief Atem, und ohne noch einen Blick auf die Frau zu werfen, die wie eine Siegerin am Tisch lehnt, stürzt er hinaus in die Finsternis.

*

Über die einsame Landstraße stolpert Martin Löhnerts eiliger Schritt. Unter seinen Sohlen spritzt das Schneewasser auf. Nur langsam kämpft er sich durch

Digitized by Google

den Sturm, der sich ihm entgegenwirft. Über ihm knarren und ächzen entblätterte Baumkronen. Aus der Ferne grellt das grüne Notlicht an langer Stange. Dort ist die Landstraße überspült.
Herrgott! Wenn er nur erst das Mädel gefunden hätte!
„Lene — Le—ne!" Der Einsame ruft den geliebten Namen durch das Sturmbrausen. Angestrengt späht er. Das Schneetreiben hat nachgelassen. Über den Himmel jagen zerrissene Wolken. Und da und dort lugt schüchtern ein Stern hervor.
Nirgends ist etwas zu sehen. Zu beiden Seiten des Weges wogt und gurgelt das Wasser.
Aber jetzt — ja — das ist eine Gestalt! Martin bohrt den Blick in die Dunkelheit. Und läßt trüb den Kopf hängen. Ein Mann stampft ihm entgegen.
„He!" ruft der junge Bauer ihn an, „Ihr da, habt Ihr nich ein Mädchen getroffen?"
Der Mann läßt sich nicht aufhalten. Im Schreiten weist er über die Schulter zurück und nickt.
„Ihr werdet se bald treffen. Se is umgekehrt, weil der Weg überschwemmt is."
„Und wie kamt Ihr hinüber?"
„Quer durch die Felder. Een schlechter Weg, aber trocken. Möcht ihn nich noch mal machen."
Der Mann ist vorübergestampft, und auch Martin beschleunigt seine Schritte. Vorwärts, vorwärts! Jetzt hat er ja Hoffnung.
Der Sturm scheint auch nachzulassen.
„Lene, Le—ne!" Er vernimmt keine Antwort, und doch kommt eine atemraubende Freude über ihn. In der Dunkelheit glaubt er die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen. Ein Tuch umflattert sie. So kommt sie rasch näher. Er streckt die Arme nach ihr aus und ruft noch einmal — und dieses Mal zärtlich, Lenes Namen. Das Mädchen stößt einen hohen Schrei aus, und dann fliegt es ihm entgegen und birgt sich zitternd und bebend an seiner breiten Brust.
„O Martin — du — du! Was hab' ich für Angst ausgestanden! Aber jetzt is alles gut!" Und sie lacht ihn an, während ihr die Tränen über die kalten Wangen stürzen. Er küßt ihre Stirne, ihr feuchtes Haar, von dem das Tuch herabgeglitten ist. „Jetzt is alles gut!" Aber nur für Augenblicke können sie über der Freude des Wiedersehens auf Nacht und Not vergessen. Der Sturm reißt zornig an den leichten Kleidern des Mädchens. Sie erschauert! Bang gleitet ihr Blick von den Zügen des geliebten Mannes ab. Sie muß auf die dunkle Wasserfläche starren, die gegen den Wegrand drängt und wogt.
„Ich bin ja bei dir! Was fürchtest du dich?" beruhigt sie Martins Stimme. „Hier können wir freilich nich stehen bleiben! 's wird das Beste sein, wir gehen zurück ins Dorf, und du übernachtest im Gasthaus." Aber Lene schüttelt heftig den Kopf.
„Nich zurück! Das wüßte morgen das ganze Dorf! Ich — ich käme ins Gerede. Aber, wenn du mir helfen willst," — er drückt ihre Hand —, „dann, dann versuchen wir den Feldweg. Erst unlängst kam ein Mann von dort, du mußt ihn getroffen haben?"
Martin nickt. „Ich trau mir den Weg schon zu! Aber du — du?" —
„Oh, es wird gehen! Wenn du bei mir bist, bin ich stark."
„So komm!" Er atmet hoch auf. „Halt' dich ganz fest an meinen Arm. Wart, die Joppe häng' ich dir um die Schultern. Still! Ich friere nich. Siehst du schon die Pappel? Dort steigt der Weg an. Links müssen wir abbiegen.

Digitized by Google

Schweigend wandern sie. Eine gute Strecke sind sie schon auf dem schlüpfrigen Feldweg vorwärts gekommen. Zäher Lehm klumpt sich unter ihren Sohlen zusammen. Längst sind die Füße des Mädchens bleischwer geworden. Hart geht ihr Atem. Aber wenn sich Martin besorgt zu ihr beugt, lächelt sie tapfer.
Eine Baumgruppe taucht am abschüssigen Wegrand auf.
„Die Erlen!" flüstert das Mädchen. Sie bleibt stehen, um Atem zu schöpfen.
„Noch eine Viertelstunde, dann —"
„Was starrst du nach dem Dorf zurück?"
„Oh, das Licht — das rote Licht! Siehst du's?" — Und sie deutet mit zitternder Hand durch die Dunkelheit.
Mit gerunzelter Stirn hat Martin zurückgeblickt. Nun sieht er ihn auch, den dunkelroten Lichtschein hoch über all den kleinen gelbleuchtenden Fenstern am Oderufer. Und er weiß, daß er aus der Wohnstube der Anna Grochla fällt. — Wie ein großes, blutunterlaufenes Auge schwelt das rote Licht durch die Nacht. Es scheint die beiden erschöpften Menschen mit magnetischer Kraft auf ihrem einsamen Wege festzuhalten
Minuten vergehen. Endlich rafft sich der Mann zusammen. „Vorwärts, mein Mädchen! Bald kannst du ausruhen."
Sie wandern weiter. Öfters stolpert Lene, und nun klagt sie: „Der Weg nimmt ooch kein Ende! Wir müßten doch längst die ersten Dorfhäuser sehen. Wenn wir uns nur nich verlaufen haben!?" —
Martin antwortet nicht. Schon seit einer ganzen Weile schreitet er unsicher weiter. Der Boden unter seinen Füßen ist weich und schlüpfrig geworden. Und da — er zuckt unwillkürlich zusammen — das hörte sich doch an wie Wasserrauschen? — Glühende Hitze überrieselt ihn. Herrgott — wohin sind sie geraten! Sie müßten doch längst heraus sein aus dem überschwemmten Gelände! Er stößt einen Fluch aus. Und als das Mädchen sich zitternd an ihn klammert, entfährt's ihm dumpf: „Wir gehen falsch! Wir müssen zurück. Wirst du noch laufen können?"
Sie schweigt. Er fühlt, wie ihre Glieder beben. Kurz entschlossen nimmt er die leichte Gestalt empor. „Mein Vögelchen — mein armes —." Sie kauert sich an seiner Brust zusammen und umschlingt seinen starken Nacken. Dann schließt sie aufseufzend die Augen.
Mit der geliebten Last in den Armen versucht er aus dem Bereich des Wassers zu kommen. Die Sterne haben sich verborgen; Schneeflocken taumeln im Wind. Bleierne Müdigkeit überkommt den Mann. Rote Schleier flattern vor seinen Augen. Doch vorwärts — mit keuchendem Atem und wankenden Knien. Einmal muß —. Er stößt einen Schrei aus. Sein unsicherer Fuß ist ins Leere getreten. Er wirft den Oberkörper zurück und fühlt doch, daß er gleitet — gleitet.
Wasser spritzt auf und umschlingt eisig die Leiber der Verunglückten.
„Halt fest!" keucht der Mann. „Ich fühle Boden." Mit übermenschlicher Anstrengung sucht er sich an dem lehmigen Abhang emporzuziehen. Aber seine blutenden Hände finden keinen Halt.
„Laß mich los!" fleht das Mädchen. „Allein kommst du hinauf." Sie küßt ihn glühend. „O Martin — mein Martin." Und dann löst sie ihre Arme. Aber er hält sie fest.
„Niemals geb' ich dich her!" knirscht er. „Wir gehören zusammen im Leben und im Tod."

Digitized by Google

Eisig umwogt sie das Wasser. Schon reicht es bis über die Hüften des Mannes, der die teure Last mit zitternden Armen schützt.
„Wir wollen beten!" stammelt das Mädchen. Und von Schauern geschüttelt, erhebt sie ihre Stimme:
„Aus den Tiefen — rufe ich — zu dir, Herr — Herr — erhöre mein Flehen."
Und mit geneigtem Kopf antwortet der Mann:
„Wenn du die Sünde beachtest, wer wird dann bestehen. Aber bei dir ist Versöhnung —."
Er muß abbrechen. Schwer ist des Mädchens Kopf gegen seine Schulter getaumelt.
„Vöglein — weiße Vöglein — Mutter — sieh doch", lallt sie. Mit schwachen Händen greift sie nach den Schneeflocken. Ihre Augen brechen — — —
Noch einige furchtbare Minuten trotzt der Mann dem Tode.
O Leben — Leben! Liegt nicht süß duftender Blütenschnee über allen Wegen?
Und das Geläut von weit, weit her — das feine, ruhende Geläut —
Seine Knie wanken. Gurgelnd schließt sich der Wassertrichter über den Versinkenden.
Dumpf rauschen die Wellen — — —

*

Durch die tiefe Dunkelheit schwelt der rote Lichtschein aus den Fenstern des Buchenhofes. Erst in den Morgenstunden verlischt er.
Mit übernächtigtem Gesicht kommt Anna Grochla zu früher Stunde in die Küche. Die alte Hanka sieht besorgt auf ihre Herrin.
„Frau, das war eene böse Nacht," sagt sie, „Ihr habt ooch nich schlafen können. Man sieht's Euch an. Habt Ihr den Nero winseln hören? Es muß jemand gestorben sein —." Und sie bekreuzigt sich zitternd.
Die Bäuerin starrt ins Zwielicht hinaus.
„Der Knecht kann mal zu den Löhnerts hinüber", sagt sie stockend, mit abgewandtem Gesicht. „Es wird wohl een Kahn zu haben sein. Er soll nach'm Martin fragen und — nach ihr."

— —

Ein paar Stunden später kehrt der alte Knecht, den die Buchenbäuerin mit den Nachforschungen beauftragt hat, von seinem Wege zurück.
Es ist gerade um die Mittagszeit. Trotz der verwunderten Blicke des Gesindes erhebt sich Anna Grochla vom Tisch und geht dem Graubart entgegen.
„Nun? So redet doch, Mann!" Sie schüttelt die Schulter des Schweigenden, der die Mütze in den schwieligen Händen dreht. „Ihr müßt doch was wissen! Habt Ihr nichts gehört oder gesehen von den beiden?"
Der Alte weicht ihrem starren Blick aus. — — „Nichts!" — —

*

Digitized by Google

Gesang der Orgel

Wie sind mir meiner Seele Flügel schwer
Von Tropfen Goldes, die sich drin verfingen,
Da sie, mich tragend, reglos schauernd hingen
Im lichten Taugewoge um sie her
In deiner Orgel glückverklärtem Singen ...
Zu Gipfeln, die im Morgenleuchten baden,
Trug mich ihr sanft verhalt'ner Jubel hin —
Die vox celeste rann, ein Silberfaden
Durch Firnschnee, den ein letzter Stern beschien ...
Und Quellen rauschten auf, Kristallkaskaden,
Uralte Fichten (letzter Hochwaldsaum),
Die über Schluchten ihre Schatten warfen,
Noch zitternd von des frühen Föhnsturms Harfen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie stille Schiffe segelten in Tiefen
Die weißen Wolken ... Und den zarten Flaum
Der blauen Enzianblüten überliefen
Die mittagmüden Winde, bis sie, kaum
Bewegt, in Sonnenglühn entschliefen —
So leise spann die Flöte ihren Traum ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da — ferner Donner ... jäh ein irres Leuchten —
Die Wände schüttern — und die tropfenfeuchten
Und aufgejagten Dünste hängen weit
In Schlünde überdeckt mit Dunkelheit —
Die weißen Wolken wuchsen an zu Ballen,
Die, schwüle überlastet, wogend fallen,
Bis sie, zerpeitscht vom schrägen Sturmessausen,
Sich überstürzend, in die Tiefe brausen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier oben aber blendet, flutet breit
Auf königlicher Gletschereinsamkeit
Das warme Licht ... fern irgendwo schalmeit
Ein Knabe süß zum Abend-Angelus,
Und seiner unbestimmten Sehnsucht Grüßen,
Unwissend noch, warum es klingen muß,
Neigt flötend sich im zarten Dämmerblau
Der Mondensichel Unserer Lieben Frau,
Neigt flötend sich zu ihren holden Füßen
Und läßt beglückt in diesem reinsten Kuß
All seine zarte Innigkeit sich gießen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sind mir meiner Seele Flügel schwer
Von Goldstaub jetzt, mit dem sie ganz behangen
Aus deinem Traumland kommt zurückgegangen
Noch ganz entrückt den Dingen um sie her ...

Digitized by Google

Ganz still zusammgefaltet zittern sie
Noch nach vom Klingen deiner Sinfonie,
In der auch meine Lebenssehnsucht gründet . . .
Ein Danken ist in mir, so tief wie nie —
Ich fühle, ehrfurchtneigend Haupt und Knie,
Wie über uns, von Seiner Hand entzündet,
Sich wundersam die Sternenstille ründet . . .

Paula Maria Crassé.

*

Marias Wiegenlied

Ninna-nanna, schlafe, mein Lieb!
Noch kannst du schlafen, doch es kommt die Zeit,
Die Zeit der Schmerzen, die Zeit voll Leid,
Ninna-nanna, schlafe, mein Lieb.
Ach Gott, deine Tränen, ich weiß es, ersehnen
Schon jetzt das harte, das grausame Kreuz.
Ach Gott, und dein Mund, dein honigsüßer Mund,
Er lechzt nach Galle und Essig bereits . .
Wie wird mir, ich seh ihn schon todeswund
Im Fieber sich ziehen und dehnen . .
Ninna-nanna, o schlaf jetzt, mein Lieb! —

Ninna-nanna, schlafe, mein Lieb!
Noch kannst du schlafen, doch dein Stirnlein weiß,
Ach Gott, ach Gott, deckt einst blutiger Schweiß . .
Ninna-nanna, o schlafe, mein Lieb.
An den Schläfen, den runden, sticht der Dorn tiefe Wunden . .
O ruh noch an meines Herzens Schrein,
Bald wird das Kreuz dein Bettlein sein.
Es werden die Mohren dein Füßlein durchbohren.
Mein Herz dazu . . . O schlafe in Ruh! —
Ninna-nanna, o schlafe, mein Lieb! —

Ninna-nanna, o schlafe, mein Lieb!
Sag', frierst du nicht auch? — so wärmt dich mein Hauch.
Zum Decklein kein Zwilch — so geb' ich dir Milch.
O Söhnlein, da hast du die liebende Brust — nun trinke nach Lust
Und trinke mein Blut — mein Gott und mein Gut.
Bist du für den Sünder zu sterben bereit,
So sei ihm mit dir auch mein Leben geweiht!
Doch jetzt noch sei froh — auf dem Bettlein von Stroh
Und schlafe noch zu — ja, schlafe in Ruh
Ninna-nanna, o schlafe, mein Lieb! —

Unbekannter italienischer Dichter vor Anfang des 17. Jahrhunderts.
Übertragen von P. Gerard Fäßler, O. Cap.

Digitized by Google

Charles Maurras

Von Dr. Waldemar Gurian

I

CHARLES MAURRAS gehört augenblicklich zu den einflußreichsten französischen Schriftstellern. Als eine Pariser Zeitung die Aufforderung erließ, drei Werke zu nennen, welche im Auslande verbreitet werden sollten, gehörten „L'Enquête sur la Monarchie" (Untersuchung über die Monarchie) und „Kiel und Tanger" zu den am öftesten genannten Büchern. Der Einfluß von Maurras macht sich bereits außerhalb der französischen Grenzen geltend: In Genf erscheint eine Zeitschrift, welche für die Ideologie des Direktors der „Action française" eintritt, und als eine katholische Zeitschrift in Belgien die Rundfrage an die Jugend richtete: Welcher französische Schriftsteller der Gegenwart wird am höchsten geschätzt?, wiesen die meisten Antworten auf Charles Maurras hin. Dieses Ergebnis hat in der katholischen Presse Belgiens eine sehr lebhafte Diskussion hervorgerufen. Sie nahm einen solchen Raum in den Zeitungen ein, daß der Korrespondent der „Vossischen Zeitung" ironisch bemerken konnte, die Belgier hätten augenblicklich wenig politische Sorgen.

Der Einfluß von Charles Maurras ist nicht eine Erscheinung der Nachkriegszeit. Hermann Platz hat in seinem für jeden, der sich über französische Geistesgeschichte unterrichten will, unentbehrlichen Werke: „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich" (Kösel & Pustet, Kempten 1923) gezeigt, wie Maurras schon lange vor 1914 sich mehr und mehr zu dem bedeutendsten Vertreter der reaktionären Tendenzen entwickelte. Platz spricht Maurras eine „überlebensgroße Bedeutung" zu und schreibt, daß die gegenrevolutionären Gedanken im heutigen Frankreich von ihm „am geschlossensten" vertreten werden. Bereits liegt eine umfangreiche Maurras-Literatur vor. Neben den von Platz erwähnten Büchern und Artikeln von Blondel, Laberthonnière, Descoqs u. a. seien aus der Nachkriegsliteratur das Buch des berühmten Kritikers der „Nouvelle Revue Française", Albert Thibaudets, hervorgehoben: „Les idées de Charles Maurras" (Die Ideen von Charles Maurras), das als erster Band eines Werkes „Trente ans de vie française" (Dreißig Jahre französischen Lebens) erschienen ist, und das seltsame, aber außerordentlich interessante Buch von Edouard Berth: „Guerre des Etats ou Guerre des Classes" (Kriege von Staaten oder von Klassen, Marcel Rivière, Paris 1924). Thibaudet bietet eine gute Übersicht der Grundanschauungen von Maurras. Sein Buch ist sehr flüssig und gewandt geschrieben; Thibaudet behandelt Maurras mit großer Höflichkeit und Achtung, obgleich er fast keine seiner Positionen teilt. „Die Ideen von Charles Maurras" ist eines jener Werke, welche für die französische Kritik charakteristisch sind: Ernsteste Fragen werden in einem leichten Konversationstone behandelt. Die Schwierigkeiten, welche in metaphysischen Problemen liegen, werden durch psychologische und soziologische Analysen umgangen. Ganz anders ist Edouard Berths Buch. Es enthält nicht nur geistreiche Randbemerkungen und eine übersichtliche Darstellung des Maurrasschen Werkes, es will zu einer ganz bestimmten Haltung aufrufen, eine ganz bestimmte Entscheidung veranlassen. Edouard Berth ist ein Jünger von Georges Sorel. Über Georges Sorel (nicht mit dem großen Historiker Albert Sorel zu verwechseln) unterrichten am besten zwei Werke von Carl Schmitt:

Digitized by Google

„Römischer Katholizismus und politische Form" (Theatiner-Verlag) und „Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus" (Duncker & Humblot). Dieser 1920 gestorbene Theoretiker des französischen Syndikalismus, dessen Einfluß übrigens sich auch bei manchen faszistischen Ideologen bemerkbar macht, huldigte, von Bergson stark beeinflußt, einer antiintellektualistischen Philosophie. Er sah im Bourgeois den Vertreter einer langweiligen und öden, utilitaristischen und rein rechenhaften Welt. Dieser Welt stellte er das Proletariat entgegen, den Träger des neuen irrationalen Mythus und damit der neuen aristokratischen „Quiriten"tugenden, welche die Herrschaft der egalitären und damit niveaulosen Demokratie ablösen sollten. Seine Hauptwerke sind: „Réflexions sur la violence" (Gedanken über die Gewalt), „Les illusions du progrès" (Illusionen des Fortschritts), beide bei Marcel Rivière, Paris. Kurz vor dem Tode schrieb er einen Aufsatz, in dem er Sowjet-Rußland als Staat des „proletarischen Mythus" bezeichnete und den bolschewistischen Führer Lenin als Führer der neuen proletarischen Welt verherrlichte. Diese Andeutungen über Sorel sind nötig, um einen Zugang zum Werke Edouard Berths zu vermitteln. Das Hauptkapitel dieses Buches ist „Maurras ou Lénine" (Maurras oder Lenin) überschrieben. In ihm sucht Berth den Nachweis zu führen, daß der Nationalismus von Charles Maurras eine Ideologie der sterbenden Bourgeoisie ist, deren Vertreterin die französische Republik darstelle, und daß der Träger der undemokratischen Zukunft das proletarische Sowjet-Rußland sei. So problematisch auch die Grundthese Edouard Berths ist, so geschickt sind manchmal seine Einzelargumentationen. Man kann ihm zugeben, daß er manche Antinomie bei Maurras nachgewiesen hat[1].

II

Platz hat in seinem bereits erwähnten Frankreich-Buche eingehend die Stellung von Charles Maurras in der französischen Geistesgeschichte behandelt. Er hat auf den Zusammenhang mit den Soziologen Le Play und Marquis de la Tour du Pin, mit Fustel de Coulanges, Renan, Sainte-Beuve und Comte, dem Begründer des Positivismus, hingewiesen. Es ist daher nicht mehr nötig, im einzelnen zu zeigen, wie sehr der Einfluß von Charles Maurras auf der Tatsache beruht, daß er gleichsam einen Schnittpunkt mannigfacher Traditionen darstellt. Aber einige Bemerkungen über die verschiedenen Elemente des Maurrasschen Schaffens sind doch notwendig. Ohne sie ist ein Verständnis für seine Werke nicht zu gewinnen.

Charles Maurras ist 1868 in Martignes (Provence, Südfrankreich) geboren. Mit sechs Jahren (siehe die Einleitung in „La musique intérieure", Innerliche Musik, Paris, Grasset; diese Einleitung vermittelt einen guten Einblick in die Jugend Maurras) verlor er seinen Vater. Erzogen wurde er in einer von Geistlichen geleiteten Anstalt zu Aix-en-Provence. Dann ging er nach Paris, ins Quartier Latin, das Studentenviertel. Er trieb philosophische Studien. Bald geriet er unter den Einfluß des in Griechenland geborenen, aber französisch schreibenden Dichters Moréas, des Hauptes der sogenannten romanischen Schule. Moréas ist Feind allen romantischen Gefühlsüberschwanges und aller sentimentalen Unklarheiten.

Die Gedichte dieses Dichters zeichnen sich durch strenge Form und durchsichtige Klarheit aus, die aber nie zu dürftigem Intellektualismus wird. Seine erste, heute vergriffene Broschüre widmete Maurras dem Werke von Moréas. Neben Moréas übte Mistral, der weise Erneuerer der provencalischen Dichtung, einen entscheidenden

[1] Vieles Interessante über Maurras enthalten auch die beiden ihm gewidmeten Sammelwerke, die 1919 bei der Nouvelle Librairie nationale und 1925 bei der Revue Le Capitole, Paris, erschienen sind.

Digitized by Google

Einfluß auf den jungen Maurras aus. Maurras schloß sich der von Mistral begründeten Felibre-Bewegung an, welche die Eigenarten der Provinzen Frankreichs, besonders der Provence, pflegen sollte. Aber Maurras nahm bald in der Felibre-Bewegung einen so radikalen Standpunkt ein, daß er gemeinsam mit seinem Freunde Amouretti von der allzu opportunistischen Pariser Ortsgruppe ausgeschlossen wurde. (Näheres findet man in L'Etang de Berre", Champion, Paris.) 1896 wurde er von der royalistischen „Gazette de France" nach Griechenland gesandt. Sein berühmtes Werk „Anthinea" enthält die Eindrücke dieser Reise. Sie bestärkte den Monarchismus, die antidemokratischen Tendenzen und den Klassizismus von Maurras. In der Dreyfus-Affäre, welche Frankreich in zwei Lager spaltete, stand Maurras natürlich auf der Seite der Nationalisten, die für die Aufrechterhaltung der gegen den jüdischen Offizier ergangenen Urteile — er sollte Hochverrat verübt haben — eintraten. Die Dreyfus-Affäre bildete die äußere Veranlassung, einen Kreis von Neo-Monarchisten[1] zu sammeln, welcher die unter dem Namen Action française genannte royalistischen Vereinigungen und das den gleichen Namen tragende Organ (zunächst Zeitschrift, heute Tageszeitung) gründete. Maurras war von Anfang an der umstrittene geistige Führer der Action française. Im Dienste der Action française sind fast alle seine Werke entstanden; wir nennen „L'Enquête sur la Monarchie" (Untersuchung über die Monarchie), das systematisch die Notwendigkeit der Wiedereinsetzung der Bourbonen-Monarchie in Frankreich nachzuweisen sucht, dann „Kiel et Tanger" (Kiel und Tanger), das an Hand der Analyse von Hanotaux' und Delcassés Außenpolitik die Unmöglichkeit jeder Außenpolitik für Frankreich, solange es eine Republik ist, zeigen will; ferner die heute unter dem Titel „La démocratie Religieuse" (Nouvelle Libraire Nationale, Paris) vereinigten Aufsätze und Abhandlungen über die religiöse Politik der Action française, ihr Verhältnis zur Kirche u. a. Auch die literarischen und soziologischen Analysen Maurras stehen im Dienste der Action française, so z. B. die Bände „Le Romantisme et la Révolution" (Romantik und Revolution), die Aufsatzsammlungen „L'Etang de Berre" (Der Weiher von Berre), „L'allée des philosophes" (Philosophenweg) usw. Selbst die Gedichte von Maurras, „La musique intérieure" (Innerliche Musik), stehen in unmittelbarer Beziehung zu seiner Tätigkeit für die Action française — wie auch sein 1895 zuerst erschienener Novellenband „Le Chemin de Paradis" in nuce das heute von ihm im Namen der Action française vertretene System enthält. Man kann von einer Entwicklung im Sinne radikaler Veränderung von Grundideen bei Maurras nicht sprechen. Immer dieselben Gedanken kehren in allen seinen Werken wieder. Wenn Maurras bisher wenigstens keine systematische Darstellung seiner Ideologie veröffentlicht hat, wenn die meisten seiner Werke höchstens als lange Abhandlungen bezeichnet werden können, so muß man doch den Verfasser von „Anthinea" als Verfechter einer ganz bestimmten Weltanschauung ansehen. Nichts wäre ungerechter als der Vorwurf, Maurras sei ein Aphoristiker. Ganz im Gegenteil. Seit de Maistre ist kein in französischer Sprache schreibender Schriftsteller in allen seinen Werken so gleichförmig geblieben; bei keinem zweiten französischen Schriftsteller kann man einen so strengen und notwendigen Zusammenhang zwischen seiner Lyrik und Politik, seiner literarischen Kritik und seiner Soziologie feststellen. Man kann daher die Behauptung wagen: Ein systematisches Werk von Maurras würde nichts Neues

[1] Dieser Kreis bestand allerdings zunächst, von Maurras und Baipville, dem bekannten Publizisten und Historiker, abgesehen, aus nationalistischen Republikanern.

Digitized by Google

zu sagen haben. Es wäre nur eine Zusammenfassung des bisher von ihm in allen seinen Werken Ausgesprochenen.

Es ist allerdings zu vermuten — und das darf nicht unerwähnt bleiben —, daß Maurras in seiner Jugend Anarchist war. Aber er hat seinen Anarchismus nie literarisch vertreten. Man kann höchstens seine Nachwirkungen in späteren Werken spüren. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß Maurras niemals Anarchist war, sondern den Anarchismus nur als Möglichkeit, und zwar als sehr verlockende Möglichkeit empfand. Jedenfalls wird man als eine der psychologischen Wurzeln seiner Ideologie den Widerstand gegen den Anarchismus bezeichnen müssen.

III

Einige Grundbegriffe kehren in allen Werken von Maurras wieder: L'ordre (die Ordnung), l'autorité (die Autorität), hiérarchie (Hierarchie), raison (Vernunft), intelligence (Vernunft), humain (human), civilisation (Zivilisation). Aber es ist unberechtigt, anzunehmen, Maurras' Weltanschauung sei eine an die Wirklichkeit herangetragene intellektualistische Konstruktion. Mit Vorliebe beruft sich Maurras auf „la preuve de l'expérience" (Prüfstein der Erfahrung)[1]. Und man kann sein System als einen „empirisme organisateur" (schwer zu übertragen: etwa Ordnende Erfahrungswissenschaft) bezeichnen. Worin bestehen die Eigenarten des „empirisme organisateur"? Dem Kapitel, das sie an Sainte-Beuve, dem großen französischen Kritiker, anschaulich machen soll, ist ein Satz von Anaxagoras als Motto vorangestellt: Alle Dinge waren verwirrt; die Vernunft ist gekommen, sie zu ordnen. Diese Worte enthalten die auf eine knappe Formel gebrachte Weltanschauung des Anhängers der „ordnenden Erfahrungswissenschaft". Maurras will die Wirklichkeit nicht durch idealistische Konstruktionen vergewaltigen; er will sie ordnen; diese Ordnung kann aber nicht durch Willkürakte geschehen, sie muß sich nach den Dingen, also nach der Erfahrung, richten. Die rechten Beziehungen der Dinge kann nur die Vernunft erkennen; es herrscht gleichsam eine prästabilierte Harmonie zwischen ihr und der Außenwelt. Allerdings neigt Maurras dazu, der Außenwelt das Schwergewicht zuzuerkennen.

Als Voraussetzung aller Vernunfttätigkeit sieht er die Analyse an. Eine charakteristische Stelle lautet: „Wenn es auch völlig wahr ist, daß die Analyse zergliedert, um die Ordnung des Ganzen (composition) zu finden, so ist es doch nicht wahr, daß diese Zergliederung, diese Anatomie für das tätige (aktive) Leben unfruchtbar sind und uns nur die Ordnungen dessen, was ist, zeigen oder den Mechanismus der Teile. Die Analyse liefert die Elemente der Wiederherstellung; nur jene Menschen, die von ihr nicht Gebrauch gemacht haben, wissen das nicht. Die Analyse zergliedert nicht unterschiedslos alle Produkte der Natur ... Die Analyse wählt ... unter den Erzeugnissen die glücklichsten und vollendetsten, jene, welche von der Vollendung ihrer Gattung Zeugnis ablegen und gleichsam der triumphierenden ... Natur angehören. .. Die Analyse läßt also erkennen, welches die allgemeinen Bedingungen und die empirischen Gesetze für diese Glücksergebnisse (coups de bonheur) sind. Sie zeigt, wie die Natur es anfängt, um bei ihrer Tätigkeit nicht fehlzugehen und gute Ergebnisse zu erreichen." (Aus Trois idées politiques. Zitiert ist nach der in der Nouvelle Librairie Nationale erscheinenden Gesamtausgabe, Band III, Romantisme et Révolution, S. 258.) Jeder, der etwas Comte kennt, wird nach diesen Sätzen den starken Einfluß des Begründers

[1] Siehe Trois Idées politiques. Chateaubriand-Michelet-St. Beuve. (Pierre Champion, Paris.) St. Beuve ist nach Maurras der Vertreter des „empirisme organisateur", Michelet ist Repräsentant der Demokratie, Chateaubriand der Anarchie.

Digitized by Google

der positivistischen Philosophie und Religion auf Maurras erkennen. Maurras hat Comte eine eigene, sehr schöne Abhandlung gewidmet. (Enthalten im Bande „Romantisme et Revolution".) Es ist an dieser Stelle nur möglich, auf den Einfluß Comtes hinzuweisen, ohne auf Einzelheiten näher eingehen zu können. Bemerkt sei nur, daß Maurras' Ordnungs- und Geschichtsvorstellung, ferner sein Agnostizismus ohne Comte schwer denkbar sind. Comtes Geschichtsdynamik, das sogenannte Dreistadiengesetz, lehnt Maurras ausdrücklich ab. (Diese Bemerkungen sollen der Originalität von Maurras keinen Abbruch tun. Er besitzt einen Comte ähnlichen Geistestypus.)

Man kann also vom „empirisme organisateur" folgendes sagen: Ihm kommt es nicht auf Erkenntnis des Wesens der Dinge an, sondern auf Erkenntnis ihrer gegenseitigen Zusammenhänge. Und seine Geschichtsauffassung ist nicht — um Schlagworte zu gebrauchen — historisch, sondern soziologisch orientiert. Die Geschichte interessiert ihn als eine nie abreißende Aufeinanderfolge von Ereignissen, die bestimmte Gesetzlichkeiten, also die Ordnung, gleichsam experimentell erweisen. Nun ist aber der „empirisme organisateur" keineswegs ein dürrer Intellektualismus. So paradox es auch auf den ersten Blick hin erscheinen mag: Grundlage des Maurrasschen Systems ist die Voraussetzung eines absoluten Irrationalismus, eines Etwas, das die Griechen als Chaos, als „das Apeiron" bezeichnen würden. Aber dieses Chaos existiert nur als Voraussetzung der faktischen historischen Welt; es soll ihren Spannungs- und Kampfcharakter erklären und die menschliche Würde begründen, welche gerade in der mehr und mehr fortschreitenden Erkenntnis der für die Existenz aller historischen Welt unumgänglichen Ordnung besteht. „Zivilisation" ist Erkenntnis und Verwirklichung dieser Ordnung. Wer diese Ordnung nicht erkennt, ist kein Mensch, kein humanes Wesen, sondern ein Wilder, ein Barbar. Doch aus der Natur lassen sich die faktische Ordnung und vor allem ihre empirischen Träger nicht deduzieren. Hier erkennt Maurras die Einmaligkeit aller geschichtlichen Tatsachen an. Etwas Allgemeines ist an einen ganz bestimmten Träger gebunden. Und das Irrationale bricht in die Geschichte immer wieder ein, indem es die Träger der historischen Ordnung, den einzelnen Menschen, ganze Völker, Kulturen vernichtet. Dieses irrationale Ereignis des Todes ist unabwendbar. Aber die Ordnung triumphiert immer wieder von neuem. Die Menschheit ist, so lange sie human, also wirklich Menschheit ist und nicht eine Ansammlung von Barbarenhorden, gleichsam das unsterbliche Regiment, das die Fahne der Ordnung aufrecht hält.

Der „empirisme organisateur" enthält, wie man sieht, Momente, die das Individuum zu höchsten Kraftanstrengungen veranlassen. Das Individuum, der einzelne Mensch, existiert nur als Träger der Ordnung, der Humanität. In ihrer Verwirklichung befriedigt er nicht nur seinen Verstand, sondern auch sein Herz. Insofern hat Maurras recht, wenn er den Vorwurf, er verkenne die Bedeutung der Persönlichkeit und sei Feind aller Regungen des Herzens, als Verkennung seiner Gedanken schroff ablehnt. Er glaubt, der Mensch existiere als Person nur als Anteilhaber an der geistigen Ordnung (der Humanität oder Zivilisation). Und sein Herz muß geordneten, also menschlichen Regungen folgen. (Siehe zum Beispiel die interessanten Ausführungen über die Institution der Ehe im Vorwort zur Enquête sur la monarchie, Ausg. 1924.) Man kann sagen, daß Maurras' System zum steten Kampf um die Aufrechterhaltung und Ausbreitung der wahren Ordnung auffordert. Allerdings wird der Kampf nicht um des Kampfes willen geführt:

Digitized by Google

Die vollendete Ordnung erscheint als selbstverständliche Harmonie. Insofern kehrt auf den Höhen des Geistes die Ruhe und Sicherheit der Natur wieder. Da ist alles harmonisch und durchsichtig. Denn alles steht da an der Stelle, wo es hingehört. Und auch das Irrationale, der Tod, das, was man als Schicksalsschläge und unerwartete Ereignisse bezeichnen kann, ist geordnet. Es wird einfach als Tatsache anerkannt. Man macht nicht um selbstverständliche Dinge viel Lärm. Und doch, einer letzten Angst vor dem Tode kann sich Maurras nicht entziehen. Es ist nicht eine vitale Angst, sondern die Angst vor dem Verluste der geistigen Existenz. Was wäre, wenn es keine Menschheit mehr gäbe, wenn nur noch Barbaren lebten? Ich glaube, aus dieser Frage heraus läßt sich jene berühmte Stelle aus dem Vorwort zum Erzählungsbuche „Le Chemin de Paradis" (Der Weg des Paradieses) verstehen, nach der es offen bleibt, ob nicht ein rein naturhafter Zustand — ohne Bewußtsein, Humanität, Zivilisation — der beste wäre. Es ist nicht eine Unordnung in den Beziehungen zur Welt wie bei Rousseau, die Maurras zu dieser Fragestellung treibt. Es ist das Wissen um die letzte Unerklärlichkeit der Welt für den menschlichen Geist, von dem Maurras durchdrungen ist. Dieses sichere und doch von Angst erfüllte Wissen zeigt sich am deutlichsten in jenem Bande gesammelter Nachrufe auf während des Krieges Gestorbene und Gefallene, der „Tombeaux" (Gräber) (Nouvelle Librairie Nationale, Paris) betitelt ist. Maurras liebt, nur von Dingen zu sprechen, die man weiß, und darum erhebt er sein Wissen um das Irrationale nicht zu einem ausdrücklich formulierten Grundprinzip seines Systems. Er liebt das Bestimmte und Präzise. Aber daß er doch das, was jenseits aller Präzision steht, spürt, beweist der Stil und die Diktion seiner Werke. Von ihnen gilt ein Satz eines Lateiners über die besten Schriftsteller des Altertums, wie etwa Thukydides, der in „Anthinea" zitiert wird: „Ihr Stil war vornehm, sentenzenreich, gefüllt in seiner Präzision, und gerade wegen der Präzision ein wenig dunkel."

IV

Die Ordnung, die dem Menschen eigentümlich ist, besteht nach Maurras — und damit erweist er sich als Erbe einer uralten Tradition — im Geist, als der Fähigkeit, die Gesetze der Gesellschaft, Natur und Geschichte zu erkennen. In der Geschichte feierte die Vernunft ihre höchsten Triumphe im Griechenland des antiken Athens, in Rom, in der römisch-katholischen Kirche und im Frankreich der vierzig kapetingischen Könige. Bedroht wird die Vernunft vor allem durch die Juden und durch die Germanen. In der Kunst und Dichtung ist human die Klassik, während die Romantik die Zivilisation und Humanität gefährdet. Im Gesellschaftsleben ist die auf Erblichkeit beruhende Aristokratie die humane Regierungsform, während die Demokratie zum Untergange der Staaten führt. Das sind einige der wichtigsten Thesen von Charles Maurras, die ein Bild von seinem Ordnungsideal vermitteln können.

Allen diesen Thesen liegt die Abneigung gegen alles Unklare, Unbestimmte und Verschwimmende zu Grunde. Im Vorworte[1] zum „Chemin de Paradis" heißt es: „Das Gefühl des Unendlichen (infini). Schon diese unsinnigen Laute allein müßten zur Wiedereinführung des herrlichen Begriffes vom Endlichen (fini) führen. Er ist das einzig Sinnvolle. Welcher Grieche hat es noch gesagt? Die Gottheit ist eine Zahl. Alles ist gezählt und begrenzt. Weder die Leidenschaft

[1] Thibaudet behauptet, daß diesem Vorwort eine ganz besondere Bedeutung zukomme. Und in der Tat, es enthält in knappen Formulierungen alle Grundgedanken des Systems von Maurras.

Digitized by Google

noch die Liebe bilden Ausnahmen. Sie haben ihre äußersten Punkte . . ." Oder in „Anthinea": „Man sagt, daß ein Meer ohne Ufer ein Abglanz des Unendlichen ist. Ich verstehe immer weniger den Vergleich. Nichts ist so abgeschlossen wie das Meer. Dieser schöne Azurkreis *ist* völlig *geometrisch*". (Von mir gesperrt.) Daher liebt Maurras die klassischen Figuren auf der Akropolis von Athen. Sie sind gleichsam eine geschlossene Welt. Daher liebt er die in sich ruhende antike griechische Stadt. Daher liebt er die römische Karheit und Nüchternheit. Daher liebt er den hellen südlichen Himmel und die strahlende südliche Sonne der Provence und Griechenlands. Daher liebt er die Aristokratie: Setzt doch ihre Herrschaft eine ganz bestimmte Ständeordnung voraus. Daher liebt er die Hierarchie: Ist doch ihr Prinzip klare Unterscheidung der Funktion der einzelnen Stände. Daher liebt er die römische Kirche: Ist sie doch die Erbin Roms und Repräsentantin des hierarchischen Sinnes in unserer Welt. Daher liebt er das monarchische Frankreich: Ist es doch das Muster eines hierarchisch gegliederten und geordneten Staates und Vorbild aller zielbewußten, mit Dauer rechnenden Politik. Daher liebt er die neu klassische strenge Kunst von Moréas: Ist sie doch Repräsentantin des Sinnes für sprachliche Zucht und strenge Beobachtung aller rhythmischen Gesetze. Und von seiner Liebe für alles „Begrenzte" und „Geometrische" geleitet, haßt Maurras alle orientalischen Bauten, deren Arabesken gleichsam unabgeschlossene Andeutungen sind. Daher haßt er die Juden, ihren unfaßbaren, irrationalen Gott Jehovah, ihr Altes Testament mit den Propheten, diesen wutschäumenden Besessenen (Energumenne). Daher haßt er den nordischen Nebel und das unbestimmte Strahlen der nordischen Sonne. Daher haßt er die Demokratie: Ist sie doch die Herrschaft einer blinden, nur ihren Launen folgenden Masse. Daher haßt er alles Gerede von einer abstrakten Humanität: Nivelliert sie doch alle Nationen und Stände. Daher haßt er den Protestantismus: Ersetzt er doch die sichtbare bestimmte Autorität durch die unbestimmte schwankende Stimme des inneren Gewissens. Daher haßt er das deutsche Volk, wenn es sich nicht als „candidat à la civilisation française" benehmen will: Ist es doch das Volk eines hemmungslosen Individualismus und das Volk gewagter, an der Empirie nicht verifizierbarer Spekulationen. Daher haßt er alle romantische Kunst[1], etwa Rousseau oder Hugo: Fehlt ihr doch der Sinn für Klarheit und Hierarchie der Sprache, und so ist sie notwendig mit allem Revolutionären verbunden, ist sie nur ein Ausdruck revolutionärer Gesinnung.

V

In einer erstaunlich gewandten Weise versteht Maurras seine Grundgedanken von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. Von ihm gilt das bekannte Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Und Maurras ist in doppeltem Sinn „beschränkt". Er ordnet alles in seine Grundthesen ein mit einer manchmal fast perfid erscheinenden dialektischen Geschicklichkeit, die aber nur Ausdruck der Tatsache ist, daß für ihn seine Kategorien die Kategorien schlechthin sind. Und daher vermag er nichts, was außerhalb von ihnen liegt, zu erkennen. So kann man sagen, daß Maurras für die Eigenarten des deutschen Wesens völlig blind ist. Der Deutsche erscheint ihm als ein Barbar, der im Interesse wahrer Humanität niedergehalten werden muß. Maurras scheint vom deutschen Katholizismus nichts zu wissen, sonst wäre die Gleichsetzung von deutschem Wesen mit Protestantismus unmöglich. Dem „empirisme organisateur" ist das eigen-

[1] Siehe auch Les Amants de Venise, George Sand et Musset, 27. A. Paris, de Boecard.

Digitized by Google

artige historische Empfinden deutscher Menschen unverständlich. Den naturwissenschaftlichen Traditionalismus trennen eben Welten vom historischen. Aber gerade diese Beschränktheit mit ihren Vorzügen und ihren schwerwiegenden Nachteilen macht die außerordentliche Wirkung von Maurras in romanischen Ländern erklärlich. Maurras führt zu einer Besinnung auf die traditionelle Substanz. Er verhindert ihre rein spielerische ästhetische Vergeudung. Er entdeckt gleichsam die praktische Bedeutung alles Spielerischen und Ästhetischen. Er zeigt, daß das Leben auch im Spiel ernst genommen werden muß, und daß seine Ordnungen nicht ungestraft übertreten werden dürfen. Er gibt den modernen Franzosen, die sich vielfach besinnungslos in die Wirbel des neuzeitlichen Lebens gestürzt haben, den Sinn für die Einheit aller Lebensgebiete wieder.

Wie entschieden Maurras in seinem System des „empirisme organisateur" den Versuch macht, eine Erneuerung des gesamten französischen Lebens herbeizuführen, und wie wenig berechtigt es ist, ihn als einen isolierten Ästheten zu betrachten, mag eine Analyse seines Royalismus und seines Verhältnisses zur römisch-katholischen Kirche zeigen.

Maurras bezeichnet die Monarchie, für deren Wiederherstellung er kämpft, als „héréditaire, antiparlamentaire et décentralisée" (erblich, antiparlamentarisch, dezentralisiert). Siehe vor allem die schon genannte „Enquête sur la Monarchie" (Vorwort zur Ausgabe von 1924); ferner „Le Dilemme de Marc-Sanguier" (Das Dilemma von Marc Sanguier). Erblich soll die Monarchie sein, weil nur ein Geschlecht, das kontinuierlich die höchste Stelle im Staate einnimmt, die wahre Vertretung des „salut public" (öffentlichen Wohles) sein kann. Maurras bleibt auch in seinem Eintreten für die Kapetinger-Monarchie seinem „empirisme organisateur" treu. Er spricht von den vierzig Königen, die in 1000 Jahren Frankreich schufen. Er verweist auf das Experiment der Geschichte. Daher ist er nicht Anhänger des Monarchismus aus Legitimitätsgründen. Er findet die Bestätigung der Legitimität in der Geschichte. Antiparlamentarisch muß die Monarchie sein, schon um eine kontinuierliche Außenpolitik treiben zu können, die, wie Maurras in „Kiel et Tanger" nachzuweisen sucht, für eine Republik, in der nur der Wechsel Beständigkeit besitzt, unmöglich ist. Und antiparlamentarisch muß sie sein, um der allgemeinen Nivellierung, die zur Herrschaft der Finanz führt, ein Ende zu machen. Dezentralisation endlich ist für die Monarchie selbstverständlich, da die provinziellen Eigenarten bewahrt werden sollen. Der kommende Monarch wird der König eines Frankreich von Republiken sein. Maurras sucht nachzuweisen, daß die Herrschaft erblicher Gruppen auch im heutigen Frankreich vorhanden ist. Aber da die oberste erbliche Spitze fehlt, ist Frankreich an seinem Wesen feindliche Elemente ausgeliefert, an die vier „Clans" der Freimaurer, Protestanten, Eingebürgerten (Metöken) und Juden. (Siehe z. B. „La Démocratie religieuse".)

Aus der Herrschaft dieser vier Clans erklärt Maurras auch die Feindschaft der französischen Republik gegen die römisch-katholische Kirche. Maurras sieht einen wesenhaften Zusammenhang zwischen Katholizismus und französischer Monarchie, während alles, was antimonarchisch ist, auch ohne es zu wollen, die Feinde der Kirche unterstützt. Allerdings ist Maurras selber kein Katholik. Man kann aus dem Kapitel II der Abhandlung „Die Action française und die katholische Religion" (enthalten in „La démocratie religieuse", S. 461) die Religion von Maurras wenigstens ungefähr erkennen. Er sagt, daß es ihm nicht gegeben

Digitized by Google

gewesen sei, „die erste und letzte Wahrheit zu finden". Aber er predige keine eigene Religion und Philosophie. Sein Paganismus bestehe darin, durch das konkrete Zeichen göttlicher Bilder einen reinen und einfachen Ausdruck des großen Problems zu geben. Aber wie *kommt* Maurras dazu, als „Außenapologet" des Katholizismus aufzutreten? Weil für Maurras die katholische Kirche die Kirche der Ordnung ist (siehe „Le Dilemme de Marc Sanguier"). Maurras vermag nicht an die übernatürliche Begründung ihrer sozialen Lehren zu glauben. Aber sie decken sich für ihn mit den Ergebnissen des „empirisme organisateur". Und daher ist es ihm, dem Ungläubigen, möglich, einen begeisterten Kommentar zum Syllabus zu schreiben, für die Rechte der Kirche einzutreten. Er will nicht als Theologe für die Kirche eintreten, dazu fühlt er sich nicht berufen, er tritt als Soziologe (um diesen Ausdruck zu gebrauchen) für die Kirche ein. Er sieht in der Kirche und ihrer Hierarchie eine Hochburg wahrer und echter Humanität. Daher ist sie für ihn untrennbar mit der zivilisierten Nation, der französischen, verbunden. Der katholische Charakter Frankreichs ist ein Garant französischer Humanität. Maurras verkennt aber nicht den übernationalen Charakter der Kirche. Sie ist Repräsentantin der Humanität für die gesamte Welt: „Ich bin Römer, ich bin human", sagt Maurras. Und die Erbin des antiken Rom ist die Kirche.

Unstreitig enthält die Außenapologetik von Maurras sehr viele treffende und schöne Einsichten. Er hat für sie Anerkennung und Lob bei höchsten kirchlichen Stellen gefunden. Ich nenne nur den großen Theologen Kardinal Billot, S. J. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß Maurras oft nur die Oberfläche der Kirche sieht, auch wenn er nicht direkt Irrtümer ausspricht. Zunächst scheint er das Alte Testament (und auch die Evangelien) zu verkennen. Es ist sicher kein anarchistisches Werk, auch wenn man zugeben kann, daß es, ohne Beachtung der kirchlichen Interpretation gelesen, viel Unheil anstiftet. Dann sieht Maurras nicht, daß alle natürliche Ordnung in ihrer Tiefe erst von der Übernatur aus zu erfassen ist. Maurras ist nicht immer der Gefahr entgangen, bestimmte natürliche Ordnungen zu verabsolutieren, d. h., als mit der Kirche unlöslich verknüpft anzusehen[1].

Eine Erscheinung wie Maurras wäre in Deutschland unmöglich. Der Schriftsteller genießt bei uns nicht das gleiche Ansehen wie in Frankreich. In Deutschland ist der Schriftsteller nicht als vollberechtigtes Mitglied der Gesellschaft angesehen; in Frankreich besitzt er mindestens seit dem 18. Jahrhundert besonderen Einfluß. Maurras fühlt die Problematik seiner Lage, als Schriftsteller politischer Mentor seines Landes sein zu müssen. Und vielleicht ist seine Gedichtsammlung „La musique intérieure" Ausdruck der Erkenntnis, daß die Tätigkeit als Journalist nur in einem entarteten, also demokratischen Frankreich möglich ist. Und so ist er in seiner Existenz Repräsentant der Frage: Brauchte eine Zeit, die eine Zeit der Ordnung ist, Theorien der Ordnung aufzustellen? Ich glaube, Maurras nicht unrecht zu tun, wenn ich die Ansicht ausspreche: Er würde am liebsten in seinem Martigues sitzen und, wie seine Vorfahren, Steuereinnehmer des Königs sein. Aber Frankreich ist keine Monarchie, und so muß er mit der Feder den abwesenden König vertreten. Nicht angenehm muß diese Tätigkeit sein: Denn für einen Mann der Ordnung muß es unangenehm sein, das ganze Leben lang nur als Vertreter zu wirken. Denn Maurras wird sicher nicht die Wiederkehr Philippe von Orléans auf den Thron seiner Ahnen erleben.

[1] Mit Recht stellt der große katholische Philosoph Maritain fest, daß der „empirisme organisateur" von Metaphysikern und Theologen ergänzt werden muß, aber nicht umgestürzt werden darf.

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

DER Kampf um Goethe ist in der neueren Forschung heißer denn je entbrannt. Der stark metaphysischen Richtung der Zeit entsprechend, geht es um die Frage: War er ein Heide, oder war er ein Christ? Es läßt sich nicht leugnen, daß nach und nach im Bilde des „Olympiers" immer mehr Züge entdeckt werden, die man bei den Göttern Griechenlands denn doch nicht findet. Wir müssen auf die stark anschwellende Goetheliteratur noch besonders eingehen, möchten aber doch zugleich fortlaufend das eine oder das andere aus dem Strom der Neuerscheinungen herausgreifen. *Hans von Schubert* zeigt in einem auf gründliche Quellenstudien zurückgehenden Büchlein, *„Goethes religiöse Jugendentwicklung"*, wie stark der Einfluß des Pietismus auf Goethe gewesen ist, nicht nur schon in der Kindheit, sondern auch in den Frankfurter Jahren, die auf den Leipziger Zusammenbruch folgten. Wir gewinnen den Eindruck, daß Goethe die Zweifel der Jünglingsjahre, wenigstens zeitweise, vollkommen überwunden hat und, als er nach Straßburg reiste, im eigentlichen Sinne gläubig war. „Mich hat der Heiland endlich erhascht, ich lief ihm zu lang und zu geschwind, da kriegt er mich bei den Haaren." Solch ein Goethewort mutet nicht eben heidnisch an. War Goethe aber einmal tiefgläubig, hat er diese Gläubigkeit obendrein noch nach Kämpfen wiedergewonnen, so spricht alles dafür, daß wir einen gewissen Kern von Christentum doch wohl als festen Bestandteil seiner Seele anerkennen. Daraus folgt wieder, daß die späteren Äußerungen von ihm über Religion und Christentum nicht als etwas Zufälliges und Unverbindliches aufgefaßt werden dürfen, sondern als etwas naturgemäß Gewachsenes. Das wird auch seine Geltung behaupten für die ganze Auffassung des „Faust", wie sie P. Expeditus Schmidt entwickelt hat. Wir haben sie im „Gral" nicht abgelehnt, wenn auch freilich skeptisch behandelt. Auch jetzt soll das Urteil nicht endgültig sein, aber doch müssen wir gestehen, daß man einmal mit dem Vorwurf des Pantheismus Goethe gegenüber vorsichtiger zu verfahren hat, und daß ferner die Deutung der bekannten Doppelwette des Faust im christlichen Sinne durch mehrere inzwischen erfolgte Veröffentlichungen wahrscheinlicher wird. Ob wir nicht durch eine stark liberale Literaturwissenschaft um manches, was für einen „christlichen" Goethe spricht, betrogen worden? In einer kleinen Schrift, *„Goethe als Erzieher zum vaterländischen Denken"*, legt *Friedrich Wolters* dar, welch eine große Rolle die Entsagung im Dichten und Leben Goethes gespielt habe. „Seine Entsagung war ein Opfer seiner Natur um seiner Aufgabe willen: er bändigte das Herrscherlich-Dämonische in sich um des Herrscherlich-Ordnenden willen, er versagte sich Tat, Gewalt und unbändiges Leben, selbst in Lied und Wort, um der langsamen Erziehung, Bildung und Schöpfung willen." Solche Worte hören wir gern von einem Hochschullehrer und verzeihen willig, wenn hier und da noch Reste eines gewissen Germanenstolzes übriggeblieben. Bringt man diese Gedankengänge in Verbindung mit Auffassungen, wie sie Troeltsch zur Charakterisierung westeuropäischer und deutscher Denkweise entwickelt hat, so leuchtet darin eine wundervolle Perspektive auf. Dies nebenbei, an dieser Stelle soll nur betont werden, daß eine solche Entsagung doch dem Kreuze näher

Digitized by Google

scheint als der Stoa. Ob Goethe nicht am Christentum mehr das subjektiv hineingelegte Naturwidrige gehaßt hat als es selber? Schade, daß Wolters auf derartige Fragen nicht eingeht, denn trotz der Enge seines Vortrages mußte wenigstens das eine oder andere Wort darüber fallen. Oder hat Christentum nichts zu tun mit der Erziehung zum vaterländischen Denken?

Schubert, Hans v.: „Goethes religiöse Jugendentwicklung". Quelle & Meyer, Leipzig. 75 S. 8°. Preis 2 Mk.

Wolters, Friedrich: „Goethe als Erzieher zum vaterländischen Denken". Hammerich & Lesser, Altona. 24 S. 8°. Preis 1 Mk.

*

Ein Buch von *Otto Mann, „Der moderne Dandy"*, verdient besondere Beachtung, weil es nicht nur zum erstenmal in deutscher Sprache einen Typus behandelt, der uns in der Literatur häufig begegnet, sondern auch in seinen Folgerungen Bedeutendes zu unserer Zeit zu sagen hat. Otto Mann ordnet den Dandy ein in die umfassendere Kategorie des ästhetischen Spättypus. „Er teilt mit ihm die restlose Überzeugtheit zur ästhetischen Form und Aufgehen in ihr, innere Ablehnung der Umwelt und Natur als ästhetisch unwertbar und seine übersteigerte Überfeinerung zum Leiden stimmend, Vermischung eines Formenkultus mit dem Kultus des herausgelösten Ich, schließlich die letzthinnige Folge der Sterilität." (26.) Wir müssen es uns versagen, das feine Gewebe psychologischer Analyse bloßzulegen, das nach und nach das in Frankreich und England einst so sensationell gewordene Dandytum entwickelt. Besonders interessant ist die Methode des Verfassers, der mit richtigem Blick für die Grenzen einer allzu linear angelegten Typenlehre sie dem Objekt in reizvollster Weise anpaßt, niemals über einzelnen Strichen das lebendige Ganze vergessend und niemals das Individuum allzu billigen Universalideen opfernd. Von vielen Seiten zum gleichen Mittelpunkt strebend, gelingt es tatsächlich, ein lebendiges Bild zu geben. Besonders werden die Hauptpersönlichkeiten, Barbey d'Aurevilly, der Franzose, und Brummel und Oskar Wilde, die Engländer, durch treffende Züge aus ihrem Leben uns nähergebracht. Dabei tritt Komisches genug zutage. So begeistert sich Baudelaire für das Kostüm Byrons und Brummels, um sich dann 1848 als eleganter Blusenmann darzustellen. „Mit steigender Melancholie benutzt er Schwarz. Zu anderer Zeit berät er sich acht Tage lang mit seinem Schneider, einen blauen Rock ausgeführt zu erhalten, mit dem er auf einem Bildnis Goethe bekleidet sah. Ähnlich bei Wilde, den die Nerobüste im Louvre bestimmte, sein langes Haar nach diesem Vorbild kurz schneiden zu lassen, der in Verehrung für Balzac gleich diesem in weißer Mönchskutte arbeitete und einen seltsam auffälligen Stock trug, für den Balzac ihm das Vorbild gegeben." (75.) Eine stark übertreibende und teilweise vollkommen unrichtige Bemerkung über die katholische Kirche auf Seite 108 bleibt ein Flecken an der sonst reinlichen Arbeit, die in den letzten Kapiteln zu einer schneidenden Kritik mancher Übelstände unseres Zeitalters wird. „In der Verselbständigung des Reizes dem Gehalte gegenüber, dem tiefen Verstoße gegen die Gesetzlichkeit des Lebens überhaupt, ertötet der Dandy seine tragende Idee und erliegt mit ihrem Hinsterben immer willenloser der Naturgesetzlichkeit des bloßen Reizlebens, seiner Pervertierung." Mit einem gegen manche spätromantische Erscheinungen vielleicht allzu hart umgehenden Groll heißt es dann weiter: „Die moderne Kunst hat eine herrschende Richtung ausgebildet, die ihre Wirkung aus dem Bewußtsein in die Nerven verlegt. Sie hat

Digitized by Google

eine neue Sinnlichkeit erzeugt, nicht ruhig, klar, geweitet und getragen durch die Idee, sondern dunkel, dämonisch, aufpeitschend, verwirrend und nicht erlösend ... Der Dandy, als das extremste, nur im Reiz existierende Individuum, beleuchtet die letzten Konsequenzen dieser Daseinsweise. Er hat vergessen, daß Kultur erhöhte, geformte, durchgeistigte Natur ist und ohne deren Untergrund nicht blühen kann." (109.)

Was *Oscar Wilde* — es ist eben der 25. Jahrestag seines Todes — betrifft, so geht er freilich doch nicht ganz im Typus eines Dandy auf. *Carl Hagemann* schenkt uns eine neue Biographie des Dichters, die in ihrer sprachlichen Vollendung sich liest wie eine äußerst spannende, tieftraurige Geschichte. Gilt der erste Teil dem Leben Wildes, so der zweite seinem Werk, das in musterhafter Weise, vor allem durch gute Analyse, uns dargelegt wird. Der in solchem Falle doppelt notwendige Takt wird vornehm gewahrt, auch das Weltanschauliche, soweit es von einem freisinnigen Standpunkte aus möglich ist, objektiv herausgehoben. Zu wenig beachtet wird vor allem die eigentliche Läuterung eines schwerbelasteten Dichters, der in grauenhafter Gefängnisbuße doch vom Reiz zur Substanz wieder vordringt und der nicht bloß von ungefähr, kurz vor seinem Tode, in der katholischen Kirche landet, die groß genug war, in ihrer jungfräulichen Majestät sich neben dieses von aller Welt mit Steinen beworfene Menschenschicksal zu stellen, hierin dem Herrn ähnlich, der groß und rein und verzeihend neben der Ehebrecherin steht durch alle Jahrhunderte ... Um dies zu begreifen, muß man schon die „*Epistola*" lesen, die soeben, zum erstenmal unverkürzt, erschienen, eines der merkwürdigsten Bücher der Weltliteratur. Mag sein, daß auch in den frommen Äußerungen des Leidenden noch ein gewisser pikanter Reiz seines Schicksals liegt, mag sein, daß in diesem neueroberten Christentum ein Stück Dandytum blieb bis ans Ende, und doch, in der Nacht dieses Kerkers sind Erkenntnisse gereift, die noch wertvoll wären, auch wenn sie nicht in der bezaubernden Anmut und Süße der Wildeschen Sprache aufleuchteten. Wirkt der erste Teil vor allem durch das Erschütternde der in leidvoller Confessio sich aussprechenden Lebenstragödie, so der zweite durch die Tiefe und Schönheit der Gedanken. Welch ein reiches Genie ist in Oscar Wilde doch zugrunde gegangen! Wer hat je wie er über Christus gesprochen, und denkt man sich auch hinweg, was noch allzu träumerisch und allzu weich unserem gesunderen Fühlen begegnet, es bleibt noch Strenges und Herbes und Großes in Fülle. „Ich entsinne mich genau, wie ich ihr bei der Gelegenheit, die mir vorschwebt, sagte: es gäbe in einer engen Gasse in London schon genug Kummer, zu beweisen, daß Gott die Menschen nicht liebe, und überall, wo jemand leide, sei es auch nur ein Kind, das in einem Gärtchen weine über ein Vergehen, dessen es sich schuldig oder nicht schuldig gemacht, da sei das ganze Antlitz der Schöpfung entstellt. Ich hatte völlig unrecht. Sie sagte mir das auch, doch ich konnte es nicht glauben. Ich lebte nicht in dem Vorstellungskreis, der einen zu solchem Glauben gelangen läßt. Jetzt dünkt mich, daß Liebe die einzig mögliche Erklärung ist für das ungeheuer Maß von Weh, das es auf der Welt gibt. Eine andere Erklärung kann ich mir nicht denken. Ich bin überzeugt, es gibt keine andere. Und wenn die Welt wirklich, wie ich vorhin sagte, aus Leid gebaut ist, so ist sie von der Hand der Liebe gebaut, weil auf keine Weise sonst die Seele eines Menschen, für den die Welt geschaffen ist, zu dem ganzen Wuchs ihrer Vollendung gelangen könnte. Freude für den schönen Körper, Schmerz für die schöne Seele ..." (107.) Vieles in

Digitized by Google

diesem Buch ähnelt Dostojewski, so wie eine Tragik der andern. Manche Erlebnisse erschüttern nicht minder als die Erinnerungen aus dem Totenhause ... Das spätere Leben Wildes hat nicht gehalten, was so manche Beteuerung dieser Epistola erwarten ließe. Immerhin zeigt eine kleine Skizze von *Laurence Housman*, übertragen von Hermann George Scheffauer, daß der Dichter bis zuletzt Eigenschaften besaß, die ihn auch edlen Freunden teuer machten. „Meine Erinnerung an diese Begegnung mit ihm veranlaßt mich, denen recht zu geben, die der Ansicht sind, daß er als Persönlichkeit größer war denn als Schriftsteller ... Was ich aber am meisten an ihm bewunderte, war der ruhige, klaglose Mut, mit dem er eine Verfemung hinnahm, gegen die es in seinem Leben keinen Appell geben konnte." Das Büchlein enthält einige frei nacherzählte, in ein Gespräch verwobene Märchen des Dichters, der noch bezaubernder zu reden wußte als zu schreiben. Ein Schlußwort hätte an Wirksamkeit nicht verloren, auch wenn die, wie es scheint, auch in England noch nicht aufgegebene rückständige Ansicht über das Mittelalter dem Leser erspart geblieben wäre ... Gewiß, auch in diesem Büchlein trägt Oscar Wilde noch die Wesenszüge des Dandy. Und doch liebe ich ihn, weil er so schön über Christus geschrieben ...

Mann, Oto: „*Der moderne Dandy*". Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. Julius Springer, Berlin 1925. 128 S. Gr.-8°.
Hagemann, Carl: „*Oacar Wilde*". Sein Leben und sein Werk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 243 S. Gr.-8°.
Wilde, Oscar: „*Epistola in carcere et vinculis*". Deutsch von Max Meyerfeld. S. Fischer, Berlin 1925. 182 S. Gr.-8°.
Housmann, Laurence: „*Gespräche mit Oskar Wilde*". Ein Zusammentreffen in Paris. S. Fischer, Berlin 1925. 99 S. 8°.

*

Hans Roselieb schenkt uns eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart, „*Unsere Liebe Frau von den Sternen*". In einer geheimnisreichen Nacht wird eine kleine Fischerfamilie in den Wirrwarr eines Aufstandes verwickelt. Auf der Flucht aus ihrem brennenden Häuschen gelingt es ihnen, eine kleine Rheininsel zu erreichen, auf der sie aber in die Gefangenschaft der revolutionären Arbeiter geraten. Während die Fischersfrau in der Kapelle betet, läßt sich Maria herab und schlüpft in ihre irdische Erscheinung. Der Tochter Indras in Strindberg gleich, lebt sie nun das leidvolle Leben der Menschen, wird Gegenstand der Zudringlichkeiten des „Krüppels", des jungen Barons, der sich den Aufständischen angeschlossen hat und im Ringen mit den Leidenschaften der Revolution, die ihrer Ideale vergißt, und mit der Frau, die er für die Fischersfrau hält und die all sein Blut in Wallung bringt, endlich zu jener Höhe emporsteigt, die alles Leid, auch das angeborene, besiegt im triumphierenden Gesang. Ihn wie seine Geliebte läutert die himmlische Frau zur vollen Erkenntnis aus der Tragik des Lebens, die sich in jenem Aufstande, besonders in der Gerichtsszene, offenbart. Alles Irdische ist begrenzt. Es gibt keine Flucht vor dem Schicksal. Der Arme ist immer der Unglückliche, einerlei, wie die Gewalthaber heißen. Nur in der Seele ist Überwindung möglich und nur von ihr aus Besserung der Verhältnisse. Das wären einige Umrisse, die nur ganz obenhin den Verlauf der spannenden, gut aufgebauten und stellenweise hochdramatischen Handlung kennzeichnen. Man tauche nun dieses Ganze in ein kosmisches Gefühl. Man denke sich nicht nur die Menschen handelnd, sondern auch die Dinge, die Tiere, die Pflanzen. Wie ein Riesenkraftfeld erscheint das All, das Himmel und Erde

Digitized by Google

mit seinen Strömen durchflutet und die ganze Schöpfung in den Bann seiner geheimnisvollen Kräfte zieht. Schon in dem Meisterroman „Meister Michels rätselhafte Gesichter" hatte Roselieb versucht, alles Geschehen in ein umfassendes Geheimnis zu verweben, so daß der Eindruck entstand, es sei das Wunder und das Rätsel und das hinter und in den Dingen Wirkende das eigentlich Entscheidende. Genau so ist es hier, nur daß die geheimen Kräfte, die in jenem andern Roman mehr der okkultistischen, jedenfalls einer ganz unbekannten und zweifelhaften Gegend entströmten, sich hier, wo die Mutter Gottes im Mittelpunkt steht, sozusagen als Ausstrahlungen einer übernatürlichen Welt geben. Staunend ahnt man das Wirken einer Vorsehung, die in einer einzigen Nacht solch ungeheuere Geschehnisse wirkt. Ähnlich wie in Thomas Manns „Zauberberg" die Zeit eine ganz eigentümliche Rolle spielt, so hier der Raum, der wunderbar beseelte. Indem Roselieb die Handlung in die Ferne der Legende rückte, deren Illusion allerdings dadurch gestört wird, daß sie in der Gegenwart spielt, gelang es ihm immerhin, diesen ganzen Komplex von noch so wunderbaren Begebenheiten glaubhaft zu machen und in eine Einheit zu zwingen. Von einigen wenigen Stellen abgesehen, die mehr in den Anfang fallen, scheint es mir auch, daß es geglückt ist, die Stimmung zu voller Wirkung zu bringen, was um so erstaunlicher bleibt, da Roselieb in seiner Kunst gewiß nicht auf das Irrationale im ersten Erlebnis eines Stoffes verzichtet, zweifellos aber sich offen zum Rationalen in der Ausführung bekennt, so sehr bekennt, daß er in einem, meiner Ansicht nach sehr überflüssigen, Vorwort sagt, was er vorhabe. Stellt man die Frage nach der inneren Berechtigung seines ihm ganz eigentümlichen Vorgehens, so wird man es begrüßen, wenn hier ein Dichter bewußt darauf ausgeht, die ganze Wirklichkeit des gläubig geschauten Daseins in sein Kunstwerk einzufangen. Man wird aber auch daran erinnern, daß es notwendig ist, die Grenzen des dem Menschen gegebenen natürlichen Erkennens zu achten. Immer hat es einen ungeheueren Reiz für tief angelegte Naturen, hineinzudringen in die wunderbare Sphäre, die ganz gewiß all unser Dasein umgibt und durchwirkt. Es gibt ja auch Straßen, die über das Sinnenhafte und das zunächst Naturgemäße hinaus den Menschen in heiliger Ahnung und auch im Wissen des Glaubens immerfort über seine Sphäre hinauslocken. Aber nicht ungestraft bleibt diese noch so heilige Neugier. Zu bald hat sie die Schranken, die nun einmal menschlichem Erkennen gesetzt sind, überschritten, was immer eine Rache der Natur nach sich zieht. Was im psychologischen Kreis, sei es auch an objektivem Wert zentral, doch an der Peripherie liegt, kann von menschlicher Formkraft nicht mit gleicher Kraft gestaltet werden, wie das unsern Sinnen gemäße. Es liegt das im Sinnenhaften aller Kunst. Möglich ist nur die Form des Symbols, das, in sich blutvoll und ganz menschlich, der Personifizierung außer- und übermenschlicher Kräfte dient. So wird das Geheimnisvolle in die Gestalt gebannt, nicht aber die Gestalt in das Mysteriöse verflüchtigt ... Roselieb scheint mir mit jedem Werke zu wachsen. Nicht so sehr an äußerer Bildkraft der Sprache, als vielmehr an innerer Güte und großer Reife. Wie anders gibt sich hier schon die Revolution als etwa in den „Fackelträgern". Noch sind die Gedanken zu weit gesponnen auf Kosten der Handlung. Auch in eiligen Lagen sprechen oft die Menschen bei ihm, als ginge die Friedenspfeife des redefrohen Indianers dabei rund. Noch sprechen auch die einfachen Menschen zwar nicht zu gescheit — denn sie sind doch oft die gescheitesten —, wohl aber zu gebildet. Auch gäbe es wohl Einwendungen

Digitized by Google

gegen eine eigentliche Versuchung Unserer Lieben Frau. Und doch hindert dies alles nicht, daß wir hier ein Gebilde echter Kunst und hohen Wollens vor uns haben. Gerade Roselieb sollten wir höher einschätzen, als es bei denen geschieht, die da meinen, geistige Höhe könne immer und überall auch populär sein. Mit dem Wachsen des Menschentums in Roselieb wird übrigens, wie dieser Roman zeigt, auch die Gabe reifen, so zu schreiben, daß es leichter und unwillkürlicher von Herz zu Herzen quillt.

Zwei Bändchen mit Novellen von Roselieb, zum Teil neubearbeiteter älterer, erscheinen soeben in der Sammlung „Der Rosenstock" bei Franz Borgmeyer, Hildesheim. Volkstümlichkeit und strenge Kunst verbinden sich vorbildlich darin.

Ein ansprechendes Roseliebheft mit bezeichnenden Proben bieten die Veröffentlichungen für Musik und Literatur, Berlin. Herausgeber Fritz Ohrmann.

Roselieb, Hans: „Die liebe Frau von den Sternen". Eine legendenhafte Erzählung aus der Gegenwart. Kösel & Pustet, München 1925. 357 S. 8°.

Zum Schluß möchten wir noch auf einige vornehme Ausgaben aufmerksam machen.

Anläßlich des 100. Todestags Jean Pauls veranstaltet der Verlag Albert Langen in München eine Gesamtausgabe der Werke des Dichters.

Jean Paul: „Gesammelte Werke". 4 Bände, Albert Langen, Verlag, München 1925.

Jean Paul. Auswahl von Josef Müller. R. Oldenbourg, München und Berlin 1925. 8°. 147 S. Geb. 2,80 Mk.

„Jean Paul im Spiegel seiner Heimat." Festgabe zum 100. Todestag des Dichters. Von Dr. Eduard Herold. R. Oldenbourg, Verlag, München und Berlin 1925. Geb. 2,50 Mk.

Aus der russischen Literatur:

Tolstoj, Leo N.: „Volkserzählungen und Legenden". Bruno Cassirer, Verlag, Berlin. 490 S. Ganzleinen 6,50 Mk.

Tolstoj, Leo: „Dramen". J. Ladyschnikow, Verlag, Berlin. 8°. 485 S.

Dostojewskij, F. M.: „Aufzeichnungen aus einem Totenhause". J. Ladyschnikow, Verlag, Berlin. 8°. 445 S.

Dostojewskij, F. M.: „Erniedrigte und Beleidigte". Roman. J. Ladyschnikow, Verlag, Berlin. 8°. 557 S.

*

Zu *Görres' 150. Geburtstage* am 25. Januar wird ein Aufsatz von Wilhelm Heßler: „Görres' Ringen um seine Welt- und Lebensanschauung", im Februarheft erscheinen.

*

Digitized by Google

Dichtung des In- u. Auslandes

Ein neuer Dichter

Von Dr. Lorenz Kjerbüll-Petersen

WIE oft erschallt nicht in unseren Tagen der Ruf nach dem wahrhaftigen Dichter, dem Künder tiefster Menschensehnsucht, dem Erahner werdenden Schicksals, dem Wegbereiter des kommenden Reichs, das wir von fernher wenigstens zu schauen begehren, wie Moses vom Berge das verheißene, hochgelobte Land. Es ist ein Suchen und Hasten, ein Rufen und Schreien ohne Ende auf allen Jahrmärkten des Lebens, ob sich nicht einer fände in der Gaukler Schar, um dessen Haupt es leuchte wie werdende Gloria mählich sich erfüllender Berufung. Manchen schon hob man aus dem gemeinen Haufen, stellte ihn auf das Postament einer geschäftigt fabrizierten Berühmtheit, legte ihm den Mantel der Herrlichkeit um die Schulter, gab ihm die Krone aufs Haupt und rief: „Ecce poeta — adorate!" Und das Volk betete ihn an und opferte ihm. Bis Regen kam, der die Krone zerweichte zu schmutzigem Brei, und es offenbar wurde, daß sie aus Flittergold gefertigt war. Bis Sturmwind kam, der dem Gepriesenen den Mantel der Herrlichkeit von den Schultern riß und ihn unverhüllt dastehen ließ in nackter Knechtsgestalt, sich selbst und aller Welt zum Spott. Bis ein anderer kam mit lauterer Stimme und keckerem Sinn und wieder endlich fiel wie jener. Viele wurden berufen durch derer Urteil, die sich selbst zur Berufung berufen wähnen; aber ihrer keiner erwies sich als auserwählt. Und nun gellt das Geschrei der Getäuschten: „Wir finden keinen auf den Jahrmärkten des Lebens und auf den Schießständen der öffentlichen Meinung, der eines Hauptes größer wäre als alles Volk, den wir zum König küren könnten! Arm ist unsere Zeit, von Gott verlassen, lichtlos und trüb!" So rufen sie, die sich berufen wähnen, die Kritiker und Kritikaster, die Größe nur nach ihrer Größe messen und Geist nach ihrem Geist. Und während sie verzweifelt die Hände ringen, werden und wachsen Menschen anderer Art abseits von den Heerstraßen in der Stille von Dörfern und Flecken. Sie haben nicht den schwebend leichten Gang und die gefällige Pose des Komödianten; denn die Berufung lastet schwer auf ihnen, daß sie gebückt hinschreiten, und ihre Hüfte ist oftmals gelähmt, weil sie gerungen haben mit dem Engel des Herrn. Roden und ackern ist ihre Arbeit auf dem dürren, widerspenstigen Boden der Zeit, und spärlich nur sind die erstgereiften Früchte ihrer Saaten, herb im Geschmack, aber nährend und köstlich dem, der zu kosten weiß. Von ihrer einem will ich heute künden.

Vor kurzem erschien im Verlage Oesterheld & Co. das dramatische Erstlingswerk eines noch jungen Dichters, dem anläßlich seiner Uraufführung am Mannheimer Nationaltheater vor reichlich Jahresfrist infolge einer unzulänglichen Darstellung der verdiente Erfolg versagt geblieben war. Das Publikum ahnte zwar etwas von dem tiefen Inhalt des Stückes, ohne indessen das Werk in seiner ganzen herben und edlen Schönheit restlos erfassen zu können, und die ortsübliche Kritik — nun ja! — „*Ragen*" betitelt sich das Drama; sein Verfasser ist *Max Zweig*, der dritte nunmehr dieses Namens und Geschlechts, der auf den Pfaden der Dichtung wandelt. Ihm und seinem Werk wenigstens in kundigem, wenn auch

Digitized by Google

beschränktem Kreis die Beachtung zuzuwenden, die er verdient, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Finisterre — Ende der Welt. Auf der einen Seite das Land voll Erdgeruch und schwer von Menschenschicksal; auf der andern Seite die See in grauer Unendlichkeit. Auf der Grenze zwischen beiden Reichen erhebt sich König Ules Burg. Dort saß einst Aage von Bretagne, sein Bruder. Brudermord stieß ihn vom Thron, und den Mörder schmückt nun die Krone. Das Weib des Ermordeten entfloh mit Ragen, seinem unmündigen Sohn. Im fernen Schottland wuchs der Knabe auf und mit ihm seine Bestimmung, den Tod des Vaters zu rächen. Orinde, die Schwester, aber blieb im Haus zurück, verachtet, gestoßen, ausgetrieben bei Nacht. Man sieht, ein altes, tragisches Grundmotiv, bewußt übernommen und bewußt gestaltet, steht am Anfang der Tragödie. Das griechiche Mykene ward übertragen auf bretonischen Grund; Elektrens Schicksal nahm neue Gestalt an in Orinde, und Ragen ist aus Tantalus' Geschlecht, dem einst Orest entsproß.

Stürme brausen um Finisterre. Das Meer schäumt auf in gewaltiger Brandung. Kein Schiff, das unversehrt dem ungastlichen Gestade nahte, kein Mensch, der übrigblieb in der Not des Schiffbruchs. Ragens Bestimmung aber ist stärker als alle Gewalt von Wogen und Winden. Wohl scheiterte sein Schiff, doch ging er heil hervor aus dem Untergang, er und sein Pylades, Haimon von Schottland. Nun stehen sie vor den verschlossenen Toren Finisterres, die sich zur Nacht nicht öffnen, und pochen an. Ule aber hat sie gesehen, wie sie scheiterten und wie sie sich retteten. Ahnt er ein überstarkes Schicksal, gegen das Auflehnung nicht frommt? Warum sonst öffnet er sein Haus, statt es noch fester zu verschließen? Warum sonst lädt er den Fremden ein, bricht mit ihm das Brot der Gastfreundschaft, reicht ihm sein Schwert, statt es ihm in die Brust zu stoßen?

Finisterre — Ende der Welt, erdverhaftet, zugleich hinausblickend in graue Ewigkeit. Ende der Welt, zugleich auch Schicksalsgrenze und Wende von Kulturen. Das bluthafte, sinnengebundene Heidentum liegt unterjocht. Auf Bergen und Türmen ragt das Kreuz. Aber noch ist der Sieg des Christentums nur ein mehr äußerlicher; noch lebt das Heidentum. Es lebt im Blut und in wilden Taten des Bluts. Blutrache ist noch ererbtes, heiliges Gesetz.

Ragen hat das Christentum mit seinen hellen, klaren Ideen aufgenommen in seine oberen Sinne, aber in der Tiefe dunkelt es noch. Sein lichtes Bewußtsein verdammt die Tat, deren Ruf doch in seinem Blute widerhallt. Und so stürzt er heraus aus Ules Burg nach der Begrüßung: er kann das Werk der Rache nicht vollenden. Gott will es nicht! Da sieht er der Schwester zerschlagenen Leib und ihre zertretene Seele. Ein neuer Wille loht aus seinem Blut: „Um deinetwillen, gequältes, liebes Herz, will ich es tun!" Ule aber, sein Schicksal wohl erkennend, doch bauend auf seinen Stern, auf die Überlegenheit seiner Gottlosigkeit, die ihn göttlich stark sich fühlen läßt, begibt sich unbewacht zur Ruhe. Der Weg ist frei dem Schicksal, daß es sich vollende.

Ule ging schlafen in Rausch und Lästerung. Die Fackeln löschen aus, das Werk kann beginnen. Mit mühsam erlangter Entschlossenheit steigt Ragen empor, ergreift die rächende Axt, die ihm die Schwester bereitgestellt, tritt ins Gemach des Schlafenden. Da trifft den Mordbereiten des Heilands Blick, der weh ihn anschaut vom Marterholz. Nun spürt er es mit aller Deutlichkeit: sein Werk ist nicht heilig. Gott will es nicht. Weit wirft er die Axt von sich, stürzt heraus vor das Tor. Jubelnd tönt es aus ihm: „Er lebt! Er lebt! Ihr Heißgeliebten, lebt! Er ist gerettet, und meine Seele lebt!"

Ein neues Schicksal wächst herauf. Warum ließ er die Tat? War sie nicht gottgewollt? Nach den moralischen Begriffen des Heidentums ist sie sogar oberste Pflicht: der Sohn ist da, den Mord des Vaters zu rächen; das ist ihm sittliches Gebot! So fühlt es Haimon. Und wenn Ragen die Tat nicht vollbrachte, so war es nur, weil seine Natur sich ihr widersetzte: „Das fehlerlose Gold, bestimmt, von Königshäuptern hell zu strahlen, taugt es zum Beil, zu dem taugt trübes Eisen? So wenig der zum Mord!" Da nun die Tat gut ist, und der für sie bestimmt, sie nicht zu tun vermag, erwächst dem Freunde die Pflicht, kraftvoller Vollstrecker seines Willens zu sein. Haimon tritt in das Haus, ergreift die Axt, spaltet des Königs Haupt. Nur eines hat er nicht bedacht: daß ihm einer zuschauen könnte bei seiner Tat. Dies aber war der Fall. So muß auch der Zeuge sterben. Zur berechtigten Rache gesellt sich der Mord. Verstört und bleich, zutiefst verwundet, das Kainsmal auf seiner Stirn, tritt Haimon aus dem Haus.

Wer nun tat die Tat? Er, der mit seinen oberen Sinnen sie verurteilte und ihr auswich, der aber in den dunklen Tiefen sie doch gewollt, zum mindesten ihr nicht restlos entsagt; oder er, der zum Arm sich machte? Und nun beginnt das Ringen zwischen Seele und Seele um die Schuld. Wohl tauschen

Digitized by Google

die beiden symbolisch ihr Kreuz, wohl wollen sie gemeinsam stehen zur Tat und zu den andern grausen Taten, die in notwendiger Folge nun sich ereignen müssen. Aber die Frage ist stärker als alles Wollen. Haimon ist der erste, der sich zurückfindet zu seinem eigensten Ich. Die ganze Schwere der Schuld erkennend, nimmt er sie auf sich, bereit, alle Folgen zu tragen, die aus ihr entspringen müssen. So wird der Heide zum Christen, indem er sich opferbereit unter das Gesetz des Höchsten stellt. Später erst, nach schwerem Ringen, findet Ragen sich zu sich selbst zurück, nimmt er den Willen der Gottheit auf auch in das Gesetz seines Blutes. Sie beide haben ihre tragische Schuld erkannt, die darin besteht, daß sie wähnten, wer den Mörder schlüge, töte mit ihm auch den Mord. Nun hat ihr Schicksal es bewiesen: aus Mord wächst ewig neuer Mord, und das Leben müßte unter dem heidnischen Gesetz der Blutrache zu einer Kette von Morden werden. Den Geist erschlägt man nicht. Und wie den Geist man nicht erschlägt, vermag nichts unterzugehen, was geistig ist. In solcher Erkenntnis beugen sich beide dem Todesschicksal, wohl wissend, daß aus dem Sterben neues Leben erblühen wird.

All dies ist nur ein kleiner, dürftiger Ausschnitt aus der überquellenden Fülle sich drängender Handlung. Manchmal fällt es schwer, dem roten Faden der einheitlichen Idee durch das Labyrinth der Geschehnisse zu folgen. Eine fast verwirrende Buntheit, ein Überreichtum an Einzelmotiven, verwischt des öfteren die einheitliche Linie. Was Zweig gewollt hat, ist offenbar die Darstellung des Gegensatzes zwischen Christentum und Heidentum, zwischen Idee und blutschwerer Triebhaftigkeit. In diesem Rahmen erfüllt sich auch das Schicksal Orindens. Ihr Leben war eine einzige große Sünde gegen das Bekenntnis Antigones: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Sie hat gesündigt gegen das oberste Gesetz des Frauentums. Darum muß sie untergehen in dem Augenblick, wo ihr Rachedurst letzte Befriedigung fand. Die Liebe naht sich ihr, sie lebte nur dem Haß; da so ihr Leben sinnlos ward, bleibt ihr nur Verzweiflung und selbstgewählter Untergang.

Aus den blutigen Nebeln aber wächst eine neue Zeit: der Zukunft Krone wird ein Kindlein tragen. Torstin, des Reiches erster Vasall, ein Symbol der bleibenden Gerechtigkeit, hat Ules Kind, das heimlich geborene, gerettet. Ihm huldigen die Mannen alle. Die alte Zeit liegt tot; aus tausend Wunden strömt ihr Blut. Das Kind aber wird einmal in Reinheit und Unschuld den Thron besteigen. So endet die Tragödie, ähnlich den Nibelungen Hebbels, wo auch der christliche König die Krone des neuen Reichs sich aufsetzt „im Namen dessen, der am Kreuz verblich.".

Wie man sieht, handelt es sich hier um eine Dichtung, voll von schweren Ideen. Erst die Lektüre vermag den ganzen Reichtum dem forschenden Geiste in stets erneutem Überlegen zu Bewußtsein zu bringen. Im vorüberhuschenden Spiel der Bühne muß manches verlorengehen, was köstlich ist. Das jedoch ist das gemeinsame Los aller Dramen, die nicht nur Bühnenstücke, sondern zugleich auch Dichtungen sind. Es ist, wie bereits erwähnt, das erste Drama, das Max Zweig geschrieben hat. Kein Wunder, daß manche Schlacken des Anfängertums noch festzustellen sind. Zweig wird den Weg noch finden müssen zu schlichterer Einfachheit, zu gespannterer Konzentration. Daß er ihn finden wird, steht außer Frage. Wer eine derart gewaltige Exposition wie die des „Ragen" zu schaffen weiß, der wird sich das Gesetz des Dramas untertan machen müssen auch in den kleinen Dingen. Noch ist Zweig in manchem Sklave seiner Ideen. Noch zerbricht ihm hin und wieder die Form unter der Fülle der Gesichte. Noch kommt es vor, daß Teile des Dramas sich auflösen in Streitgespräche kämpfender Ideen, denen die restlose Durchblutung fehlt. Das alles aber wiegt leicht gegenüber den großen Vorzügen der Dichtung, unter denen nicht zuletzt auch eine durchaus eigene Sprache zu nennen ist, die jeder plauderseichten Glätte aus dem Wege

Digitized by Google

geht, die herb ist und hymnisch zugleich und in gewaltigen Zyklopenmauern die Ideenkomplexe umtürmt. Max Zweig ist wahrhaftig ein Dichter, dessen Erstlingswerk die Gewähr bietet, daß es Grundstein sein wird eines Baues, dessen Wachsen zu beobachten besondere Freude bereiten wird.

*

Hertha Pohl, die katholische Arbeiterdichterin

Von Franziska Rademaker

AUS einer lichtlosen Umwelt, von der geringere Begabung und geringerer Mut unbarmherzig erstickt worden wären, ist die oberschlesische Arbeiterdichterin Hertha Pohl hervorgegangen. Am 24. Juli 1889 in Krappitz geboren, war ihr zu aller Not doch ein köstliches Familienerbe in die Wiege gelegt: künstlerische Begabung und der Drang zur Höhe. Ihr Vater ist der älteste Sohn eines Kunstmalers, der in Breslau in glänzenden Verhältnissen lebte. Durch unglückliche Prozesse verarmte die Familie und wurde schließlich nach dem oberschlesischen „Posemuckel" und „Kleinstein", das Hertha Pohl so prächtig zu schildern versteht, verschlagen. Durch die Kindheit der Dichterin, die verschüchtert und verhärmt heranwuchs, wandelt als Lichtgestalt die edle, feingebildete Großmutter. In blendender Jugendschönheit, in duftigem Spitzenflor schaut sie neben anderen prächtigen Ölgemälden des Großvaters in der einzigen Stube der ärmlichen Wohnung ungerahmt von der Wand. In der Skizze „Die alte Zither" (Die klagende Nacht, S. 88) setzt Hertha Pohl der Großmutter, der sie Traum und Glauben verdankt, ein schönes Denkmal.

Die Verhältnisse waren zunächst gebieterischer als die Begabung des Kindes. Der Schule entwachsen, mußte das junge Mädchen bis zum 18. Lebensjahre in einer Stickereifabrik um den kläglichen Lohn von 2,15 Mk. bis 10 Mk. die Woche tätig sein. Dann aber folgte sie dem Drang in die Weite; mit einer Freundin ging sie nach Berlin, wo sie selbständig als Näherin um ihr Brot rang, jedoch bald wieder in einem Großbetriebe, einer Maschinenstrickerei, Arbeit suchen mußte. Als Arbeiterin, als Schlafgängerin schaute sie tief in das Großstadtelend hinein, in allen Gefahren doch selbst Herz und Hände rein bewahrend. Trotz aller Not gab ihr die Großstadt manche Anregung. Der Besuch eines Vorstadttheaters machte sie mit klassischen und modernen Dramen bekannt. Kleine Geschichten, die sie las, veranlaßten sie zu eigenen Versuchen. An Klara Viebig und Nanny Lambrecht bildete sich ihre naturalistische Darstellungsweise.

Ein Zufall machte sie mit Martha Grosse bekannt. Diese berichtet darüber: „In einer hellen Nachmittagsstunde trat sie bei mir ein. Ein blondes, stilles Mädchen mit blassem Gesicht und schwerernstem Mund, der von Leiden und Schweigen sprach und dem ein oberflächlich-konventionelles Lächeln schlecht gestanden hätte. Nur die Augen fragten und hungerten. Und als ich Antwort gab, als ich ihr die Wege wies, die mir für ihr Talent, für ihr scharf beobachtendes Erfassen wesentlich schienen, als ich sie ermunterte, das Schicksal ihrer nächsten Gefährtinnen zu schildern, das der arbeitenden Mädchen der Großstadt und das der oberschlesischen Landsleute — ohne Verklärung, ganz schlicht,

Digitized by Google

dieser auf ihrer Scholle, jener bei ihrem Werke —, da war es schön, zu sehen, wie dies stille Künstlerantlitz von innen her aufblühte. Und ich fühlte, hier kam mir das Frühlingsdrängen einer echten Schöpferseele entgegen."

Eine der größten Nöte im Leben der Dichterin war das Entbehren eines eigenen Zimmers. In Berlin reichte der Lohn nicht zur Miete des kleinsten Dachstübchens; sie mußte mit einer Schlafstelle vorliebnehmen — und später, da sie mit Ausbruch des Krieges zur Unterstützung der kränklichen Mutter in die Heimat zurückkehrt, leidet sie, wie sie selbst schreibt, schwer darunter, immer mit mehreren Personen in einem Raum zusammen zu sein und unter fortwährenden Störungen arbeiten zu müssen. Diese Umstände brachten ihre ohnehin zarte Gesundheit noch mehr herunter.

Inzwischen erntete die Dichterin die ersten Erfolge. Nachdem ihre Skizze *„Neues Leben"* in der „Christlichen Frau" veröffentlicht worden war, tauchte ihr Name öfter in Zeitungen und Zeitschriften auf. Seit 1922 erschienen dann in rascher Folge die ersten Bücher: die Novellen, gesammelt in zwei Bänden unter den Titeln *„Die klagende Nacht"* (Veduka-Verlag, Dillingen 1922) und *„Armes Volk"* (Frankes Buchhandlung, Habelschwerdt 1923); ferner *„Der Weg der Martina Förster"*, Roman, und *„Die Bettelgret"*, ein Schicksalsbild aus Oberschlesien (beide Veduka-Verlag, Dillingen 1923).

In den beiden Novellenbändchen offenbart sich Hertha Pohl als Meisterin der kurzen Erzählung. Hier zeigt sie ihre ganze Eigenart. Kleine Kunstwerke sind diese abgerundeten Bilder, wahre Kabinettstückchen darunter, klar geschaut, mit kräftigen Zügen gemalt, realistisch ohne jegliche Idealisierung, manchmal ergreifend licht in allem Elend, meist dunkel, nicht selten abstoßende Häßlichkeiten des Daseins offenbarend, so daß den Leser zuweilen ein physischer Ekel ankommt, wie z. B. in der Novelle „Das liebe Vieh" („Die klagende Nacht", S. 130). Hier führt ein fanatischer Naturalismus ihr die Feder.

„Der Weg der Martina Förster" zeichnet Hertha Pohls eigenen Weg. Die Handlung gibt einen Lebensausschnitt ohne Problemstellung. Die Heldin wird vom Leben mehr geschoben, als daß sie es meistert; die Lösung durch die glückliche Ehe ist durch das Vorhergegangene kaum vorbereitet, überhaupt die Handlung wenig geschlossen. Doch ist die Darstellung lebhaft und farbig.

„Die Bettelgret", herausgewachsen aus der Novelle „Der Brandstifter", gibt in der Heldin eine rassigere Figur, als die blonde Martina es ist. Nicht lange steht sie als bleiches Steinbild vor dem jungen Jandte, der vor ihren reinen Augen das Tor der Sünde öffnet — jäh wird sie lebendig, hebt die kleine Hand zu kräftigem Schlag: Du Lump! und reißt seine Kette von ihrem Hals. Und als Heinrich zum ehrlichen Bewerber wird und sie ihn liebt, muß sie entsagen wegen des Vaters, der das Jandtesche Gut angezündet hat. Sie tut es tapfer und findet später in anderem Pflichtenkreis ein bescheidenes Glück. Die Bettelgret ist eine Siegerin. Etwas von der Luft aus Paul Kellers Roman „Die Heimat" weht durch dieses oberschlesische Buch, das eher die Bezeichnung Roman verdient als „Der Weg der Martina Förster".

„Tina Stawiks Ernte" heißt der 1924 bei Herder erschienene preisgekrönte Roman. — Auch in diesem ist Hertha Pohls flotte, kräftige Art bezwingend. Aber „Tina Stawiks Ernte" ist ein merkwürdiges Buch. Bei näherem Zusehen gibt es Anlaß zu grundsätzlichen Erwägungen über die Wesensbedingungen eines Romans.

Digitized by Google

Man liest zum erstenmal. Die Magd Tina wird nicht zur Heldin, deren Schicksal Miterleben gebiert. Vielmehr fühlt man sich geradezu abgestoßen von diesem Mädchen, das stumpf und dumpf, mit unweiblichem, rohem, tierischem, instinktiv witterndem Drang seiner Leidenschaft nachschreitet. Man liest in größeren Zeitabständen wieder und wieder, um den ersten Eindruck zu verbessern und zu menschlicher und literarischer Anteilnahme an dem Schicksal der Tina zu gelangen. Es gelingt nicht. Da ist kein Kampf, kein Ringen um einen Ausweg, kein wenn auch noch so vergebliches Hinauflangen nach einem erlösenden Licht — und deshalb liegt keine Größe, keine Erschütterung in der Schuld. Der Gestalt der Heldin fehlt die echte Tragik — das ist der große Mangel des Buches. Dieser Tina in ihrem grausam blöden, wollüstigen Voranschreiten ist der Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt, und es erhebt sich die Frage: Eignet eine solche Figur, eine Abnormität, sich zur Romanheldin? Der Mangel könnte ausgeglichen werden. Es liegen künstlerische Möglichkeiten in dem Stoff, und zwar beim Gegenspieler, dem Schmied, auf den Tinas Leidenschaft sich richtet. Hier wäre ein tieferer Konflikt der Handlung gegeben, vielleicht in einem Kampf des Schmiedes zwischen Erbarmen und Gesetz. Aber Hertha Pohl hat nicht versucht, die künstlerischen Möglichkeiten, die bei der entarteten Heldin nicht liegen können, bei der Gegenseite hervorzuholen.
Die Ernte der Tina Stawik ist grausig. Mit dem Aufflammen der Kerze vor ihrem Selbstmorde erwacht wohl Mitleid mit ihrer traurigen Veranlagung und die Hoffnung, daß Gott ihr die Schuld nicht voll anrechne. Dennoch erwächst keine Versöhnung aus ihrem Tode. An der Auferstehung des Schmiedes zum Leben ist die Magd gänzlich unschuldig; ein Zufall bringt zum Schluß, ganz losgerissen von der eigentlichen inneren Handlung, diese günstige Wendung, und sie kann also nicht als Tina Stawiks Ernte angesprochen werden.
„Der junge Bernhagen", im Erstabdruck von der „Kölnischen Volkszeitung" veröffentlicht, ist ein wirklicher Roman von guter Komposition und geschlossener, spannender Handlung. Hertha Pohl verläßt die bisherige Umwelt, und man muß sagen, daß sie sich in der neuen Sphäre gut zurechtfindet. Geradezu erstaunlich ist es, wie sie in diesem Roman, der so viel an psychologischer Entwicklung verlangt, es versteht, das innere Geschehen in die äußere Handlung zu verlegen und so den Leser fortwährend in Spannung zu halten. Freilich sind das Motiv und zum Teil die Charaktertypen etwas überholt; aber die meisterhafte Handhabung durch die Dichterin, das vorzügliche Herausarbeiten der Charaktere wie der Handlung, dazu die in ihrer knappen, ausdruckskräftigen Klarheit mustergültige Sprache erheben den Roman hoch über die Schablone. Doch konnte auch er nach Stoff und Motiv noch nicht das große, bedeutende Werk werden, das von der starken Begabung der Dichterin zu erwarten ist — er bleibt ein vorzüglicher Unterhaltungsroman.
Hertha Pohl ist trotz ihrer schwachen Gesundheit eine fleißige Schriftstellerin. Soeben erscheint ein neues Büchlein aus ihrer Feder, betitelt *„Vom alten Schlag"* (9. Band der Novellenreihe „Der Rosenstock", Borgmeyer, Hildesheim, Preis 1,30 Mk.). Die hübsche Novelle verrät wieder die klarschauende und sicher gestaltende Dichterin. Kühne Striche zeichnen Wallfahrtshöhe und Odertal, Kleinstadt und Bauernhof und arme Hütte zum Schauplatze der Handlung. Doch hängt diesmal nicht die niederdrückend lichtlose Elendsnacht über dem Geschehen; es ist, als sehe man mit der scheuen, treuen Agnes Riedel nun die

Digitized by Google

blonde Dichterin selbst zum endlichen Glücke wandeln, das der Erfolg ihr zu bescheren beginnt. — Das ist der dreifache Vorzug dieser Erzählung: in schlichter starker Ursprünglichkeit ist sie Kunstform, erfüllt mit lebendigem Inhalt, dazu überhellt vom Licht eines freundlich aufwärtsweisenden Sternes.
Hertha Pohl ist ein starkes Talent, dessen Umfang noch nicht ganz festliegt. Am größten zeigt sich ihre künstlerische Befähigung bis heute in der kurzen Erzählung. Möge sie nun aber aus jener Umwelt, die sie mit scharfem Auge beobachtet und mit kräftigen Pinselstrichen malt, für den großen sozialen Roman, zu dem Handel-Mazzetti sie prädestiniert hält, das Problem finden und den Helden, der dieses Problem löst oder — in tragischem Ringen daran zerbricht!

*

Peter Nikolajewitsch Krasnow

Von Ch. Demmig

VOR einigen Jahren sprachen deutsche Geschichtsschreiber, wie Eliasberg u. a., die Befürchtung aus, die russische Literatur werde in Blut und Mord untergehen. Wir wissen heute, daß sich diese Befürchtungen nicht bewahrheitet haben, wenn auch das Bild, das sich uns von der Entwicklung der russischen Literaturgeschichte seit der letzten Revolution zeigt, noch dürftig und ungenau ist. Was in Rußland selbst gedruckt wurde, mußte revolutionären Charakter haben, durften doch gegenrevolutionäre Stimmen nicht laut werden. Nur dem Umstand, daß ein großer Teil der Schriftsteller um der Freiheit ihres Schaffens willen ins Ausland floh, ist es zu danken, wenn das Gemälde der russischen Gegenwart in der schönen Literatur kein einseitiges wird. Für die Weltliteratur sind darum Werke wie die des Generals Peter Nikolajewitsch Krasnow von großem Wert. Wenn es auch eine gewaltige Überschätzung genannt werden muß, in ihm den „Dostojewski des 20. Jahrhunderts" zu sehen, so ist es doch außer allem Zweifel, daß er uns das Verständnis für russische Ereignisse nicht unwesentlich erleichtert.
Das gewaltige Zeitbild, das Krasnow uns gibt und das nun abgeschlossen vor uns liegt, umfaßt vier große Romane. Der erste, vierbändige, *„Vom Zarenadler zur Roten Fahne"*, der bereits vor einigen Jahren erschien und als erstes russisches Zeitgemälde großes Aufsehen erregte, ist den obersten Gesellschaftsklassen entnommen; der zweite und dritte: *„Fallende Blätter"* und *„Verstehen heißt Vergeben"*, schildern Verfall und Untergang einer dem Stande der Intelligenz angehörenden Familie; und der letzte, als Abschluß, *„Einig-Unteilbar"*, ist der Roman des Gutsbesitzer- und Bauernstandes.
Im zweiten Teil: *„Fallende Blätter"* (Oktav, 640 S., Verlag Frommannsche Buchhandlung, Walter Biedermann, Jena 1924, übersetzt aus dem Russischen von Rud. Freiherrn von Camphausen, brosch. 9 Mk., Ganzleinen 12 Mk.), der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts spielt, zeichnet der Verfasser den allmählichen Zersetzungsprozeß Rußlands und des russischen Volkes, d. h. so wie er ihn sieht. Die erschütternde Tragik einer ganzen Gesellschaftsklasse spricht aus dem Schicksal einer Familie, die bestimmt ist zu sterben, wie ein auf freiem Feld stehender dürrer Baum. Fallende Blätter, die der Sturm von den Zweigen reißt,

Digitized by Google

durch die Luft wirbelt und fortträgt, werden ihre Glieder auseinandergerissen und einem gewaltsamen, grauenhaften Ende entgegengetrieben. Den ewigen, alles vernichtenden Kampf zwischen zwei Generationen sehen wir hier verkörpert: Die alte Generation, die, festhaltend an den drei unerschütterlichen Idealen Gott, Zar, Rußland, sich wie im letzten Todeskampf wehrt gegen die neuen Ideen. Durch die wirtschaftlichen Verhältnisse aller ihrer Güter beraubt, will sie an keine neue Ritterschaft mehr glauben, kann man doch auch nicht sagen: „Der Frühling kommt", wenn man künstlich angestrichene trockne Blätter an die Bäume bindet. Hoffnungslos, müde, quälen sie, selbst zerquält, die Jungen. Die Jungen aber, die, vom Glauben abgefallen, keine Ehrfurcht vor dem Zaren haben, für die Rußland nur ein geographischer Begriff, ein hoffnungslos rückständiges Land von Sklaven und Despoten, verneinen alles, was von den Alten überliefert. In der Not ihres Sehnens und Suchens nach einer neuen Weltanschauung suchen sie das Heil bei sich selbst. Alles wissend, wissen sie nur nichts von Gott, von Liebe, von Romantik und Begeisterung. Ohne Hoffnungen und Träume, fehlt es ihnen am Willen zum Leben. Ein glühendes Streben treibt sie, zum Volk zu gehen, aber mit leeren Händen und liebeleeren Herzen haben sie ihm nichts zu geben: denn sie selbst haben nichts als ihre lateinische Grammatik und das eigene Ich! Alle Vorbedingungen, um in dem Land der Despoten, Beamten und Bauern vorwärtszukommen, sind ihnen genommen. Zuweilen überschattet es sie wie eine Todesahnung, ob es wirklich der Fortschritt, dem sie entgegengehen, das gepriesene 20. Jahrhundert, die Sonne, und nicht der Abgrund, die Hölle? Allem Vorwärtsdrängen, den Großen des Volkes nach, die sich einen Platz in der Weltkultur errungen, stellt sich das Verwaltungssystem, das Beamtentum, mit der Engigkeit seiner Gesetze und Formen hemmend und fesselnd entgegen. Beraubt aller Möglichkeiten des politischen Kampfes, wie sie andern Völkern eignen (Presse, Parlamente), werden sie von der Regierung selbst auf den einzigen Weg gestoßen, der ihnen zur Herbeiführung einer Änderung und Verbesserung des Systems bleibt: den Terror.

Inmitten dieser Scherben eines schönen, aber unnötig gewordenen Gefäßes entwickeln sich einzelne herrliche Orchideen: Gestalten sind es, die durch die tiefinnerste Überzeugung: Gott, Zar, Vaterland sind ewig, alles andere ist eitel, zu Heiligen werden und selbst dem entmenschten Feinde die Anerkennung abringen. Ihr Glaube verleiht ihnen eine unwiderstehliche Kraft; solange es noch solche Heilige unter ihnen gibt, wird der Kampf gegen sie schwer sein. Doch auch ihnen mangelt die Kraft, sich ihr Lebensrecht zurückzuerobern.

Der dritte Teil: „*Verstehen heißt Vergeben*" (615 S., im gleichen Verlag erschienen, brosch. 6,50 Mk., Ganzleinen 9,50 Mk.), ist eine einzige leidenschaftliche Anklage gegen den Bolschewismus, dessen Schreckensherrschaft die letzten Traditionen, Hoffnungen und Ideale einer Menschenklasse in Trümmer schlägt. Den Helden des ersten Teiles, der mit seiner tiefen Gläubigkeit und glühenden Verlandsliebe von der Art schien, die nicht umfällt, sehen wir nun wieder als den Typ der „überflüssigen", „erledigten" Intelligenten. Widerstandslos dem grausigen Zeitgeschehen gegenüber, steht er allein, weil er keine Fühlung hat mit dem Volk. Untätig, gelähmt sieht er eine Partei die andere, einen Führer den andern ablösen, einen leeren Raum an die Stelle aller treten, und der rettende Napoleon erscheint nicht. Die Gefahr, die sein Liebstes, seine treue Lebensgefährtin, bedroht, treibt ihn zur Roten Armee; er läßt sich einschreiben, in der Hoffnung,

Digitized by Google

veredelnd wirken, die Soldaten zu Gott zurückführen zu können. Diesen Schritt muß er furchtbar büßen durch völlige Isolierung, Verfolgung und Haß von seiten der ehemaligen Kameraden und Gesinnungsgenossen und durch ewige Selbstvorwürfe. In Deutschland, wo er nach erfolgter Desertion Zuflucht gefunden hat, stirbt er am Heimweh nach dem Vaterland, „diesem unerträglichen Herzweh", wie Saltykow einmal sagt, „das nie aufhört, das nagt und drängt, das den Menschen ganz aussaugt".

Im letzten Teil des Zeitgemäldes, *„Einig-Unteilbar"* (462 S., soeben im gleichen Verlag erschienen, brosch. 5,50 Mk., Ganzleinen 8,50 Mk., Halbleder 12,50 Mk.), hat der Gutsbesitzer- und Bauernstand seine Verkörperung gefunden in den beiden Hauptheldeu, dem Leutnant Morosoff und dem Bauern Dimitri Jerschoff. Er bringt im wesentlichen nichts Neues. Die Handlung zieht sich unruhig, ohne die fesselnde Spannung der ersten Teile, hin, sich oft in inhaltlosen, ermüdenden Gesprächen erschöpfend. Unklar und verschwommen, fehlt den Gestalten die Kraft, in lebenswarme und überzeugende Wirklichkeit zu treten. Neben dem Leutnant Morosoff, von dem uns eine in das Reich der vierten Dimension hineinspielende Liebesgeschichte erzählt wird, wodurch die Klarheit der Idee keineswegs gewinnt, taucht der Bauer Dimitri nur flüchtig in einer unsympathischen Rolle auf. Erst am Schluß, nachdem er sich jahrelang als führender Rotgardist betätigt, wächst er ins Heldenhafte empor. Durch das Blut seiner Eltern, von ihm selbst vergossen, wird er sehend und findet zu Gott zurück. Vereint mit Morosoff macht er sich auf den Weg, als Vertreter des ganzen bäuerlichen Rußlands die wiedergefundene Wahrheit zu predigen und die Völker in geistiger Einheit zu einem neuen, unteilbaren Rußland zu vereinen. In diesem letzten Teil versagt die Gestaltungskraft des Verfassers, die bereits in dem dritten Teil erheblich nachgelassen, immer mehr. Der innere Zusammenhang, der durch den gemeinsamen Mutterboden alle Klassen, Menschen und Tiere, zu einem einigen Ganzen fügt, wird zwar immer wieder betont, er wird uns aber nicht fühlbar, da die Einstellung des Verfassers auch hier keine objektive ist. Störend wirkt das Hinübergreifen ins Okkultistische. Nur die am Schlusse ausgesprochene Hoffnung auf Erlösung des russischen Volkes durch das christliche Ideal kann uns mit den mancherlei Mängeln des Ganzen versöhnen.

In Krasnow haben wir weniger den Künstler als den talentvollen Darsteller eines großen Geschehens und der Psyche einer Gesellschaftsklasse zu werten, die er selbst verkörpert. Sein Werk spricht zu uns als der Nachhall eigenen Erlebens. Aus unzähligen Situationen und Einzeleindrücken, mit scharfem Blick tiefgehend erfaßt, weiß seine seltene Gestaltungskraft Gesamtbilder zusammenzufügen, die uns in teilweise atemraubender Spannung halten und doch eine hohe Kultur und feinen Schönheitssinn verraten. Er erzählt mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit — bald von einer Prozession, bald von einer Tigerjagd, bald vom Jahrmarkt, bald von einer Hinrichtung —, daß er stets und überall gegenwärtig scheint. Erschütternd ist die Tiefe seiner Gläubigkeit und die Innigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Liebe zu Rußland. Um so mehr ist es zu bedauern, daß es dieser Liebe vollkommen am Verständnis und Ergreifen der Volksseele fehlt. Rußland ist ihm das Land der einzigartigen und unvergleichlich reizvollen Naturschönheiten, das Reich des Zaren und der großen Armee. Seine Darstellung bleibt infolgedessen eine einseitige und verliert, besonders im zweiten Teil, der gegen den ersten stark abfällt, immer mehr an Objektivität. Wir fühlen uns ver-

Digitized by Google

sucht, einen Patriotismus, der nur Zerstörungswut sieht, wo doch schließlich eine Idee stand, als Fanatismus anzusprechen und an der wahrhaft christlichen Gläubigkeit einer Menschenklasse zu zweifeln, die die Irrwege ihrer Mitmenschen blindlings als „Teufelswerk" verdammt, nachdem sie doch selbst niemals sich ihrer Verantwortung diesen „Teufeln" gegenüber, d. i. einem politisch rechtlosen Volk in seiner Unreife, bewußt geworden, sondern es durch gewissenlose Machthaber ausbeuten und aussaugen ließ. Vergessen ist das jahrhundertlange heilige Duldertum eines Volkes, das zu sterben wußte, ohne zu klagen; vergessen aber auch, daß Tausende der verantwortlichen Klasse, dem Trunk ergeben, traurig, feige, ihr Gehirn im Kartenspiel, ihre Nerven in Wein und Schnaps geschwächt und so heruntersanken auf gleiche Stufe mit jenen Verachteten, Entrechteten. Auch in seiner schroffen Zurückweisung jeglicher Kirche außer der russischen, deren Gläubige allein es verstehen — wie er meint —, aus innerem christlichem Gefühl heraus ihren Mitmenschen Wohltaten zu erweisen; in der Beschuldigung der Juden als Urheber aller Übel, und der scharfen, überheblichen Kritik nichtrussischer Verhältnisse und Organisationen geht der Verfasser zu weit. Seine müde Resignation, das dumpfe Bewußtsein der Sinn- und Zwecklosigkeit aller Kämpfe, das ihn peinigt und lähmt, weiß nichts von dem wundervollen heiligen Glauben eines Alexander Block an die urtümliche, unverwüstliche Lebenskraft des russischen Volkes, an das Gold, das in jeder Volksseele ruht. In einem kleineren Roman, „*Die Amazone der Wildnis*" (Gr.-Oktav, 225 S., im gleichen Verlag, brosch. 4,50 Mk., Ganzleinen 6,50 Mk.), hat Krasnow aus Selbsterlebtem ein wunderschönes feinsinniges Kunstwerk geschaffen, in dem er Ereignisse, Naturschönheiten und Gestalten zu einem wahrheitsvollen und doch spannenden Bild plastisch vereint. Im Hintergrund sehen wir da das Panorama der Berge und Wüsten Zentralasiens, an den „Stufen zum Throne Gottes". Wohltuend und belebend wirkt der frische, heroische Geist, der in diesem „Lied einer gesunden Liebe" weht.

*

Neue Bücher

Zum Geleit durchs neue Jahr

bieten sich zu den im Heft 2 des „Gral" angezeigten Kalendern noch folgende an, teils gute alte Bekannte, teils Erstlinge, die um unsere Freundschaft werben:

„*Rheinischer Heimat-Kalender.*" Ein Jahreskreis als Wochenabreißkalender. Herausgegeben von Prof. W. Uhde, Direktor der Kunstgewerbeschule in Trier. Verlag Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier.

Den Charakter eines Familienkalenders hat Heinrich Tiaden mit seinen Versen gut herausgearbeitet. Eine Reihe rheinischer Künstler hat die Bilder geschaffen, die freilich nicht durchweg nach jedermanns Geschmack sein werden.

„*Reimmichls Volkskalender für das Jahr 1925*". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Textlich hervorragend, wie vom Reimmichl nicht anders zu erwarten; die Bebilderung erinnert leider noch zu sehr an die Manier sogenannter „Kalenderkunst".

„*Sächsischer Volkskalender 1926.*" 76. Jahrgang. Verlag Saxonia-Druckerei, G. m. b. H., Dresden.

Der Kalender enthält prächtiges Bildermaterial, besonders von Matthäus Schiestl, dem eine liebevolle Studie von Dr. O. Doering gewidmet ist. Der Charakter als Diasporakalender und Schematismus für die Diözese Meißen gibt dem Ganzen wohl etwas Einseitiges, das der Verbreitung über die sächsischen Grenzen aber nicht hindernd im Wege stehen sollte.

„*Liebfrauenbote.*" Marianisches Jahrbuch 1926. Herausgegeben von Georg Harrasser, S. J. 4. Jahrgang. Marianischer Verlag, Innsbruck. 128 S. kart. 1,30 Mk.

Äußerlich ein wenig unscheinbar; inhaltlich aber

Digitized by Google

recht reich, ein Schatzkästlein für jedes christliche Heim.

„*Katholischer Frauenkalender 1926.*" 2. Jahrgang. Herausgegeben von Ina Neundörfer unter Mitarbeit der Zentralstelle des Kath. Deutsch. Frauenbundes. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz. 128 S. Kart. 2,50 Mk.

Außer einer schönen Kunstbeilage: die Madonna des Bürgermeisters Meyer von Hans Holbein dem Jüngern bietet der Kalender keine Bilder. Daran mag es liegen, daß man beim Lesen des reichen Inhalts nicht so recht warm wird. Zum Teil vermißt man auch allzusehr das Fraulich-mütterliche, während der Frauenbewegung — natürlich im guten Sinne — vielleicht Allzuviel gewidmet wurde.

„*Frauenschaffen und Frauenleben.*" Ein Kalender für das Jahr 1926 mit 52 ganzseitigen Bildern, begleitendem Text und Aussprüchen von und über Frauen. Herausgegeben von Cornelia Kopp. Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Wir besitzen wohl wenige künstlerisch so fein und vornehm aufgemachte Abreißkalender wie diesen, wenn auch das Titelbild im schreienden Gegensatz zum Gesamtinhalt des Kalenders steht. Ob es Zufall ist, daß diesem Frauenkalender fast gänzlich das religiöse Moment ferngehalten ist? Eine Frau ohne Religion — das Wort hat keinen guten Klang. Weniger mag auffallen, daß Schauspielerinnen und Tänzerinnen reichlich vertreten sind. Auf den allzu deutlichen Hinweis auf die moderne Nacktkulturbewegung (auch im Bilde) verzichtete man gern.

„*Greifenkalender 1926.*" Ein Jahreskreis für junge Kunst. Herausgegeben von Willi Geißler. 7. Jahrgang. Greifenverlag, Rudolstadt i. Thür. Preis 3,50 Mk., Buchausgabe 7 Mk.

Es wird nicht jedermanns Geschmack sein, sich an dieser Art Kunst zu ergötzen. Neben packenden und kraftvollen Holzschnitten findet sich leider auch Gemachtes und Verstiegenes. Das hat auch seine Geltung für einige der jedes zweite Blatt schmückenden Gedichte. Wenn „Hügel weißen Fleisches dampfen" und „in des heiligen Geschlechts Verkrampfen göttliche Geburten bluten" u. ä., dann gewinnt das gerade nicht für die „junge Kunst". Man bedauert das doppelt wegen des offenkundigen Strebens nach künstlerischem Niveau.

„*Spemanns Literatur-Kalender 1926.*" Verlag W. Spemann, Stuttgart.

Nach welchen Grundsätzen dieser Abreißkalender zusammengestellt wurde, ist nicht ersichtlich. Ein buntes Durcheinander von Antike und Moderne. Für den Literaturfreund immerhin ein Genuß, wenngleich eine gewisse Einseitigkeit auffällt, die von katholischer Literatur und katholischen Dichtern nichts zu wissen scheint. Zum „deutschen Dichter Richard Voß" setzt man doch lieber ein großes Fragezeichen, nachdem ernsthafte moderne Literarhistoriker an Voßens „Dichtkunst" auch nicht *einen* gesunden Zug haben entdecken können.

„*Roma aeterna.*" Ein Kunst-Abreißkalender für das Jahr 1926. Mit wirkungsvollem Offset-Titelbild, herausgegeben von Matthäus Gerster. 64 Wiedergaben, nach neuen bisher nicht veröffentlichten Aufnahmen von Rom und seiner Umgebung. Gedruckt auf bestem Kunstdruckpapier. Fünfsprachige Unterschriften. Montana-Verlag, A.-G., Stuttgart-Zürich. 2. Jahrgang. Preis 2,40 Mk.

Daß hier wirkliche Künstler am Werk gewesen sind, zeigt die ganz prachtvolle Herstellung. Ein vornehmer Schmuck für jedes Heim. Auf den Stimmungsgehalt der Bilder ist besonderes Gewicht gelegt worden. Dieser Kalender gehört ohne Zweifel zu den schönsten seiner Art.

„*Das Jahr der Kirche.*" Ein Kunstkalender auf das Jahr 1926; geschmückt mit 12 mehrfarbigen und 41 einfarbigen Nachbildungen nach Werken alter deutscher Meister mit einem Begleittext von Dr. Heinrich Getzeny, Stuttgart. Preis 4 Mk. Verlag Emil Fink, Stuttgart.

Hier ist erstmalig der Versuch gemacht, den kirchlichen Sinn des Jahres dadurch zum Miterleben zu bringen, daß jeder Woche ein Bild des Hauptfestes beigegeben wird, das in sie einfällt. Dabei sind die gemütstiefen deutschen Meister des 15. Jahrhunderts mit Recht bevorzugt worden. Die einfarbigen Bilder sind auch im Original einfarbig; Nachbildungen nach Gemälden sind farbig wiedergegeben. Das Begleitwort Dr. Getzenys, der auch die Auswahl der Bilder (meistens nach Schongauer und Dürer) besorgte, führt vorzüglich in den Geist der alten Kunst ein; es ist gesondert beigelegt. Da der Kalender außergewöhnlich großes Format hat, so lassen sich die Bilder sowohl als herrlichen Wandschmuck verwenden wie auch zu einer Kunstmappe von bleibendem Werte zusammenstellen. „Das Jahr der Kirche" ist, ohne Übertreibung, wohl der schönste religiöse Kunstkalender dieses Jahres. *Alois Tielitz, S. J.*

Literaturwissenschaft

Abraham a Sancta Clara: „*Der Narrenspiegel*". Neu herausgegeben durch Prof. Dr. Karl Bertsche. Mit 46 Lichtdrucken nach den Originalkupfern der Nürnberger Ausgabe von 1709. Verlag des Volksvereins, M.-Gladbach 1925. Gr.-8°. 440 S. Brosch. 13,50, geb. in Halbpergament 18,50 Mk.

Diese neue Ausgabe des großen Narrenwerkes „Centi-folium stultorum" von Abraham a Sancta Clara ist ein wirkliches Verdienst von Prof. Dr. Bertsche; denn der „Narrenspiegel" ist zweifellos eines der besten Stücke dieses Meisters des Wortes ... Er tut seinen Mund auf mit Weisheit,

Digitized by Google

und auf seinen Lippen ist holdselige Lehre ... Abraham geißelt mit einer überwältigenden Redefülle, mit einer herzlichen Wärme und dramatischen Gewalt alle Narretei der Menschen, und bei argloser Weisheit, bei leuchtendem Witz und brennendem Spott sticht er die zahllosen Narren mit Silben tot ... Einem Manne wird vergolten, danach sein Mund geredet hat ... Wie süß muß da, guter Abraham, dein Lohn im Himmel sein! Der stattliche, schön gedruckte Band mit der prächtigen Wiedergabe von 46 Bildern nach den 100 alten Weigelschen Kupferstichen, die vorzügliche Einleitung, die zuverlässige Entstehungsgeschichte und nicht zuletzt die reichen Erläuterungen machen das Buch zu einer großen und fröhlichen Freude für jeden Literaturfreund. Nur eines muß man vom Herausgeber und vom Verlag verlangen, nämlich, daß dem „Narrenspiegel" recht bald der „Närrinnenspiegel" folge. Denn es ist eine unvergleichliche Wonne, nachzulesen, wie der große Abraham a Sancta Clara über die „durchsüßeten und geblümeten" närrischen Weiber sprach und schrieb, von denen sein geistiger Nachfahr, Hippel, lächelnd sagte: Ist ein Weib häßlich, so mißfällt es; ist es schön, so gefällt es anderen; ist es reich, so ist der Mann arm; ist es arm, so ist es schwer zu ernähren; ist es klug, so will es herrschen; ist es dumm, so versteht es nicht zu gehorchen. — Aber seien wir keinem gram!

Die Menschen soll keiner verlachen
als einer, der sie herzlich liebt. *J. Schmitz.*

Kunst

Schmidt, Dr. Werner: „Erwin Pfefferle, Weg und Gestaltung". Mit 27 Abbildungen. Preis des Ganzleinenbandes 3,50 Mk. Verlag Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).

Über den im Jahre 1880 im Münstertal im Schwarzwald geborenen Maler und Graphiker Erwin Pfefferle ist soeben von Dr. Werner Schmidt ein Werk erschienen, welches in hervorragendem Maße geeignet ist, eine Einführung in die künstlerische Entwicklung dieser eigenwüchsigen Persönlichkeit zu geben. Pfefferle, der vom Kunstgewerbe, von der Glasmalerei kam, hatte sich nach längerem Unterricht bei Professor Geiges in Freiburg der Kirchenmalerei gewidmet und namentlich in Westfalen manche Kirche um ein Kunstwerk bereichert. Dann kam er durch den Besuch der Akademien von München und Karlsruhe stark unter den Einfluß von Trübner, bis sich später erst seine künstlerische Eigenart durchsetzte. Zuerst als Maler im Sinne des Expressionismus tätig, versuchte er bald als Graphiker eine Meisterung des Linearen mit den Mitteln der Schwarzweißkunst. Die gelungene Beherrschung des Raumes und die Verdeutlichung des Geistigen versteht Pfefferle dann auch in bewußter Konstruktion farbig im Gemälde auszudrücken. Die Bilder dieser Zeit: Landschaften, Stilleben, Porträts, ein Triptychon sind von einer ungeheuren farbigen Spannkraft erfüllt und zeigen auch in den Holzschnitten den souveränen Beherrscher der Linie. Von der bisherigen künstlerischen Lebensarbeit des jetzt in Karlsruhe wirkenden badischen Malers und Graphikers gewähren auch die im Buche von Dr. Werner Schmidt enthaltenen, durchweg wohlgelungenen 27 Abbildungen einen starken, nachhaltenden Eindruck. — Das in Einband und Druck vorzüglich ausgestattete Werk ist in allen Buchhandlungen Karlsruhes und Badens zu haben. *Dr. C. M.*

Romane

Steinmüller, Paul: „Selige Sehnsucht". Ein Novellenring. Verlag Greiner & Pfeifer, Stuttgart.

Es ist etwas Köstliches um dieses Buch von P. Steinmüller. Es tut wohl, in aller Flut des Geschriebenen einmal wieder etwas in die Hand zu bekommen — aus dem soviel Reinheit und Feinheit, soviel zarte Liebe und große Menschenkenntnis gepaart mit soviel Gottesglauben spricht. Selige Sehnsucht ist geschrieben von der hohen Warte überwundener Erdgebundenheit, ein Novellenring, der uns in fein und sicher aufgebauter Psychologie schildert, daß Verzicht und Opfer, aus Pflichterkenntnis gebracht, größer sind und größer machen als alles Erringen und Besitzen. Denn

Solang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.
(Goethe, Selige Sehnsucht.)

Dr. Fr. Steppuhn.

Lauff, Joseph von: „Die heiligen drei Könige". Ein niederrheinischer Roman. Grothe, Berlin. Geb. 6 Mk., Ganzl. 8,50 Mk., Halbfr. 12 Mk.

Ob Joseph von Lauff uns zu seinem 70. Geburtstage nicht etwas Besseres, vor allen Dingen Reineres hätte schenken können? Sicherlich ist er ein Meister in den Schilderungen des Niederrheins und seiner Bewohner. Die ganze Stimmung dieses weiten, stürmischen, nebelverhangenen und wieder sommerheißen und farbensatten Landes gibt er packend wieder, schildert lebendig seine kernigen Menschen auf einsamen Höfen, malt seine Heiden, seine Windmühlen, schiefwinklige Straßen in altersgrauen Städtchen mit den Kirchenglocken drüber hin. Er ist der „Ganghofer" des Niederrheins.

Doch das Problem dieses Romans — breit und ausladend entwickelt — ist voll schwüler Sinnlichkeit, voll von größter Unwahrscheinlichkeit

Digitized by Google

und wirkt trotz aller Erzählungskunst häufig peinlich — um nicht zu sagen abstoßend. Bedauerlich sind dazu — wie immer bei Lauff — seine Taktlosigkeiten gegen die katholische Kirche. So die widerliche Gestalt des Cornelis ten Berg, der trotz aller Gemeinheiten hoch angesehen ist bei Kirche und Geistlichkeit wegen seines Geldsäckels. Wozu das? Wozu den Busen der alten, stillen Jungfer Nakatenus als „Tabernakel" bezeichnen, warum von der Bettelbüchse sprechen, die man mobil machte, „um den Kindern der verschnapsten Südsee-Insulaner die Feigenblätter christkatholischer Keuschheit zu verstatten" .... und so vieles andere. Daß der Verfasser die Aufzeichnungen zu diesem Roman von einem katholischen Pfarrer in Wissel erhalten hat, mutet seltsam an ...

Lauff schildert uns das Lebens- und Liebesschicksal der stolzen Anna Donsbrügge, die nach dem Testament des Vaters eben jenen Cornelis ten Berg — der einst dem Vater mit einem Meineid beigesprungen ist — heiraten soll — oder Haus und Hof an ihn verliert, wenn sie nicht innerhalb dreier Jahre standesgemäß geheiratet und in 5 Jahren einen Erben geboren hat. Die heiligen drei Könige, echte niederrheinische Typen edler Art, Drillinge, in unzertrennlicher Treue zusammenhaltend, sind zur Gattenwahl bestimmt. Anna entschließt sich in der Sorge um den Erben — trotz ihrer Liebe zu Arnt, dem Dritten — für jeden probeweise (!) und den zu freien, der zur Erfüllung der Bedingung hilft. Dies abstoßende Thema wird nun ausgemalt auf 565 Seiten. Zum Schluß läuft alles noch harmonisch aus und findet — um einen bei Lauff sehr beliebten Ausdruck zu gebrauchen — ein „christ-katholisches" Ende. . . . .

Bei der unverkennbaren Tendenz, das, was katholischem Empfinden heilig ist, herabzuziehen und zu verspotten, lehnen wir diese neueste Schöpfung Lauffs — trotz ihrer Vorzüge — ab.

Steppuhn.

Kleine Anzeigen

Schon vor dem Kriege wurde hier und da ein Arbeiter-Dichter „entdeckt"; aber der große Offenbarer ist auch auf diesem Gebiete der Krieg und die unruhvolle Nachkriegszeit geworden. Die Gedichte von Lersch, Bröger und anderen erklangen gleich im Anfang des Krieges mit einer Kraft, daß alles erstaunt lauschte. Jetzt sind es noch zwei Namen, die ganz besonderen Klang haben: Heinrich Lersch und Otto Wohlgemuth. Von Wohlgemuth liegen drei Bände in Großfolio vor, die wertvolles Gut bergen. „***Schlagende Wetter.***" Ein Bergmannsbuch aus dem Ruhrlande mit Zeichnungen, Erzählungen und Gedichten von ***Otto Wohlgemuth*** (Baedeker, Essen, 47 S.). Das ganze Buch ist aus einem Gusse und aus einer Hand, nämlich von O. Wohlgemuth selbst. Das zweite (Baedeker, Essen, 144 S.) ist das „***Ruhrlandbuch***". Dichtungen werktätiger Menschen, herausgegeben von ***Otto Wohlgemuth***, bietet nicht nur Dichtungen von „Arbeitern", ist aber landschaftlich und inhaltlich einheitlich gestimmt. Dasselbe gilt von dem dritten Werke, „***Ruhrland-Almanach***". 1. Jahrgang. Herausgegeben von ***Otto Wohlgemuth.*** (Ruhrland-Verlag, Essen, Großfolio, 12 8S.). Mit 12 ganzseitigen Bildern von Hermann Peters. Das Buch ist hervorgegangen aus „dem festen Willen, die Disharmonien, in die hinein wir durch die Industralisierung des westfälischen Landes gekommen sind, zu überwinden". Möge diesen wackeren Leuten dabei die Unterstützung der anderen Kreise Westfalens wie ganz Deutschlands zuteil werden.

Lehmann, Dr. Karl: „Das Lied der Arbeit". Die moderne Dichtung zwischen Hochöfen und Schloten. Dieterich, Leipzig 1925. 8°. 30 S. 90 Pf.

Das Büchlein bietet eine gut geordnete Auswahl aus der neueren Arbeiterdichtung und erfüllt so auch seinen Nebenzweck, das innere Leben unserer werktätigen Volksgenossen auch den anderen Ständen nahezubringen.

Schussen, Wilhelm: „Zwischen Donau und Bodensee". Ein Buch aus Oberschwaben. Mit 60 Federzeichnungen von Heinrich ***Baumgärtner.*** Alex Fischer, Tübingen 1925. Gr.-8°. 120 Seiten. Preis 4 Mk., geb. 6 Mk.

Wilhelm Schussen ist ein anmutiger Plauderer, der in leichter Darstellung gewissermaßen den verbindenden Text liefert zu den flott hingeworfenen Federzeichnungen Baumgärtners. Ein schönes Heimatbuch, das auch den Bewohnern anderer Gaue die Schönheiten dieses Stückchens Erde nahebringt, nur daß zum Schluß der Text etwas allzu knapp wird.

Heintze-Cascorbi: „Die deutschen Familiennamen". (Geschichtlich, geographisch, sprachlich.) 6. verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Paul Cascorbi. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1925. Lex.-8°. VIII., 396 S. Geb. in Leinwand 15 Mk.

Mit Freude begrüßen wir die neue Auflage dieses hervorragenden Werkes, das von jeher als das beste Buch über die deutschen Familiennamen galt. Die Vorzüge des alten Buches — die Vereinigung sämtlicher Forschungsergebnisse aus der deutschen Namenkunde und die geographische Verteilung der Familiennamen — sind bei den neuen Auflagen noch erhöht worden. Der erste Teil enthält vorzügliche Abhandlungen über die Entstehung und die Bedeutung der Familiennamen, der zweite Teil, das eigentliche Namenbuch, erklärt und deutet Tausende von deutschen

Digitized by Google

Namen nach ihrer Schreibung und ihrem Inhalt. Die zahlreichen Verbesserungen und Ergänzungen, die die letzten Auflagen brachten, machen dieses Buch über die deutschen Familiennamen zu einem Musterwerk von deutschem Gelehrtenfleiß. *J. Sch.*

Mitteilungen

Zum 25. Todesgedenktag Adolf Pichlers. Unter den Dichtern des liberalen Zeitalters sind nicht wenige Österreicher, von denen die Katholiken abrücken zu müssen glaubten. Zu ihnen gehört Adolf Pichler. Den Knaben lockte der reiche Kultus des Katholizismus, das Beispiel des kreuztragenden Heilands führte ihn zur Aszese. Noch in alten Tagen schreibt Pichler von seiner ersten Kommunion: „Die Erinnerung an den Eindruck dieser heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die sich dort warm und innig in meine Brust ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich, wer an dieser Feier in ähnlicher Weise teilnahm; sie drückt der Seele ein Merkmal ein, das nie erlischt, wenn der Mensch auch tief versinkt, und erhebt ihn oft aus dem Schlamm über sich selbst: ein Adel, den er versuchen mag, in frecher Tollheit wegzuspotten, der ihm jedoch in einsamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmut das Andenken besserer Tage wachruft." Zu dem tiefreligiösen Sinn trat aber bald ein kritischer. Pichler geriet auf reformatorische Bücher, und sein Verhältnis zur Konfession wurde schwankend. „Die Nachfolge Christi" von Thomas von Aquin und des Augustinus „Konfessionen" blieben jedoch seine Lebensbegleiter. Je mehr er im Laufe der Jahre sich dem eigenen Volke näherte, desto stärker traten auch die religiösen Gedanken in den Vordergrund. Die erlebten verschiedenen Entwicklungen hatten eine verschiedene Stellung zu den katholischen Parteien zur Folge. Schließlich entschied seine heiße Liebe für das deutsche Volk. Das poetische Hauptwerk aus der ruhigsten und abgeklärtesten Epoche seines sturm- und drangvollen langen Lebens ist der „Fra Serafico" (1879), worin er sich zum guten Teil selbst porträtiert hat, so daß dieses Versepos auch am einfachsten und raschesten den Einblick in den Grundstock von Pichlers Weltanschauung gestattet, die einen starken Einschlag tiefer Religiosität enthält, welche nur zeitweise und dann immer durch äußere Einflüsse zurückgedrängt wurde. Es blieb seine Lebensdichtung, zu der er immer wieder zurückkehrte: so gliederte er ihr nachher einen zweiten Teil an (nicht gerade zum Vorteil der Dichtung), legte später dem Fra Serafico ein inniges Marienlied in den Mund, und noch in den letzten Monaten seines Erdenwallens schuf er sich eine neue Form zur Fortsetzung dieses Lebenswerkes: „Das Tagebuch des Fra Serafico". Wenige Tage vor seinem Tode wurde die erste Reihe dieser sinnreichen Sprüche, die Pichler „Geisterstimmen aus einer anderen Welt" betitelt und mit einem vorahnungsvollem Stimmungslied beschließt, gedruckt:

Ruhig fließen meine Tage,
Langsam senk ich meine Ruder
In der Welle leisem Spiel:
Doch wohin? — Es zeigt das Sternlein
Mir der Reise letztes Ziel.

Das war dieser Lerche letztes Leid, das wie ein Schatten aus der Ewigkeit um seinen Hügel schwebt. Die deutschen Katholiken haben keinen Grund, abseits zu stehen, wenn dieses Tirolers gedacht wird, er war, wie er selbst betonte, kein Feind der katholischen Kirche, ja, hat zu ihrem Ruhme und zu ihrem Verständnis Herrliches geschaffen und geleistet. *Dr. A. Dörrer.* Der Tiroler Zweigverein der Österreichischen Leo-Gesellschaft gibt soeben bei Herder, Freiburg, ein ansehnliches Werk „*Adolf Pichler* (1819—1900), *Leben und Werke*", verfaßt von Jos. Ed. Wackernell und Ant. Dörrer, heraus, das den deutschen Alpenklassiker und seine vielseitigen und reichhaltigen Schöpfungen im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte darstellt. Wir kommen auf das Buch zurück.

Ausstellung der Gesellschaft für christliche Kunst in Speyer am Rhein, Oktober 1925. Religiöse Kunst gestaltet das Verhältnis des Menschen zum göttlichen Sein. Wenn dieses in der schöpferischen Kunst der Gegenwart stärker, inbrünstiger als in der voraufgegangenen naturalistisch-impressionistischen Epoche nach sichtbarer Form ringt, so ist das nur Zeichen religiöser Erneuerung unserer Tage. Die Ausstellung in Speyer, von der Gesellschaft für christliche Kunst zum ersten Male in der Pfalz veranstaltet, ist Beweis für ein solches Erfülltsein. Bald passiv, andächtig versunken, bald heftig bis zur mystisch-plastischen Schau umreißt sie das künstlerische Vorstellungsvermögen einer Gesamtheit, die durchdrungen ist von den christlichen Heilswahrheiten. Bekannte Namen ziehen an uns vorüber. Leo Samberger, der Nestor aller Münchener Maler, voll sprühenden Lebens, ein Menschendarsteller, ein erstaunlicher Psychologe (Bildnis Seiner Eminenz des Kardinalerzbischofs v. Faulhaber); Rudolf und Mathäus Schiestl, voll inniger Naturliebe; die Expressionisten Blocherer, Thalheimer, rauh und ohne jene süßliche Weichheit, die uns den Sacre-coeur-Stil verleidet — man spürt den zermalmenden Schritt der Not und die stürmende Zuflucht in den Mantel des Allmächtigen; Karl Bauer mit einer während des Krieges entstandenen Pietà in Zirbelholz, Maria — kein Menschenweib, der Heiland — bartlos wie der Botticellis. Indi-

Digitized by Google

viduelle Gottsucher sind viele der heutigen christlichen Künstler: Nolde, Rohlfs, Kokoschka. Ihre Kunst ist einzelpersönliche Kunst. Die Gotiker — sie reckt sich wieder empor unter dem lastenden Druck der Gegenwart, naturnotwendig, und verdrängt die runde, gelassene Gesundheit des Barock — wachsen über jede individuelle Bedeutsamkeit hinaus, und zwar aus dem Bewußtsein einer Gemeinschaft im Glauben. W. Resch, Baumhauer, Eberz und Caspar suchen religiöse Gestalten und Motive mit neuen Augen zu sehen, wissend, daß jede Zeit ihr eigenes Christusideal hat (Lionardo, Guido Reni, Dürer-Schweißtuch, Feuerstein), ihre Madonna, ihre Passion. Hier zeigt sich, wie wenig Katholizität mit dem Begriff Verengung zu tun hat, wie indifferent die Kirche gegen die Art der Innewerdung religiöser Wahrheit ist. Mit dieser Feststellung — vieles wäre noch zu erwähnen, Problematisches und Religionssoziologisches, aber ein andermal — möchten wir schließen.

Dr. G. Buchheit.

Zur Besprechung eingegangene Bücher

Müller-Freienfels, Richard: *„Erziehung zur Kunst“.* Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1925. 8°. 248 S. Leinenband 6,80 Mk.

Neundörfer, Ina: *„Katholischer Frauenkalender 1926“.* 2. Jahrg. M. Grunewald, Mainz 1925. Gr.-8°. 128 S. Kart. 2,50 Mk.

Odermatt, Esther: *„Frau Menga“.* Eine Novelle. Orell Füßli, Zürich 1926. 8°. 94 S. Geh. 3 Fr., geb. in Leinen 4,50 Fr.

Ochler-Heimerdinger, Elisabeth: *„Das Frauenherz“.* Chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart o. J. Kl.-8°. 173 Seiten.

Offenberg, Ludwig: *„Kollege Goethe“.* Fingerzeige für junge Dichter und Freunde der Dichtkunst. Ferd. Schöningh, Paderborn 1925. 8°. 144 S.

Ompteda, Georg von: *„Ernst III.“* Ein Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 403 S. Ganzl. 8 Mk.

Paffrath, Tharsicius: *„Die Sekte der ernsten Bibelforscher“.* Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1925. Gr.-8°. 176 S.

Przywara, Erich: *„Majestas divina“.* Ignatianische Frömmigkeit. Benno Filser, Augsburg 1925. 8°. 78 S. In Ganzl. 3,80 Mk.

Rehmkes, Johannes: *„Grundwissenschaftliche Kernfragen“.*

Weidmann, Joseph: *„Grundwissenschaftliche Kernfragen aus der Philosophie Johannes Rehmkes“.* (F. Schöninghs Sammlung philosophischer Lesestoffe, 4. Bändchen.) F. Schöningh, Paderborn. 8°. 127 S. 1,80 Mk.

Riedmann, Alois: *„Der Buntschuh“.* V. Rauch, Würzburg 1925. Gr.-8°. 114 S. Brosch. 1,80 Mk.

Riesch, Helene: *„Aus dem Garten der Romantik“.* Biographien. Tyrolia, Innsbruck o. J. 8°. 206 S.

Saltwürk, Edmund: *„Der Rhythmus des Geisteslebens“.* (Friedr. Manns pädagogisches Magazin. 986.) Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1924. 8°. 26 S.

Saitschick, Robert: *„Menschen und Kunst der italienischen Renaissance“.* C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1925. 2. durchgesehene Auflage. Kl.-8°. 633 S.

Samuel, Richard: *„Die poetische Staats- und Geschichtsauffassung Friedrich von Hardenbergs“.* Studien zur romantischen Geschichtsphilosophie. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925. Gr.-8°. 302 S. Geh. 12 Mk.

Schäfer, Wilhelm: *„Neue Anekdoten“.* Georg Müller, München 1925. 8°. 376 S.

„Scherz und Schalk.“ Für fröhliche Abende der Jugend. Mit Buchschmuck von F. X. Füsser. Jugendführungsverlag, Düsseldorf 1925. 8°. 312 S. Geb. in Leinen 5 Mk.

Schmidtbonn, Wilhelm: *„Die unerschrockene Insel“.* Sommerbuch von Hildensee. Mit 25 Zeichnungen von Hermann Ebers. Drei-Masken-Verlag, München o. J. 8°. 201 S.

Schubert, Dr. H. von: *„Goethes religiöse Jugendentwicklung“.* Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 75 S. Preis geh. 2 Mk.

Schurhammer, Georg: *„Der heilige Franz Xaver Xaver, der Apostel von Indien und Japan“.* Herder, Freiburg 1925. 8°. 288 S. Geb. in Leinw. 6 Mk.

Schütz, Paul: *„Theodor Storm“.* Sein Leben und seine Dichtung. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Gebrüder Paetel, Berlin 1925. 4. verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Gr.-8°. 417 S.

Siebe, Josephine: *„Lene Kellermann“.* Eine Erzählung für junge Mädchen. Orell Füßli, Zürich o. J. 2. Aufl. 8°. 130 S. Geb. 4,40 Mk.

Spann-Rheinisch, Erika: *„Vor attischen Grabmälern“.* Dichtungen. F. Bruckmann, München o. J. 4°. 62 S. Mit 24 Tafeln.

Spann- Reinsch, Erika: *„Das selige Buch“.* Lieder und Gedichte. Der Bärenreiter-Verlag, Augsburg 1925. 8°. 102 S. Kart. 2 Mk., Pappe 2,50 Mk., Halbleinen 3 Mk.

Spehr, Görges: *„Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Länder Braunschweig und Hannover“.* Ein Volksbuch. Unter Mitwirkung vieler Fachleute herausgegeben von F. Fuhse. Band I. Heft 1 und 2. E. Appelhans & Co., Braunschweig 1925. Gr.-8°. Je 48 S.

Steffen, Albert: *„Der Künstler zwischen Westen und Osten“.* Grethlein & Co., Zürich 1925. 8°. 278 S. Ganzl. 7,50 Mk.

Digitized by Google

Stein, J. H.: „*Der deutsche Heilige im Petersdom, Papst Leo IX.*" Ein Lebensbild aus dem 11. Jahrhundert. Einführung von Kardinal Andreas Frühwirt. Mit drei Bildertafeln. Herder, Freiburg 1925. 8°. 36 S. Brosch. 1,20 Mk.

Steinmüller, Paul: „*Jesus und sein Evangelium*". Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. 8°. 150 S.

Sternberg, Leo: „*Goldduft und blaue Berge*". Ausgewählte Gedichte. (Hessen-Nassauische Bücherei, Heft 13.) A. Bernecker, Melsungen 1925. Kl.-8°. 66 S.

Stickelberger, Emanuel: „*Zwingli*". Ein Roman. Grethlein & Co., Leipzig 1925. 8°. 463 S. Ganzleinen etwa 10 Mk.

Strauch, Hugo: „*Von Päpsten, Künstlern und Landsknechten*". Verlag J. P. Bachem, Köln a. Rhein. 8°. 214 S.

„*Das Suso-Buch.*" Eine Auwsahl aus den deutschen Schriften des Mystikers. Herausgegeben von Wilh. von Scholz. Walter Hädecke, Stuttgart 1925. 8°. 234 S. Geb. in Halbl. 4,50 Mk., in Ganzl. 5,50 Mk.

Terramare, Georg: „*Die Magd von Domremy*". Ein Roman. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 501 S.

Tolstoj, Leo: „*Briefe an seine Frau*". Herausgegeben von Dmitrij Umanskij, eingeleitet von Tatjana Suchotina-Tolstoja. Paul Zsolnay, Berlin 1925. 8°. 375 S.

Uhde, W.: „*Rheinischer Heimatkalender*". Ein Jahreskreis als Wochenabreißkalender. Reich illustriert. Paulinus-Druckerei, Trier 1926. Gr.-8°. 2,50 Mk.

Vermersch, A.: „*Die Muttergottesfeste*". Autorisierte Übersetzung nach der 3. Auflage des französischen Werkes von Th. Metzler. Marianischer Verlag, Innsbruck o. J. Kl.-8°. 470 S. Ganzleinen 5,20 Mk.

Wagner, Joseph: „*Eisen und Stahl*". Dichtungen. Buchschmuck von R. Hauer und L. Gärtner. Preßverein, St. Pölten 1924. 8°. 118 Seiten.

Weber, Leopold: „*Die Hegelingen*". Von König Hagen, von Hildes Schuld, von Gudruns Leid und Erlösung. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart o. J. Gr.-8°. 200 S. In Ganzleinen 5,50 Mk.

Wolf, Gustav: „*Die Reise nach Tetuan*". Das Erlebnis eines Malers. Mit 16 Vierfarbdrucktafeln und 80 einfarbigen Bildern nach Originalen des Künstlers. Walter Hädecke, Stuttgart 1925. Gr.-8°. 126 S. Geb. in Halbl. 14 Mk., Ganzl. 16 Mk., Halbleder 20 Mk.

Wolpert, Leo: „*Gebetsweisheit der Kirche*". Lesungen im Anschluß an die Sonn- und Festtagsorationen. Herder, Freiburg 1925. 8°. 274 Seiten. Geb. in Leinwand 5,60 Mk.

Zapletal, Vincenz: „*David und Bethsabe*". Kulturgeschichtliche Erzählung aus biblischer Zeit. Ferd. Schöningh, Paderborn 1923. 8°. 399 S. Geb. 6 Mk.

Zapletal, Vincenz: „*David und Saul*". Kulturgeschichtliche Erzählung aus biblischer Zeit. Ferd. Schöningh, Paderborn 1921. 8°. 399 S. Geb. 6 Mk.

Zapletal, Vinzenz: „*Jephtas Tochter*". Kulturbilder aus der Frühzeit des jüdischen Volkes. Ferd. Schöningh, Paderborn 1924. 2. u. 3. Aufl. 8°. 332 S. Geb. 6 Mk.

Die in den Oktober- und Novemberheften des „Gral" veröffentlichten Kunstblätter „Rosenkranzfest" und „Dies irae" von Bruno Zwiener sind durch die Kunsthandlung W. Seitz, Düsseldorf, Garnstraße, zu beziehen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 360
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

DAS NEUE

große Presseunternehmen Dr. Eberles ist:

SCHÖNERE ZUKUNFT

Mitteleuropäische Wochenschrift für Kulturpolitik / Fortlaufende Chronik des Weltgeschehens unter besonderer Berücksichtigung der Kirchen-, Kultur- und Sozialgeschichte / Erscheint seit 1. Oktober 1925

Großes Format (25 : 35 cm). Durchschnittlich 20—24 Textseiten stark

Bezugspreis pro Vierteljahr 4.50 Mark

*

„Schönere Zukunft" ist eine Verbindung von Wochenschrift mit vornehmster Wochenzeitung. — Sie zeigt mitteleuropäische bzw. europäische Einstellung. — Hauptprogramm ist: Herausarbeitung der katholischen Grundsätze für Kultur, Politik und Volkswirtschaft und Beleuchtung der Weltgeschehnisse nach diesen Grundsätzen. — Weiteres Programm ist: Sichtbarwerdenlassen des konkreten Lebens der Civitas Dei in den einzelnen Ländern durch regelmäßige Berichterstattung über die religiös-kirchlich-kulturell-wissenschaftlich-literarisch-sozialen Entwicklungen und Vorgänge bei den Katholiken der einzelnen Länder. — Besondere Eigentümlichkeiten und gestellte Aufgaben von „Schönere Zukunft" sind: Kampf um Revision der deutschen Geschichts-, Literatur- und Kulturauffassung im Sinne der Emanzipation der Katholiken von den Aufstellungen nichtkatholischer Wissenschaft — und Ins-Licht-Rücken übersehener geschichtlicher Leistungen der Katholiken. — Besondere Behandlung und Beleuchtung der Fragen und Gebiete, die in der katholischen Presse vielfach zu kurz kommen: Freimaurerei, Judentum, Bank- und Börsenwesen, internationale Plutokratie usw. (In letzterem Sinne erscheint dermalen eine den neuzeitlichen Hochkapitalismus mit höchster Anschaulichkeit beleuchtende Artikelserie über die amerikanische Plutokratie. — Im Anschluß an Anquetils Buch „Satan conduit le bal" folgen Aufsätze mit erschütternden Enthüllungen über die plutokratischen Hintergründe der französischen Demokratie.) Dr. Eberle, Verfasser der Bücher „Großmacht Presse", „Schönere Zukunft", „Zertrümmert die Götzen", „Die Überwindung der Plutokratie", „De profundis", bisher Herausgeber des „Neuen Reiches", hat sich mit „Schönere Zukunft" ein neues eigenes, größeres Organ geschaffen, um hier auf der Grundlage eines erweiterten Programmes seine Pressearbeit fortzusetzen. „Schönere Zukunft" ist die größte, umfangreichste katholische Wochenschrift des deutschen Sprachgebietes.

Die bisherigen Hauptmitarbeiter Dr. Eberles: Bischöfe, Staatsmänner, erste Schriftsteller, Universitätsgelehrte usw., haben auch für „Schönere Zukunft" die Mitarbeit versprochen und angenommen.

Das Programm von „Schönere Zukunft" besitzt glänzende Empfehlungen, u. a. von Kardinal Piffl, Erzbischof Rieder, den Bischöfen von Brünn, Linz, Klagenfurt, Feldkirch, Meißen, Mainz, St. Gallen, Stuhlweißenburg, den Schriftstellern Bahr, Carnot, Kralik, Handel-Mazzetti, Lux, weiters von Universitätsprofessoren, Gelehrten, führenden Ordensmännern, wie Beck, Dengel, Ebers, Schnürer, Inauen, Koppers, Oehl, Wilhelm Schmidt S. V. D., Bangha S. J., Bichlmair S. J., Galen O. S. B., Stonner S. J. und vielen anderen.

Prospekt und Probehefte unentgeltlich vom

Verlag „Schönere Zukunft", Wien XIX, Nusswaldgasse 14

Digitized by Google

In neuer, vollständig umgearbeiteter Auflage

ist soeben erschienen:

Der moderne Redner

Eine Einführung in die Redekunst, nebst einer kurzen Geschichte der Beredsamkeit und einer Sammlung vollständiger Reden aus neuester Zeit, zum Gebrauche für Schule und zum Selbstunterricht

Von P. Konrad Lienert, O. S. B.
Dekan des Stiftes Einsiedeln
407 S. 8°. Gebd. Rm. 6.—

Dieses ausgezeichnete Buch des jetzigen Dekans des Stiftes Einsiedeln liegt bereits in sechster, vollständig umgearbeiteter Auflage vor. Der gelehrte Verfasser behandelt im ersten Teil die Rhetorik oder Unterweisung in der Beredsamkeit, allgemeine Rhetorik und besondere Rhetorik. Der zweite Teil bringt eine kurze Geschichte der weltlichen Beredsamkeit aus der Zeit der ersten Jahrhunderte bis in die Neuzeit. Der dritte Teil umfaßt eine Sammlung von Reden aus neuester Zeit. Die praktische Anordnung des theoretischen Teiles machen dieses Buch zu einem vorzüglichen Lehrbuch für Schule und zum Selbstunterricht.

Die Sammlung der Reden bietet ganz neuen Stoff, wie es allseitig gewünscht wurde. Es sind wiederum besonders Reden mit apologetischem Charakter ausgewählt worden. Zugleich waren Vorzüge der rednerischen Form maßgebend für die Auswahl.

Der studierenden Jugend sei dieses hervorragende Lehrbuch besonders empfohlen. Die Jungen, wie sie an Tagungen, wo die großen hervorragenden Geister sprechen, gern teilnehmen und sich lebhaft interessieren für die großen Forderungen des Tages, so lassen sie sich auch bei den rhetorischen Studien willig in die großen Fragen der Gegenwart einführen. Sie sollen sich emporziehen lassen von den Alten.

Das Buch ist in seiner vorliegenden neuen Auflage besonders geeignet, tüchtige Redner heranzubilden. Es gehört in die Hände eines jeden Studierenden und in die Bibliothek eines jeden Gebildeten.

Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G., Einsiedeln
Waldshut, Köln, Straßburg
Durch alle Buchhandlungen

Digitized by Google

Abendland

Deutsche Monatshefte für europäische Kultur, Politik u. Wirtschaft

Die Zeitschrift, die kein Politiker entbehren kann!

Herausgeber: Prof. Dr. Th. Brauer, Prof. Dr. Goetz-Briefs, Gen.-Sekr. Dr. Wilh. Hamacher, Hauptschriftleiter Dr. Karl Hoeber, Landeshauptmann Dr. h. c. Johannes Horion, Geh. Leg.-Rat Dr. Richard Kuenzer, Hugo Graf Lerchenfeld, Dr. Franz X. Münch, Prof. Dr. Hermann Platz, Dr. Friedrich Schreyvogl, Bundeskanzler a. D. Prälat Dr. Ignatz Seipel, Verleger: Julius Stocky. Schriftleitung: Friedrich Schreyvogl (Wien).

Was sagen Presse und Leserkreis?

Auszüge aus längeren Besprechungen:

Kölnische Volkszeitung, 4. November 1925, Nr. 819:

„Allenthalben hat die neue Zeitschrift bereits nach dem Erscheinen des 1. Heftes weitestgehende Beachtung gefunden und ist in fast allen Lagern zustimmend begrüßt worden. Die Herausgeber dürfen daraus sicherlich den Schluß ziehen, daß ihre Zeitschrift einem tiefliegenden Zeitbedürfnis entgegenkam und man von ihr weiterhin Richtung und Zielgebung inmitten der chaotischen Wirrnis des modernen Denkens und inmitten des allgemeinen europäischen Kulturzerfalls erwartet."

Europäische Revue, 8. Heft vom 1. November 1925:

„Wir glauben, daß das ‚Abendland' dazu berufen wäre, auf die Zukunftsfragen Europas die deutsche Antwort zu geben. Will es das, dann hat es zweifellos eine große Zukunft."

Lit. Beilage zum Deutschen Volksblatt, Stuttgart, 26. Oktober 1925, Nr. 41:

„Diese Zeitschrift, vornehm aufgemacht und ausgestattet, verspricht die geistvollste und tiefgründigste Künderin der abendländischen Idee zu werden. Der jährliche Preis ist 6 M., für das Gebotene erstaunlich billig."

Germania, Berlin, 6. Oktober 1925, Nr. 466:

„Das 1. Heft enthält ganz hervorragende Aufsätze, so außer dem bereits genannten von Prof. Platz solche von Jakob Kneip, Seipel, Schreyvogl, Prinz Rohan, Dr. Wust u. a."

Der Gral, November 1925:

„So entsteht eben im Rheinland, einem echten europäischen Mutterboden, eine von Friedrich Schreyvogl geleitete Zeitschrift ‚Abendland', die von ausgezeichneten Gelehrten und Politikern bedient wird. Der Aufbau des politischen und wirtschaftlichen Lebens vom Geiste und von geisterfüllter europäischer Tradition aus, das wird hier in kräftigen Linien verwirklicht."

„Das Abendland ist eine vornehme, erstklassige Revue, die man nicht bloß lesen darf, die verlangt, als ein bleibendes Werk studiert und um Rat gefragt zu werden. Ich wünsche den besten Erfolg. Auch sie ist ein Zeichen, daß es aufwärts geht. Die Erneuerung kommt von einer geistigen Wiedergeburt. Die Wirtschaft kann es dieses Mal wohl nicht machen, nur ein Aufbau aus den Grundelementen heraus wird Bestand haben." (Domkapitular J. F.)

„Ich begrüße aufrichtig die neue Zeitschrift, die Großes zu wirken berufen ist. Nur die Idee des Abendlandes kann Europa vor der Katastrophe retten. Diese Erkenntnis, die sich schon angebahnt hat, in weiteste Kreise hineinzutragen, ist ihre Aufgabe." (Universitätsprofessor Dr. G. E.)

Preis des Einzelheftes 60 Pfg., in Österreich 1 Sh., für das gesamte Ausland 0,80 Schw. Fr.

Abonnementspreise einschl. Porto: in Deutschland jährlich 6 M., in Österreich 10 Sh., für das gesamte Ausland 8 Schw. Fr.

Postscheck-Konto: Köln 59313.

Heft 3 ist am 1. Dezember 1925 erschienen. Man verlange Probeheft vom

Gilde-Verlag G. m. b. H., Köln, Marzellenstraße 37

Digitized by Google

Die Heilige Schrift des Alten Bundes

Nach dem Grundtext übersetzt und kurz erläutert von Universitätsprofessor Dr. Paul Rießler

Zwei Groß-Oktav-Bände auf Dünndruckpapier

*

1. Band: Die Geschichtlichen Bücher
Leinenband Mk. 16.–, Halblederband Mk. 22.–

2. Band: Weisheitsbücher, Psalmen, Propheten
Leinenband Mk. 18.–, Halblederband Mk. 23.–

Allgemeine Rundschau: Mit soviel herzlicher Freude habe ich seit Jahren kein Buch begrüßt wie Rießlers Heilige Schrift des Alten Bundes. Endlich einmal nach so manchen schönen Ausgaben des Neuen Testamentes auch eine würdige, sprachlich meisterhafte, technisch vollendete Ausgabe des Alten Testamentes. Verlagstechnisch ist das Bibelwerk eine Glanztat. Freuen wir Katholiken uns dieses Werkes.

Richard Knies

Die Herlishöfer und ihr Pfarrer. Ein Dorfroman. Fünftes bis achtes Tausend. Leinenband Mk. 5.–.

München-Augsburger Abendzeitung: Ein köstlich kräftiger Humor, ein wenig v. der sarkastischen Art Wilhelm Raabes, aber derber, nicht so beschaulich erfüllt die Geschichte von den braven Herlishövern. Viel feine Beobachtung steckt in dieser Geschichte, ein bodenständiger Realismus und gesunde Lebensanschauung.

Gervaz Duftigs Frühlingswoche. Eine Erzählung. Zweites und drittes Tausend. Kartoniert Mk. 2.50, Leinenband Mk. 3.50.

Schlesische Volkszeitung: Es hat das Eigenartige der früheren Bücher: den strahlenden, leidüberwindenden, lachenden Humor, und dazu kommt als neues: die wundervolle Feierlichkeit und Bildpracht der Sprache, die in hinreißendem Rhythmus schwingt.

Sonderlinge von der Gasse. Erzählungen. Viertes bis achtes Tausend. Mit Bildern von Willy Meyer. Leinenband Mk. 2.40.

Hochland: Wie klar, menschlich reich und vollkommen sind diese kleinen Erzählungen von Richard Knies! Man muß schon zu Schaffner, Raithel und höher hinauf, wenn man etwas so Hübsches lesen will.

John Henry Kardinal Newman

Verlust und Gewinn. Die Geschichte eines Konvertiten. Deutsch von M. Ignatia Breme O. S. U. Halbleinenband Mk. 6.–.

Bayrischer Kurier: Der Roman will keine Streitschrift sein, sondern etwas Positives, eine ruhige, für sich selbstsprechende Handlung u. Ideenentwicklung, die aus Tiefen mühsam, doch zielfreudig z. Höhe führen. Er ist reine Erfindung, ein Beweis für die Phantasie und gewaltige literarische Schöpferkraft des Autors.

Romano Guardini:

Heilige Zeit. Liturgische Texte aus Missale und Brevier. Ins Deutsche übertragen. Gebunden Mk. 7.20.

Kölnische Volkszeitung: Man kann diesem Buche einen recht großen Erfolg wünschen. Gerade Guardini war berufen, die besten Übertragungen liturgischer Texte in deutscher Sprache zu geben; er hat uns eines der schönst. Werke geschenkt, welche i. kath. Deutschland entstanden sind

Wladimir Solowjew:

Gedichte. Übersetzt von Dr. Kobilinski-Ellis und Richard Knies. Mit 3 Abhandlungen über Solowjew von Dr. Kobilinski-Ellis. Leinenband Mk. 5.–

In diesen Gedichten spiegelt sich wie bei Dante die ganze grandiose Weltanschauung einer universellen Persönlichkeit.

Matthias-Grünewald-Verlag / Mainz

Auslieferung bei Hermann Rauch / Wiesbaden

Digitized by Google

DER FEUERREITER

Die aktuelle Illustrierte in erstklassigem Kupfertiefdruck

Katholische Wochenschrift für die Länder deutscher Zunge

Herausgeber: Dr. Kurt Reinhardt

*

Anerkennungsschreiben zahlreicher Kirchenfürsten, namhafter Staatsmänner u. führender Laien

Ausgabe A monatlich Mk. 1.35 :: Ausgabe B mit Versicherung monatlich Mk. 1.95

Verlangen Sie Gratis-Probenummern vom Verlag!

Bestellungen bei den örtlichen Hauptvertretungen, Postanstalten, Buchhandlungen und beim Verlag

Verlag Hans Struth, Köln a. Rh. Hochhaus Hansa-Ring

DIE
LITERATURWISSENSCHAFT
AUF NEUEN WEGEN

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel, Bonn. / / / / / / / Mit ca.

3000 BILDERN

in Doppeltondruck und vielen Tafeln, z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatl. Zahlung von nur

Goldmark 7.–

Man verlange Ansichtssendung Nr. 30 b

Artibus et literis

Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H., POTSDAM

Adolf Pichler

(1819 bis 1900)

Leben und Werke

Von Joseph Eduard Wackernell

Nach dem Tode Wackernells abgeschlossen und im Auftrag des Tiroler Zweigvereins der Österreichischen Leo-Gesellschaft herausgegeben von Anton Dörrer

Mit einem Bild.

10 Mk.; gebunden in Leinwand 13 Mk.

In diesem Buche lebt das geistige, bezeichnenderweise vorwiegend schöngeistige Tirol in ursprünglicher Entwicklung wieder auf. Adolf Pichler ist der bedeutendste, vielseitige Dichter Tirols. Seine Werke spiegeln die Geschichte seiner Heimat in der literarischen Entwicklung zweier Generationen wieder, auch die geschichtliche Eigenart und soziale Struktur dieser Landschaft wie etwa bei Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller die schweizerische ihrer Zeit.

VERLAG HERDER, FREIBURG I. BR.

Digitized by Google

Neuere Meister-Erzählungen

Georg Lutz:

Der einsame Liebesweg. Das Brautjahr einer Ehelosen / Leinenbd. Mk. 2.25.
Oberschlesischer Kurier: Ein Buch für stille Menschen, die gelernt haben, nach innen zu schauen, besonders für jene Frauenseelen, die kostbare Stunden beglückender Seelenzwiesprache kosten möchten. .. Was soll man über die psychologisch feine Ausdeutung und meisterhafte Wortprägung erst viele Worte machen?

Die Hexe von Schwabach. Novelle / Leinenband Mk. 3.–
Westfälische Volkszeitung: Ein Dichterwerk! Nur ein Dichter kann solche grandiose Szene ergreifend, stellenweise erschütternd malen. Lutz hat schon Proben seines Könnens gegeben; wir freuen uns, hier wieder ein Werk von ihm zu besitzen.

Franz Michel Willam:

Waldheimat. Erzählung / Halbleinenband Mk. 2.–
Allg. Rundschau: ... Das Buch ist randvoll von prachtvoller Stimmung und echtem Gefühl. Man hört den Bronnen der Kraft und inneren Gesundheit rauschen. Willam ist ein hervorragend markiger, zugleich tiefgründiger Dichter-Erzähler.

Franz Alfred Muth:

Gotteswelt und Menschenherz. Ausgewählte Erzählungen / Leinenbd. Mk. 5.–
Romantische Weltseligkeit und Gottesinnigkeit hat dies Buch geschaffen. Darin quillt jede Erzählung wie ein frischer Waldbrunnen, und der Klang der Sonntagsglocken vom Rhein fliegt darüber her. Hier ist keine dumpfe Tragik, sondern Freude, Friede, ewiger Frühling.

Lilly Schmitz-Cardauns:

Hermelinchen und seine Brüder. Geschichten und Abenteuer von Kindern. Leinenband Mk. 3.–.
Bayr. Kurier: Ein wahrhaft sprudelndes und dennoch innig-zartes Buch mit unzähligen Feinheiten, einem goldenen Humor und tiefer Herzengüte. Ich habe seit Dörfler, Frey und Carossa kein einziges Kindheitsbuch gelesen, das diesem gleichkäme ...

Gottesmühle / Der Schatten. Zwei Novellen / Leinenband Mk. 4.50.
In diesen Novellen, beide vom Hauch der Musik durchweht, lebt die unverhüllte Tragik modernen Lebens, außerordentlich fein psychologisch und stimmungsmäßig erfaßt. Es bleibt ein Klang zurück wie von einer fragenden Septime.

Henriette Brey:

Der Krenzhof und andere Volksgeschichten / Gebunden Mk. 3.–
Luxemb. Frau: Erzählungen von überraschender Kraft und Tiefe, Schilderungen von genialer Meisterhaftigkeit und erschütternder Gewalt, teils auch wunderbar durchglüht von lachendem Humor. Über dem Ganzen liegt ein Duft von großer Schönheit, ein Hauch von zarter Reinheit.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz:

Der Standesherr. Roman aus Oberschlesien / Geh. Mk. 2.50, Leinenbd. Mk. 3.–
Badischer Beobachter: Das Buch schildert den verschlungenen Weg eines Konvertiten zur katholischen Kirche und läßt in meisterhafter Weise alle seelischen Erlebnisse und Kämpfe tief mitfühlen. Tiefe Tragik zieht sich hindurch. . .

Verlag Hermann Rauch in Wiesbaden

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Inseer, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Akademikertagung und Literaturpflege. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Gedicht. Von Heinrich Jäker / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Gedichte. Von Richard von Schaukal / Die Berge der Toten. Von Wilhelm Matthießen / Holofernes. Dramatisches Spiel von L. J. M. Feber. Mit einer Einführung von Dr. H. van de Mark / Die Lektüre des Gebildeten. Von Dr. Hermann Hefele / Dichtung und Leben: Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Görres' Ringen um seine Welt- und Lebensanschauung. Von Wilhelm Hefler / Dichtung des In- und Auslandes / Wilhelm Matthießen. Von Hermann Preindl / Gedanken zu neuen Gedichtbüchern. Von Dr. Cornelius Schröder / Papini: Ein fertiger Mensch. Von Alois Tielitz / Zu unserm Roman / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: Die Flucht nach Ägypten. Von Erwin Pfefferle

20. Jahrgang **Heft 5** Februar 1926

Frederebeul & Koenen ✦ Verlag ✦ Essen

Digitized by Google

Ein neuer Guardini!

Der Gegensatz

Versuche zu einer Philosophie des Lebendig-Konkreten

von Romano Guardini

Leinenband RM 6.—

Guardini bietet in diesem Werk, das in zwanzigjähriger Arbeit heraufwuchs, eine großangelegte und meisterlich durchgeführte Philosophie des Lebendig-Konkreten als Schlüssel zu den genialen Konzeptionen seiner früheren Werke. Die Gegensatzidee, systematisch entwickelt, steht im Mittelpunkt; ihre volle Auswirkung aber erfährt sie erst in ihrer Anwendung auf die Sinngebung des Seienden und als Spektrum für ganze Reihen drängender, moderner Fragestellungen. Die Deutung des Weltganzen und der Einzeldinge ist überreich an Ausblicken in alle Gebiete des geistig-sinnlichen Lebens. Deshalb und weil es streng diszipliniert, wohl aufgebaut und klar in der Sprache ist, wird das Werk weit über den Kreis der Fachphilosophen hinaus überall dort Beachtung finden, wo man sich um eine Sinngebung des Lebendig-Konkreten bemühe.

Kennen Sie schon die übrigen Hauptwerke Guardinis?

Liturgische Bildung

Versuche

1. Bändchen. Halbleinen RM 3.60

Pädagogische Post: Wo G. Winke und Leitpunkte für die liturgische Bildung und Erziehung gibt, da verrät alles deutlich den begnadeten Künstler und Erzieher, einen Meister psychologischer Intuition. . . .

Von heiligen Zeichen

1. Heft: 17.—27. Tausend. / 2. Heft: 11.—16. Tausend.

Kartoniert je RM 0.50

Jungborn: Beim Lesen dieses Büchlein kommt es uns vor, als seien die Dinge bisher gleichsam tot gewesen und träten nun wieder lebendig vor uns hin, indem G. in meisterhafter Darstellungsweise den Zeichen ihren Sinn wiedergibt. . . .

Heilige Zeit

Liturgische Texte aus Missale und Brevier

2. und 3. Tausend. Gebunden RM 7.20

Köln. Volkszeitung: Diese Übertragungen besitzen jene Abgeklärtheit, die den Urtext auszeichnet. Das Werk ist mit das beste von G. und eines der schönsten, welche im katholischen Deutschland entstanden sind. . . .

Vom Sinn der Kirche

Fünf Vorträge

6.—10. Tausend. Leinenband RM 2.50

Die Tat: Die besondere Bedeutung dieses Buches scheint mir darin zu liegen, daß es mit tiefem, verstehendem Sinn die ganze geistige Lage und Bewegungsrichtung unseres Zeitalters begreift. . . .

Auf dem Wege

Versuche

Halbleinenband RM 3.—

Bayr. Kurier: In diesen Aufsätzen offenbart sich eine scharfe und tiefe Denkkraft, eine feine Witterung für die problematische Seite religiöser Tatsachen, für die seelischen Voraussetzungen und Wirkungen der Religion, nicht zuletzt eine ungewöhnliche Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks. . . .

Gottes Werkleute

Der Briefe über Selbsterziehung erste Folge

10. bis 18. Tausend. Halbleinenband RM 3.60

Augsburger Postzeitung: Die „Briefe" zeigen auf neue des Verfassers starken Wirklichkeitssinn; auch hierin ist er Menschenkenner von Blut. Jeder Brief drängt hin auf eine Entscheidung, setzt Willen und Liebe in Bewegung. . . .

Erschienen im Werkkreis des

Matthias-Grünwald-Verlags / Mainz

Auslieferung bei Hermann Rauch / Wiesbaden

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE FLUCHT / Holzschnitt von Erwin Pfefferle

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 5 | Essen, im Februar 1926

Akademikertagung und Literaturpflege

Von Friedrich Muckermann, S. J.

AUCH wenn man nur eine Zeile der Kritik über die Tagungen des Verbandes katholischer Akademiker zu schreiben gedenkt, soll man sich vorher fragen: Waren solche Tagungen von diesem quantitativen und besonders qualitativen Ausmaß möglich etwa vor zwanzig Jahren? Ausgeschlossen. Sie waren noch weniger möglich vor fünfzig oder sechzig Jahren und ganz und gar nicht in den nun glücklich überwundenen Zeiten des alten Liberalismus und Staatskatholizismus. Hätte man von dergleichen etwa dem einen oder andern katholischen Enthusiasten zu Anfang des letzten Jahrhunderts gesprochen, seine Augen hätten aufgeleuchtet. Es wäre ihm gewesen wie bei der Prophetie eines wundersamen Märchens. Ich finde es auch gar nicht erstaunlich, wenn in einem Arbeitskreis in Recklinghausen ein schon ehrwürdiger Herr, dessen Namen ich nicht kenne, wie ein Jüngling begeistert von dem sprach, dessen Zeuge sein zu dürfen er sich glücklich schätzte. Eine solche Schau der Dinge im Rahmen der relativen Vollkommenheit ihrer Entwicklung hindert durchaus nicht, sie andererseits zu messen am absoluten oder jedenfalls höheren Ideal. Dieses dürfte man wohl dann erfüllt sehen, wenn es einmal gelungen, im organisch gestuften Nacheinander oder auch im genial gruppierten Nebeneinander sämtliche Teilgebiete des modernen Lebens dargestellt zu sehen im Lichte der Sonne des Glaubens und aufgenommen von einer Akademikerschaft, die im Leben verwirklicht, was dieses ihr Ideal von ihnen fordert. Der Verband, der, mehr gewachsen als künstlich gezüchtet, sich vor uns entfaltet, beginnt schon das innere Gesetz eines organischen Wachstums zu offenbaren. Auf den ersten Tagungen war alles in einigen großen Reden beschlossen, wie in einem fruchtbaren Kern. Nach und nach trieben dann einzelne Schößlinge und sogen die Kraft der Wurzel in ihre gesonderten Gebiete, während zugleich die keinem begrenzten Zwecke dienenden Veranstaltungen reicher in der Gliederung wurden. Mit der Einbeziehung der schönen Literatur wurde entscheidend in Dresden begonnen.

Wir haben im „Gral" diese Tätigkeit des Verbandes auf das herzlichste begrüßt und Früchte daraus zu ziehen gesucht. Auch die jüngste Tagung in Recklinghausen gibt uns Stoff zum Nachdenken und dankenswerte Anregung. Zwar kam die Dichtung in den größeren Vorträgen kaum zur Geltung. Man entnahm Gedanken und Formen zumeist den Gebieten der Philosophie, der Theologie, der Pädagogik,

Digitized by Google

der Psychologie usw. Es ist das ein deutliches Zeichen dafür, daß die großen geistigen Werte des literarischen Bereiches im allgemeinen Kulturleben der hier in Frage kommenden Kreise, von Ausnahmen abgesehen, keine bedeutende Rolle spielen. Sie werden es erst wieder, wenn es gelungen sein wird, den Nachweis zu führen, daß ungefähr alle die in Recklinghausen aufgeworfenen Probleme und überhaupt die großen Fragen der Gegenwart gerade in der Dichtung von früher und heute einen vielfach gewaltigen Ausdruck gefunden haben. Kann man das katholische Bildungsideal eindrucksvoller und anschaulicher darstellen, als es etwa Dante in seiner „Divina Comedia" getan? Ist nicht gerade die schwierige Verbindung von Natur und Geheimnis hier wunderbar geformt in dem schönen Bund von Vergil und Beatrice? Kommt nicht die Bildungskrisis erschütternd zum Ausdruck in den Werken Strindbergs, und greift nicht Dostojewski bis in ihre verborgensten Gewebe? Haben Goethe, Schiller, Stefan George und Hölderlin uns auf diesem Gebiete nichts zu sagen? Es ist wohl der Mühe wert, darüber nachzudenken, ob nicht durch Hinweise auf solche, dem gebildeten Publikum doch bekannte Werke und durch ihre Einbeziehung am richtigen Ort den komplizierten begrifflichen Darlegungen zum wenigsten ein reiches Anschauungsmaterial vermittelt werden könnte. Es soll hier kein Tadel ausgesprochen werden, denn es handelt sich nur um einen heute oft beobachteten Spezialfall. Auch auf anderen Kulturtagungen schweigt die Dichtung, wie sie überhaupt den Männern, die nüchtern und entschlossen auf dem Boden ihres Faches wirken, nicht selten eine fremde Größe bleibt. Vielleicht liegt das zum Teil an dem Umstande, daß wir eine eigentliche, von allen Kreisen des Volkes gleichmäßig anerkannte Nationalliteratur kaum haben. Eine weitere Ursache mag darin erblickt werden, daß die Sicht auf Probleme in der Dichtung auch in der Literaturgeschichte noch neueren Datums ist. Wie dem auch sei, jedenfalls beginnt nunmehr eine Entwicklung, namentlich in der Goetheliteratur, die das Ideenhafte stark in den Vordergrund rückt — es sei hier auf Ungers Einstellung verwiesen und so vieles andere, was unsere „Gral"-Leser längst wissen. Es wäre schön, wenn die hochgeistigen Veranstaltungen des katholischen Akademikerverbandes sich dieser Entwicklung fördernd annähmen. Es ließe sich so nicht nur etwas Wirksames tun für jene neue Verbindung von Religion — sagen wir besser Kirche — und Dichtung, Theater besonders, die wir unbedingt anstreben müssen, es könnte von da aus nicht nur eine neue Befruchtung unserer Dichter und Schriftsteller mit katholischen Ideen beginnen, nein, es würden vor allem auch jene tiefen Wahrheiten und jene, keiner ratio mehr formulierbaren Werte des Lebens, die nur der Genius der Dichtung verkündet, den übrigen Gebieten nutzbar gemacht werden.

Bei dieser soeben geschilderten allgemeinen Lage bedeutet es schon ein großes Verdienst des Verbandes, daß er die einmal in Gemeinschaften begonnene Literaturarbeit entschlossen fortsetzt. In Recklinghausen sammelten sich die literarisch Interessierten im Arbeitskreis für den Unterricht im Deutschen. Um Art und Leistung hier zu bewerten, wird man sich wieder einiger allgemeiner Voraussetzungen erinnern müssen. Einmal handelte es sich um eine Aussprache mit pädagogischer Absicht und unter Deutschlehrern. Darf man bei ihnen auch große literarische Interessiertheit voraussetzen, so muß man doch einräumen, daß es einem Stande, der mit so ungeheuer viel Arbeit — Aufsatzkorrekturen! — belastet ist, nicht zugemutet werden kann, den vollen Zusammenhang mit der breiten lebendigen Strömung der Gegenwart von sich aus zu besitzen. Ferner gibt

Digitized by Google

es, wenn man so will, wohl eine jung und frisch aufstrebende katholische Literatur in Deutschland, keineswegs aber eine katholische literarische Publikumsbewegung. Mögen auch Borromäusverein und Wolframbund sowie unsere Zeitschriften ihr Bestes tun, eine bestimmte katholische Gemeinde hat der katholische Dichter nur in sehr eingeschränkter Bedeutung. Es verspräche, von diesen Voraussetzungen aus gesehen, wirklich viel, wenn durch die literarischen Gruppen, die sich mit großer Stetigkeit und echter Kameradschaftlichkeit auf den Tagungen des Akademikerverbandes, besonders in den Gemeinschaften oder Arbeitskreisen, zu sammeln pflegen, zur katholischen Literaturbewegung nun auch eine Publikumsbewegung träte, die schon von Haus aus Niveau verlangen müßte. Wir hoffen zuversichtlich, daß diese einmal vom Verbande aufgenommene Arbeit weitergeführt werde, wogegen meines Wissens ja auch keine Hemmungen bestehen. Was nun den Arbeitskreis von Recklinghausen selbst betrifft, so hatte er leider zu wenig Zeit zur Verfügung. Vielleicht besteht sogar ein ziemlich allgemeiner Wunsch, daß man gerade diesen Arbeitskreisen noch mehr Raum und Entwicklungsmöglichkeit gebe. So war nur eine anregende Einleitung möglich und eine einziges größeres Korreferat. Aus beiden sprach das lebhafte Bemühen, den Deutschunterricht am Gymnasium weltanschaulich und besonders im katholischen Sinne zu vertiefen. In der Tat, warum sollten wir Dante zurückstellen, wo ihn Andersdenkende hervorziehen? Ob es möglich sein wird, neben dem „Faust" auch Strindberg schon in der Prima zu behandeln, stehe dahin, jedenfalls wird ein guter Deutschlehrer es nicht unterlassen, wenigstens in Form von gelegentlichen Exkursen die größeren Schüler ein wenig mit dem Literaturleben bekannt zu machen, das unsere Zeit bewegt. Es gibt dafür auch schon einzelne gute Hilfsbücher, wie etwa das Werk „Deutsche Dichtung" von Faßbinder-Kahle-Kortz (Herder, Freiburg). Allerlei Stoff bieten Literaturgeschichten und Zeitschriften, wie „Literarischer Handweiser", „Bücherwelt" und „Gral". Auch ist es möglich, daß gerade die Deutschlehrer sich der Pflege der Literatur in den Gruppen der Jugendbewegung annehmen, die dafür sehr dankbar sind. Was Neudeutschland angeht, so beginnt man dort eben, sich ganz besonders der Pflege der neueren Literatur zu widmen. Sehr bemerkenswert waren Ausführungen, die vom Lehrer selbst ein verstärktes Studium gerade der neueren Dichtung verlangten, und gern werden die Fachgenossen eine Mahnung aufgenommen haben, die von einem der Ihren kam, der gerade auf diesem Gebiete vorbildlich gearbeitet hat. Für meinen Teil habe ich die Gelegenheit benutzt, auf die neue Goetheforschung ein wenig hinzuweisen, mit dem Bedauern nur, daß keine Zeit war, diese sehr wichtigen Dinge eingehender zu verhandeln. Sonst hätte sich, vielleicht im Anschluß an das, was der Provinzialschulrat der Rheinprovinz über die „Seele" sagte, gerade hier eine Gelegenheit geboten, auf jenes ureigene deutsche Wesen zu kommen, das uns katholische Religion verklären, aber nicht verkümmern soll. Genau so, wie wir dahin arbeiten müssen, womöglich wieder eine rechte Freude am Staat zu erwecken, so auch eine am Volkstum, wie Martin Spahn in einer anderen Gemeinschaft es ausführte. (Nur auf den ersten Teil seiner Erörterungen möchte ich mich hier beziehen, den ich restlos unterschreibe, soweit er diese Frage betraf.) Das kann aber erst geschehen, wenn es gelungen sein wird, das in Goethe herauszuarbeiten — in ihm als dem Repräsentanten —, was ewig gültig ist, was Ausdruck deutscher Art, was jedem Deutschen wert sein muß, wie das gleiche Blut im Bruder und Verwandten, was sich niemals verleugnet. Es müßte nicht im

Digitized by Google

„Gral" sein, was hier geschrieben wird, wenn nicht zugleich erinnert würde, wie schwer das ist. Aber gelingen wird es, und eines ist ganz gewiß: So unmöglich, wie es manchmal schien, ist es nicht. Nadler hat Goethe als einen Schluß gesetzt und Herder als den neuen Anfang. Man darf vielleicht der Meinung sein, daß auch Goethe noch lebendig ist, daß er, in dessen Alterswerk doch das Mysterium der christlichen Geheimnisse schon hineinleuchtete, auch uns noch etwas werden kann, was er bisher nicht gewesen.
Verheißende Anfänge, ja, mehr als das, schon keimende Erfüllung begrüßen wir in den großen Tagungen des Verbandes. Er braucht die Kritik nicht zu fürchten, denn alles, was lebt, wird nur stärker durch Widerstand. Offensichtlich ist auch alle, noch so scharfe Kritik so gemeint, daß sie fördern will an einem Werke, das so vieles für die Zukunft des deutschen Katholizismus und Deutschlands überhaupt verspricht.

*

Gedicht

Von H. Jäker

Manchmal über bleiche Wolkenwände gleitet
Weiß ein Segel, suchend seinen Hafen;
Überirdisch brünstiglich die Nacht sich weitet,
Wir, in Müdigkeit gesunken, schlafen.

Trunken weben dann im Nebel wacher Träume
Gramen Angesichtes dunkle Tiefen.
Blicke eilen über grüne Bäume,
Aus den Blättern schwere Tropfen triefen.

Ich weiß alsdann von meiner argen Fehle,
In irrer Qual ein ungelöst Geschehn.
Und irgendwo wacht eine milde Seele,
Darin des Irrens ruhgebettetes Verstehn.

*

Digitized by Google

Das Sündenwasser

Roman von Heinrich Luhmann

Kindheit

KAMP heiratete nicht wieder.

Die Erinnerung an Anna hielt ihn wohl nicht zurück. Die Trauer um die Toten ist in jener Gegend von einer gewissen natürlichen Klugheit beherrscht, die für Fremde herzlos scheinen kann, ohne es aber in Wahrheit zu sein. Es ist vorgekommen, daß, während noch der Sterbende in der Kammer oben um sein Leben röchelte, unten auf der Tenne der Schreiner bereits zu seinem Sarg die Bretter hobelte. Kamp war viel zu nüchternen Sinnes und viel zu sehr sich selbst ergeben, als daß er einer Toten noch besonderen Einfluß auf sein Leben zugestanden hätte.

Es änderte sich freilich auch nicht sonderlich.

Er tat sein Werk auf den Äckern mit der gleichen Lässigkeit, die ihm immer eigen gewesen war.

Seine Felder waren nicht schlecht. Erst recht nicht in der vomWasser abgewandten Gemarkung. Kleie und Lehmboden erforderten nur sorglicheres Arbeiten, als es seine Gewohnheit war. Der Sand, den ihm der Wind beinahe pflügte, machte es ihm leichter, trug aber auch nur einen dünnen Roggen und Hafer und nur im feuchten Sommer ausreichend Kartoffeln.

In dieser Art, der Erde ihr Bestes zu lassen, war Kamp nicht allein.

In der ganzen Flußniederung war eine gründliche Ausnutzung des Bodens fast noch unbekannt. Große Höfe gab es nicht. Kuhpflüger, Kötter zu einem Pferd waren es zumeist. Die Zweipferdehöfe gaben sich den Anschein von Bedeutung. Eine Schneise Wald hatte jeder für Herdfeuer und Backofen, ein paar Eichen zu Bau- und Backholz standen auf Hof und Kamp. An Weizengrund waren nur den Begünstigsten ein paar Morgen zugeteilt. Dagegen gedieh ein Mengkorn aus Roggen und Weizen, dessen Mehl sie Kleröcksel nennen, trefflich. Gegen den Anbau der Kartoffel in größeren Feldern bestand immer noch ein altes Mißtrauen. Flachsäcker herrschten überall.

Die Bauern spannen keine Seide bei solcherart Leben zu diesen Zeiten, aber sie nährten sich alle — wenn auch sehr oft mit einer wasserblauen Milchsuppe und erdschwarzem Pumpernickel. Was sie an Butter, Eiern und sonstigem nur eben vom Munde absparen konnten, trugen die Frauen in die Stadt. Die Erträgnisse der Fischerei und auch die der Jagd schafften die Männer selbst fort — sehr oft aus triftigen Gründen bei Nacht und Nebel.

Was ihnen einige zu rechnende Einkünfte brachte, indessen auch nicht ausgenutzt wurde, war die Viehzucht. Hier half ihnen die Natur, bequemer und ohne Pflug zu Brote zu kommen, indem sie ihren Herden Nahrung in Fülle wachsen ließ. Etwas vom Hirten uralter Zeiten lebte in den Menschen an jenen Ufern. Sie waren anders und sind anders als ihre Nachbarn. Sie leben in inniger Verbundenheit mit Erde, Wasser, Tier und Wald, beinahe sich selbst als Natur fühlend. Ihre Leidenschaften können schlafen wie ein Lamm auf der Weide. Aber sie sind doch da. Erwacht, werden sie heftiger ausgetragen als irgendwo im Lande.

Den Männern ist leicht ein Hang zum Müßiggang eigen, wohl eine uralt vererbte Erinnerung an einstiges Nomadentum. Ihr unaustilgbarer Trieb zum Jagen und

Digitized by Google

Fischen mag gleichen Ursprung haben. Eine nur selten durch Heirat gelockerte Kette der Blutsverwandschaft umschließt Höfe und Dörfer, das Ererbte haltend und in neuen Geburten immer wieder aus der alten Tiefe hebend, das Neue aber nur sehr schwer durchlassend.

Das war die Welt, die Kamp zum Manne werden ließ. Er war ihr eigentlich nie entwachsen. Nach Annas Tode aber wurzelte er wieder tiefer in dem alten Grund seiner Gewohnheit.

Um sein Kind kümmerte er sich wenig, wie es Väterart in der Gegend ist. Ein junges Füllen zu ziehen, scheint ihm wertvoller, als solch einem Menschenwesen beizustehen, das seinen vorgezeichneten Weg schon finden wird.

Die kleine Dorte, wie sie die Eigenart der Mutter ganz gegen alle Gewohnheit getauft hatte, schien in der Tat nicht besonders sorglicher Hilfe zu bedürfen. Sie wuchs sich schnell und ohne eigentliches Zutun aus der ersten Frühe in eine kriechende, tastende, und ehe man es vermutet, laufende Selbständigkeit hinein.

Die alternde Libbet Linnewewer, Schwester des Krippers, die Kamp nach Annas Tode auf den Hof genommen, hatte wenig anderes dazu getan, als mit jungferlicher Umständlichkeit das Kleine gepuckt und gewiegt. Sonst erlebte sie in dem Erwachen seiner jungen Menschheit wieder einmal ein Wunder.

Libbet — die Möhne hieß sie schon bei jungen Jahren — hatte fein geschärfte Sinne für das Leise und Heimliche in der Welt.

Das Haus des Krippers stand vom Wasser nur einen halben Steinwurf weit entfernt. Durch alle Kammern ging der Fluß. Bei Nacht und Tag waren sie voll von seinem Rauschen. Den Kripperleuten war von jeher eine besinnliche Wesensart eigen gewesen, ein Hingeben an sachtere Dinge, als sie der Tag in jener Gegend sonst aufwirft, ein Verlieren an ihre Gedanken wurde es oft, das sie im Alter stumm und schweren Mutes machen konnte.

Die Möhne hatte im Haus am Wasser eine Kammer nach Morgen bewohnt. Sie war eine Spinnerin. Wenn sie nicht in den Winterstuben der Bauern über Spule und Haspel zu tun hatte, saß sie daheim am Fenster. Sie sah den Fluß unten sich herwälzen. Oft in den Nächten, wenn der Mond mit ihm schwamm, war er wie geronnenes Silber, das von dunkel geheimen Lauten hergetragen schien. Wächterin über den Wassern ward sie in den einsam langen Jahren, wo ihre Jugend mit dem Fluß entglitt.

Sie sah drunten wunderliche Fracht hergetragen. Eine große Stadt lag am Unterlauf hingebreitet. Die gab der Tiefe viele Tote. Tiere, die im Durchschwimmen vom Wirbel erwürgt oder im Überfliegen vom Schlage gerührt waren, sah sie treiben. Einmal in einer hellen Nacht war es gar eine Wiege, die die Flut aus einem Hause gerissen hatte.

In den Winterstuben hörte sie mancherlei, wenn Magd und Mann am Feuer saßen und verschollene Geschichten in das Gruseln erzählten. Die Möhne verschloß alles in sich wie Gold in einer Truhe. Ab und zu griff sie es und putzte es mit ihrer Phantasie, daß es einen dunkel geheimnisvollen Glanz annahm, der ihm eigentlich gar nicht eigen gewesen war.

Der Kripper Linnewewer hatte in seinem Sohne Johannes ein einziges Kind, ein Jahr älter als Dorte.

Um die Zeit von Annas Tode war auch sein Weib gestorben. Da das größere Anwesen Kamps eine Frauenhand nötiger hatte als die kleine Hütte am Wasser, nahm Libbet Johannes zu sich auf den Hof. Linnewewer aß, wo er Arbeit hatte,

Digitized by Google

sehr oft auf Kamps Hofe. Im übrigen fand er sich, von Natur einem grübelnden Alleinsein zugetan, in die Einsamkeit seines toten Hauses.
In enger Nähe wuchsen die Kinder auf.
Die Möhne gab ihnen die Mütterlichkeit, die ihr wunderliches Jungferntum zu verschenken hatte. Es war nicht wenig. Alles übrige aber gab, darin hatte die Erzieherweisheit der Leute durchaus recht, die Natur. Ein paar Sommer in Hof, Garten und auf dem Hillweg stellten sie beide auf feste Füße. Es war ihnen schon bald ein unnützes Spiel, der Alten, die im Vorschöpsel der Tenne über einem Eimer Kartoffeln saß, die weißen Früchte ins Wasser zu klunken, daß die Spritzer sie umschlugen. Was den früh erwachenden Übermut Dortes höchstens noch reizen konnte, war ein glücklich gezielter Wurf aus ihrem quellen Bauernfäustchen, der einseitig die über dem Eimer hockenden Kripperleute mit dem Naß bespritzte, während sie selbst händeklatschend und füßetrampelnd in sicherer Entfernung abwartete.
Des Mädchens Art schien von der feinen Zartheit Annas nichts in sich aufgenommen zu haben, dafür aber von der bäuerlichen Derbheit der Kamps, denen sie mit jedem Jahr auch äußerlich ähnlicher wurde.
Einmal hatte die Möhne die Kinder einen ganzen Nachmittag verloren. Es war schon Abend, und der ganze Hof ging zu suchen aus, nicht ohne mit Besorgnis an das Wasser zu denken, das immer drohend durch ihr Leben ging. Da hörten sie in der Hundehütte, deren rechtmäßiger Inhaber eingegangen war, etwas wie ein Weinen. Sie fanden den schüchtern scheuen Johannes darin zugeriegelt. Der blöde Knabe gestand, von seiner Beherrscherin dorthin gewiesen zu sein mit der strengen Weisung, sich ruhig zu verhalten, bis sie ihm die Freiheit wiedergäbe. Dorte entdeckten sie ebenfalls im Tierreich, und zwar im Gluckenhaus, einer mit Latten vergitterten Kiste, von der aus die Glucke ihre Kücklein zu betreuen hat. Sie hockte dort schlafend und ihres armen Opfers in der Hundehütte völlig vergessend.
Johannes blieb zart, schmalgesichtig und von einer fast fremden Dunkelheit der Augen und des Haares. Dorte überwuchs ihn schnell um ein Beträchtliches. Sie war schlohhell und frischgesunde Kindlichkeit. Der Knabe hatte auch im Wesen etwas Dunkelfremdes, das Mädchen mehr vertraut heimisches Bauerntum.
Die Möhne schloß den Kindern oft die Truhe ihrer Heimlichkeiten auf.
Von der Gräfin Geehlen erzählte sie besonders gern, die jenseits in den Wäldern das Schloß bewohnt hat. Jetzt ist sie lange tot, die stolze harte Frau. Aber sie muß die Nächte wiedergehen. Um Martini alle Jahre, wenn der Park im Herbststurm weint, dann huscht sie elf Nächte durch das Dunkel, eisig klagend:

Kurz Elle, schmal Linnen und Federkleid
Tun meiner armen Seelen leid.

„Warum sagt sie das?", pflegte Dorte zu fragen, während Johannes stumm und mit großen fernen Augen der Alten zu Füßen saß.
„Weil sie die Mägde, die ihr dienten, in ihrem Geiz schlecht entlohnt hat. Sie maß mit zu kurzer Elle. Sie gab ihnen zu schmales Linnen für ihr Brautschapp und gab ihnen schlechte Federn für die weichen Daunen, die sie sich verdient hatten", sagte die Möhne.
„Es ist ihr gut," richtete Dorte schnell und mit Freudigkeit, „die im Schlosse wollen über alles zu sagen haben. Sogar über die Vögel in den Bäumen und über die Rehe im Walde. Sie sind schlechte Menschen und hetzen die Förster gegen uns. Wenn ich groß bin, gehe ich mit gegen sie des Nachts."

Digitized by Google

„Ich möchte nicht mit," sagte Johannes, „ich möchte überhaupt nicht schießen lernen. Aber die Gräfin, wenn sie die elf Nächte gejammert hat, geht sie dann wieder ins Grab? Und kann ihr keiner helfen?"

„Es kann ihr geholfen werden," sagte die Möhne, „sieh, Johannes, wenn ein Brautpaar da ist und solch ein gutes Herz hat, ihr ein Stück fein Linnen, selbst gesponnen, in den Park zu bringen und eine weißflaumige Gans dazu, selbst gezogen, daß sie davon nehmen und den Betrogenen oder ihren Kindern geben kann, dann soll die arme Seele Ruhe haben und nimmermehr klagen:

Kurz Elle, schmal Linnen und Federkleid
Tun meiner armen Seelen leid."

„Ich werde es ihr geben", sagte Johannes, und es kam wie ein Blitz bestimmt aus der Tiefe seines dunklen Wesens.

„Da bist du schön dumm", strafte ihn Dorte. Aber er war wieder in sich selbst versunken, ganz gefangen in seinen Gedanken wie eine Mücke im Spinnetz, und er hörte sie nicht.

*

Zur Schule hatten sie mit noch ein paar Kindern der Laake -- so hieß die Bauerschaft der sechs Höfe — den weiten Hillweg hinunter, immer dem Wasser entgegen, bis ins Kirchdorf zu gehen.

Johannes blieb lange von einer blöden Befangenheit. Die hellmutige Dorte hielt mit einer gewissen Selbstverständlichkeit die Hand über ihn. Einem Frechling, der ihm in der Schule sein Tintenfaß in den Nacken ausschüttete, flog sie von der Mädchenseite ins Gesicht, kratzte und biß, den sausenden Stock des alten Helm und die Seligkeit von den Friedfertigen auf Erden, die sie gerade mühselig aus dem Katechismus zerrten, um nichts achtend.

Solche Schlachten schlug die Schürze um den Kittel noch etliche. Es waren aber Dortes beste Leistungen in der Schule. Die über Tafel und Schreibebuch waren weniger gründlich. Hier hingegen kam Johannes nach und nach auf festere Füße. Der still versunkene, schmächtige, ihnen fremde Junge, dazu kein Bauernblut, hatte es in der Schulzeit nicht gut. Was er unter den erbärmlichen Verhältnissen überhaupt lernen konnte, das ging ihm spielend ein. Wie die Möhne fügte er all sein Erleben in eine versteckte Herzenstruhe. Da aber lag es schweigend. Seine stammelnde Blödigkeit brachte es nicht wieder an den Tag. Man sagte ihm Beschränktheit nach, was nichts anderes war als die schwerblütige Verschlossenheit seiner Familie, die in dem alten Kripper den rechten Vertreter hatte. Der Möhne auf Kamps Hof war um diese Zeit noch größere Freudigkeit und frauliche Offenheit eigen. Sie erzog und lehrte eigentlich das meiste.

Johannes ließ sich gerne und ganz von ihrer raunenden Wunderlichkeit füllen. Dorte entwischte ihr fliegend und ließ das Leben lehren, Knecht und Magd, Nachbar und Händler, den ganzen vollen Alltag, Wind und Regen, Sonne, Wald und Wasser.

Wie der Alltag wurde sie. Derb, gesund, quell und queck. Für die zwölf Jahre, die sie jetzt zählte, war sie groß und beinahe jungfrauenhaft gewachsen, immer noch hellhaarig und immer mehr ihre Art werdend.

Wer sonst noch von Amts wegen lehren und erziehen mußte, der Pastor Berghoff im Kirchdorfe, war auch nicht aus dem rechten Holze für dies Geschäft geschnitzt. Wo es knorrige Eiche sein mußte, war es bei ihm weiche Weide. Sie gingen in seinem Kirchspiel, groß und klein, an langer Leine. Er war in das Alter gekommen,

Digitized by Google

wo die Einsicht auf einen niederfällt, daß diese Leine doch letzten Endes von Gottes Hand geführt wird. Man müsse nur sorgen, daß böser Wille sie nicht ganz daraus fortreiße, sonst geriete der Wagen in den Sumpf, meinte er.
Danach tat er.
Er betete sich durch die lange Woche und predigte sich durch den Sonntag. Sie begingen nach seiner Ansicht in dem Kirchspiel immer dieselben Sünden. Darum predigte er auch immer dasselbe: er handelte das siebte Gebot Gottes und die Tugend der Mäßigkeit unermüdlich gründlich ab. Wenn er dabei seine gute Greisenstimme, die meist milde über ihre Köpfe hinglitt, plötzlich zu schwellendem Donner werden ließ, den ein Trommelfeuer auf dem Rand der Kanzel unterstützte, so verfolgte er damit nichts anderes, als die Schlafenden unter seinen Sündern zu wecken. Sie verübelten es ihm nicht, sondern rissen entsetzt die Augen auf und bangten um die vier Evangelisten, die bedenklich die Köpfe schüttelten und Neigung zeigten, sich zwischen die Zuhörerschaft zu begeben. Er weckte sein Volk nur vom Kirchen-, nicht aber vom Sündenschlafe. Während er also droben das siebte Gebot Gottes vorhatte, schmorte und brodelte nicht selten daheim in seiner Küche ein gut Stück des gewilderten Rehbratens oder eine Feldhuhnsuppe, die ein Bauer als Abgabe vom „Kalbschlachten" oder als „junges Täubchen" ins Pfarrhaus getragen hatte. Seine kindliche Gutheit und Unwissenheit aß und ließ sich wohlschmecken, was er nicht ahnte. Die Evangelisten wären sicher zu Fall gekommen, hätte er um ein ungerechtes Schwanzfederchen gewußt.

*

Die in der Laake, mit Kamp an der Spitze, hätten um diese Zeit einen eigenen Pfarrer gebrauchen können. Ihre Sünden an den gräflichen Rehböcken gingen ein Beträchtliches über das siebte Gebot Gottes hinaus.
Der „rote Schlächter" hatte einen von ihnen, den Kuhpflüger Wändtker, übrigens abermals eine ferne Verwandtschaft, bei frischer Tat ertappt, als er ein Schmaltier ausweidete. Es hatte Wändtker ein Jahr eingebracht, seit langem die erste Haft, die einen aus der Genossenschaft vom heimlichen Ufer traf.
Nach dieser Zeit fiel vorerst kein Schuß mehr im Reviere. Dafür aber hingen in allen Hecken und Zwillen der weiten Wälder die gelbroten Strickdrähte, darin sich das Wild fangen und elendiglich zu Tode sticken mußte. Die reine Lust zur Rache und zum Töten trieb die Diesseitigen. Sie holten das Wild nicht einmal, sondern ließen es in den Schlingen faul werden. Und doch waren sie überall und nirgends, obschon kein Ruder das Wasser schlug flußauf und -ab.
Eine verwegene Sommernacht mit hellem Mond über den Bäumen lieferte den „Roten" selbst in ihre Hände. Sie rächten sich an dem Verhaßten auf sehr friedliche Weise. Sie zogen ihn nämlich aus und bepinselten ihn von oben bis unten mit stinkendem Teer, den sie eigens für ihn bei sich trugen. Sie strichen breitquastig darauf los, als sei er ein Zaunpfahl, und schonten nicht einmal das Gesicht. Gerade das habe es am nötigsten, meinten sie lachend, um die Schamröte zu bedecken, die ihm sicherlich in ihrer Gegenwart aufsteige.
Er ertrug die Schande in verbissener Wut, aber ihnen hilflos preisgegeben.
Dann zerschlugen sie ihm seine gräfliche Flinte, füllten seine Kleidung mit Moos und Laub aus und stellten die Puppe in eine Tannenspitze, daß sie das ganze Holz beherrsche. Sie hielten den „Roten" bis zum Morgengrauen hin, waren aber so menschlich, ihm ein Feuer anzuzünden. War es der Kälte oder des Trocknens wegen? Jedenfalls saß die Teerkruste fest auf ihm wie gewachsen. Dann banden

Digitized by Google

sie ihm einen angeschossenen Hasen auf den Rücken, geleiteten ihn zum Walde hinaus und hetzten ihre schärfsten Hunde hinter ihm drein.
Er soll dann auch gerade zur rechten Zeit nach Hause gekommen sein: die Mäher gingen bereits los und die Melkerinnen!
Davon trug sich die Sache in der Gegend um. Der Rote, den sie jetzt den Schwarzen nannten, schwieg sich völlig darüber aus und brachte sie auch nicht an das Amt, wie es sein gutes Recht gewesen wäre.
Der Spaß blieb auf diesem Ufer.
Wer am wenigsten mitlachte, weil ihnen das Lachen nicht lag, das waren die Kripperleute, Bruder und Schwester.
Linnewewer hatte jetzt öfter als sonst auf Kamps Hofe zu tun. Der Bauer ließ mehr und mehr wachsen, was wuchs. Die Knechte blieben ihm seit jeher nicht. Dem letzten hatte er neulich den Pferdetrank, der nur liederlich gerührt war, über den Kopf gestülpt, daß der Kerl beinahe in dem Brei ersoffen wäre.
Der Linnewewer hilft schon aus, dachte Kamp, und was liegen bleibt, braucht auch keinen Dünger. Dabei schlenkerte er in der hillen Arndt pfeifend in die Wiesen, die Fuken und Bungen aus dem Wasser zu ziehen, wo schon ein Wetter am drohenden Himmel hochzog und ins ausgespreitete Heu regnen konnte. Wenn sie im Netze zappelten, Bleier und Barsch, Quabbe und Aal, dann zuckte sein Herz. Dann fühlte er sich wie im Jagen Herrscher über die Kreatur. Dann reckte sich seine hagere Schlaffheit und spannte die Sehnen, während seine Hand die schlagenden Tiere griff. Und droben auf den Äckern begehrte das schwer liegende, überreife Korn seiner Sense, daß es der Wind nicht völlig ausdresche. Die Pflugschar konnte er in der angebrochenen Furche stehen lassen, um einem schürenden Fuchs nachzulaufen den ganzen goldenen Herbsttag. Winters, während daheim die Tenne klang vom einsamen Dreschflegel Linnewewers, ging er wie ein Freigraf am Ufer hin, den Wildenten nach, die dort zogen. Es war keiner, der nach Annas Tode ihn hielt und seiner Lässigkeit Zügel anlegte. So schoß sie hin, in sich selbst beschwert, ein herrenloses Boot auf dem Wasser.
In Haus und Stall waltete die Möhne, mit allen Kräften haltend, was auch hier entglitt.
Sie blieb klein und feingestaltig knelk, schwarz noch im Alter. Sie sagten von ihrer schwebenden Leichtfüßigkeit, mit der sie von Arbeit zu Arbeit huschte, daß sie über das Wasser gehen könne, ohne darin zu versinken.
Ihr innerstes Wesen verschenkte sich mehr und mehr an Johannes, den einzigen, der ihr auf dem Hofe nahe war. Dorte verlor sich ganz in den bäuerlichen Alltag. Der vierzehnjährige Johannes ließ sich manchen wunderlichen Abend die Truhe der Alten öffnen.
Dann floß der dunkel geheimnisvolle Glanz ihrer Dinge in seine versunkenen Augen. Sie saßen nicht selten bis tief in die Mitternacht in der Spinnstube, nahe der Deele. Während sie spann und haspelte, erzählte die Möhne. Dorte saß zumeist schlafend am Tisch, den blonden Kopf auf die quellen Arme gelegt, ab und zu erwachend und hinüberblinzelnd zu Johannes, um dann wieder in Schlaf zu entgleiten. In diesem Spiel war sie mehr als Kind, war sie erwachendes Weib.
In die surrende Spindel erzählte die Möhne, ganz raunende Versunkenheit:
„Als ich noch über dem Wasser lebte, Johannes, da waren die Nächte voll von Wind und Wellen und Mondlicht. Wir gehören an den Fluß, du und ich und der Brudervater. Und wenn ich hier übrig bin — es wird nicht mehr lange sein —,

Digitized by Google

dann will ich wieder in meine Kammer zurück. Wie der Strom sich herwälzt aus den Fernen, und was er trägt, muß ich sehen, Johannes, und über seine Toten muß ich beten. Du aber, Kind, sollst deine junge Kraft den Ufern geben, daß er sie nicht fresse; denn er ist gierig wie der Teufel und böse und voll Sünde. Weißt du auch, was sie sich erzählen von altersher? Alle sieben Jahre komme der Teufel, ins Wasser zu speien. Davon peitsche sich seine Wut in Wirbeln und Strudeln immer neu auf!"

„Und alle sieben Jahre gäbe es besonderes Unheil, nicht, Möhne?" warf Johannes in banger Frage dazwischen.

Die Alte achtete seiner nicht, sondern fuhr fort; jetzt aber schwebte ihre Stimme aus dem Dunkel hoch:

„Daß ihm die Unholden und Abgestorbenen nahe sind, Johannes, das habe ich selbst manche Nacht deutlich gehört. Einmal, als ich noch Kind war und meine Ahne noch lebte, deine Urmutter, habe ich den Hochjäger jagen gehört in den zwölf Nächten."

Ihre Stimme verging wieder in Dunkel:

„Und als er über den Fluß wollte in der hochheiligen Nacht vor der Ucht, da wir schon aufgestanden waren und ins Kirchdorf wollten, da hielt er gerade über dem Hause, und sein Pferd versagte sich ihm. Er mußte erst seinen Hals klopfen — wir hörten es in der Kammer, die Ahne und ich —, dann sagte er:

Hengstken, spring awer,
Kriegst 'n Spind Hawer;
Springst du nicht awer,
Frät us de Rawe . . ."

In die Tiefe ihrer Stimme konnte in solchen Stunden plötzlich das helle Lachen der erwachten Dorte fallen:

„Dumm Tüg, dumm Tüg", höhnte sie, schüttelte sich aber doch, als werfe sie etwas ab, während ihre Augen Johannes suchten, der fern entrückt schien.

Dann sprang sie plötzlich auf und eilte ohne Gutnacht in ihre Kammer hinauf.

Die Möhne aber und Johannes konnten noch weiter sitzen in der Mitternacht.

Die gefrorene Welt lag in weißer Stille vor den Fenstern draußen, nur daß hier hin und wieder auf einem fernen Hofe ein Hund heulte.

„Einmal sind Wölfe an unseren Ufern gewesen und Bären und große Ochsen," sagte Johannes und glitt seinen Worten nach, „beim Baggern haben sie aus dem Sand Zähne geholt und Hörner, lang wie eine Heuforke und breit wie eine Schaufel."

„Die Ahne hat mir erzählt," der Möhne Stimme war wie Wasser, das im Grunde schlägt, „unser Fluß ist den Altvätern und Vormüttern heilig gewesen. Was keiner mehr weiß, hat sie gewußt. Sie hat die Gabe gehabt, rückwärts in die Zeit und vorwärts zu sehen. Nachts mußte sie manchmal vom Stroh auf und an das Wasser."

„Was tat sie dort?" fragte Johannes und bebte leicht.

Es war, als ginge plötzlich ein Wind durch das Haus, während doch alle Luft gefroren lag. Es war aber gleich wieder erstarrte und blanke Stille.

„Ich sah sie über den Rand gebeugt mit schauweiten Augen, stromabgewandt. Schiffe will sie gesehen haben, Johannes, obgleich zu ihrer und unserer Zeit niemals ein größeres das Wasser befahren hat. Und darauf Männer, und auf dem Hillweg überall Männer mit Schildern und Spießen. Wie ein Schlachtfeld voll ist,

Digitized by Google

so sind die Wiesen von dunkelfarbigen Kriegsmännern bedeckt gewesen. Ihre Sprache hat sie nicht verstanden, die Ahne; denn die war, als schlüge tönendes Erz gegeneinander, voll von tiefem, aber fremdem Klang."
„Wohin sind sie gefahren?" fragte Johannes.
„Nicht weit von hier, einen halben Tag, du weißt es, steht der Birkenbaum auf dem Feld. Dahin sind sie gezogen, hat die Ahne gesagt, als sie rückwärts in die Zeit und vorwärts sah, zu der letzten Schlacht."
„Steht das in alten Büchern?"
„Schweig," fuhr die Alte ihn böse an, „die Bücher wissen nicht die Wahrheit, nur ein Buch ist die Wahrheit, weil es Gottes Finger selbst geschrieben hat."
Ihre Hand strich über die alte, zerlesene Postille hin, die ihr immer nahe lag.
„Die Ahne hat mir auch erzählt," nachdem sie wieder ruhig geworden und ihre Stimme herabgesunken war in das tiefe Raunen, das mit dem Surren der Spule wunderlich zusammenklang, „wie es war, da sie an unseren Ufern den Christusglauben sollten annehmen. Keiner weiß das mehr von allen Menschen auf der Welt, und kein Buch gibt davon Kunde, nur die Ahne hat es noch gewußt. Einen Gunstag sollte alles Volk aus dem weiten Land bis an den Birkenbaum gen Mittag zu herwandern an das Wasser. Wie eine Kette sollten sie sich reihen und die Taufe empfangen. Ihrer sieben aber, Johannes, von den Höfen in der Laake die, die haben es nicht gewollt."
„Warum haben sie es nicht gewollt, Möhne, es war doch gut?"
Sie hörte nicht auf ihn. Sie saß eine Weile geschlossenen Auges, als suche sie in der Tiefe ihrer Seele. Dann erzählte sie weiter, ohne auf seinen Einwurf zu achten:
„In der Nacht vorher sind sie an den Fluß gegangen, die sieben, und haben sich den Tod geschworen. Der Älteste, eisbärtig und hoch, trat als erster in die Flut. Die andern aber haben dazu gesungen mit tiefer harter Stimme: Krup unner, krup unner, de Welt is di gram . . ."
Die Möhne schwieg abermals eine Weile. Dann fuhr sie fort, und Johannes hing an ihrem Munde:
„Währenddem sie also sangen, duckte der Eisbärtige sein Haupt in das Wasser und entsank vor ihnen in den Tod. Dann schritt der Zweitälteste, kurz war er und eichenstämmig, herzu, und das Wasser umleckte auch seinen Leib. Wiederum sangen die andern: Krup unner, krup unner, de Welt is di gram! Alsdann erfüllte der dritte seinen Schwur, der war im vollen Mannestum und hatte noch kein graues Haar über der Schläfe. Dem vierten war es besonders schwer; dem hatte sein Weib am Abend ein Knäblein, das erste, in die Wiege gelegt. Dünner und klagender ward der Todessang: Krup unner, krup unner! Der fünfte neigte sich und entsank in die Schauernis, der sechste, den sie den Wolfschläger geheißen haben, weil er die Untiere mit der Faust schlug wie andere mit der Keule, gleichfalls, er aber in aufgereckter Männlichkeit. Nun aber sang keiner mehr den schaurigen Sang; denn der letzte war ein milchzarter Knabe. Und da sie alle vor ihm entsunken, griff ihn die kalte Angst vor dem bitteren Tod und hetzte ihn vom Ufer fort."
„Wo ist er geblieben, Möhne?" wagte Johannes zu fragen. Seine Stimme war tief und traurig, und seine Augen fanden sich in der Stube, die jetzt nur noch Mondschein und Schneelicht geheimnisvoll durchdämmerten, nicht zurecht.
„Er lief nach Mittag zu, immer tiefer hinein ins Land der Berge. Seinen Hof daheim aber fraß der Blitz dieselbige Nacht noch. Die anderen sechs aber sind geblieben,

Digitized by Google

und ihre Grenzen sollen bis heute noch sein. Folgenden Tages ließ sich alles Volk der Gegend zu Christen taufen im Wasser unseres Flusses."
„Dann ist er doch ein heilig Wasser —"
„Schweig," befahl die Alte, und ein böses Licht war in ihren Augen und drang durch die Dunkelheit, „er ist voll Sünde, ich sage es dir; denn die Bösen und Unholde, denen Gott Gewalt gegeben hat, sind gegen ihn und mit ihm. Der Hochjäger allen voran. Die Ahne hat es aus den Jahrhunderten hergetragen und mir erzählt: Der ist unsern Altvätern und Vormüttern ein Gott gewesen. Darum klagt und wettert er über alle Stätten hin, wo Taufwasser floß — oh, du Kind Johannes, es ist viel Grauen und Unholdes in Luft und Wasser, auf Erden und in der Tiefe! Vergiß nicht dein Weihwasser, ehe du dich legst, daß dir nichts geschehe an Leib und Seele diese Nacht!"
Wie Rauschen aus Tiefen waren die Geschichten der Möhne, und Johannes ließ sich schauernd von ihnen füllen.
Folgenden Tages auf dem Schulwege, den Johannes schweigend mit den anderen ging durch den grauenden Tag und sein Ohr dem Flusse lieh, konnte Dorte ihn jäh durch einen Schlag wecken. Sie zeigte ihm lachend ihre blanken Zähne und spottete:
„Der alte Grüggel ist tot, Johannes, und der junge hat noch keine Zähne. Es soll dir kein Spuk was tun. Lache doch! Lache doch — jetzt lacht er, aber es steht ihm wie der Kuh das Tanzen! Pfui, Johannes, ich mache heute nachmittag nicht mit auf dem Eis!"
Sie schmollte tiefes Gekränktsein und war wiederum nicht mehr Kind. Dabei blinzelte sie ihn mit halben Augen an, lockend, verführerisch.
Er sah sie nicht anders, wie er sie immer gesehen hatte, Kind und Schwester, und schritt mit verbundenen Augen, die in seinem Innern zu suchen schienen, neben dem wachen Mädchen her, schwarz und feingliederig schmal gegen ihr frühes Weibstum, das wie erster Frühling sich aufzutun begann.

*

In diesen Wochen hatte der Fluß die Wiesen überschwemmt. Es war eine Flut, die diesseits bis an den Hillweg, jenseits bis vor den Wäldern stand. Die Januarnächte, die voll von einer klirrenden Kälte waren, hatten sie zu Eis gefroren. Nun lag der erstarrte See blank und gläsern klar da.
Durch seine Mitte pflügte der unbesiegbare Strom seine Furche weiter.
Weiße, spiegelnde Weite überall. Zu Stunden dehnten sie sich nach Osten und Westen und legte kristallene Brücken zwischen wegferne Dorfgemarkungen.
Einen Nachmittag waren Johannes und Dorte und noch ein paar von den Höfen mit Schlittschuhen auf das Eis gegangen. Es war winterhelle und kalte Klarheit in der Luft, als sie zu laufen begannen. Dortes Blut, erwärmt von der Lust des Spieles, das alle Adern mit Gesundheit füllte, drängte wie Frühlingserde, die sich auftun und Wunder leben möchte.
„Wir wollen laufen," sagte sie glühend, „wißt ihr was? Immer mit dem Wasser — bis ans Ende der Welt! Ich führe euch an!"
Sie ließen sich überströmen von der Lust, die aus ihr brach, und folgten der schon Entgleitenden nach.
Jauchzend flog sie vor ihnen hin über die Glätte. Sie strebten ihr nachzukommen, angesteckt von ihr und plötzlich über die schlafende Trägheit ihres Blutes hinausgehoben.

Digitized by Google

Selbst Johannes entzündete sich an ihr zu einer freudigen Hingabe an die Stunde. Es fehlte ihm aber nicht an einer bangen Ahnung. Er fühlte, daß sie etwas bringen würde, etwas, das nicht im Alltag lag. Er hörte es an seine Seele klopfen, die fein wie Glas war.

Er war Dorte zunächst, überholte sie, ließ sich aber dann wieder überfliegen von ihr, die wie ein Kind ungebärdig und drängevoll war.

Kaum ein Riß schnitt ihre Wege. Ein Weidenstumpf, kopfig und stachelig, brach sich ab und zu durch und schrumpfte in Trauer hin. Zaunpfähle ragten handhoch auf und zogen in schwarzen Punkten spärliche Grenzen. Vom Flusse brach hin und wieder ein Reiher auf und maß den einsamen Himmel. Wildenten warfen sich in Schwärmen über dem Wasser hoch.

Die Bahn trug die Kinder leicht.

Dorte hatte immer noch die Spitze, und Johannes war ihr der Nächste. Nach einiger Zeit aber erlahmte die Kraft der jüngeren Genossen. Sie hielten inne, rasteten, ohne von den beiden vor ihnen bemerkt zu werden, und wandten sich um, nach Hause zu. Dorte und Johannes ließen sich weitertreiben.

Sie waren in die Gegend gekommen, die damals der Fahrt in dem beschossenen Boot ein Ende machte. Das Volk nennt den Kessel dort das „Ohr", weil der Fluß ihn wie eine riesige Ohrmuschel von dem Land abschneidet. Allerlei Geäder, tief und tückisch wie der Strom selber, durchzieht ihn. Wie sie ihr Eifer hintrug, hatten die Kinder der trügerischen Tiefe nicht acht, darüber sie hinwegsetzten.

Plötzlich, kaum war Johannes ihr entglitten, brach ein Arm mit langgezogenem dumpfen Krach, dann folgte ein splitterndes Klirren wie brechendes Glas.

Sie hielten bestürzt inne — hinter ihnen war eine fließende Tiefe aufgetan. Unter ihnen schwankte das Eis wie ein wippendes Brett. Vor ihnen aber schnitt der Fluß alle Weiten ab.

Sie erwachten wie in Wasser getaucht und standen entsetzt.

Sie wagten nicht, vorwärts und rückwärts zu gehen.

„Wir sind abgesperrt", sagte endlich Johannes, schwer atmend. Die Erkenntnis stieg ihm in klarer Kälte auf. „Das da", er deutete rückwärts, „ist ein Nebenarm des Flusses. Ich kenne ihn jetzt. Drüben verläßt er ihn, und dort fließt er wieder mit ihm zusammen."

Sie standen immer noch auf der schwankenden Eisplanke, jedes an der Stelle, wo es der Schreck gehalten hatte.

Dorte war aller Überschwang wie ein Taubenschwarm entwichen. Aber sie weinte nicht.

„Wo ist die Brücke?" fragte sie und suchte nach ihr. „Hier muß ein Zuweg sein für die Kühe, die sie auf die Weide treiben."

Es war nichts zu sehen. Nicht ein Pfahl des Geländers. Nur in der Mitte ihres Gesichtsfeldes, hundert Gleiten Lauf etwa von ihnen, stand auf dem Eis ein Busch. Hinter ihnen, vor ihnen, zu ihren Seiten drängte fließendes Wasser und stieß klirrend an die eisverzackten Ufer, daß durch den dunklen Wogengang ein splitterndes Klingen brach.

Die Brücke mußte von der gewaltsam drückenden Flut fortgespült oder doch ganz überschwemmt sein.

Zu allem fiel schnell und dicht Dunkelheit vom Himmel und floß mit dem Nebel, den der Fluß ausstieß, zusammen.

Dorte fing nun doch zu weinen an. Johannes wahrte eine nüchterne Klarheit.

Digitized by Google

„Ich will rufen, vielleicht hört man uns im Dorfe", tröstete er das Mädchen, legte die Hände an den Mund und schrie: „Hilfe — wir sind eingebrochen — auf dem Ohr — Hilfe!"
Dorte stimmte mit ein. Sie riefen abwechselnd. Dann wieder einzeln. Sie hörten ihre Stimmen in der Dunkelheit, die inmer tiefer sank, ertrinken. Aber Antwort aus Menschenmund kam ihnen nicht. Ein später Vogel nur, der über ihnen strich, gab dunklen Laut. Da hielten sie inne, erschöpft und mutlos. Der Frost schlug sie bereits schütternd.
„Siehst du den Busch aus dem Eise ragen?" fragte Johannes, als ihm keine andere Rettung schien, „sorge, daß du dort hinkommst und halte dich an den Zweigen. Ich folge nach!"
Kaum hatte Dorte die starren Füße zum Lauf gestreckt, als die Planke, die sie gehalten, abbrach.
Die folgende löste sich ebenfalls. Die dritte, vierte. Jeder Schritt, den sie schreiend tat, trat das Eis ins Wasser. Es war ein Steigen und Fallen, bis sie endlich Festigkeit fühlte und den Busch erreichte.
Johannes war suchend und auf sacht fühlendem Fuß dem Arm nahe geblieben, der sie abgeschnitten hatte, zu spähen, ob nicht doch die Brücke sich fände oder eine feste Decke. Soweit die Dunkelheit es zuließ, sah er überall das weiße, dünne milchglasige Blockeis gebrochen in das tiefer liegende Bett hängen, es wie einen umgewandten Sargdeckel formend. Der ganze Arm schien jetzt offen zu liegen. Da fuhr auch er zu Dorte auf den Busch zu, nun ebenfalls in aufgewühlter Angst.
Von Hause würde man sie suchen, sie dachten wohl diesen Gedanken. Aber Kälte, Starre, Einsamkeit duckten in den Kindern die Hoffnung nieder, daß man sie finden würde. Das Ohr ist abgelegen und ganz von der Wiesenbreite abgeschnitten. Man konnte leicht an ihnen vorbeilaufen, ohne sie zu bemerken. Sie riefen daher wieder in das Dunkel ihre Not. Johannes zuerst, Dorte, zusammen und wieder allein. Der Abend blieb stumm wie ein gähnender Rachen. Nur um sie herum schlug sich das Wasser immerfort.
Sie wärmten sich aneinander, hielten sich umschlungen und waren sich nahe, daß einer des anderen Blut warm fühlte. Trotzdem kroch die Eiskälte ihrer Füße hoch und höher. Sie hielten sich Minuten, Viertelstunden, eine Stunde, die in schauerlicher Trägheit hintropfte.
Immer noch kam keine Hilfe.
Ihre Starre war tot.
„Wir müssen uns wegen", sagte endlich Johannes.
Dorte war ganz hilfloses Kind. Dem Knaben aber wuchs in diesen Stunden seine Mannheit, wie aus weichem Grunde in einer Nacht der Sproß bricht, der ein Baum werden soll.
Mit Mühe lösten sie sich aus der Steifheit. An den Dornen des Strauches hielten sie sich. Ihre Füße allein trugen sie nicht. An den Zweigen tasteten sie sich um den Strauch herum. Einmal, zweimal, immer dieselbe qualvolle Runde. Sie wagten nicht mehr stille zu stehen, aus Furcht, erstarrt zusammenzubrechen, trotzdem eine schlafende Schwere, eine süße Müdigkeit sie mit Ketten zog. Johannes zerbrach das tausendmal gesprochene Wort, daß sie kommen würden, an Dortes Qual, die leise wimmerte.
Mit beiden Händen tasteten sie sich hin. Endlich fiel dem Mädchen die mühsam gehaltene Klarheit ab. Sie blieb plötzlich stehen, schlang ihre Arme um Johannes,

Digitized by Google

drängte sich an ihn und warf Glut aus halbirren Augen. Dabei war es, als habe sie alle Gegenwart vergessen und sei mit einem Male aus ihrem Alter um Jahre hinausgewachsen.
„Du," sagte sie zitternd und mit ganz anderer Stimme, „wenn du groß bist, sollst du mein Mann sein, hörst du?"
Johannes fühlte nichts als ihre Not. Sie aber zwang sein Gesicht mit beiden Händen in ihre Blicke.
„Warum siehst du mich nicht an?" sagte sie und wurde böse, als er sich abwandte, „so bist du immer, du! Und wenn du groß bist, mußt du doch mein Mann werden. Ich will es!"
Sie suchte seine Starre aufzurütteln. Plötzlich aber ward sie wieder Kind und erwachte zu der Erkenntnis dessen, was um sie war. Eine große, nicht mehr zu haltende Müdigkeit war in ihr. Sie wollte sich setzen, ruhen, schlafen, nichts mehr sein. Johannes kämpfte um sie wie um etwas Liebes, das sich in den Tod geben will. Mit seinen erschlaffenden Kräften hielt er sie, die mit einer irren Wut um ihren Willen rang.
Er mußte sie endlich in das Dorngestrüpp sinken lassen.
Selbst aber leitete er sich die Runde weiter. Jedesmal, wenn er vorbeikam, rüttelte er die Liegende, daß sie nicht erstarre. Mit Händen, die wie Holz und zerrissen waren, tastete er sich den Weg.
Auch Johannes entsank in der toteinsamen Schauernis mehr und mehr die Klarheit seiner Sinne.
Es war still von fremden Lauten. Der Himmel oben schwieg wie die Erde unten. Nur der Fluß füllte den Abend wie ein schnaubendes Untier, das sich im Dunkel herstürzt. Über dem Wasser wallte der Nebel und stieg die Ufer hoch. Johannes, immer schon näher dem Traum als dem Wachen in seinem Wesen, ward in dieser Stunde der grauweiße Atem zu Ur und Wolf und Bär und Elen, die aus der Tiefe, die sie vor tausend Jahren begrub, aufstiegen, eins an das andere in langem Zug. Ur und Wolf und Bär, da kamen sie, hochgehörnt, scharfäugig und wildtrotzig auf ihn zu, sich schüttelnd vom Wasser, langsam auf ihn zu.
Er schrie in die unergründliche tiefe Verlorenheit.
Er schloß die Augen und stand wie der Soldat, der seine Brust dem Feinde hinhält. Er stand, bis die Eiskälte ihm übers Herz kroch. Als er die Augen öffnete, war es nichts als schwarze Finsternis, die zum Wasser heller lag.
Er leitete sich wieder seinen Weg.
Da war es ihm, als höre er die Möhne raunen — ganz nahe seinem Ohre: irgendwo am Ufer, vielleicht hier, habe sie einmal einen Toten unterm Eis gesehen . . .
Das weiße Gesicht zu ihr gewandt, die großen Augen offen, die Hände gegen die Eisdecke geballt, sie zu heben —
Oh, wenn hier auch ein Toter läge! Hier unter seinen Füßen!
Der Knabe, dem Grausen ergeben, trank sich voll von dem Gedanken, daß er hinkröche über seinen Leib und über sein Gesicht.
Es mochte neun Uhr sein, als der Mond plötzlich mit vollem Licht die Wolken durchstieß. Nun spiegelte sich alle Helle in dem glasklaren Eis. Johannes sah wieder, was unter ihm war. Er quälte sich in die Knie und drückte sein Gesicht zu besserem Schauen tief auf die gläserne Decke. Ja, da unten mußte er liegen! Erzählt hatte man das nicht! Da mußte er liegen! Da — hier! Schwarz war es da, und dort weiß wie ein Menschenantlitz. Das mußte er sein! Wo waren die Augen?

Digitized by Google

Er wischte den Hauch seiner Wärme von der Glätte des Eises fort, daß er sie sähe. Die Augen suchte er, die großen, . . . das mußten sie sein! Dicht unter seinen. Er fühlte ihre toten Blicke —.
Dorte sollte auch sehen. Er wollte sie wecken. Dann wollten sie über ihn beten.
„Dorte! Dorte!"
Sie wollte nicht aufstehen . . . Sie war müde und schlug vor Frost. Johannes warf sich über sie hin in die Dornen. Dann aber erhob er sich plötzlich wieder. Mochte sie schlafen! Er aber wollte beten für den Toten unterm Eis, so laut er konnte.
„Krup unner, krup unner," betete er ohne Aufhörens, wie müde er auch war, „krup unner, krup unner!"
Seine Stimme preßte es hoch und schrillend heraus. Wie wenn ein einsamer Vogel in der Verlassenheit schreit.
„Krup unner, krup unner, krup unner!"
Die endlich kamen, der Bauer Kamp, Linnewewer und die Nachbarn, hörten ihn und trieben sich zur Eile.
Stunden hatten sie schon gesucht. Über das Eis war eine Schar gegangen, das Loch zu finden, in dem sie nach ihrem Glauben versunken sein mußten. Im Boot fuhren andere den Fluß entlang, von dort Hilfe zu bringen. Sie verständigten sich von hüben zu drüben schreiend und in drängender Hast.
Die vom Wasser sollten sie ins Boot heben!
Durch die Stille schlug der Kahn. Dann stieß er knatternd an.
Brechendes Ufereis wie unter Schritten. Dann wieder lastende Stummheit. Aber da — Antwort für die Wartenden diesseits.
Sie trugen sie lebendig auf den Armen in das Boot, dessen Ruder bald stromaufwärts das Wasser schlugen.
Der Abend war wie Jahre, und letzte Kindheit Johannes und Dortes verging in ihm.

* (Fortsetzung folgt)

In der Marsch

Düster ist's in der Marsch, die schwarzen Schatten der Bäume
Spiegeln gespensterhaft in den Wassern sich wider,
Grau und trübe die Welt — und wie zerrissene Träume
Tönen ganz von ferne seltsame keuchende Lieder . . .
Sterbender Tag rinnt in die Gräben zurück,
Sterbender Tag — verlorenes Sonnenglück —

Nacht steht über der Marsch, starrt verloren und stumm in die Weite,
Droben droht der Himmel die Welt zu erschlagen.
Kauz- und Eulenschrei geben ihr dunkles Geleite,
Fern aus den Gräben der Unken trauriges Klagen . . .
Weite, die nur Nacht in den Armen hält,
Grübelt düster über den Sinn der Welt. —

Sucht wohl hier und da ein Licht die Nacht zu durchbrechen,
Die Gespenster der Weite zu überwinden,
Mächtig aber verbietet das Land sein Sprechen,
Es ist zu tief, um seinen Sinn zu ergründen.
Und der Tag, der aufs neue die Arme hebt,
Findet nur Dunkel, das er umsonst durchwebt.

Franz Sagebiel, Coblenz

Digitized by Google

Gedichte

Von Richard v. Schaukal

Wasserfall

Über Steine schäumt die weiße Welle,
sprüht und spritzt und wölbt sich, weilt im Wallen:
immer wieder wechselnd ist's dieselbe,
sprüht und spritzt und wölbt sich, weilt im Wallen.
Und wenn ich dir fern bin, dich vergesse,
nimmer kehre, wo du gischtend tosest,
immer wieder wirst du, Welle, schäumend
aus dem Felsenbett ins Tal dich stürzen,
ungezählte Zeiten schon so stürmend.

•

Heimkehr

Ich bin der Menschen müde geworden. Sie reden
viele Worte, die nichts besagen, und lärmen
ohne Lust und Liebe, als hätten sie niemals Kinder
lächeln sehen und spielen und stumme Hunde gestreichelt.
O ihr schweigenden Bäume und Blumen, ihr holden Gefährten,
nehmt mich in eure Mitte: auch ich, ihr Wahrhaftigen, atme!

•

Franz von Assisi

Von allen Heiligen, die das Kind schon kannte,
war keiner wie Georg, der Ritter, Leben:
ihn sah der Knabe kühn die Lanze heben,
als er den Drachen siegsgewiß berannte.

Doch dich, Franziskus, der sich selbst verbannte
aus Glück und Glanz, sich Gott dahinzugeben,
wie eine Flamme in ihn aufzuschweben,
der als Geschöpf sich zum Geschöpf bekannte;

dich Heitersten, der ohne Harm verzichtet,
dich Friedlichsten, der lächelnd überwunden,
dich Seligsten, der singend heimgefunden,
dich Liebendsten, dem alles sich bewährte,
dich Reichsten, den die Niedrigkeit verklärte,
dich hat entsagend erst der Mann gedichtet.

Digitized by Google

Die Berge der Toten

Von Wilhelm Matthießen[1]

AUF dem Friedhofe des Dorfes, in dessen Gemarkung man den toten Kabeuschen gefunden hatte, wurde er an einem herrlichen Oktobermorgen unter dem Geleit der Mönche des nahen Zisterzienserklosters zur letzten Ruhe bestattet. Die feierlichen lateinischen Beerdigungsresponsorien hallten über den Berg, auf dessen Gipfel die kleine Kirche mit dem Friedhof lag, in das Wiesental hinab und jenseits in den herbstlich lohenden Wald. Auf einmal aber, als die Priester das letzte Requiescat in pace — er ruhe in Frieden — sangen, zupfte mich jemand am Ärmel. Ich schaute mich um, meinte einen Augenblick lang Kabeuschens pfiffiges Gesicht aus einem Nebelwölkchen lächeln zu sehen, aber niemand war hinter mir zu erblicken. Mit einem seltsam dunklen, ahnungsvollen Gefühl schritt ich dann hinter den Mönchen her in die Kirche, wo nun das Totenamt gefeiert wurde. Die erhabenen Gesänge rauschten dahin; und noch weilte ich im Geiste bei den schönen Worten der Epistel: „Brüder, wir wollen euch nicht in Unwissenheit lassen über die Toten, damit ihr nicht traurig seid, wie die übrigen, welche keine Hoffnung haben", da intonierte schon die Orgel das Dies irae. Der Chor der Mönche setzte ein, der erste Vers hallte dahin: „Dies irae, dies illa" — „Tag des Zornes, Tag der Zähren".

Ich spürte einen Ruck im Herzen — war nicht die Bank hinter mir leer gewesen? Nun hörte ich dort ein paar schöne Stimmen. Aber statt des schauerlichen Dies irae hatten sie gesungen: „Hac in die gloriemur" — „Tag der Freude, Tag der Ehren".

Ich drehte mich um: in der Bank stand meine verstorbene Freundin Regiwissa, und die Herbstsonne ließ ihr blondes Haar auflohen in wilder Flamme. Neben ihr mein im Kriege gefallener Bruder und zwei meiner Freunde, die auch damals auf der Wal geblieben waren. Und endlich meine vor langen Jahren heimgegangene Freundin Ella. Mit strahlenden Blicken sahen sie alle mich an. Regiwissas Blicke aber leuchteten auf. Und wieder begann sie:

„Hac in die gloriemur!"

Sogleich verließ ich meine Bank und ging zu den Toten. Ella rückte ein wenig zur Seite, und nun stand ich zwischen ihr und Regiwissa. Ein Friede überkam mich, wie ich ihn nie gekannt. Und ich merkte kaum, wie die Totenmesse weiterging, sah nicht, wie die Dorfleute die Kirche verließen, und kam erst wieder in die Gegenwart zurück, als ich zwischen den beiden Frauen, der blonden und braunen, den Wiesenpfad hinab ins Tal wanderte und dann auf der anderen Seite den Berg hinauf in den tiefen Wald. Mein Bruder und die Freunde schritten rüstig voran. Als ich so die Sonne auf einmal wiedersah und den hallenden Wind in den Kronen der Bäume hörte, stockte unwillkürlich mein Schritt. Wohl wußte ich, daß ich über den ganzen Weg mit Regiwissa und Ella gesprochen hatte, aber nun ward es mir auf einmal so zauberhaft klar, daß von uns dreien niemand auch nur ein einziges menschliches Wort gesagt hatte. Schweigend schritten wir dahin. Und doch spannen sich Gedanken und Worte glockenklar von Herz zum Herzen. Alle Liebe sagte sich, alle Sehnsucht klagte sich, und alles Heimverlangen. Aber nun, als ich des Schweigens mir bewußt geworden, verschwammen mir die Worte der

[1] Vgl. den Aufsatz über Wilh. Matthießen im letzten Teil dieses Heftes.

Digitized by Google

lieben Frauen, lösten sich vor dem Tor meiner Seele wie in verwehenden Nebel auf. Regiwissa merkte es sogleich. Sie sah mich von der Seite mit den unergründlichen Sternen ihrer Augen lächelnd an, und diese Augen füllten sich bis in die letzten Tiefen mit einer süßen Zärtlichkeit. Aber sie sagte nichts, griff nur wie im Spiel nach einem langsam vor ihr niederwehenden Blatt. Und ich sah dieses fallende, falbende Blatt, sah um uns her den herbstlichen Wald, die Berge in jenseitig erhabener Stille. Wir drei aber standen beieinander, schweigend auf ruhigem Weg. Und in diesem Augenblick, als mich das stiefmütterchenblaue Licht von Regiwissas Augensternen umrieselte, versank mir Menschenwille und -wort, Erdenschwere und -laut. Und Regiwissa lächelte mir zu, öffnete die Hand, und langsam wehte das welke Blatt zu Boden.

Da gingen wir weiter zu dreien, unter schweigenden Reden den Berg hinauf. Immer höher kamen wir, immer gewaltiger wuchsen die Wälder um uns und immer erhabener in eine tiefe Abgeschiedenheit.

Und je mehr sich der herbstliche Tag zum Abend neigte, desto heimischer ward mir der unirdische Wald, desto leichter die Sprache der Jenseitigen. Und ich fragte Regiwissa: „Wo sind wir?" „Still," gab sie zurück, „du wirst es wissen, wenn das Zwielicht in die Wipfel der Wälder regnet."

Schneller gingen wir nun, und bald kamen wir auf die Höhe des Gebirges. Da sah ich eine mit hohem Gras bestandene Lichtung vor mir, und dahinter einen hochstämmigen Hain, durch dessen schweigende Wipfel schon das Zwielicht tropfte. Mitten in der Wiese aber stand mein Bruder und meine Freunde, wie verwehend in Dämmerung. Und sie lauschten hinüber in den atemlosen Hain. Sogleich gingen wir zu ihnen durch das tauschwere Gras, und als wir bei ihnen standen, fragte Regiwissa: „Hörtet ihr sie schon singen?" „Nein," sagte mein Bruder, „eben kam sie über die Wiese und wehte hinüber in den Wald . . , doch stille, jetzt singt sie!" Und sogleich erhob sich in dem Hain eine Frauenstimme, klar und rein, weithin tönend in herbstliche Stille. Und sie sang dieses Lied:

„Zwielicht singt in Helas Hainen,
Hela wieget ihre Kleinen
leis in Schlummer ein.

Helas dunkle Hirten weiden
um die Welt der tausend Leiden
Mond und Sterne schon.

Schlafet, Helas Kindlein, süße,
morgen springen eure Füße
wieder auf dem Zwielichtband.

Träumt von Muscheln, die ihr fandet,
träumt von Blumen, die ihr bandet
an dem stillen Totenstrom.

Eure Bettchen warm ich decke,
hört, aus schwarzer Taxushecke
rufen schon Nachtvögelein.

Zwielicht rauscht in Helas Hainen,
Hela sang nun ihre Kleinen
süß in Frieden ein."

Digitized by Google

Schweigend hatten wir dem hallenden Liede gelauscht. Aber als die Stimme über den dämmernden Hügel hin verklungen war, nahm ich Regiwissas Arm. „Wo wohnt sie?" rief ich, „führt mich zu ihr, ich muß sie sehen." „Wen?" fragte lächelnd die strahlende Tote. „Hela," flüsterte ich, „oder Aphrodite — ich weiß ja nicht, wie die Toten sie nennen." „Komm!" erwiderte Regiwissa ernst, „du sollst sie sehen . . . Aber leben wir Toten nicht mehr als ihr?" „Ja", sagte ich und schaute zum Rand des Waldes hin . . . drunten ist Herbst, und hier steht ährenschwer das Korn. „Ja," lachte Ella, „in Helas Reich findest du Sommer und Winter, Frühling und Herbst — wie es dich freut. Und dieses Feld hat sich einer gesät, den freute ährenschweres Korn. Siehst du, dort geistert er vergnügt zwischen Kornblumen und rotem Mohn.', Ich schaute hinüber und sah ihn: fern wehte er wie ein bläulicher Nebel durch die goldenen Halme.
Aber schon traten wir wieder ein in den finsteren Wald. Die Eulen wehten um die gewaltigen Stämme, und zwischen knorrigen Stubben äugte der schlaue Fuchs. „Hier beginnt ein anderes Reich", sagte Regiwissa; „siehst du ferne zwischen den Bäumen das Licht?" „Wie im Märchen das Räuberhaus!" „Ja, ich glaube, dort wohnten vor vielen hundert Jahren die Bremer Stadtmusikanten. Wir wollen darauf zugehen!" Und immer rötlicher überglomm das Licht unseren Weg. Endlich standen wir vor dem Häuschen. Und Regiwissa öffnete. Ich stand wie verzaubert auf der Schwelle; drinnen am Tische, im flimmernden Schein einer Öllampe, saß Hela. Ernst und schön strahlten ihre Augen mich an. „Siehe, mein Freund," sagte sie, „hier ist dein Reich, wenn du heimkehrst. Dein und Kabeuschens Reich". „Warum kam er noch nicht, unser Kabeuschen?" fragte Ella. „Ich weiß es nicht . . ," erwiderte Hela, „ . . . auch ich muß mit ihm sprechen. , . . wir wollen seine Seele suchen!" Ich schüttelte den Kopf. „Meine Toten, die ich heute wiederfand — wie könnte ich sie verlassen?" Die drei Frauen sahen mich lächelnd an. Und Regiwissa sagte: „Du mußt noch durch viele Nächte gehn." „Und ihr laßt mich allein auf dem Weg?" Sie senkte den Kopf. „Unsere Reise ist zu Ende!" Doch Hela erhob sich und sprach: „Von euren Herzen ein Stück, von Helas Reich ein Glück — das soll dich begleiten! . . . Kommt!" rief sie dann, „ich will ein Seelchen hinabschicken in die Welt!" Ich ging wie im Traum hinter ihr drein. Doch plötzlich war sie verschwunden. Und ich schritt wieder zwischen den beiden Frauen durch den Wald dahin. „Wo ist die Göttin?" fragte ich. „Im Hain der Mädchen werden wir sie finden", war die dunkle Antwort. Und bald kamen wir in einen süß duftenden Myrtenwald; immer tiefer gingen wir hinein, immer betäubender dufteten die Blüten. Auf einmal aber sah ich vor uns einen Schein aufstrahlen, rauschend und hell. Und sogleich trat aus dem Lichte die Göttin. Aber sie war nicht mehr die dunkle Hela. Aphrodite selbst stand vor mir in all ihrer Herrlichkeit. Und ein Mädchen führte sie an der Hand. Das ging langsam, wie schlafend, neben ihr her. „Sie starb," flüsterte Ella mir zu, „ehe ihre Seele erwachte." Und die goldenthronende Göttin legte die Hand des Mädchens in die meine. Da schaute die Tote mich an mit ängstlichen Augen. Ich sah, daß ihr Seelchen zitterte wie eine Kerzenflamme im Wind. Und sie sprach: „Laß mir des Herzens Frieden, der Seele süße Ruh", die Göttin aber erwiderte ihr: „Still, nichts ist dir geblieben — drum schweige von Ich und Du!" Und die Tote: „Ich schweige ja, und laß mich schweigen, laß meine Seele sich der Stille neigen . . ." Darauf die Göttin: „Ich will die Ruhe nicht und hasse den Traum! Ich will brennender Welten Grau'n!" Und das Mädchen: „Meiner

Digitized by Google

Seele kleine Lampe brennt in stillem Schein ... Liebe, Liebste, Liebe, laß mich glücklich sein!" Die Göttin aber legte ihren Arm um die schöne Tote und sagte: „Still, du zitternde Taube! Schweige, leide und glaube! Was soll das Glück, was soll die Ruh? Ich gebe dir den Schmerz zurück — und gib dafür dein Du!" Das Mädchen aber klagte: „Laß mir der Seele Ruh!" Und die Göttin: „Schweige von Ich und Du!"

Da sah ich, wie Regiwissa blaß wurde und wie sie die Göttin anschaute, um die Ruhe der Toten bittend. „Hela, verschone das Kind!" rief sie. Aphrodite aber schüttelte den Kopf. Und indes kleine Flämmchen aufglühten in den Augen des toten Mädchens, sagte sie: „Schon traf ich sie — der Welten Wind braust in ihren Locken." Und Regiwissa: „Nein, des Paradieses Glocken tönen süß im Seelchen ihr." Und die Göttin: „Laß sie schweigen, laß sich neigen ihre Seele mir!" Und Regiwissa rief: „Ich will es nicht, Minne, dein brausendes Licht! Im Zwielicht soll das Seelchen gehn, im stillen Haine wehn!" Strenge sprach die Göttin: „Siehe, ich sandte in deinen Hain meinen brennenden Pfeil hinein — nun blüht er süß in Myrten." Und Regiwissa: „Wehe, Seelchen, weh! Weh dir, du scheues Reh! Mitten wieder im Myrtenwald sehe ich des Todes dunkelnde Gestalt." Hoch richtete sich da die Göttin auf und sprach: „Was ist Liebe, was der Tod? Beide stehen, beide gehen unter meinem Gebot! Komm, du Süße, komm, du Schöne! Aller Welten Jubeltöne sind in mir vereint! Tod im Leben weint, Leben blüht aus seligem Tod. Heilig, Keusche, ist die Not und des Lebens Todesfest, das den Kranz dir welken läßt! Auf gib dich selbst, vergiß dein Du! Reiß aus der Seele Ruh. Und jauchzend faß zusammen, Nacht und Tagesflammen, Gott und Welt, Planet und Sonne, in heiliger Todeswonne!" So sprach sie. Und Regiwissa verhüllte ihr Haupt: „Nun traf dein Pfeil, nun fiel das Beil — es ist vollbracht!" Die Göttin aber rief, und wie in immer weitere Ferne verlor sich ihre Stimme: „Neuer Tag, nun blühe, höheres Leben glühe aus der Opfernacht!"

Ich fuhr auf. Ein Sturm rauschte um mich. Schwer senkte sich eine düstere Wolke herab. Ich — stand in der Kirche. Längst war die Totenmesse zu Ende. Einsam nur flackerte das Ewige Licht in der Finsternis. Heulend brauste der Sturm um die Fenster, und der Regen rann rauschend herab. Da — plötzlich öffnete sich leise die Kirchentür, und ein Mädchen trat ein. Ich fuhr zurück. Das war sie ja, die mir die Göttin jenseits der Welt geschenkt hatte. Sie trug noch dasselbe dünne Kleid, das sie droben angehabt, und zitternd vor Frost und Nässe kam sie herein. Die blonden Haare hingen ihr in wirren Strähnen um den Kopf. Und langsam gingen wir aufeinander zu. Zögernd und doch mit leuchtenden Blicken legten wir unsere Hände ineinander. „Nun müssen wir unser Geschick erfüllen!" sagte sie. Und sie neigte den blonden Kopf. Da hing ich ihr meinen Mantel um die Schultern, und Arm in Arm schritten wir hinaus in den Sturm.

*

Digitized by Google

Holofernes

Dramatisches Spiel in 3 Aufzügen von L. J. M. Feber
Mit einer Einführung von Dr. H. van de Mark

INGENIEUR, Politiker, Dramaturg, Essayist — dies alles ist L. J. M. Feber. Als Ingenieur war er hauptsächlich in Ostindien tätig; als Politiker trat er in den letzten vier Jahren hervor als ein bedeutendes Mitglied der holländischen Volksversammlung; als Dramaturg schrieb er in seinen reiferen Jugendjahren zwei Trauerspiele: *„Holofernes"* und *„David"*; als Essayist veröffentlichte er *„Opgaande Wegen"* (einen Band literarischer Essays), *„De Zielegang van Frederik van Eeden"*, eine tief bohrende, psychologische Skizze, und einige Bände ästhetischer Journalistik: *„In de Schaduw der Waringins"*, *„De Gordel der Aarde"* und *„De Strijd om de Stilte"*. Er ist Mitglied der Schriftleitung von *„Boekzaal"* und Mitarbeiter von „Beiaard"[1] und „Maasbode".

In einer Zeit, in der die Katholiken Hollands in ihrer quasi angeborenen Schüchternheit der literarischen Vorherrschaft der sog. „Tachtigers" blindlings huldigten und es sich als eine Ehre anrechneten, ihre Schleppenträger sein zu dürfen, hatte Feber den Mut, das leere Phrasentum, die mumienhafte Weltanschauung, die l'art-pour-l'art-Theorie, den unpersönlichen, verschwommenen Impressionismus und das Totschweigen des wirklichen Lebens in der Literatur von Kloos, van Deyßel, Verwey u. a. an den Pranger zu stellen und gebührend zu verurteilen. Dieser Scharfblick, der in Hinsicht auf seine Jugend außergewöhnlich war, hat ihn nie im Stich gelassen. In ruhigem Selbstbewußtsein hat er seinen Weg verfolgt. Er hat sich nicht umgesehen, ob seine Glaubensgenossen mit ihm gleichen Schritt halten konnten. Es ließ ihn gleichgültig, daß sie erst nach zwanzig Jahren zu demselben Endergebnis kamen wie er. Die Vergangenheit bedeutete ihm fast nichts; nur entnahm er ihr den allen holländischen Katholiken so teuren Wahlspruch: vindicamus haereditatem patrum nostrorum. An der Zukunft wollte und sollte er mitschaffen, mitarbeiten. Mitbauen wollte er an der Überbrückung von Kunst und Leben. Kind seiner Zeit, lernte er ihre verwirrende Kompliziertheit verstehen wie kein Zweiter; so war er imstande, die Jugend von heute zu würdigen und ihr Richtlinien anzuweisen für die Höhenfahrt ins Reich der Ideale. Daß wir heute in Holland eine herrliche Blütezeit katholischer Kunst erleben, haben wir Feber in mancher Hinsicht zu verdanken. Starke, gesunde Menschlichkeit ist Feber mehr wert als schöngeistige Verfeinerung. Ein „Ästhetentum" ist ihm geradezu widerlich. Er will nicht genießen, er will dienen. Auch seine Kunst muß dienen. Feber ist nun einmal ein sozial fühlender Künstler, der sich nicht zu dem gehässigen Horaz-Wort: „odi profanum vulgus et arceo" bekennen wird. Die höhere Bedeutung und die hehre Aufgabe des Künstlers, auch ein Priester zu sein, ist ihm tief ins Gewissen eingeprägt. Daher sieht er nie den schönen Schein der Dinge, sondern nur das Wesen, nicht den äußerlichen Prunk, sondern nur den innerlichen Wert. Er führt den Leser mit bis in die Tiefen seines Gegenstandes, fast hinter die Dinge. Die Jahrhunderte legen ihre dunklen Schleier ab, und die weite, ferne Zukunft leuchtet aus den Nebeln hervor. Auf der Leinwand seiner Gedanken bewegen sich ganze Kulturen und ganze Völker. Oft zaubert ein Satz, ein einzelnes Wort ein Land voll der wunderlichsten Herrlichkeiten

[1] Wie wir eben erfahren, ist diese führende Zeitschrift der holländischen Katholiken jetzt eingegangen.

Digitized by Google

hervor. Manchmal dünkt es einem: Feber hat das zweite Gesicht, das absolute Auge, das auch im Dunkeln sieht und durch die Schale in die Fruchtkammer, durch den Leib bis in die Seele schaut.
Die heilige Stille des Mysteriums übt eine mächtige Anziehungskraft auf ihn aus. Er will mit dem Geheimsinnigen in nähere Verbindung treten, um das erlösende, das all-deutende Wort zu finden. Überall sucht er hinter der äußeren Erscheinung die elementaren Fragen des Lebens zu berühren. Schlag auf Schlag empfindet der sinnende Leser, daß eine tiefe innere Erschütterung ihn ergreift, die im Saitenspiele seiner Seele ihr melancholisches Echo findet. Es genügt bei ihm nicht, bloß Ja und Amen zu sagen. Dafür gibt es zu viel Pausen und Leeren zwischen seinen Zeilen; dafür erweckt er zu viel neue Gedanken und neue Vorstellungen. Seine Bücher sind Betrachtungsbücher, an denen der Leser selbst mitschreiben darf und sogar weiterschreiben muß. Das Problem, das in seinen Reisebüchern im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht, ist das weltumfassende Verhältnis zwischen Osten und Westen, zwischen Morgen- und Abendland, zwischen Europa und Asien. Sobald Feber dieses Gebiet betritt, wird sein Schritt fester und seine Hand sicherer. Die grelle Tropensonne fängt an, seine Worte zu durchleuchten, und das Mysterium des indischen Märchenlandes schwebt zwischen den Zeilen. Keiner vor ihm hat mit solch einem innerlichen Verständnis die tiefe Problematik der indischen Seele so klar und deutlich zusammenzufassen gewußt wie er. Auch er staunt gebannt über die Höhepunkte einer Kultur, die eine geniale Mischung ist von Natur, Traum und Wirklichkeit. Bei seinem Suchen nach der stillen Kraft dieser geheimnisvollen Länder wurde er nicht in die Irre geführt, trotz des gewaltigen, fast vernichtenden Zaubers, den Asien auf ihn ausübte. Sein Seherblick konfrontierte den Osten mit dem Westen, Buddha mit Christus. Buddha lehrt die Unterdrückung der Sinnlichkeit für das Heil der Seele und betont die Selbstvernichtung als die höchste Weisheit, als die äußerste Lebenskrönung. Christus lehrt dagegen die Selbstverklärung, das endlose Fortbestehen der Seele im Schatten der Gottheit. So wandte sein Geist sich von Asien ab, um zurückzukehren zum todwunden, schmerzverzerrten Europa, wo doch noch immer die Hoffnung, die christliche Hoffnung über der Erde steht.
Febers Dramen — der geniale Anfang seiner vielseitigen und fruchtbaren Schriftstellerlaufbahn — gehören zu dem Besten, was auf diesem Gebiet in den letzten drei Jahrhunderten in Holland geleistet ist. Seine dramatische Ästhetik schließt sich eng der griechisch-klassischen Auffassung an; tief erschütternde Tragik, intensive Handlung, logischer und strenger Aufbau, aus innerlichen Motiven entstehender Konflikt, der notwendig zu einem tragischen Schluß führen muß, natürlicher, plastisch exponierender Dialog, ab und zu geschmückt mit farbiger Lyrik, die Meidung jeder Weitschweifigkeit im Plane wie in der Sprache — das sind die besonderen Vorzüge, durch die „Holofernes" und „David" sich auszeichnen. Der lange Abschnitt, den wir von Holofernes bieten, wird die tiefe Menschlichkeit seiner Kunst genügend hervorheben und Feber kennzeichnen als einen Meister der psychologischen Bühnenkunst. „Holofernes" ist ein Bühnenwerk, dessen Formen und Gestalten der Bibel entnommen wurden. In diesem biblischen Spiel fehlt aber der prophetische Sinn: Feber hat den Konflikt nicht nach biblischem Konzept, sondern allgemein menschlich dargestellt. In Febers Spiel ist nicht Judith die Hauptgestalt, vielmehr Holofernes, der assyrische Barbar, dessen Fall und Übermut uns hier gezeigt wird in der Rache Judiths, die hier nicht als ein Werkzeug in

Digitized by Google

den Händen Jehovas erscheint. Holofernes Gestalt hat etwas von Nietzsches Übermenschen (rein menschlich steht er ihm in seinem grollenden Zorn schon nahe), denn könnte der Satz: „In Unmenschlichkeit befreit sich der Held von seinem Menschentum" nicht von dem Weisen von Sils Mara geprägt sein?

*

Aus dem 1. Aufzug

Im Heerlager des Holofernes vor Bethulien. Immer noch trotzt das jüdische Volk der Macht des Assyrers. Bange Ahnung kommenden Unheils liegt über der Scene; alle Mahnungen und Warnungen aber reizen nur noch mehr des Feldherrn verblendeten Mut:

Holofernes: In unmenschlichen Taten trennt der rechte Held sich vom Menschen. Diesen Kampf begehr' ich, es verlangt mich, den Streit um alle Macht der Welt mit einem Gotte auszufechten. Was ist der Streit mit Völkern, die wie schwankende Rohre sind. Streit und Züchtigung und Astartes Schwelgerei, die sind jedem Krieger Fest und Lust. Ich rufe einen Gott zum Kampfe, der meiner würdig ist. Bereitet die Truppen zum Sturme. (Zu einem Diener gewendet:) Rufe Sargon! Ich will von ihm vernehmen, was ich tief begehre.

*

(Sargon [ein Priester Baals] tritt ein und bleibt Holofernes gegenüber in der Mitte des Kriegsrates stehen.)

Sargon: Der Feldherr ließ mich aus dem Heiligtum rufen.

Holofernes: Nun ist für mich die wichtige Stunde da. Sag', was Baal dir offenbarte.

Sargon: Ihr fühlt das Entsetzliche sich nahen? Hat Baal Euch sein Geheimnis enthüllt?

Holofernes: Mir offenbarte Baal nichts, aber mein Mut und meine Lust sind bis zum äußersten gespannt. Daraus erkenne ich, daß meine große Stunde naht. Verkünde mir Baals Offenbarung.

Sargon: Laßt mich zum einsamen Heiligtum zurückkehren; fragt mich nicht!

Holofernes: Bedenke, würdiger Priester Baals, daß du Baals und Assurs Diener bist.

Sargon: Die Offenbarungen sind heilig, und am besten verschweigt man sie. Doch dieser Schrecken ist nicht zu ertragen. Ich kann es nicht. Etwas Entsetzliches steht uns bevor.

Holofernes: Hurra! Das Gräßliche tut mir wohl, darin lebe ich. Wo ihre Herzen schmerzlich zucken, da ist mein Fest. Sprich!

Sargon: Entweder droht Euch furchtbares Unheil, oder Ihr erringt höchste Glorie. Einen Helden sah ich, an Gestalt Ghilgames gleich, der siegend und vertilgend über die ganze Erde zog.

Charaxes (Feldherr): Heil dem Feldherrn!

Sargon: Um Baals willen, jubele nicht! Über menschliche Macht hinaus ging sein Verlangen, und ein Volk, erhaben über alle Völker, zitterte und erbleichte vor seinem Blick.

Holofernes: Denk' an Ecbatanis zurück, wie er mit Assurs Hilfe siegte.

Sargon: Da wurde der Himmel still, als Baals Stimme verstummte. Aus dem erhabenen Volke trat dem Helden ein Seher entgegen, den er nicht beachtete.

Charaxes: Susas wahnsinnige Sonnenpriester.

Holofernes: Ich erkenne mich selbst. Der wahre Held achtet nichts, ohne Rücksicht fährt er fort in unumschränkter Macht, alles vertilgend.

Sargon: Schweige, wage es nicht, Baal zu widersprechen! Ein letztes Bild erschien vor meinen Seherblicken, ein Reigen von Frauen, dem Helden zur Lust.

Digitized by Google

Charaxes: Denkt zurück an den Tanz im Heiligtume des Sonnengottes Arphaxads.
Sargon: Um Baals willen, laßt mich gehen und das drohende Unheil verschweigen.
Holofernes: Bei Baal, sprich! Der Held erkennt sich selbst in deinem Schauen. Ich gebiete dir, sprich!
Sargon: Kein Gebot zwingt den Priester Baals, aber das schwere Geheimnis, das ich allein nicht zu tragen vermag. Aus dem Reigen der Frauen trat eine hervor, einer Göttin gleich, schön wie Astarte.
Holofernes: Der Held begehrte die Göttin.
Sargon: Der Held wuchs an Kraft und ging zu jener schönen Frau, die Astarte glich. Es war, als ob der Himmel vor Schrecken verstummte. Dann hüllte ein Schleier das schreckliche Geheimnis der Zukunft ein . . .

*

Noch ein anderer Mahner tritt auf: der Herold Achior. Was er erlebte, ist die erste Erfüllung dessen, was Sargon im Geist schaute: „Wehe, wer zerschmetterte die Posaunen, daß sie mit dumpfem Klang zu Boden fielen. Wehe, Baals Stimme ist mit diesem Tage verstummt . . . Fordert keine euch unbekannte Macht heraus! . ." Aus dem jüdischen Volk trat dem Herold ein Greis entgegen, der prophetisch in schaurigen Gesichten Assurs Untergang sah. „Nein, Assurs ruhmreichen Sieg", wie Holofernes entgegnet. „Du fürchtest das Geheimnis," ruft er Sargon zu, „du fürchtest, was du nicht erraten kannst. Das Unbekannte, das Gewaltige ist mir willkommen. Hierauf rechne ich. Das ist der Kampf, der allein meiner würdig ist."

Aus dem 2. Aufzug

In Bethulien. Die Not ist aufs höchste gestiegen, die Brunnen sind vergiftet. Josea ist zum äußersten Kampfe entschlossen; das Volk will Unterwerfung. Achior, der assyrische Herold, ist zu den Juden gekommen. „Scheinbar ein Verworfener! Er ist vielleicht wahnsinnig geworden vor Schmerz. Er ruft verzweifelt zu Baal um Hilfe; dann wieder flucht er dem Götzen Baal." . . „Ich sehe keinen Ausweg, ich bin von Baal verflucht. Ich sehe viele Götter, oh, daß es mir vergönnt wäre, den wahren Gott zu erkennen." Höhepunkt des Aufzuges ist das Auftreten der Judith vor dem Rat der Juden. Joel, der alte Hirt, verkündete ihr den Befehl des Jehova: „Tritt hin vor den Hohen Rat und rette Israel." Durch Achior hört sie nun von des Holofernes übermenschlicher Macht und Stärke.

Judith: Ist es so gut, Jehova? War es deine Stimme, die ich hörte? Woher kommt mir dieses sichere, selbstbewußte Empfinden, das mich zu einer Tat zwingt, die zu der weiblichen Zartheit nicht paßt? Wer zeigte mir, wie in einer Vision, die mächtige Waffe? War dies eine Offenbarung, oder aber ist es eine Versuchung?
Volk: Höret doch, wie verächtlich sie in ihrem Hochmut uns behandelt.
Elobachim (Priester): Durchkreuzt nicht Jehovas Wege.
Judith: Dein Wille durchzuckt wie ein Blitz meine Seele. Jehova, ich flehe zu dir, nimm deinen fesselnden Bann von mir! Es geht über meine Kraft. Oh, erbarme dich meiner, denn dein Wille treibt mich unwiderstehlich — (Zu Achior:) Du sagtest, er sei ein Held, der weder wankt noch schwankt, ein Mann mit festem entschiedenem Willen. (Nach einer kurzen Pause, wie zu sich selbst redend:) Jehova, ich kann nicht, dies kann unmöglich dein heiliger Wille sein.
Achior: Nie sah ich ihn knien; nur einmal, und zwar für eine kurze Stunde im Dienste der schönen Astarte.
Judith: In Astartes Dienst! Befreie mich von deinem Willen, Jehova! Ich bin nur eine schwache Frau, mein Herz krampft sich zusammen vor Scham und Angst.
Elobachim: Bedenke es wohl, du stehst allein! Sei stark! Jehovas Befehl übersteigt nicht deine Kraft.
Judith: Ich kann nicht, er, ein Held, ein übermenschlicher Held — ich kann nicht, ich bin zu schwach dazu.
Elobachim: Es ist eine Versuchung, die dein Selbstvertrauen wanken macht.

Digitized by Google

Judith: Meine Kraft versagt in dem Gedanken an die blinkende Waffe. Und diese Waffe soll ich führen gegen diesen Helden? Hohepriester, ich bringe es nicht fertig, ich unterliege!
Elobachim: Jehova gibt mir die Gnade, deine Seele zu durchschauen. Schrecke nicht zurück; sieh in dein Inneres, und du wirst dich stark fühlen.
Judith: In schauerlichen Bildern sehe ich den Kampf zwischen Israel und Assyrien. Diesen Anblick ertrage ich nicht länger; Jehova, berufe eine andere!
Elobachim: Jehova kennt seine Auserwählten. Geh, seinen Willen zu erfüllen.
Judith: Es wäre zu schrecklich, entsetzlich, großartig. Jehova, nimm meinen Hochmut hinweg, berufe eine andere, die dieser Aufgabe würdiger wäre als ich.
Elobachim: Das ist der Stolz, berufen zu sein zu etwas außerordentlich Großem. Erfülle den Willen des Allerhöchsten.
Judith: Es war eine große Wohltat, die traute, süße Einsamkeit, die Einsamkeit mit Ihm, ganz allein mit Ihm, oh, könnte ich sie noch einmal durchkosten. O Jehova, du forderst ein zu großes Lösegeld! Gib mir Kraft, bleibe bei mir in der entsetzlichen Stunde, die immer näher rückt. (Zu Elobachim:) Ich zittere in Gedanken an meine so furchtbare Tat; zaghaft folge ich dem Willen Jehovas. Aber es muß sein — sorge, daß ich unbehindert in das Feldlager des Holofernes komme.
Josea (Führer der Juden): Nein, niemals!
Volk: Sie sucht den Feldherrn, sie ist schön! Sie will für sich aus unserem Unglück Nutzen ziehen.
Andere: Sie ist mächtig! Seht nur, sie erbebt nicht vor eurem Hohne!
Achior (zu Judith): Frau, gehe lieber nicht! Er ist fürchterlich, grausam. (Wie zu sich selber:) Ist es möglich? Kann es sein Untergang werden?
Osias (König von Juda): Entweder bist du vom Irrtum befallen, oder du sündigst. Ist dies das Verhalten einer gerechten Frau, wagt eine Gerechte sich an den Feldherrn des Baal heran?
Josea: Bleibe! Ich bin eidlich verpflichtet, für die israelitischen Frauen zu sorgen.
Judith: Um Jehovas Willen, laßt mich gehen, werft mich nicht wieder zurück in den furchtbaren Seelenkampf.
Osias: Du bist ja ganz wehrlos. Ein Jude läßt doch keine wehrlose Frau zu den Heiden gehen.
Josea (zu Judith): Du bist zwar gerecht, aber was vermag eine gerechte Frau gegen diesen Gewaltigen?
Elobachim (zu Josea): Frage sie nicht weiter. Jehova hat mir ihren Plan zu erkennen gegeben, aber es ist zu furchtbar und doch zu erhaben, um von dem mißtrauenden Volke verstanden zu werden. (Zu Judith:) Frau, faß Mut und wanke nicht, folge der Stimme Jehovas.
Judith: Jehova, nimm die Versuchung hinweg von mir. (Dann, nachsinnend und schweigsam, danach sich majestätisch erhebend, zu Osias:) Du nennst mich wehrlos, spricht so ein Mann? Sieh mir ins Auge, und dann wage noch zu sagen, daß ich vor einem Heiden wehrlos sein soll.
Osias: Ja, ich bin ein Mann, und ich verstehe deinen übermütigen Stolz. Schande dir! Welche jüdische Frau sucht durch ihre entzückende Schönheit den Heiden einen Genuß zu bieten?
Elobachim: Jehova schmiedet seine Waffen nach einem Entwurf, und zu unergründlichen Zwecken sollen sie ihm dienen.

Digitized by Google

Judith (zu Osias): Dein Hohn beeinflußt mich nicht. (Wie zu sich selbst:) Ich muß — und ich gehe!
Achior (sieht wie in Verzückung zu Judith hin): Frau, gehe nicht!
Judith (wie entstellt vor dem bewundernden Blicke Achiors): Auch dieses noch! Oh, ein schreckliches Vorgefühl vom Schlimmsten überfällt mich: allein mit dem Helden. (Zu Achior:) Sieh mich nicht an.
Achior: Frau, gehe nicht! Er tötet alles, was in seine Nähe kommt, die Starken bricht er wie ein Rohr.
Judith: Die Tat, ja, die Tat — und — dann den Tod, so soll es sein.
Achior: O Blume von entzückender Schönheit, schütze deine Blüte vor seiner heißen Glut. Er knickte, brach und tötete alles, was er besaß.
Judith: Den Tod, ja, hernach den Tod. Oh, das Leben wird mir unerträglich sein. Der Tod wäre mir Erlösung. Ich gehe.
Achior: O Baal! Eine einzige Stunde war es mir vergönnt, anzuschauen deine erhabene Pracht.
Judith (gebieterisch): Sage nicht noch mehr! (Sich überwindend, schlägt Achior die Augen nieder und schweigt.) Ich gehe!

*

Achior: Das Verhängnis naht. Die göttliche Frau erhob sich. Der Feldherr wird sie begehren in seiner wilden Lust, und dann, dann fällt der Zukunft dunkler Schleier, wohinter das furchtbare Etwas verborgen liegt.

(Fortsetzung folgt)

Die Lektüre des Gebildeten

Ein Vortrag von Dr. Hermann Hefele

Es gibt drei verschiedene Arten des Lesens: Man liest um eines praktischen Zweckes willen; man liest um des Vergnügens und der Unterhaltung willen; und man liest um der Bildung willen. Jede dieser Arten des Lesens ist in sich berechtigt, und jede wird zu ihrer Zeit von uns allen geübt.
Um eines praktischen Zweckes willen liest man z. B. Tag für Tag in der Zeitung, um politische, wirtschaftliche, geschäftliche Dinge zu erfahren, deren Kenntnis uns von Wichtigkeit sein mag. Um eines praktischen Zweckes willen liest vor allem der Gelehrte. Für ihn ist das Buch Quelle konkreten Wissens, Gegenstand und Werkzeug der Forschung, Mittel und Resultat wissenschaftlicher Arbeit. Sei es nun der Naturwissenschaftler oder der Mediziner, der Jurist oder Nationalökonom, der Historiker oder der Philosoph, sein methodisches Verhältnis zum Buch ist immer das gleiche: ihm und seinem wissenschaftlichen Zweck ist von Wert, daraus zu erfahren, was der andere vor ihm erforscht, erarbeitet, erdacht hat, weil es ihm um einen konkreten objektiven Gegenstand des Wissens geht, den nur gemeinsame rationale Arbeit zum Ziel wissenschaftlicher Klarheit und Geltung führt. Über diese Art das Lesens ist nun weiter nichts zu sagen. Sie hat ihren hohen und reichen Wert in sich selbst.
Die zweite Art des Lesens ist die mit dem Zweck der bloßen Unterhaltung. Neunundneunzig vom Hundert aller Lesenden lesen auf diese Weise, wahllos, zufällig, aus einem gewissermaßen tierischen Bedürfnis der Seele, zum Zeitvertreib, zur inneren Ausspannung und Erholung, zur bloßen Füllung und Befruchtung innerer

Digitized by Google

Öde und Armut. Man liest aus einem Trieb heraus, der dem Spieltrieb verwandt ist, um für Augenblicke wenigstens dem harten Druck der Wirklichkeit zu entfliehen ins Land der goldnen Phantasie, der absoluten Freiheit. Mit solcher Absicht liest man Tag für Tag in den Zeitungen die Sensationsnachrichten, liest Belletristik, Romane und Novellen und besucht das Theater. Auch über diese Art des Lesens ist weiter nichts zu sagen. Ihre Berechtigung liegt in einem Naturtrieb des menschlichen Wesens, es ist die notwendige Stoffzufuhr des primitiv Seelischen, der unerbittliche Zwang des Vakuums, der zwecklose, freie und unwillkürlich-zufällige Erfahrungstatsachen aufsaugt. Als das biologische Widerspiel der ersten, der wissenschaftlich-praktischen Art des Lesens, ist sie so notwendig wie diese, und keiner, auch der reifste und größte Geist nicht, vermag ihrer völlig zu entraten.

Und dann gibt es eine dritte Art des Lesens, worüber ich hier versuchen werde, Ihnen einige Gedanken vorzutragen: das Lesen um der Bildung willen. Es ist das eine Art der Lektüre, von der jeder instinktiv ahnt, daß sie eine höhere, ernstere, innerlichere Angelegenheit ist, als das Lesen um eines Zweckes oder das Lesen um des Vergnügens willen, eine Art des Lesens, die, wenn auch ihre innere Notwendigkeit nicht so klar zutage tritt, ihren Wert, ihre aristokratische Geltung im Leben der Menschheit doch immer zu erhalten gewußt hat. Jeder, auch der, der gar nicht weiß und versteht, was es damit für eine Bewandtnis hat, hat eine angeborene und unwiderlegliche Achtung vor dem, was Bildung heißt.

Es versteht sich aus dem Gesagten, daß diese Unterschiede im Lesen weder in den Menschen noch in den Büchern liegen können. Der strengste Wissenschaftler wird gelegentlich und aus innerstem Bedürfnis um des Vergnügens willen und um der Bildung willen lesen; und der gebildetste Mensch wird zu Zeiten und wiederum aus innerstem Bedürfnis heraus zur bloßen Unterhaltungslektüre greifen. Auch in den Büchern liegt der Unterschied noch nicht. Bücher wie Dantes „Commedia" oder Goethes „Faust" sind ebensosehr Gegenstand wissenschaftlicher Lektüre wie bildender Lektüre gewesen; und schließlich mag auch der eine oder andere solche Dinge zur bloßen Unterhaltung lesen. Und umgekehrt kann der schnödeste Kolportageroman Gegenstand wissenschaftlicher sowohl als bildender Lektüre sein. Die Gesinnung, die innere Absicht, die innere Haltung ist es, die den Unterschied ausmacht.. Die Lektüre des Gebildeten ist die Lektüre um der Bildung willen.

*

Was aber ist Bildung? Kein Wort wird soviel und so gern gebraucht, und kein Wort wird so wenig verstanden wie das Wort Bildung. Es ist zunächst leichter, zu sagen, was Bildung *nicht* ist.

Bildung ist vor allem nichts Soziales, nichts Gesellschaftliches. Nichts ist lächerlicher, als etwa von Bildungsschichten, von einer Klasse der Gebildeten zu reden. Bildung ist nie Schicht und ist nie Klasse. Sie ist Sache der Persönlichkeiten, und wo sie ein Kollektives, eine Gemeinschaft der Gebildeten ist, ist es eine Gemeinschaft um einer Sache willen, nicht Kasten- und Klassengemeinschaft. Namentlich aber ist Bildung nicht die Sache einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, etwa Sache jener Kreise, die sich gern die besseren Stände nennen. Im Gegenteil, wir werden Gelegenheit haben, zu sehen, daß heute echte Bildung häufiger in Gesellschaftsklassen anzutreffen ist, wo man sie, der Lage der äußern Dinge nach zu urteilen, weniger erwarten möchte.

Digitized by Google

Bildung hat auch nichts mit Belesenheit zu tun, mit Vielwisserei und der Fähigkeit, überall mitreden zu können. Es gibt Menschen, schöpferische Menschen vor allem — ich selber kenne solche —, deren Bildung eine ungemein hohe und reife ist, und die selber nur sehr wenig belesen sind, meist sogar eine gewisse Abneigung gegen das Lesen zeigen. Und manchmal ist es auch ein Zeichen echter Bildung, eingestehen zu können, daß man eine Sache nicht kenne, wie es umgekehrt oft einen Mangel an Bildung beweist, daß man sich unterrichtet zeigt. Der Unterrichtete ist noch lange kein Gebildeter. Und nicht die Masse der Erfahrung tut's, sondern nur die Intensität, die innere Verarbeitung. Timeo lectorem unius libri — ist ein alter Spruch; wer nur ein Buch gelesen hat, mit dem Menschen ist zu rechnen.

Bildung ist auch nichts Angeborenes, keine Eigenschaft im eigentlichen Sinn des Worts, nichts wie etwa Geschmack, Takt, Gewandtheit, Sicherheit. Solche Eigenschaften sind eine köstliche Beigabe der Bildung, deren fruchtbarste Grundlage, und immer ein Hilfsmittel von Wert. Sie sind aber bloße Anlage, bloße Natur, und Bildung ist mehr als Anlage und Natur. Bildung ist ein Gewordenes, Anerzogenes, Erworbenes; Bildung ist Kultur im eigentlichen Sinn des Wortes; sie ist Pflege, Zucht, Ausbau einer Anlage. Bildung ist nicht Zustand und ist nicht Besitz; Bildung ist Arbeit, unermüdliches Schaffen, Gestalten, Bilden.

Wir haben längst verlernt, die Worte in ihrer ureigenen Bedeutung zu nehmen, als Klangkörper der Ideen, Gedanken und Dinge. Unser verdünntes, mattes, abgeschwächtes Sprachwesen nimmt die Worte nur mehr als Formeln, als Zeichen und Bezeichnungen. Und es koste eine wirkliche Anstrengung, ein altes gutes Wort einmal in seinem alten guten Sinn zu begreifen. Bildung im eigensten Sinn des Worts ist Bildwerdung, Gestaltung, Formung. Wo Bildung ist, da ist ein Mehr als bloße Natur, ein Mehr auch als bloße Erfahrung und bloßes Wissen. Bildung ist gerundete, selbstbewußte persönliche Existenz. Was in Dingen des Sittlichen der Charakter, in Dingen des Ästhetischen und der Anschauung die Form, das ist in Dingen des Geistigen die Bildung.

Bildung ist vor allem innere Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Sicherheit und Echtheit. Der Gebildete kennt in erster Linie sich selbst, seine innerste Gestalt und damit seinen innersten formalen Willen, seine Kräfte und Fähigkeiten und damit seine innersten Möglichkeiten und Tendenzen. Von diesem seinen inneren Bestand aus setzt er sich in Beziehung zur Welt, zur Umgebung, zur Tradition, zur Kultur. Was er tut, erfährt, arbeitet, liest ohne diese Beziehung zu sich selbst und seiner ureignen Art, das hat mit Bildung nichts zu tun. Immer und überall ist Bildung Arbeit am eignen Selbst, aber Arbeit aus diesem eignen Selbst heraus und mit dem einzigen Ziel, sein von der Natur gegebenes Wesen zu entwickeln, zu entfalten, zu pflegen und zur reinen Form zu führen. Darum ist Selbstkenntnis der Anfang, der Inhalt und das Ziel jeder Bildung. Wenn in den letzten Jahren so ungezählte Deutsche Spengler gelesen haben oder Schriften über Einsteins Relativitätsprinzip, so blieben sie damit nicht nur so ungebildet wie sie immer waren, sondern sie haben sich eben damit wider die Bildung versündigt. Denn die geschichtsphilosophischen Dinge waren ihnen ebenso wie die physikalischen Gesetze Hekuba; sie haben sich selbst und andre belogen, indem sie Interesse heuchelten und von sich selbst erzwangen für Dinge, zu denen ihnen die Organe fehlen. Wo aber Unehrlichkeit ist, ist keine Bildung, nicht etwa aus moralischen Gründen — die tun hier nichts zur Sache —, sondern

Digitized by Google

aus Gründen der Methode: gebildet, das heißt geformt und gestaltet, kann nur das werden, was wirklich vorhanden ist.
Bildung ist Ausbildung, nämlich Ausbildung, Durchdringung, Schulung der vorhandenen inneren Anlagen, der vorhandenen inneren Gestaltung, des vorhandenen inneren Angesichts des geistigen Menschen. Unser alter idealistischer Humanismus Herders, Schillers, Goethes, Humboldts, der noch immer die reinste und höchste Bildungsform des deutschen Wesens ist, hat eine dreifache Bildung gefordert: die Bildung zur Individualität, zur Totalität und zur Universalität hin. Das will sagen: der Mensch soll seinen *individualen* Bestand, seinen einmaligen und konkreten geistigen Körper, sein wahres inneres Gesicht zum höchstmöglichen Ausdruck bringen, zur wahren, ihm allein angemessenen Form, ohne Eigenbrötelei, aber auch ohne verlogene Anlehnung an ihm Wesensfremdes. Und er soll diesen seinen persönlichen Bestand zur *Totalität* seines Wesens bringen; er soll alles, was an Kräften und Möglichkeiten in ihm liegt, pflegen und zur gesunden Gestalt erheben; was der Grieche Pankration nannte, das ist Bildung, der vollkommene Ausgleich der Kräfte, das Ebenmaß der geistigen Erscheinung. Und er soll endlich diesen seinen persönlichen Bestand zur *Universalität* seines Wesens bringen, das heißt, er soll die Gesamtheit des Seins mit allen Fasern der Berührung, mit allen ihm gegebenen Organen der Aufnahme sich zu eigen machen. Er soll nicht im Subjektiven, Eigenwilligen verstrickt bleiben, sondern sich selbst zum Abbild und Spiegel des reinen, vielgestaltigen Seins formen; er soll in der reinen und wahren Form seines eigenen Wesens zum objektiven Weltbild werden, zur Offenbarung seiner Anschauung.
Bildung also ist vor allem innere Bestimmtheit und Entschiedenheit, ja, sagen wir es offen, jede Bildung ist bewußte, demütige Einseitigkeit. Der Gebildete steht zu sich und seiner inneren Form; er unterwirft sich nicht dem Zufälligen des Eindrucks und sagt nicht jetzt zu dem und jetzt zu jenem sein unbedingtes Ja. Nichts ist entfernter von wahrer Bildung als eine gewisse üble Vielseitigkeit des Geschmacks und der Stellungnahme. Wer heute Goethe und morgen Strindberg, heute Mozart und morgen Brahms schluckt, als wär's ein Gesind, der ist und bleibt im Tiefsten ungebildet. Keinem ist es gegeben, Gegensätze in sich zu vereinen. Und wer solche Gegensätze gar nicht fühlt und dem einen wie dem andern gleich willig Eingang ins Heiligtum seines innersten Wertes geben will, der beweist eben damit, daß er selber ein Vakuum, ein Hohlraum, ein gestaltloses Chaos ist, etwas absolut Unbildbares. Der gebildete Mensch haßt in eben dem Maße, als er zu lieben fähig ist, und er haßt eben das, was seinem Wesen häßlich, das heißt hassenswert erscheint. Er weiß, daß er einseitig ist, und fürchtet sich nicht vor dem Vorwurf der Beschränktheit und der Intoleranz. Jede Gestalt ist einseitig, weil sie einmalig und in sich existent ist, und weil sie allein schon in dieser ihrer Existenz die fremde, andere Gestalt ausschließt und verleugnet. Wer Persönlichkeit werden will, muß auf alles verzichten, was seinem Wesen nicht gemäß ist.

*

Wenn aber Bildung soviel ist wie Formung inneren Wesens und Wertes, so wird klar, wie der gebildete oder, besser, der sich bildende Mensch — denn bis zuletzt ist Bildung ein Werden und Wachsen, kein Fertiges —, es wird klar, wie der sich bildende Mensch zur Außenwelt als dem Gegenstand seiner Erfahrung und dem Mittel seiner Bildung sich wird stellen müssen. Er wird, wann und soweit

Digitized by Google

es ihm eben um Bildung zu tun ist, alles, was er aufnimmt, mit dem Blick auf seine eigene innere Form und die Aufgabe ihrer Entfaltung in sich aufnehmen. Die Erfahrung ist ihm nicht Bildungsstoff, wie oft mißverständlich gesagt wird, sondern Bildungsmittel. Dieser Mittel und Wege der Bildung gibt es nun viele. Man erfährt Geistiges und Bildendes auf dem Weg der bildenden Kunst und der Musik, in den Tatsachen des Sittlichen und des Religiösen, in der Geselligkeit und im Spiel ebenso wie durch Lektüre. Wohl aber bleibt, nach Lage der Dinge, die Lektüre das mannigfaltigste und vertrauteste Mittel der Bildung, und es wird am Verhältnis des gebildeten Menschen zum Buch deutlicher als anderswo klar, wie er sich als Schöpfer und zugleich Gegenstand seiner Bildung zur Umwelt des Erfahrungsmöglichen zu verhalten hat. *Warum* liest der Gebildete, *was* liest er, und *auf welche Weise* liest er?

Seine Tätigkeit und seine Beschäftigung sind dem einzelnen Menschen gewiesen als Beruf und mit dem Beruf. Das Werk der Bildung aber ist kein Beruf im technischen Sinn des Wortes, es ist Aufgabe persönlichster Art. So wird auch jeder lesen, was er beruflich zu lesen hat, und dann, was er schließlich aus Bedürfnis der Unterhaltung braucht. Und damit ist für die große Mehrzahl derer, die sich gern gebildet nennen, Inhalt, Umfang und Sinn ihrer Lektüre erschöpft. Der freilich, dem es um Bildung von innen heraus zu tun ist, wird täglich doch ein halbes Stündchen zu erübrigen wissen, wo er mit sich allein und mit einem Buch zusammen ist, das zu ihm allein und seinem innersten Wert und Wesen spricht. Da ist es ihm dann nicht um bloße Stoffaufnahme zu tun, nicht um die wissenschaftliche noch um die der Unterhaltung; was er sucht, ist seine eigne innere bewußte Form, die am Gelesenen erwacht, sich aufrichtet, stärkt und entfaltet. Er sucht Bereicherung seines Wesens, Durchleuchtung und Klärung seines inneren Bestands, Kräftigung seiner strukturellen geistigen Organe. Er liest nicht nur denkend, sondern anschauend, erobernd, innerlichst begreifend. Er will Zwiesprache und Auseinandersetzung, Konfrontation seiner selbst mit der innern Form des Gelesenen. Immer ist es ihm um ein Doppeltes zu tun: ums objektive Werk und zugleich um die nicht minder objektive Existenz der eignen inneren Form. Ob er nun ablehnt oder bejaht, immer ist sein Verhältnis zum Buch das einer persönlichen Bezugnahme, eines persönlichen, aus innerer Ehrlichkeit kommenden Ja oder Nein, ein schöpferisches Verhalten also, ein aktives Tun und Bilden. Er liest, um sich selber kennenzulernen, um durchs Gegenbild, vergleichend, seine eignen geistigen Züge zu erfassen, sich selber objektiv herauszustellen. Er liest, um mit dem Druck des fremden Werkes und Wertes auf seine eigene geistige Muskulatur kräftigend und schulend einzuwirken, Schlummerndes zu wecken, Wucherndes abzuschneiden, die Gesamtheit seines Wesens im Ebenmaß seines innern Sinns zu erleben. Und er liest endlich, um der Universalität seiner Ausbildung willen, um an allen Kammern seines Wesens anzupochen, ob sich irgendwo eine Möglichkeit der Gestaltung finde, bis das Werk der persönlichen Gestalt, groß und rein und gerundet, mitten im Sonnenlicht des Wirklichen steht, plastisch, stark, gesund und im Atem einer lebendigen allseitigen Beziehung.

Damit ist auch schon angedeutet, *was* der Gebildete liest. Er liest, was ihn fördert; das kann heute dies und morgen jenes sein. Es kann jedenfalls nicht konkret, mit Buchtitel, Verlag und Jahreszahl, bezeichnet werden. Es gibt jedenfalls kein Buch, das der Gebildete, wie es so heißt, gelesen haben muß. Gewiß

Digitized by Google

gibt es ein unveräußerliches geistiges Gut, einen eisernen Bestand gleichsam, die große geistige Vergangenheit, die des eignen Volkes vor allem, in dem immer das Urbild jedes persönlichen Wesens Körper geworden ist. Aber auch hier ist nicht alles, wahllos, von gleichem Wert und gleicher Wirkung auf den einzelnen. Der Gebildete liest, was ihm not tut, sei es nach dem Gesetz der Ergänzung oder nach dem des Gegensatzes; er liest, woran er wächst, woran er seiner selbst bewußt wird und woran er sich formt und rundet. Aber gerade diese Zielsicherheit der Lektüre und ihrer Auswahl ist es, die so häufig fehlt. Am ehesten ist sie noch dort zu finden, wo große Komplexe gemeinsamer Weltanschauung lebendig sind: der religiös und konfessionell bestimmte, der klassenbewußt politisch gerichtete Mensch wird eher zur Bildung, und sei es auch nur zu einer beschränkten Bildung, finden als der, der Narr auf eigne Rechnung und Gefahr ist; denn er wird mit Auswahl und mit innerm Ziel zu lesen suchen. Wahl und Zusammenhang entscheiden in der Lektüre des Gebildeten. Der Gebildete liest nichts Zufälliges und er liest nichts Isoliertes. Seine Lektüre ist ein methodisches Fortschreiten, das Lösen einer gegebenen Aufgabe, das Auslaufen eines Zirkels. Aus dem einen wird sich das andere, das Nächste ergeben, und zwar aus der Logik seines inneren Wachstums zur Form heraus.

Aber darin liegt die große Schwierigkeit. Zunächst tritt das Buch an den Leser heran als ein Isoliertes, ein Einmaliges und Zufälliges. Und erst nach und nach wird der Leser selber die Beziehungen zu setzen haben. Immer aber wird er gut tun, sich über den Gegenstand, der ihm gemäß ist, zunächst als Ganzes zu unterrichten. Er wird etwa ein zusammenfassendes Werk über die fragliche Wissenschaft oder den fraglichen Zweig der Literatur sich zu eigen machen, und er wird — handelt es sich um Neuerscheinungen — aus klug und verständig aufgenommenen Kritiken, aus irgendeiner kritischen Fachzeitschrift etwa, über Richtung, Beziehung und Zusammenhang sich zu unterrichten suchen. Das ist nun freilich leichter gesagt als getan. Schließlich aber gibt es auch Persönlichkeiten, bei denen Rat zu holen ist. Man gewöhne sich zum Beispiel daran, eine Buchhandlung als Bildungsanstalt und nicht als bloßes Warenhaus zu betrachten, ein Buch nicht zu kaufen wie man Briefpapier oder eine Krawatte kauft, sondern als ein Ding persönlichsten Wertes und persönlichster Wirkung. Der Buchhändler hinterm Ladentisch ist heutzutag ein recht gebildeter, zum mindesten ein sehr belesener Mann. Man verkehre mit ihm wie mit seinem Arzt oder seinem Anwalt, das heißt, wie mit einem, dem man Einblick in sein Persönliches zu geben gezwungen und bereit ist. Man lasse sich raten und belehren; fürs erste wenigstens; schließlich wird man selber so weit sein, Bekömmliches vom Unverdaulichen, Wertvolles vom Schädlichen zu unterscheiden, und zwar auf den ersten Blick. Vor allem aber glaube man nie, alles gelesen haben zu müssen. Das Bessere ist des Guten Feind. Und schließlich ist nichts verloren, wenn man einen Akt Shakespeare oder ein Gedicht von Goethe liest statt irgendeines Buches von heute, das sowieso schon in aller Leute Mund ist. Auch zur Auswahl der bildenden Lektüre gehört der Mut der Einseitigkeit. Vor allem lese man ökonomisch: man lasse das Gelesene ausklingen und störe seine bildende Wirkung nicht durch ein völlig Wesensfremdes, Destruktives. Bloß um sich zu ärgern, ließt der Gebildete nie. Man habe auch den Mut, ein Buch, von dem man nichts erwartet, nicht zu Ende zu lesen. Der alte Heyse pflegte zu sagen: um zu wissen, daß der Wein schlecht ist, brauche ich nicht das ganze Faß aus-

Digitized by Google

zutrinken. Man verzichte lieber darauf, mitreden zu können, als sich den geistigen Magen unheilbar zu verderben. Und man bleibe vor sich selber ehrlich. Es fällt oft schwer, zu sagen: das versteh' ich nicht, damit kann ich nichts anfangen, das gefällt mir nicht. Aber was ist damit gewonnen, in solchen Dingen sich und andre zu belügen?

Für den Gebildeten ist die Lektüre um der Bildung willen eine ernste Angelegenheit, so ernst etwa wie der persönliche Umgang und Verkehr. Er nimmt sich zusammen, er zeigt Haltung, wenn er liest. Und wie er sich bewußt bleibt, daß auch hier schlechter Umgang gute Sitten verdirbt, so vergißt er andrerseits nicht, daß er sich seines Gegenübers wert und würdig zeigen muß. Und er sieht diesem Gegenüber ins Auge, das heißt ins Wesentliche dessen, was er will. Er liest nicht um des erzählten Inhalts willen, so etwa wie man einen Zeitungsbericht liest; er liest mit dem innern Aug' und dem innern Ohr; fragt nicht immer nach dem Was, sondern mehr nach dem Wie und dem Warum des Geschriebenen; er schlingt nicht hinunter, was ihm geboten wird, sondern arbeitet mit, sieht dem Dichter in die Werkstatt und läßt sich gläubig führen. Der Gebildete macht nicht bloß die Bekanntschaft eines Buches, sondern sucht sein Freund zu werden. Man lese ein Buch wieder und wieder. Es ist fast ein Maßstab der Bildung, wieweit man imstande ist, eine Lektüre zu wiederholen. Um ein Buch sein eigen zu nennen, muß man es zwölfmal gelesen haben. Kann man das nicht — und man wird es sehr oft nicht können —, dann ist bewiesen, daß das Buch nichts taugt, oder daß — was auch vorkommen kann — der Kopf für das Buch nicht taugt. In jedem Fall ist nichts verloren, wenn beide auseinandergehen. Man glaube auch nicht, daß die anerkannten Größen der Weltliteratur für jedermann bestimmt und für alles zu gebrauchen seien. Goethe kann für den einen ein Lebenselement sein, für den andern ein bloßer Name; womit noch gar nicht gesagt ist, wer der Gebildetere ist. Ich gestehe offen, ich habe erst vor zwei Jahren angefangen, Shakespeare zu verstehen, und lese jetzt zum erstenmal Cervantes Novellen. Ich habe z. B. von Jean Paul so gut wie nichts und von Kellers „Grünem Heinrich" ein paar Seiten gelesen. Wenn man ein Buch nur lesen kann wie eine Fibel, das heißt Wort um Wort, wenn man nicht mit ihm ringen kann bis zur Morgenröte eines neuen gesegneten Tages, dann lasse man es lieber liegen. Man verliert nur Zeit, und zwar die köstlichste aller Zeiten, jene wenigen seligen Augenblicke des Tages, da man mit sich selber Auge in Auge steht.

*

Der Sinn der Bildung ist, aufs erste gesehen, ein rein persönlicher, der allerpersönlichste, der sich denken läßt, der der eigenen inneren Kultur, das Werk an der einen geistigen Gestalt. Und doch ist er nur scheinbar und nur von einer bestimmten Seite aus gesehen ein individualistischer. Denn die gebildete Persönlichkeit als solche ist nichts Isoliertes. Bildung ist Fähigkeit zu geistiger Beziehung, und ihre letzte Absicht, die dem einzelnen nicht einmal bewußt werden muß, zielt auf Gemeinschaft. Bildung ist Kultur, und Kultur ist Einbeziehung des einzelnen ins Werk der Gesamtheit. Von zwei Seiten aus tritt der Gebildete ins große Reich der Gemeinschaft, von der persönlichen und von der sachlichen, dadurch, daß er sich bildet, und durch das, wodurch er gebildet wird.

Je gebildeter der Mensch ist, desto mehr nähert er sich dem Typ des Allgemeinmenschlichen. Und das Menschliche, so wunderbar eigen und eigenwertig es in der Persönlichkeit erscheint, ist doch ein Einziges und Gemeinsames. Schon

Digitized by Google

die Formen seiner Erscheinung sind einander verwandt; seine Idee aber ist nur eine, in die alles zielt, was Erscheinung wird. Durch die Arbeit der Bildung legt der Mensch das Eigenwillige, das Zufällige, das Chaotische ab; je gebildeter, je geformter er wird, desto offener steht er dem Allgemeinen, desto mehr wird er bereitet zum großen und reinen Zusammenklang alles menschlich Geltenden. Und das, wodurch er sich bildet, das im Buch, im menschlichen Geisteswerk Verkörperte, ist schon Gemeinschaft, weil Objekt, wenn er es zur Hand nimmt. Das Mittel der Bildung ist gebildeter Geist, Form gewordene geistige Art, ein Dauerndes, Geltendes, durch sich selbst und seinen Wert Verpflichtendes. Wer sich ein gutes Buch zum Freund gemacht hat, ist nicht mehr allein, er steht in der reinsten aller Genossenschaften, empfangend und teilnehmend, durch seine eigene gebildete Existenz weiterwirkend. Wer liest, wer um der eigenen Bildung willen liest, der tritt in den heiligen Bund des geistigen Lebens, ins innerste seines Volkes, und dankbar empfangend wirkt er am großen Bau seiner Kultur. Es ist die stille Republik geistiger Werte, woran er teilhat, das reine und einzig lebendige Reich der Gemeinschaft geistigen Wirkens und geistigen Empfangens.

Heimgang

Mit Wolken der Güte umhüllst du dein Antlitz,
Der Hauch deines Friedens wehet mich an,
Deine Nähe, o Herr, ist ein köstlicher Abend,
Meine Seele eilt, in deinen Händen zu ruhn.

An ihrem Wege blühen die Felder,
Neigen die Früchte deiner Liebe sich,
Meine Seele ist ein Jauchzen in Lüften,
Mit den Wipfeln des Waldes raunt sie dein Lob.
Es tönet voran ihr der leuchtenden Sterne
Silbernes Singen: Groß ist der Herr!
Klingend jauchzt es der Himmel wieder,
Donnernd das eherne Schreiten der Welt.

Meine Seele flattert im Sturm deiner Taten,
In Flammen des Jubels zehrt sie sich auf,
Dein, o Herr, ist sie, dein auf ewig,
Deiner Liebe glücklicher Raub!

Hans W. Becker

Digitized by Google

Dichtung und Leben

Auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

Es könnte sich die Dichtung von heute, namentlich das Theater, viel verlorengegangene Achtung wiedergewinnen, wenn Schriftsteller, Kritiker, Intendanten und vor allem die Dramatiker selber sich einträchtig bemühten, aus der Welt des Geistes, der Religion und der Ideale überhaupt unserm Volk jene Werte zuzuführen, die wahrhaft stärken, trösten und vertiefen. Was erleben wir statt dessen? *Max Hochdorf* berichtet im „*Vorwärts*" über *Arnold Bronnens* „*Geburt der Jugend*": Auf der Bühne stehen in Klumpen die Gymnasiasten und die höheren Töchter. Die Mädels sagen, daß sie bereit sind, sich zu verschenken, die Jungen rasen, da sie bereit sind zum Nehmen und Erobern. Darum ist beiden Geschlechtern die Schule unsympathisch, auch der verständige Lehrer, der mit ihnen fühlt; noch unsympathischer ist ihnen der täppische Schuldirektor und der alte Kröll, der Repräsentant der strengen Elternzucht. Also Krach, Schülerstreik, Entlarvung, Aufstand, Wutgeheul, Haßgesang, wenn der Vorhang zum letztenmal fällt. So geschieht die Geburt der Jugend." ... Über Bronnen, der in einem halben Dutzend Dramen kein anderes Schicksal zu formen weiß, wird gesagt: „Er bleibt ein Kopf ohne Moral, nur ein Kopf mit Marotten." Man kann es wirklich manchem Seelsorger, der den besten Willen hat, nicht verübeln, wenn er sich um eine derartig aller geistigen Kultur hohnsprechende moderne Bühne einfach nicht kümmert und nur vor ihr warnt, nein, man kann den Seelsorger nicht anklagen in dem Augenblick, wo selbst die Feuilletons des „Vorwärts" sich genötigt sehen, im Namen der Menschlichkeit und letzter Anständigkeit Kapuzinaden zu halten. Und die Dichter der älteren Generation? *Georg Kaiser* hat es sich zum Ziel gesetzt, die Urkräfte zu erforschen, die dem Handeln der Menschen zugrunde liegen. Für ihn scheinen diese Urkräfte nur in dem einen zusammengefaßt zu sein, dem Eros. Sein Ehrgeiz ist es, zu zeigen, daß Heldentum nichts weiter ist als verlogene und maskierte Sexualität. Bezeichnendes Beispiel dafür die *Judith*. Für die Aufopferung der Heldin von Bethulia gibt es für Georg Kaiser nur eine Erklärung, nämlich den erotischen Trieb. Wie ganz anders man Judith auffassen kann, hat uns bereits Hebbel gezeigt, bei dessen Heldin Opfersinn siegt über die noch so heißen Forderungen des Geschlechtes. Wir bringen in diesem Heft eine Darstellung, die schon durch ihren großen Erfolg auf den holländischen Bühnen beweist, wie wirksam und erhebend eine starke Anlehnung an die biblische Auffassung auch heute noch bleibt. Hier aber sinkt alles in den Sumpf. „Das ist keine Kunst mehr," so schreibt mir unser Berliner Berichterstatter, „das ist nur noch zersetzendes, zerstörendes Gift. Hier fehlt jegliches Ethos, jegliche Liebe, jegliches Verantwortungsgefühl. Ja, man kann angesichts der vielen faden und geschmacklosen Witzworte und Zoten nicht einmal mehr von Geist reden. Die Gestalten sind Karikaturen. Judith bald ein plärrendes, ungezogenes Kind, bald ein brünstiges Weibchen. Holofernes ein Hampelmann, Vielfraß, Säufer. Würde die Nacktheit der Schauspieler und die Eigenart der assyrischen Mode (großmaschige Fischnetze über dem bloßen Körper) den Augen der Zuschauer nicht ein gewisses Interesse bieten, so würden diese gähnen anstatt zu klatschen oder zu pfeifen. Der Regisseur hat die Charakterisierung dieses Jong-

Digitized by Google

leurstückes, das alles auf den Kopf stellt, wohl unbewußt am besten getroffen, wenn er das Zelt des Holofernes in Form eines himmelhochragenden, schwindelerregenden Trapezkunstwerkes aus roten Holz- und Strickleitern aufbaute." . . . Man lese hierzu einmal ein Kapitel aus Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung! Wir fordern nicht, daß ein Dichter auf das Sexuelle verzichte. Aber wir können in einer Mischung von Brunst und Gier keine künstlerische Angelegenheit erblicken. Es gibt eine Liebe, die ewiges Schicksal, Himmel und Hölle, in sich schließt. Im Geschlechtlichen glühend, hat sie doch einen geistigen Kern, der Natur des geistigen Menschen entsprechend. Was aber diese Bronnen und Georg Kaiser, diese Pubertäts- und Sexualitätsdichter, angeht, so muten sie uns zu, da Probleme zu finden, wo es am Ende Versuchungen gibt, Kampf des Höheren mit dem Niederen, aber doch keinerlei geistige Interessantheiten, sondern einfach Dinge, zu denen es nur ein einziges, höchst einfaches Verhältnis gibt, nämlich das der Überwindung und Einordnung in ein menschenwürdiges Dasein. Soll derartiges „unter Christen nicht einmal genannt werden", so können wir Sankt Paulus auch von Kunst wegen für diesen Ausspruch danken, die moderne Zeit beweist es. Nachdem man den Geist verloren, führt man den Reigen um das Fleisch. Und für Theater, die solchen Schmutz vollführen, werfen die Gemeinden hohe Summen aus! Wäre es nicht besser, dafür Wohnungen zu bauen?

*

Georg Terramare hat einen durch reichliche, bereits in viele Tagesblätter übergegangene Reklame schnell bekannt gewordenen Roman, *„Die Magd von Domremy"*, geschrieben. Bei aller Verehrung für den mir persönlich bekannten Dichter ist es mir nicht möglich, viel Gutes über die Leistung zu sagen. Dem Gange der historischen Ereignisse im allgemeinen folgend, hat Terramare, neueren Franzosen gleich, die späteren wunderbaren Taten der Heldin in der seelischen Veranlagung des Kindes schon vorbereitet, ohne indessen der Skepsis Bernard Shaws zu verfallen. Im Mittelpunkt der Entwicklung steht einmal der Kampf der fraulichen Mütterlichkeit in Johanna mit der zur Jungfräulichkeit verurteilten Bannerträgerin Frankreichs. Ferner ringen miteinander die schlichte Gläubigkeit des Wunderkindes und seiner Freunde mit dem Rationalismus und der Ränkesucht der Kinder dieser Welt. Der Kampf zwischen Jungfrau und Mutter entwickelt sich so, daß nach genau berechnetem Plan Mutterszenen und Schlachtszenen miteinander abwechseln. Es müßte tödlich langweilen, wenn nicht durch sensationelle Elemente nachgeholfen würde. So scheint mir der Aufklärungsunterricht, der mit dem prickelnd-peinlichen Hebammendienst der kleinen Heiligen verbunden wird, künstlerisch nicht gerechtfertigt. Auch die meinem Gefühl nach nicht von Sadismus freie, unsäglich widerliche Gruselgeschichte in der Folterkammer auf dem Höhepunkt der Handlung erinnert an Moritaten beim Rampenlicht. Während die Mütterlichkeit außer einigen idyllischen und naturhaft edlen Zügen doch fortgesetzt vom Parfüm einer reichlich animalischen Essenz durchweht ist, fehlt der Jungfräulichkeit jeglicher ideale Schwung. Es ist halt doch nur die Nonne, die am öden Klostergitter nach der schönen Welt hin turteltäubelt. Die holde Weiblichkeit versinkt — dem Autor vielleicht unbewußt — oft in warme Leiblichkeit, was schon in der Wahl der Worte hervortritt.
Wie frisch ist dagegen die Johanna von Bernard Shaw, wie gesund selbst die Heilige beim romantischen Schiller. Terramare spricht mehr vom Leib der Jungfrau als von ihr selber. Dabei kehrt denn das Wort schmal und bleich immer

Digitized by Google

wieder. Überhaupt ist in diesem Roman alles mögliche „schmal", weshalb der Eindruck entsteht, es seien die Gestalten weniger geschaut als vielmehr vorwiegend intellektualistisch ergriffen, wobei denn weiche Epitheta aus dem Reservoir von Hermann Bang und ähnlichen Dekadenten, bei denen sie echt sind, über die fehlende Gestaltung hinwegtäuschen müssen. Das Muttermotiv der Kriegsliteratur kehrt gelegentlich tiefsinnig wieder, wobei nur zu erinnern ist, daß wir daran bereits gewöhnt sind und es beinahe als verbraucht empfinden. Das zweite Hauptproblem wird womöglich noch unglücklicher abgewandelt. Der Gegensatz von Wunderglaube und überhaupt schlichter Gläubigkeit gegenüber Weltklugheit und unromantischer Vernünftelei spitzt sich konkret zu im Kampfe der Heiligen, des mit ihr verbundenen Volkes, der niederen Geistlichkeit und des einen oder andern Ritters gegenüber Hof und Prälatenschaft. Die beiden letzteren Begriffe decken sich bei Terramare in diesem Roman mit Schwachsinn, Lumpen, Schurken, Intriganten, Geizhälsen, Schmerbäuchen, Verrätern, Ehebrechern, wovon das Gegenteil sich dann auf der anderen Seite finden soll. Das ist fast zum Bolschewistischwerden. Insofern die offizielle Kirchlichkeit in so gut wie allen ihren höheren Vertretern gemein und unwürdig dasteht und das Gute sich nur trotz ihrer und gegen sie beim schlichten Kinde des Volkes, das der eigenen Stimme des Gewissens folgt, offenbart, ist dieser Roman nebenbei auch noch zum Protestantischwerden. Wir wehren es niemanden, auch dem katholischen Schriftsteller nicht, der Wahrheit zu dienen, auch wenn sie einmal bitter ist. Aber es verlangte sowohl die geschichtliche als auch vor allem die höhere Wahrheit der Idee, daß auch die Lichtseiten der katholischen Kirche, die in keinem noch so dunklen Jahrhundert gefehlt haben, herausgestaltet würden, und weiter, daß, wie bei Dante, wenn schon Gericht gehalten wird, dies geschieht aus einer Tiefe der Gläubigkeit und einer Höhe der Situation heraus, daß sich im Urteil nur die Größe des vorschwebenden Ideals enthüllt. Einige gut erzählte Strecken, ein paar tiefere Stellen, wie zum Beispiel auf Seite 275, eine gewisse äußerlich glatte und gewandte Routine, zwischendurch auch etliche treffende zeitkritische Bemerkungen können uns nicht verhehlen, daß wir es hier mit etwas künstlerisch Unzulänglichem zu tun haben. Möge mir der Mensch in Terramare nicht anrechnen, daß ich dem Künstler in ihm eine solche Kritik schreiben muß. Man vergleiche als Gegenstück dazu einmal das Büchlein von *Iwan Goll* über *„Germaine Berton"*, die rote Jungfrau. Mit welcher Glut zeichnet hier ein Kommunist sein Idealbild. Gewiß, auch hier fehlt Gestaltung und wird auch in der mehr skizzenhaften Art gar nicht angestrebt, aber was der Kommunist schreibt, das begeistert wirklich für den Kommunismus. Man vergleiche auch Bernard Shaw, der den Vertretern der Kirche wenigstens den Geist läßt und der sich bemüht, die innere Berechtigung ihrer noch so unzulänglich gezeichneten Welt aufzuzeigen. Und ein Katholik kommt dazu, eine katholische Heilige so darzustellen, daß es wohl alles in allem ihr persönlicher Triumph wird, keineswegs aber der viel wichtigere Triumph ihrer Religion und ihrer Kirche.

Terramare, Georg: *„Die Magd von Domremy"*. Kösel & Pustet, München. 8°. 501 S. Broschiert 6,50 Mk., Ganzleinen 8,50 Mk.
Goll, Iwan: *„Germaine Berton, die rote Jungfrau"*. Die Schmiede, Berlin o. J. 8°. 77 S.

*

Heinz Steguweit bereitet seinen Freunden mit seiner Erzählung *„Lanzelot auf dem Dorfe"* eine frohe Überraschung. Das ist nicht mehr das stellenweise trüb flackernde

Digitized by Google

Licht aus dem „Laternchen der Unschuld". Das ist auch nicht mehr die kurz geschürzte, oft nur in einer einzigen Pointe zitternde Skizze. Das ist Anlauf zu wahrer Epik, Erzählungskunst mit schon stark beruhigtem Atemzug. Johannes, der erblich belastete Sohn des Offiziers, der sich aus Verzweiflung erschießt, erwacht bei der älteren und doch noch so jugendlichecht fraulichen Tante zur Mannbarkeit, wird nicht fertig mit seinem ehrlichen, wilden, dunkelschwärmenden Temperament, läßt sich zu einem Racheakt fortreißen dem Verleumder im Kirchspiel gegenüber und kehrt schließlich aus der Haft zurück, um zu erfahren, daß die Geliebte, der er sich nun schenken will, ihm nicht gehören kann, war sie doch dem Vater mehr als eine Verwandte gewesen. Noch bieten die gehäuften Schilderungen zu viel den Charakter eines Beiwerks, das nicht organisch genug mit der Sache selbst verbunden ist und daher etwasWucherndes hat, noch ist auch, namentlich im Anfang, der stille Fluß beunruhigt durch die kürzeren Wellen, die früher den kleineren Erzählungen den Wogengang bestimmten, aber das Ganze ist stärkere Erfüllung und größere Verheißung.

Steguweit, Heinz: „*Lanzelot auf dem Dorfe*". Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 157 S. Broschiert 2 Mk., Ganzleinen 3,50 Mk.

*

Josef Winckler zeigt in seinem neuen Buch, „*Pumpernickel*", daß er zwar noch nicht daran denkt, die freche Freiheit und derbe Klotzigkeit des westfälischen Dickschädels, der sich in der Erinnerung noch an dem derben Bubenspaß des Fröscheaufblasens weidet, abzulegen. Dennoch kommt dieses neue Werk aus einem Gefühl heraus, als ob es doch mit dem Tollen-Bomberg-Ton nicht so weitergehen könne. Es ist noch allerhand von der bekannten Sorte darin, aber doch erheblich weniger, als man nach dem Maß des bisher Geleisteten im Zynischen erwarten sollte. Noch mehr, der Zynismus hat sich bereits bedeutend geklärt und richtet sich nicht mehr gegen das Göttliche überhaupt, sondern mehr gegen seine Verengung und seine Verkrampfung in „Kirche" und Frömmelei. Rein quantitativ nehmen übrigens auch diese Stellen einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Sie scheinen sogar kapitelweise nur noch wucherndes Schlingwerk, das sich vergeblich müht, den besseren Winckler aus neuer Tiefe heraufkommen zu lassen. Schon früher wurde hier darauf aufmerksam gemacht, daß der Heimatsinn in diesem Dichter mächtig sei und Hoffnungen erwecke. Tatsächlich haben wir hier einen Triumph der dichterischen Heimatkunst, die so anschaulich, echt und freundlich das Haus der Kindheit und das ländliche Leben vor uns erstehen und sich abspielen läßt, wie wir es nur selten in der Literatur finden. Von diesem Heimatsinn aus erfaßt Winckler auch das Religiöse neu. Spielt in der Beichtgeschichte auch das „Lügenjöbken" noch eine Rolle, so wird uns der Tag der ersten heiligen Kommunion mit einer solchen entzückenden Schönheit, in solcher Reinheit und andächtigen Ergriffenheit, in solch wunderbarer Verknüpfung mit dem Leben der Dorfgemeinde, die zugleich Dorfgemeinschaft ist, erzählt, daß man bedauert, dieses Stück nicht herausschneiden, in ein Bändchen, ein prachtvolles, binden und allen westfälischen Erstkommunikanten als Festgabe verehren zu können. Auch Bischof von Ketteler wird würdig behandelt, ebenso der Kulturkampf. Nur beim Verhalten Kettelers auf dem Konzil phantasiert wieder das „Lügenjöbken". Derbheiten wollen wir nicht übelnehmen, denn, selbst Westfale, lache ich gerne mit, wenn es nur nicht zynisch wird. Auch als Geistlicher denke ich gerne nach über dieses und jenes, was ein tolles Weltkind hier unverblümt

Digitized by Google

ausspricht und was immer noch besser ist als Salbaderei und Getuschel. Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust. Das wird jeder Ehrliche Winckler nachfühlen. Möchte er, statt über Annette zu spötteln, lieber etwas von ihrem Wesen in sich aufnehmen, nur immer mehr noch. Ich hoffe auf den Tag, an dem Winckler das Gold aus diesem Werke und auch aus seinen andern sammeln wird. Eine Frage des Künstlers in ihm ist das nicht, sondern eher eine des Menschen. Nur daß der eine vom andern abhängig ist, und daß auch rein äußerlich Ordnung in das bunte Vielerlei dieses höchst persönlichen Buches nur kommen kann aus der inneren Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Verfassers selber.

Winckler, Joseph: „*Pumpernickel*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 487 S. Gebunden 7,50 Mk.

*

Höre ich den Namen *Hermann Bahr*, so fällt mir immer das Lied ein: Der liebe Gott geht durch den Wald . . . Er tut es wirklich in seinen herrlichen Tagebüchern. Er freut sich an allem und sieht, daß es gut ist. Hermann Bahr hat ja auch mitgearbeitet am Gewande der Zeit uad darum ein gewisses Recht der Mitschöpferfreude an der Bildungswelt, die uns heute umgibt. Seine Stimme wurde gehört immer, wenn etwas Neues sich auch nur leise regte. Gibt es einen Schaffenden von Rang, der ihm nicht mitverpflichtet wäre, und wie vielen Kleineren hat er ein freundliches ermunterndes Wort gesagt? Nun geht er also durch den Wald und betrachtet alles Sein. Nicht kümmern ihn die kleinen Streitigkeiten der Parteien und der Völker. Hermann Bahr empfindet das wohl alles mit, steht aber darüber und waltet wie ein Himmlischer, der das Gebet des Siegers und des Besiegten über die Wolken tragen muß. Wer unser Jahrhundert verstehen will und noch vieles andere dazu, der lese Tag für Tag ein paar Seiten aus diesen Tagebüchern. Mir sind sie das Liebste, was die kritische Literatur der Gegenwart hervorgebracht hat. Was vor allem wohltut, ist die Weiträumigkeit dieses Geistes. Er hält ein großes Haus, ja, einen ganzen Häuserblock. Es ist damit fast wie mit dem Viertel einer Stadt, in dem es alles gibt: Kloster, Museum, Theater, Pavillons, Gutes und Böses, und doch wieder überragt vom Zeichen des Kreuzes. Wenn es im „Gral" irgendwo heißt, man könne Goethe auch als einen Anfang betrachten, den wir seinem Sinn gemäß weiterbilden müßten, so hat Hermann Bahr dies vollbracht. Er ist Goethe treu geblieben und bekennt sich doch zur schlichten Gläubigkeit der katholischen Kirche, nicht Barockchrist, nicht Katakombentyp, überhaupt nicht so etwas Fanatisches, wie ein Typ es darstellt, nein, ein Christ mit der im hohen Alter noch naiven Weltfreude, ein Gotteskind mit dem selbstverständlichen Anspruch des Omnia vestra . . . Es gibt keine Frage des öffentlichen Lebens, über die wir in diesen Tagebüchern nicht etwas Reifes und weise Abgewogenes finden könnten. Wir danken ihm für sein Werk. Die Jugend aber soll ehrfürchtig stehen bleiben und sich einmal die Daten betrachten und die Arbeit, die dazwischenliegt. Dem Genie ist nichts so sehr geschenkt als die Pflicht zu etwas mehr Arbeit, als andere sie leisten. Das hat Hermann Bahr verstanden. Man staunt über die Zahl der Bücher, die er bewältigt hat, und fragt: wie war es möglich. Oh, es ist vieles möglich, wenn man still zu Hause sitzt und schafft. Es ist vieles möglich, wenn man nicht jeden Tag irgendwo Karussell fährt. Und Hermann Bahr kennt auch das Geheimnis des Lesens. Er findet gleich das Wichtige. Ich bin überzeugt, daß er nach einer Viertelstunde mehr und Besseres über ein Buch sagt, als mancher Professor, der Wochen braucht, es zu

Digitized by Google

lesen. Denn er liest aus dem Fluidum der Zeit heraus. In jedem lebenswichtigen Buch ist dieser immer gleiche Ozean eines Jahrhunderts. Kennt man den Ozean, so bald auch die Welle. Das ist das ganze Geheimnis. Oft schon habe ich Hermann Bahr verteidigt, denn wer verstände im Deutschland der Professoren und Spezialisten Sein und Wollen des großen Publizisten? Wer weiß eigentlich zu unterscheiden zwischen Weisheit und Wissenschaft? Wer kennt das Geheimnis eines breiten, aus tausend Wurzeln lebenden Menschentums? Wer hat Frömmigkeit mit Welt harmonisch verbunden? In Hermann Bahr steckt mehr, als die meisten auch nur ahnen. Seine Tagebücher kommen nicht von meinem Schreibtisch. Und Abend für Abend summt es: Der liebe Gott geht durch den Wald . . .

Bahr, Hermann: „*Liebe der Lebenden*". Tagebücher 1921—1923. Franz Borgmeyer, Hildesheim. 3 Bde. 8°. 1068 S. Broschiert 14 Mk., Ganzleinen 20 Mk.

Noch haben wir im „Gral" nicht mitgeteilt, daß einige Bücher von *Josef Wittig* auf den Index gesetzt sind. Wir können uns jeden Kommentar ersparen, da unsere Leser hier völlig im Bilde waren von Anfang an. Interessant schien mir, daß Professor *Hermelink* in der „Frankfurter Zeitnng" vor kurzem eine Kritik geschrieben, die sich mit der allerersten im „Gral" sachlich deckt. Von Wert mag es noch sein, daß auch *Fr. W. Förster*, der bekannte Pädagoge, in seinem Werk über Religion und Charakterbildung Stellung nimmt zu den „*Erlösten*". Es heißt dort unter anderem: „Die zitierten Sätze Wittigs sind an sich wahr, sie sind aber höchst gefährlich, weil ihnen das Gegengewicht anderer, ebenso wahrer und ebenso notwendiger Sätze fehlt, mit denen zusammen sie erst das Ganze der christlichen Stellung zur Sünde ergeben. Und eben darum sind sie, wie die Barthschen, auch vom rein psychologisch-pädagogischen Standpunkt häretisch und sektiererisch. Es ist dem Menschen nicht heilsam, von der Reue und von dem geängstigten und zerschlagenen Herzen abgeleitet zu werden, die Reue ist mindestens ebenso ‚felix' wie die ‚culpa', das Schwernehmen der Sünde ist das wahre Bad der Wiedergeburt, das werden alle diejenigen bald merken, die nach Wittigs Rezept gesunden und nach seiner Zauberflöte über die Tragik und Qual der Schuld hinwegtanzen wollen . . ." Selbstverständlich anerkennt Fr. W. Förster auch das Gute in Wittig, rein sachlich und klar. Was auf diesen zwei Seiten über Wittig geschrieben worden, scheint mir das Beste, was überhaupt in dieser Sache bisher, die Urteile katholischer Theologen miteingeschlossen, gesagt worden ist. Wir hoffen zuversichtlich, daß sich die ganze Angelegenheit, deren Verlauf auch wir bedauern, sich doch zu einem alle befriedigenden Ende entwickele, und daß uns das Wertvolle in Wittig erhalten bleibe.

Förster, Fr. W.: „*Religion und Charakterbildung*". Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig. 464 S. Preis geb. 7,60 Mk.

*

Noch ein kurzer Hinweis vorläufig auf den Almanach „*Ähren aus der Garbe*" im *Grünewaldverlag*: „*Christi Reich im Osten*". Wer unser Russenheft gelesen, wird es begrüßen, wenn die Auseinandersetzung zwischen westlicher und östlicher Christenheit fortgesetzt wird. Daß Wladimir Solowjew als Ausgangspunkt und Grundlage genommen wird, kann man nur gutheißen. Für religiös und kulturell Interessierte bietet dieses Büchlein eine prächtige Einführung in die Hauptfragen und empfiehlt sich schon seiner gemeinverständlichen Form wegen weitesten Kreisen. Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

„*Ähren aus der Garbe 1926.*" Kleines Jahrbuch des Matthias-Grünewald-Verlages für das Jahr 1926. 8°. 279 S.

Digitized by Google

Görres' Ringen um seine Welt- und Lebensanschauung

Zu seinem 150. Geburtstage / Von Wilhelm Heßler

WIRD die Feier von Görres' 150. Geburtstag uns diesen großen Mann wieder *lebendig* erstehen lassen? Oder wird sie nur ein „Ereignis" sein, das nach kurzer Zeit von einem anderen abgelöst wird?

Man muß zugeben, daß Görres heute im Bewußtsein des katholischen Volkes nicht lebendig ist. In unseren Schulplänen war kein Platz für ihn. Aber auch die offizielle deutsche „Bildung" hat ihn entweder totgeschwiegen und so sein Andenken wenn auch nicht ausgelöscht, so doch verdunkelt, oder sie hat ihn wissenschaftlich dadurch zu „erledigen" versucht, daß sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sein Leben und Werk in ein philologisches Prokrustesbett spannte, und in dieser fürchterlichen Enge wurde aus Görres, den seine Zeitgenossen einen „Säkularmenschen" nannten, ein Mann mit einer eigentümlichen Vergangenheit, dem dazu noch manche „Bildungsmängel" anhafteten, eine widerspruchsvolle Natur, die sich schließlich den Jesuiten in die Arme warf (Heine) und ein ziemlich klangloses Ende fand. Rühmenswert schien eigentlich nur die Zeit des „Rheinischen Merkurs" zu sein. In der letzten Zeit änderte sich allmählich das Bild. Besonders auf katholischer Seite ist manches getan worden, um Görres' Andenken zu retten. Aber den damaligen Verhältnissen entsprechend, bemühte man sich entweder zu sehr um seine wissenschaftliche Ehrenrettung, oder man preßte Görres in eine andere Form, die man mit dem Schlagwort „Politischer Katholizismus" bezeichnet. Ob es heute an der Zeit ist, ob wir Abstand genug haben, den *ganzen* Görres wiedererstehen zu lassen? Jedenfalls bedarf es dazu einer mühe- und liebevollen Kleinarbeit, einer Verständigung der Fachleute, wozu die wissenschaftliche Gesamtausgabe von Görres' Werken Gelegenheit bietet, und endlich müssen noch manche Wertbegriffe abgestreift werden, deren Inhalte sich als Scheinwerte herausgestellt haben.

Es ist sehr zu bedauern, daß Görres bisher kaum von *theologischer* Seite gewürdigt wurde. Wenn er auch nicht die theologische Terminologie gebraucht und manche seiner Aussprüche sehr schillern, wo man theologische Klarheit wünschte, so steht er doch so sehr in den religiösen und philosophischen Strömungen seiner Zeit, daß es sich gerade deswegen verlohnt, seinen theologischen Anschauungen nachzugehen. Es ist ein gigantisches Ringen, wie Görres sich abmüht, seinen *Glauben* in all dem Wirrwarr seiner Zeit zu retten und zu legitimieren. Er hatte Fragestellungen, die die zeitgenössische Theologie kaum kannte. Intuitiv erfaßte er Probleme, die später der Theologie ernste Schwierigkeiten machten. Und da stand er allein, mußte von seinen Erfahrungen aus zu Lösungen schreiten, die ihn im Augenblick beruhigten, um bald um so fragwürdiger zu erscheinen. Heute ist es leicht, ihre dogmatische „Unkorrektheit" festzustellen.

Theologie und Glaube waren für Görres keine Gegensätze, wohl aber befanden sie sich in einem steten Ringen. Der Glaube mußte in Formen gefaßt werden, sollte er sich nicht verflüchtigen, aber die Formulierung durfte den lebendigen Glauben nicht töten. „Glauben und Wissen": das sind die Angelpunkte, um die sich sein Denken bewegt. Von diesem Zentralproblem her ist Görres erst ganz zu

Digitized by Google

erfassen, aus ihm erklären sich so viele „Widersprüche" in Denken und Tun. Nicht die nach außen hervortretenden Lebensäußerungen zeigen uns den ganzen Menschen; man muß durch die äußere Hülle hindurch vordringen zu den geheimen Triebkräften der Seele. Hier sollen einige Streiflichter auf dieses gewaltige Ringen geworfen werden, die das Dunkel erhellen und die Schatten zerteilen sollen, die um Görres' religiöse Entwicklung sich gelagert haben. Görres' Seelengeschichte zu schreiben wäre eine verlockende, aber auch große Aufgabe.

Görres' Jugend fällt in eine bewegte Zeit. Die Welt droht aus den Fugen zu gehen. Ein neues Lebensgefühl wird wach. Und Görres ist einer, der mit am stärksten von dieser neuen Welle ergriffen wird. Es ist seine „Jakobinerzeit". *Im Mittelpunkt seines Denkens steht der Mensch.* Auch der Sinn der Religion ist ihm Humanität, Vervollkommnung der Menschennatur. Der religiöse Unterton zieht sich schon durch sein frühestes Schrifttum. Aber Religion ist *nur das Mittel* zur höchsten Steigerung der Humanität. Die Gegenwart zeigt ihm Verwässerung, Schematisierung aller Lebensgebiete. Die alten Formen müssen gesprengt werden, sollen die verschütteten Quellen des Lebens wieder emporsprudeln. Seine Ideen kommen von der Aufklärung, aber er haßt allen Rationalismus, der das Leben nur einzwängt und tötet. Alle bestehenden Institutionen, ob Staat oder Kirche, und am meisten das Staatskirchentum, stehen für ihn im Dienste der lebensvernichtenden Mächte. *Nietzsches* Lebensgefühl war ähnlich dem seinen, aber während Nietzsches Weg im Wahnsinn endete, war Görres' Humanitätsideal das Durchgangsstadium zur Erkenntnis der Verwirklichung der wahren und ganzen Humanität in der katholischen Kirche. Es muß in großen Menschen etwas sein, das sie unaufhaltsam vorwärtstreibt. Görres' Weg ist der Weg des modernen Menschen. Sein Humanitätsideal hat ihn nie verlassen. Welche Wandlungen jedoch mußte es durchmachen, bis es sich deckte mit dem Menschheitsideal der Kirche! Aber ist nicht alles Menschenleben ein großer Umwandlungsprozeß? Und besteht der religiöse Umwandlungsprozeß nicht darin, daß der Mensch, der bei der Betrachtung aller Dinge naturhaft von seinem Ich ausgeht, schließlich *alles als von Gott gewirkt* sieht und von ihm allein die Leitung und Führung seines Lebens erwartet? Wir verstehen, warum die *Motivierung* von Görres' Ideen und Handlungen sich ändern muß je nach der Beantwortung der immer wieder gestellten Frage nach dem *Sinn der Geschichte*, daß aber Ziel und Richtung dieselben bleiben.

Schon die Frühzeugnisse weisen hin auf den Weg, den Görres gehen wird. Es gibt wenig junge Menschen, die so früh über sich selbst reflektieren wie der junge Görres, ohne dabei die seelische Gesundheit zu verlieren. Im „Rübezahl" stehen die bemerkenswerten Worte: „Der Zeitgeschichtsschreiber, der mitten unter diesen Verwandlungen, Verschiebungen und Veränderungen der Kulissen und Dekorationen (im zeitgeschichtlichen Ablauf) eine wenn auch unbedeutende Rolle spielt, schwimmt in dem Strome mit fort; in seinen Darstellungen drückt sich treu der Geist jedes Momentes ab, und seine jedesmalige Stimmung sowie die Eingeschränktheit oder Weite des Kreises seines Wissens leiht demselben ihr jedesmaliges Kolorit. Nur schwer kann er immer und zu allen Zeiten seine Arbeiten rein halten von den Schielfarben der Leidenschaft; manchmal wird er ein Ding aus einem zu niedrigen Gesichtspunkte betrachten, das, aus einem höhern angesehen, in einem ganz andern Lichte erscheinen würde, und das Resultat seiner Beurteilung daher trüglich ausfallen; in dem Unmute über die Vorgänge um ihn her wird ihm manche Äußerung entfahren, die er in der Folge bei kälterem Blute

Digitized by Google

nicht billigt. In solchen Fällen macht er Abschnitte in seiner Arbeit, deren jeden er mit dem festen Vorsatze beginnt, die Irrtümer zu vermeiden, in die er in den vorhergehenden gefallen sein könnte." („Ges. Schr.", I, 23 f.)
Gehen wir in großen Zügen der Entwicklung einiger Ideen nach, die in den Aufbau von Görres' Welt- und Lebensanschauung bestimmend eingreifen. Man muß sie durch sein ganzes Schrifttum hindurch verfolgen, sie kehren immer wieder, bald in dieser, bald in jener Gestalt und in immer neuen Zusammenhängen. Zu rastlos ist sein Geist, um einen Gedanken sofort zu Ende zu denken. Neue Fragen, aber auch neue Aufgaben drängen sich hinzu; auch sie wollen gelöst sein. Aber er schreitet fort. Alles baut er ein, was er auf seinem Lebenswege findet. Er ist keines Meisters Schüler, keiner Schule Jünger. Man kann ihn nicht festlegen auf Schulmeinungen, auf Strömungen, auf Richtungen. Er ist in der Schule der Romantiker gewesen, er sympathisierte mit ihnen, aber er ist kein „Romantiker" geworden. Die brauchbaren Elemente verwertete er. — Er ist intentional Pantheist gewesen im Banne von *Schellings* Naturphilosophie, später beeinflußt von Jakob *Böhme* und *Swedenborg*, aber er glaubt, daß *sein* „Pantheismus" ein Wesenselement des Christentums sei. „Ich dächte nicht, daß ein solcher Pantheismus verderblich wäre oder daß er dem Christentum widerspräche, ich sehe dieses vielmehr eben als seine vollendete Entwicklung an", schreibt er nach längeren Darlegungen über das Problem des Bösen an Fr. *Schlegel* am 4. August 1812 („Gral", 13. Jg., 170 f.). Letztlich wünscht er eigentlich nur eine stärkere Betonung der *Immanenz* Gottes, und zwar aus seinen mystischen Erfahrungen heraus, ohne aber den persönlichen Gott und seine Transzendenz zu leugnen. Es fehlt ihm eine festgegründete Metaphysik. Gewiß sind so seine Gedanken ursprünglicher, aber er kann schließlich nur sagen, wie er es *meint*, ohne sogleich die Fragestellung selbst einer auch für andere faßbaren Lösung entgegenzuführen. Vom Häretiker jedoch hat er nichts an sich. Er will ja nur im Dienste der Wahrheit stehen, niemals seine Meinung und Anschauung als allgemeingültig proklamieren. Allerdings, zu überzeugen versucht er, und er spricht mit einer gewaltigen Überzeugungskraft, die oft den Leser einfach in ihren Bann reißt. Wiederum ist man versucht, zu fragen: Woher diese gewaltige Triebkraft? Und wenn „Glaube und Wissen" die Angelpunkte seines Denkens sind, warum gerade dieses Problem? Die Antwort kann nur lauten: Weil alles im Menschen nach *Einheit* strebt, weil die einzelnen Denkkategorien nicht ohne jegliche Beziehungen nebeneinander herlaufen können, und weil schließlich alles Leben in *einem* Zentralpunkte gesehen werden muß, soll es nicht sinnlos erscheinen. Aber alle Menschen sehen die Zerrissenheit des Lebens nicht so scharf, wie Görres sie sah. Sein *Einheitsverlangen* ist unendlich groß, so groß, daß es auf dieser Erde gar keine Erfüllung finden kann, mag es sich erstrecken auf die Idee des allgemeinen Friedens, auf die deutsche Einheit oder die Idee der „Universalkirche", um nur einige seiner Objekte zu nennen.
Mit welchem Feuer setzt er sich ein für seine Idee in seiner Erstlingsschrift, „Der allgemeine Friede, ein Ideal" (1797). Aber das ist die Tragik aller jugendlichen „Weltverbesserei", daß dem Ideal die Wirklichkeit nicht entsprechen will. So klammert er sich mit vielen seiner Zeitgenossen an die Hoffnung vom *ewigen Fortschritt*. Die Wirklichkeit versetzt ihm einen Stoß nach dem andern. Seine freimütige Kritik an den französischen Machthabern zieht ihm immer mehr Feinde zu, seine Pariser Reise öffnet ihm die Augen über die treibenden Kräfte des Freiheitsschwindels — er steht isoliert da. Sein Humanitätsideal ist zusammen-

Digitized by Google

gebrochen, es schlägt um in Pessimismus, Verachtung der Masse. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück — und lernt. Es war keine verlorene Zeit. Als ein anderer Mensch kommt er nach Heidelberg. Jos. *Nadler* hat diese ganze Entwicklungsperiode fein und richtig charakterisiert, wenn er schreibt: „So sei denn das verwegene Wort gewagt. Was wir für politische, patriotische, literarhistorische, gelehrte Tätigkeit ausgeben, sind in Wahrheit nur Prismenerscheinungen eines *religiösen* Werdeprozesses, weltliche Funktionen eines Gottsuchers, eines Theophoros, der in immer neuen Windungen um den Berg der Läuterung ansteigt, weil er noch immer nicht die volle Last des Gottes auf seiner Schulter fühlt. Es sind nur die Außengebärden einer religiösen Innenhandlung, die ihn umtreibt durch Natur und Geist und Geschichte. Diese lodernde religiöse Energie allein vermochte auch in den weltlichsten Geschäften jene Bewegung zu erzeugen, die wir um Görres als den Beweger wirbeln sehen." („Preuß. Jahrbücher", Bd. 198, 287, Berlin 1924.)

Viele Schwierigkeiten scheinen seine *geschichtsphilosophischen* Anschauungen zu bieten, insbesondere scheinen sie in Gegensatz zu stehen zu seinen religiösen und theologischen Überzeugungen. Doch nur scheinbar. Gerade durch sein Suchen nach dem geschichtsphilosophischen Sinn des Menschheitsgeschehens kam Görres zur Kirche. Auch hier hat er seine Entwicklung durchgemacht. Nach dem Zusammenbruch seines humanitären Fortschrittsideals sieht er den *Sinn* der Menschheit darin, das verlorene Paradies, in dem schon alle Vollendung beschlossen war, wiederzufinden, Das Ideal war schon da, es ist nicht erst durch langsamen Fortschritt zu erreichen, es ist nur zu verwirklichen. Gleichzeitig wird ihm damit „die Schlichtung der Weltgegensätze aus einem moralischen Problem des Handelns ein metaphysisches Problem der Erkenntnis" (Nadler, a. a. O., 281). Von diesem Blickpunkt aus sieht er nun die geschichtlichen Ereignisse seit Anfang der Menschheitsgeschichte. Zwar schaut er intuitiv manches zusammen, was später einer Kritik nicht standhält, aber die großen Linien werden davon nicht berührt. Ein Ereignis, um das sich sein geschichtsphilosophisches Denken ganz besonders müht, ist die *Reformation*. Mag er sie auch von noch so vielen Seiten betrachten, eine *relative* Notwendigkeit ihres Entstehens muß er überall feststellen. Aber das ist kein Widerspruch gegen seine theologisch-dogmatischen Anschauungen, beide ergänzen sich vielmehr. Die Dogmatik kann und will kein Urteil abgeben über den *Sinn* eines geschichtlichen Verlaufs, sie stellt nur fest, ob und wie weit die Menschen bei dem Streben nach der Verwirklichung ihrer Ziele von der Wahrheit und von Gottes Wegen abgewichen sind, dabei im Auge behaltend, daß Gott all dieses, was wir als böse bezeichnen müssen, zum Guten lenken kann und lenkt. An diesen Kreuzungspunkt kann die Geschichtsphilosophie mit der ihr eigenen Forschungsmethode anknüpfen und den Sinn des Weltgeschehens, den Gott nicht im einzelnen geoffenbart hat, zu ergründen suchen. *Hashagen* („Probleme der Görresforschung", 477 ff., „Westdeutsche Zeitschrift", XXXII, Trier 1913) konnte nur durch Verwischung dieser Grenzen zu der Meinung kommen, Görres „entschwebe" der Kirche, sobald er mit seinen geschichtsphilosophischen Spekulationen beginne. Ebenso wenn er meint, Görres habe in ein und derselben Studie zwei entgegengesetzte Urteile über die Reformation, von denen das negative nur sein „exoterisch-romantisches Urteil" sei, während er „erst im Hinblick auf die Universalreligion seine innersten Gedanken enthülle". Görres hat bis zuletzt daran gearbeitet, diese beiden Betrachtungs-

Digitized by Google

weisen klar zu trennen und dann wieder zu verbinden. Besonders die Aufsätze im „Katholik" zeigen dieses Bemühen nach klarer theologischer Formulierung und nach Verbindung theologischer und geschichtsphilosophischer Gedankengänge. Leider sind diese Aufsätze kaum bekannt und müßten um so notwendiger erschlossen werden, als die etwas einseitige Herausstellung von Görres' politischen Gedanken ihn in einem falschen Lichte erscheinen lassen muß.

Gleichen Schritt mit seinen geschichtsphilosophischen Anschauungen hält die Entwicklung seiner Idee von der „*Universalkirche*". Auch hier die typische Entwicklung. Die noch ganz abstrakt gedachte allgemeine Kirche seiner Jugend wird immer konkreter, ein Jugendtraum unerfüllter Sehnsucht nimmt immer mehr Gestalt an. Nachdem er die ganze Wirklichkeit durcheilt hat, soweit das Menschen möglich ist, sieht er, daß für diese wirkliche Welt und Menschheit das religiöse Einheitsverlangen nur in der katholischen Kirche seine Erfüllung findet; sie ist die einzige Kirche, die alle Menschen in ihren Bereich ziehen kann, ohne ihre Sendung preiszugeben. Innerhalb der Kirche kann sich aller Kampf um die Reinerhaltung des Religiösen abspielen, der außerhalb der Kirche innerlich fruchtlos und nur zersetzend wirkt und eine Sektenbildung nach der anderen hervorbringt.

Einige Worte seien noch dem alternden Görres gewidmet. Nach der Straßburger Zeit sehen wir ihn bald wieder im Mittelpunkt des politischen Lebens in ***München***. Die Waffen werden ihm durch die Verhältnisse in die Hand gezwungen. Der universale Mann muß mehr und mehr in die konfessionelle Enge geraten. Er muß wahrmachen, was er schon im „Rheinischen Merkur" in bezug auf Polemik schrieb: „Polemik im Katholizismus ist ein Protestantismus aus dem Katholizismus heraus gegen den Mißbrauch des Protestantismus. Freilich, wer mitstreitet, darf nur den Feind im Auge haben." („Rh. Merkur" Nr. 103.) Auch das nahende Alter und der Rückblick auf so viele Mißerfolge treiben ihn in eine gewisse Resignation. Immer wieder sah er bestätigt, was er früher geschrieben, daß „die Überzeugungen der Menschen wie die Cartesianischen Wirbel miteinander und gegeneinander gehen" („Ges. Schr.", IX, 28), aber sein früherer Optimismus hat kühlerer Überlegung Platz gemacht. Seiner Sendung jedoch ist er nie untreu geworden. Immer wieder ist er in seinen „Fehler" zurückgefallen, daß er den Menschen zu viel vertraute und zu viel zutraute.

Wenn Görres' Tochter rückblickend seinen Weg mit dem Christophorusbilde umschreibt und sein Selbstbekenntnis anführt, daß ihm bei seinem Wahrheitsuchen „nie der Gedanke gekommen, daß das, was er sich ausgeklügelt, die unbedingte Wahrheit, und das Dogma irrig sei, wenn es nicht mit den Resultaten seiner Forschungen übereinstimmte", so zeigt schon die Übereinstimmung mit der oben angeführten Stelle aus seiner Jugendzeit, daß es sich nicht lediglich um ein pietätvolles Urteil handelt. Eine immanente Kritik seiner Schriften beweist, daß er tatsächlich „den Fehler in seiner Arbeit suchte; er ging die mühsamsten Studien erneuernd bis zum Punkte der Übereinstimmung zurück und fand dann auch jedesmal, wo der von ihm begangene Irrtum lag" („Ges. Schr.", I, IX). Die historische Wertung der Entwicklungsstadien eines werdenden Menschen hat auch sein subjektives Gewissen mit hineinzubeziehen und unterscheidet sich von der dogmatischen oder pädagogischen Beurteilung. Görres wäre nie zu der Universalität seines Denkens gelangt, wenn er nicht so schwer mit den Problemen gerungen hätte. Der Schmerz, das Ungenügen auf dieser Welt war für ihn ein *positives* Moment, das ihn immer wieder antrieb, das Gespenst der Selbstgenügsamkeit

Digitized by Google

zu bannen. Gewiß fielen dabei oft harte Worte, aber Görres hat genug unter dieser Aufgabe gelitten, den Menschen die Wahrheit zu sagen. Einmal schreibt er in gedrückter Stimmung an *Perthes*: „Was ich Ihnen vor einigen Jahren in meinem letzten Briefe schrieb, die Geschichte werde mich rechtfertigen, ist, wie ich glaube, so ziemlich eingetroffen. . . . Nichtsdestoweniger ist *mein Beruf* doch ein ziemlich unnützes Geschäft; wenn wir nun aber die verfluchte Wahrheit nicht wollen, wer kann sie uns aufzwingen?" (Brief vom 22. Dezember 1822, hrsg. von Schellberg, Köln, Bachem 1913, 90.) Aber dann folgt er wieder dem inneren Drängen seiner Sehernatur.

Görres' Weg ist ein rastloses Durchwandern aller Lebensgebiete. Überall sucht er ihren Sinn zu entdecken, um sich dann bald wieder vor einem neuen Fragenkomplex zu finden. Wir Heutigen können uns in dieser Universalität kaum mehr zurechtfinden, aber deswegen ist es uns auch so schwer, zu einer Einheit des Lebens zu gelangen, was gleichbedeutend ist mit der katholischen Lebensform. Görres' Einheitsverlangen hat sich durch alles Gestrüpp wissenschaftlicher Erkenntnisse und Hypothesen den Weg gebahnt. Auf dem Höhepunkte seines Lebens vereinigten sich alle Fäden, die er gesponnen, wieder in seiner Hand, und er verknüpfte sie zu einem universalen Bild der Kirche. Er konnte auf Grund eigener Erfahrungen im „Katholik" (Bd. 14, 6 ff.) im Verlauf einer Kritik des damaligen „Aftermystizismus" den Satz schreiben: „So beschließt die Kirche also auch hier in der Idee wahrhaft die Einheit aller Gegensätze."

In seiner rücksichtslosen Ehrlichkeit, vor allem gegen sich selbst, kann Görres auch unserer Zeit Führer sein. Aber auch seine Sendung dauert weiter fort. Auch unserer Zeit hat er vieles zu sagen, ja, er steht uns eigentlich viel näher als seinen Zeitgenossen, denen er weit vorauseilte. Görres, der Wahrheitsucher in unbeirrbarem Wahrheitstreben — ein Symbol im Ringen um die Einheit des Lebens im Chaos der Meinungen!

Unterwerfung

Die Stimme des Herrn rief nach mir,
Und seine Hand pochte an meiner Türe.

Wie Brausen des Winds war's in meiner Seele,
Wie Wogen der Wolken vor dem Gewitter,
Ich lief ihm entgegen mit Händen der Unterwerfung,
Mit gebogenen Knien lag ich vor ihm,
Meine Stimme war ein Flüchtling, in Ängsten entkräftet,
Meine Worte starben vor ihm nach verlorener Schlacht.

Hans W. Becker

Digitized by Google

Dichtung des In- u. Auslandes

Wilhelm Matthießen

Von Hermann Preindl, München

DER Naturalismus, Ästhetismus und Psychologismus der bürgerlichen Literatur wurde durch Romantik abgelöst. Solange diese noch programmatisch-oppositionell und revolutionär war, äußerte sie sich im sogenannten Expressionismus. Noch während diese Literaturmode den Büchermarkt und die zeitgemäßen Leser beherrschte, wuchsen Dichter heran, deren Romantik allem Forcierten und Übertriebenen fernblieb, weil sie naturhafter, wesenhafter war. Einer der begabtesten unter ihnen ist Wilhelm Matthießen.

Das Tatsächliche, vor kurzem noch in seiner Bedeutung für die Betrachtung und Beurteilung von Kunstwerken überschätzt, heute unterschätzt, sei vorausgeschickt. Ich habe es aus der „Lebensgeschichte", die der Dichter einmal an abgelegener Stelle veröffentlicht hat, und aus seinen eigenen mündlichen Angaben gewonnen.

Matthießen ist in der kleinen, im Regierungsbezirk Aachen, an der Urft, mitten zwischen hohen, bewaldeten Bergen der Eifel gelegenen Stadt Gemünd am 8. August 1891 geboren. Die Vorfahren seines Vaters kamen hoch aus dem Norden. Die Mutter stammte aus einer uralten, westfälischen Familie. Er las von früher Jugend auf viel, Märchen, die bis heute seine „Sterne blieben", deutsche Sagen und Karl May. Um Zeit dazu zu finden, schwänzte er raffiniert die Schule. Die Universität besuchte er in Bonn. Immer mehr zogen ihn seine Neigungen vom bürgerlichen Leben ab. Die Musik gewann unwiderstehliche Macht über ihn. Die Mystik verlockte ihn in ihre unergründlichen Tiefen, die Astrologie in ihre rätselhaften Höhen. Seine Studien über Parazelsus brachten ihm schließlich die Doktorwürde ein. In den letzten Jahren wohnte er meist in München, wo er eine Zeitlang auch in der Schriftleitung der Monatsschrift „Hochland" tätig war.

Seine Hauptwerke sind: „Regiwissa", 1913—18 geschrieben, 1920 bei Erich Matthes in Leipzig erschienen, „James C. W. Plum Kabeuschen oder Der große Meister", im Winter 1919 auf 1920, „Der große Pan, 2. Abenteuer des Weltdetektivs J. C. W. Plum Kabeuschen", im Frühjahr 1920, „Der verlorene Hund oder Das Mondkalb, 3. Abenteuer", im Sommer 1920, „Das Gespensterschloß", im Winter 1920 auf 1921 geschrieben, alle vier Bändchen im schon genannten Verlage 1920 bis 1922 erschienen. Der gleiche Verlag brachte 1920 „Nachrichten von Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen", die im Winter 1919 geschrieben wurden, in 200 herrlichen Luxusdrucken und „Julnächte" in einem köstlichen Faksimiledruck heraus. Im Weißen-Ritter-Verlag in Berlin wurde 1923 „Die Sündflut, letztes Abenteuer des Weltdetektivs C. W. Pl. Kabeuschen", bei Herder & Co. in Freiburg, „Das alte Haus", ein Märchenbuch für Kinder zum Vorlesen, und bei Gust. Bosse in Regensburg, der in seinem „Almanach der deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1923" auch die „Altdeutschen Minnelieder" veröffentlicht hat, „Die Königsbraut" (musikalische Märchen) gedruckt.

Matthießen ist in seinem ganzen Wesen ein so rein deutscher Dichter, wie wir unter uns heute nicht viele haben. Er ist nicht historisierend oder mit politischer Spitze, sondern naiv-volkhaft deutsch. Uralte deutsche Traditionen, die bis auf die heidnisch-germanischen Mythen zurückgehen, wirken, vermittelt durch seine deutschen Ahnen, vermittelt durch sich im Denken und in den Gebräuchen deutsch bewahrendes Volk, in dem er in enger Fühlung aufgewachsen ist, in seinem Blut, in seiner Art, Welt und Menschen zu sehen, in seiner Lebensbetätigung weiter. Es ist von symbolischer Bedeutung, wenn in „Regiwissa" erzählt wird, daß Frau Holle den Dichter Wolf Holderkautz, der das Ebenbild Matthießens ist, zur Weihnachtszeit leibhaftig mit einem „herrlichen Christstollen" besucht und einen ganzen Nachmittag mit seiner Großmutter Kaffee trinkt und Kuchen

Digitized by Google

ißt. So vertraut ist unser Dichter mit den Gestalten der deutschen Sage. In seiner Vorstellung spielen andere Mythen kaum eine Rolle. Selbst vor den Einflüssen der humanistischen Bildung und artfremder Lektüre hat er sich rein bewahrt. Die Antike, die griechische Mythologie, Italien, die Renaissancekunst haben auf ihn kaum einen ändernden Eindruck gemacht. Nichts vom Süden, von seinem Himmelsblau und Sonnengold ist in ihm. Er liebt nur den Norden und bevorzugt jene Jahreszeit, in der er am nordischsten ist. Und wesenhaft nordische Naturen sind ihm am sympathischsten. Höchst aufschlußreich ist in dieser Beziehung, was Wolf von seinem Verhältnis zu Regiwissa sagt:

„Das muß wohl alles so sein zwischen uns, dieses Herbstliche, Klagende und Entsagende. Doch bei alledem bin ich glücklich wie nie zuvor. Ich meine nämlich, daß erst dieses das rechte Glück ist. Was soll das andere, das Helle und Laute? Das überschreit alles, was Feines und Reines in der Seele ist. Bloß im Herbst kann man über sich selbst hinaussehen und hinter die Berge schauen. Sommer und Sonne ist nur diesseits. Aber im Herbst kommt uns die Seele in die Augen. Dann sehen wir im Nebel und durch den brausenden Sturm hin die tiefe, reine und wunderbare Welt, die jenseits der Berge liegt. Und wenn man Reggi so in die Augen sieht, die hinter den langen Wimpern in dunkelblauem Gedämmer leuchten, dann spürt man, daß in dieser Seele der ergreifende Herbst der Natur Mensch geworden ist, und ich glaube, deshalb muß man sie so liebhaben ..."

Deutsche Kunst neigt, soweit sie nicht naiv-theozentrisch ist, zur Romantik, d. h. zur sentimentalisch-theozentrischen Auffassung von Welt und Leben. Matthießens Dichtung wäre nicht so deutsch wie sie ist, wenn sie nicht romantisch wäre. Es müßte also dargelegt werden, daß sie aus kosmischem, theozentrischem Welt- und Lebensgefühl geborenes Erleben gestaltet. Dies könnte in einem umfangreichen, ungemein aufschlußreichen Buche geschehen, denn Matthießen ist geradezu der Typus eines deutschen Romantikers. Hier muß aber auf einen ausführlichen Beweis verzichtet werden. Eines solchen wird es ohnedies nicht bedürfen, wer diese Dichtungen kennt und Sinn für das Wesen romantischen Geistes hat. Überall spricht dieser aus ihnen, aus ihrem Ganzen so deutlich wie aus vielen, vielen einzelnen Stellen wie etwa aus der eben angeführten aus „Regiwissa". Gewachsen ist er aus der ungebrochenen, unverbildeten Veranlagung des deutschen Menschen. Geformt hat er sich schließlich zu einem ausgesprochen christlichen. Es gibt wenig deutsche Dichter, denen katholische Anschauungen und Gebräuche zu so tiefem, leidenschaftlichem Erleben geworden sind, und die dieses Erleben so stark und wahrhaftig, frei von aller Sentimentalität und allem Ästhetentum, das heute gerade gegenüber der Religion oft eine übergebührliche Rolle spielt, so tiefe Einblicke eröffnend und so beglückend ausgesprochen haben wie Matthießen. Aus allem, was schon gesagt wurde, ist verständlich, daß er eine besondere Vorliebe für die Schönheit und den Tiefsinn jener katholischen Gebräuche hat, die an altgermanische Gepflogenheiten anknüpfen.

Das theozentrische Welt- und Lebensgefühl mißtraut den Sinnen, die Eindrücke, die sie vermitteln, sind ihm daher fragwürdig. Wichtiger als das Ding selber ist ihm das, was es bedeutet. Das will sagen, der theozentrisch eingestellte Mensch ist Symbolist im weltanschaulichen Sinne. Das trifft auch für Matthießen zu. Kabeuschen, ebenfalls der Dichter selbst, diesmal im Hohlspiegel des Humors und der Groteske gesehen, schreibt im „Gespensterschloß" in sein Tagebuch:

„Es dürfte eine durchaus dankenswerte Aufgabe sein, die Welt und die Menschen von der Wirklichkeit, zu welcher auch der Mensch gehört, zu befreien. Diese Aufgabe zu lösen, habe ich, Kabeuschen, unternommen, indem ich alle obbesagten Wirklichkeiten durch eine bisher wenig bekannte Lichtquelle beleuchtete. Nun ist besagte Leuchtsubstanz mit gewissen radioaktiven Kräften begabt, welche in allen chemischen Grundstoffen und Zusammensetzungen, zu denen auch der Mensch gehört, den Atem Pans freimachen —".

Digitized by Google

Ähnlich wie diese Worte, die am Anfang des Buches stehen und einen Fingerzeig für seine ganze Auffassung geben, klingt es immer wieder aus diesen Dichtungen. So erklärt es sich, daß sie häufig vom Zauber des Symbolismus der katholischen Kirche erfüllt sind und ein seltenes Verständnis für seinen unergründlichen Tiefsinn offenbaren, und da der Zwang zur symbolischen Betrachtung der Welt den Mythus und das Märchen gebärt, so nehmen folgerichtig diese Formen als Dichtung bei Matthießen einen großen Raum ein.

„Ich will das haben, was hinter Welt und Menschen liegt, und was man so schwer fassen und erreichen kann in dem bißchen Leben, das einem gegönnt ist. Kurz also, ich will ein Märchen erleben oder tausend Märchen",

sagt Regiwissa. Solange die Welt im zeitlich Bedingten, im Sinnlichen behaftet ist, schreit sie nach Befreiung. Aber „Märchen soll die Welt erlösen", steht in „Regiwissa" zu lesen. Der Dichter, der die Welt der Dinge als Symbolist sieht und gestaltet, erlöst sie zur Wirklichkeit des Schönen — Ewigen.

„Holderkautz, der Dichter, ... setzte sich hin, schnitt sich die Feder zurecht und schrieb einen ganzen Wald von Märchen ... Als aber die Sonne aufging, siehe, da war der ganze Wald schon fertig. Und über Höhen und Täler läuteten die Pfingstglocken. Und die Lerchen stiegen eine nach der andern zum blauen Himmel und sangen:

„Komm, Heil'ger Geist, der alles schafft —".

Da tat sich die goldene Himmelstüre auf, und hernieder stieg der liebe Gott. Der ging durch alle Wälder. Und als er in den Wald des Dichters kam, da blieb er auf einmal stehen und sprach zu dem He ligen Geist: ‚Wahrhaftig, ich hätte selbst nicht gedacht, daß die Welt so schön wäre.' In dem Augenblick aber war alle Kreatur erlöst ..."

So findet hier der Gedanke von der Erlösungssehnsucht der Natur, der schon in Hymnen des Venantius Fortunatus ausgesprochen ist, eine ebenso dichterisch-bestrickende wie ahnungsreich-tiefsinnige Deutung.

Das theozentrische Welt- und Lebensgefühl, dem das Vergängliche nur ein Gleichnis des Ewigen ist, auf das der Blick als auf das Wesentliche alles Seins immer gerichtet bleibt, verschafft dem Dichter, der die Fülle und Wucht der Tragik des menschlichen Lebens zutiefst erkennt und erlebt, den Humor, weil es seine Seele ständig in einer Stimmung unbeirrbarer Freiheit, unerschütterlichen Vertrauens, sublimen Frohmuts und erhabener, triumphierender Beschwingtheit gegenüber allen Widerwärtigkeiten erhält. Matthießen gehört mit Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann, Gottfried Keller und einigen wenigen anderen zu den echten Humoristen der deutschen Dichtung. Jede Äußerung seines Humors eröffnet, aus jener wunderbaren Stimmung geboren, weite, erhebende, beglückende Einblicke in die Tiefen seiner Weltanschauung und erhebt sich so über den bloßen Scherz, Witz und Spaß, über die Niederungen der Komik, läuft nicht neben der Poesie her, sie vielleicht gar hemmend, wie in manchen deutschen Dichtungen, ist vielmehr selbst Poesie und trägt selbst noch die keckste, rücksichtsloseste Satire, von der besonders die Kabeuschenbände voll sind, über ihr eigentliches Niveau ins milde Licht dichterischer Höhen empor. Tiefsinniges und inbrünstiges, frommes und stolzes, melodisch bald wie Feierglocken, bald wie Jubelgesang klingendes Lachen erfüllt sieghaft seine Erzählungen, überwindet in „Regiwissa" den Tod, in „Kabeuschen" Bosheit und Tücke des Lebens, in der „Königsbraut" die Schranken des Endlichen.

Als wesenhafter Romantiker schließt sich Matthießen in die Reihe jener Dichter, die etwa mit Tieck beginnt und mit Mörike, unentschieden, ob sie in die bürgerliche oder in eine neue klassische Dichtung führen soll, endet. Manche Anregung hat er aus ihnen geschöpft. Er liebt ihre Schriften leidenschaftlich und hat sie

Digitized by Google

oft und oft gelesen. Grimms Märchen sind ihm besonders ans Herz gewachsen. An E. Th. A. Hoffmann muß man am öftesten bei den Kabeuschendichtungen denken. Wie oft Matthießen die Schriften Eichendorffs vom ersten bis zum letzten Band gelesen hat, hat er mir selber erzählt. Auch Ähnlichkeiten mit Brentano wird man bei der Lektüre seiner Märchen nicht selten entdecken. Aber all das ist nicht Folge von Nachahmung unserer alten Romantiker, sondern von der Tatsache, daß Matthießen selber von echt romantischem Geiste erfüllt ist. Darum wirken auch manche Einzelheiten in „Regiwissa" verblüffend verwandt mit Bildern und Zeichnungen unserer romantischen Maler, besonders Schwinds. In wie weitgehendem Maße Matthießen Expressionist im tiefsten, nicht im modischen Sinne ist, macht folgende kleine, herrliche Geschichte klar, die Wolf in „Regiwissa" erzählt:

„Ich habe einen alten Mann gekannt, der ein großer Dichter gewesen ist, wenn er auch nie eine Zeile geschrieben hat. Oft habe ich mit ihm beim Wein gesessen, und dann hat er mir erzählt von den Wundern und Märchen des tiefen Waldes. Wenn er so sprach, dann war es, als wüchsen über uns die Kronen der Buchen zusammen. Fern sprangen die Quellen von den Bergen herab, die schwarzen Tannen rauschten Chor, und man roch die Honigblüten der Heide. Dabei saßen wir vielleicht in einer qualmigen Gaststube, hundert alltägliche Stimmen schwirrten gleichgültig durcheinander, das Orchester spielte womöglich eine häßliche Musik, — und mir gegenüber saß der alte Mann mit seiner roten Nase und entwickelte einen vulkanischen Rauch aus seiner kurzen Pfeife. Doch das ist noch nichts Erstaunliches. Denke dir, Reggi, dieser Dichter war in der Großstadt erwachsen und alt geworden. Nie hatte er den Wald gesehen. Und als wir ihn einst dorthin mitgenommen hatten, da sagte er: das nennt ihr den Wald? und war bitterlich enttäuscht. Ich aber wußte es nun für mein ganzes Leben, daß wir nichts außer uns suchen dürfen, was allein in uns liegt."

Matthießen ist in erster Linie Phantasiekünstler. Seine rege, kühne Phantasie durchschreitet alle Höhen und Tiefen, die der Dichtung je zugänglich waren. In den Märchen vom „Alten Haus" verweilt sie ohne Künstelei ganz in der Vorstellungswelt der Kinder. Im „Kabeuschen" macht sie die tollsten Sprünge ins Groteske und schwingt sie sich zu bald düster-, bald leuchtenderhabenen Visionen auf. Nie wird der Dichter dabei unsicher. Die Erlebnisse seines Innern sind ihm so wirklich wie nur je die Wirklichkeit selber. Die Gestalten, Ereignisse und das Lokale seiner Dichtungen sind ihm daher über den Rahmen derselben hinaus existent, wie etwa auch Balzac oder Mörike. Er nimmt wie diese auf die Personen einer Erzählung in anderen Büchern, ja im Leben Bezug wie auf lebende oder geschichtliche Personen. Es bedeutet daher keine Vermischung von fremdartigen, sich ausschließenden Elementen, wenn er, wie dies schon E. Th. Hoffmann, besonders im „Goldenen Topf", getan hat, unvermittelt die Wirklichkeiten seiner Phantasie in die Wirklichkeiten des realen Alltags hineinstellt. Auch von hier aus erklärt sich seine Vorliebe für Märchen.

Daß ein solcher Dichter die Dichtung als Lebensform betrachtet, ist klar. Aber als echtem Romantiker ist sie ihm doch auch ästhetisches Spiel, und er will mit seinem Dichten doch auch ästhetisches Vergnügen verschaffen. Er unterzieht den schöpferischen Akt bald mit Leidenschaft und Zähigkeit, bald mit ruhiger Zärtlichkeit noch einem bildnerischen Prozeß, verstößt aber doch wieder absichtlich gegen die Vorschriften der ästhetischen Durchbildung. Ganz schließt er kalte klassische Schönheit aus. Ihre Klarheit und Harmonie erhöht sein Lebensgefühl nicht, so kann sein künstlerisches Erleben nicht in ihrem Bereich gedeihen. Verworrenheit wird nicht vermieden, weil es für unsere Begriffe allem Lebendigen innewohnt. Letzte Deutlichkeit schließt letzte Tiefe aus, in der ein Rest ist, der sich immer nur erahnen läßt. Folgerichtigkeit der Komposition wird als starr

Digitized by Google

und pedantisch abgelehnt. Die ineinanderschachtelnde Kompositionsweise von Lorenz Sterne, Jean Paul und E. Th. A. Hoffmann (in seinen „Serapionsbrüdern") wird gepflegt, also nicht etwa die künstlerische Komposition überhaupt verworfen und nur das Leben, sein Ablauf und Rhythmus als maßgebend erachtet, sondern die strenge klassische Komposition durch die freie romantische ersetzt.

Ähnlich ist es mit der Sprache Matthießens bestellt. Ihre feinsten Reize, ihre stärksten Wirkungen hätten sich nicht durch noch so angestrengte bewußte Kunst erzielen lassen: sie ist im tiefsten Grunde eine rechte Dichtersprache, Natur, schöpferisch, voll Magie und Musik. Aber sie ist doch ungemein gepflegt und gefeilt, voll literarischer Kultur. Derselbe Doppelcharakter haftet auch den Hexametern an, die Matthießen, die Tradition Goethes und Mörikes fortsetzend, ganz unphilologisch, wie aus der deutschen Sprache geboren, baut und besonders in „Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen" mit zärtlicher Liebe zu feiner Anmut durchgebildet hat. Wie aus Weltanschauung und darum im Gehalt seiner Werke ist der Dichter auch als Sprachkünstler Symbolist, ganz in dem Sinne wie die französische Schule der Symbolisten oder wie in der deutschen Dichtung etwa R. M. Rilke, aber doch ganz unabhängig von ihnen. Das Wort, wenig unmittelbar aussprechend, manches vielsagend verschweigend, gewinnt durch seinen Eigenklang und -rhythmus und durch den Klang und Rhythmus im Satzganzen weit über seinen individuellen Sinn hinaus Bedeutung, indem es Assoziationen erzeugt, die ein durch den eigentlichen Wortsinn ganz unaussprechbares Erleben vermitteln.

So wetteifert Matthießen als Dichter in vielen Beziehungen mit der Kunst, die von allen Künsten am meisten als „die Sprache des Unaussprechlichen" gelten kann, mit der Musik. Sie ist ihm „allein die Kunst, die eine, die reine, die große (Künstlein nur treiben die Maler, Baumeister, Bildner und Dichter)". Und sein höchstes Glück ist es, daß die Dichtung einen letzten Einheitsgrund mit dieser Kunst hat. Die folgenden Verse aus seiner „Lebensgeschichte" sind hier und überhaupt für das Verständnis seines Werkes von besonderer Bedeutung.

„Ich erkannte die Einheit
Und das eine Gesetz, nach welchem die Allheit der Künste
Lebt im göttlichen Licht. Was sollten tiefgründger Gedanken
Traurige Heere mir helfen? Was sollen die ernsten Probleme
Unserer wirklichen Welt? Allein im unwirklichen Traume
Über Menschen und Welt erlösen sich Welten und Menschen.
Und wie Mozarts Noten ein Gruß sind aus strahlendem Jenseits,
Also baut von der Welt aus die Menschheit sich leuchtende Brücken
In der heiligen Meister singendes, klingendes Traumland,
Wenn die Gedanken sich formen zum Mythos und die Geschicke
Selig ausklingen und münden in flimmernde Ströme der Märchen.
Also warf ich in Stücke die Krone vernünftelnden Denkens,
Wie es der König getan, von dem ich im Märchen erzählte.
Warf in Scherben der übersetzbar logischen Sprache
Sorgsam gekleistertes Schloß und ging in die finsteren Wälder;
Baut' eine Schmiede mir dort und schmiedete Märchen um Märchen:
Partituren in Worten, Akkorde, Motive und Melos.
Und ich begann zu erlösen Probleme und dunkle Gedanken
Wieder in Rhythmus und Melodie: Das ist mir der Märchen
Heimlicher Sinn: Die Seele aller geschaffenen Dinge
Singen und tönen zu lassen in dem sie bezeichnenden Worte
Und hinüber von einem zum andern die heilig verborgene
Einheit und Bindung zu weisen in klingendem Satz und Erzählen."

Digitized by Google

Gedanken zu neuen Gedichtbüchern

Von Dr. Cornelius Schröder, O. F. M.

Ü*BELACKER*[1] ein paar freundliche Worte mit auf den Weg zu geben, kostet Überwindung. Er ist doch in jeder Beziehung noch zu unreif, um ernsten Menschen empfohlen werden zu können. Der beständige Klingklang seiner kindlichen Lautmalerei wirkt auf die Dauer allzu kindisch und macht nervös. Wirklich groß geschaute Bilder, wie „Die Orgel" oder „Der Dom", wiederzugeben, fehlt noch die Kraft. Doch lassen einige schlichte und tiefe Töne für später Schöneres erhoffen, besonders dann, wenn der junge Dichter sich einmal zur Demut und Ehrfurcht dem Religiösen gegenüber durchgerungen hat.

Ein reiferes und dazu echt deutsches Buch legt *Christians*[2] vor. Seine Gedichte künden von „Weib und Kind", „Heimat und Volk", „Gott und Jugend". Eine eigene Note haben vor den anderen die Lieder auf sein Kind. Rhythmisch reich und melodiös sind aber sämtliche Verse. Von Gott ist sehr viel die Rede, jedoch nicht in dem Sinne eines persönlichen Gottes, sondern, wie der Titel schon besagt, nach der Auffassung eines verschleiernden Pantheismus.

Christians geht vom Leben aus. *Thun-Hohenstein*[3] kommt mehr vom Gedanklichen her, das er formsicher auszuarbeiten verstanden hat. Der vorherrschende Eindruck ist deshalb der einer vornehmen Ruhe und Kühle, die frisch und angenehm wirkt, aber nicht sehr tief geht.

Gedanklich ebenfalls schwer befrachtet, aber dem Erlebnis doch weit näher geblieben sind die Sonette, in denen *Zerzer*[4] Österreichs Landschaften gestaltend zu fassen sucht. Es kommt ihm an erster Stelle darauf an, das Dynamische der Landschaft, die in ihr miteinander und gegeneinander wirkenden Naturkräfte bloßzulegen. Und er tut es in prächtigen Bildern und einer kühnen Sprache. So ist ein Werk von hoher, achtungheischender Eigenart entstanden, dem man allerdings größere weltanschauliche Klarheit und Tiefe wünschen möchte.

Paulsens[5] Eigenart ist von früheren Besprechungen her bereits bekannt. In dem vorliegenden, dem dritten Band der Sammlung, „Die Meduse", spinnt er sich noch weit mehr in ein weiches, träumerisches Verhalten ein, bohrt er sich immer tiefer in die Geheimnisse der Natur, wobei er, ohne sich weitere Gedanken darüber zu machen, glaubt, in seinem „Eigensinn" den Sinn der Welt zu greifen. Das dabei zum Ausdruck kommende ehrliche Streben und Ringen kann man voll anerkennen, und doch muß man sagen, daß ein derartiges subjektivistisches Zergrübeln der Welt nicht nur allmählich höchst langweilig wird, sondern auch für die Allgemeinheit vollständig wertlos bleibt. Zu diesem Eindruck trägt bei Paulsen auch sehr viel bei die einseitige Hervorhebung der klanglichen Sprachelemente. Dadurch soll natürlich Tiefe angedeutet und Wesentliches hervorgekehrt werden, und doch verläuft alles sehr oberflächlich und äußerlich assoziativ.

Die Intensivität, die Dynamik, die Gefülltheit des dichterischen Ausdrucks, um die sich Paulsen noch heftig bemüht, hat *Toller*[6] in seinen lyrischen Gedichten voll erreicht. Das zeigt schon sein wundervolles, inniges und tief menschliches „Schwalbenbuch", welches in der Einsamkeit und Stille der Kerkerzelle geruhsam wachsen und ausreifen konnte. Das zeigt noch mehr das neue schmale Gedichtheft: „Vormorgen", das auf 62 Seiten in strengster Auswahl die besten der

Digitized by Google

innerhalb eines Zeitraumes von zwölf Jahren entstandenen Gedichte bringt. Aus der Vorkriegszeit ist nur *ein* Gedicht, das erste, aufgenommen, und dieses kündet von dem beständigen „Stirb und werde", das sich in der Brust des Jugendlichen vollzieht. Die übrigen Gedichte des ersten Teiles der „Verse vom Friedhof" berichten in knappster Sprache von dem Elend, das der Dichter im Kriege sah und das ihn zum Revolutionär machte, sowie von seiner ersten Einkerkerung 1918. Auf die „Zwei Tafeln", „Den Toten der Revolution" und „Den Lebenden" errichtet, auf das gewaltige „Requiem den gemordeten Brüdern" folgen die „Lieder der Gefangenen". All diese Verse zielen auf das Wesentliche und Reinmenschliche, so daß die Seele des deutschen Revolutionärs um und nach 1918 in ihnen hüllenlos zu Tage tritt. Darum wird „Vormorgen" ein typisches Zeitdokument bleiben, beachtenswert auch für jene, die eine Erneuerung der Welt nicht auf umstürzlerischen Wegen erreichen wollen.

Ein ähnliches Zeitdokument wie „Vormorgen" ist der „Mensch in Eisen", vielleicht nicht ganz so künstlerisch vollendet, dafür aber riesenhafter in seinen Ausmaßen, eindringlicher in seinen konkreten Einzelheiten, heißer und flammender in seinen inneren Feuern, rasender und maßloser in seinen ekstatischen Ausbrüchen. Die machtvollen Gesänge, mit denen *Lersch*[7] hier nach langjährigem Schweigen wieder vor die Öffentlichkeit tritt, sind ganz aus der Not des deutschen Proletariats geboren, und zwar derart, daß Lersch die Not des werktätigen Volkes in sein eigenes, des Kesselschmiedes, Leben und Erleben hineingepreßt und zu einer Dichtung geformt hat, die in der Literatur ihresgleichen sucht. Im „Gral" ist bereits eingehend über das Werk berichtet. Hier sei nur noch eine Frage aufgeworfen: Glaubt Lersch wirklich, von diesem „neuen Menschen" rein naturhafter Prägung könne das große Heil, könne die Erlösung der Menschheit kommen? Ist dieser „neue Mensch" nicht vielmehr von Buchweisheit, von Literatur genährt, künstlich großgezogen, ein Erzeugnis der Phantasie, ohne Bestand und Zukunft, ein Wirklichkeits- und Lebensflüchtiger?

Durchaus wirklichkeits- und lebensflüchtig ist im Grunde ebenfalls die Lyrik *F. W. Bischoffs*[8,9]. Wenn der junge Dichter von seiner Gottwanderung redet, meint er damit ein Heimfinden zur Natur, ein willenloses Versenken *in* die nicht weiter deutbaren, ein vollständiges Vermischen *mit* den geheimnisvollen Kräften, die das Weltall erfüllen. Eine erstaunliche Kraft der Phantasie und der Sprache, höchste künstlerische Befähigung steht ihm zur Verfügung, um dieses Erleben in seinen Gedichten lebendig werden zu lassen. Aber daß er Tatsächliches biete, daß er objektives Sein herausstelle, daß er — wie z. B. Goethe und Greif in ihren besten Gedichten tun — zu den „Müttern" hinabsteige, das ist doch eine Täuschung. Die Stimme, welche ihm von allen Seiten entgegenströmt, das Leben, welches ihm aus jedem Stück der Natur entgegendrängt, die Seele, welche er in Baum und Strauch, in Wiese und Wald, in Stille und Sturm, in Sonne, Mond und Sternen gegenwärtig weiß, ist ja *seine* Stimme, ist *sein* Leben, ist *seine* Seele. Nun ist die Naturbeseelung freilich immer ein Zeichen dichterischer Kraft, aber wie sie hier weltanschaulich in den Dienst eines krassen Naturismus gestellt wird, das ist doch eine Verfälschung und Umdeutung der Wirklichkeit.

Aus den dämonischen Bezirken eines gedankenarmen Naturismus, der, wie Ponten in seiner Erzählung „Der Urwald" zeigt, notwendig zur Entmenschung, zur Entgeistung, zur „Vertierung" des Menschen führt, findet sich die offenbarungsgläubige Seele stets wieder begierig heim in die Welt des Glaubens und der Liebe,

Digitized by Google

wie sie in dem neuesten Gedichtbuch *Feitens*[10] einen schlichten, warmen, sonntäglichen Ausdruck gewonnen hat. Feiten ist ja gerade nicht der größte Lyriker den wir haben. Aber er ist sich der Grenzen seines Könnens selbst bewußt, und er pflegt seine schöne, liebenswerte, gesunde Eigenart, die am besten durch einen Vergleich mit der alten deutschen Holzschnittkunst gekennzeichnet wird und ganz im Deutschgemütvollen, Häuslichen, Heimischen und — trotz einzelner Stilwidrigkeiten, wie z. B. in dem Gedicht Madonna, die einem Katholiken eigentlich nicht unterlaufen dürften — im Christkatholischen zuhause ist, mit viel Liebe und Sorgfalt. So ist auch sein neues Buch zu einem rechten und echten Hausbuch deutscher Lyrik geworden, das man gern in vielen jungen und alten Händen sähe, damit es Wärme in die Herzen der Leser hineinstrahle und das Licht der ewigen Sterne in ihren Seelen aufleuchten lasse.

[1] *Übelacker, Theowill*: „*Der Frühling steigt aus dem Grabe*". Gedichte. Bärenreiterverlag, Augsburg 1924. 174 S.
[2] *Christians, G. F.*: „*Der wehende Gott*". H. Haessel, Leipzig 1925. 177 S.
[3] *Thun-Hohenstein, Paul*: „*Sonette*". Wiener lit. Anstalt, Wien, Leipzig. 38 S.
[4] *Zerzer, Julius*: „*Das Drama der Leidenschaft*". Leuschner & Lubensky, Graz 1925. 131 S.
[5] *Paulsen, Rudolf*: „*Die hohe heilige Verwandlung*". Haessel, Leipzig 1925. 86 S.
[6] *Toller, Ernst*: „*Vormorgen*". Gustav Kiepenheuer, Potsdam 1924. 62 S.
[7] *Lersch, Heinrich*: „*Mensch im Eisen*". Gesänge von Volk und Werk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1925. 205 S.
[8] *Bischoff, Fritz Walther*: „*Gottwanderer*". Gedichte. O. C. Recht, München. 58 S.
[9] *Bischoff, Fritz Walther*: „*Die Gezeiten*". Gedichte. Friedr. Lintz, Trier 1925. 83 S.
[10] *Feiten, Josef*: „*Du Welt der Liebe*". Vier-Quellen-Verlag, Leipzig. 147 S.

*

Papini: Ein fertiger Mensch

Von Alois Tielitz

BEIM Erscheinen von Papinis „Lebensgeschichte Christi" konnte man erstaunt sein über die vielfach maßlose Sprache, über manchen vulkanartigen Ausbruch einer abgründigen Leidenschaft des Hasses gegenüber einer Welt, die — nach Papini — nur aus Schurken und Idioten besteht. Dem Übereifer eines Konvertiten konnte man vieles zugute halten, manches auf Rechnung des demagogischen Redners setzen, anderes der dichterischen Freiheit des Poeten zuschreiben. Dennoch blieb ein Rest, und zwar ein großer, unverständlich und unerklärlich in scheinbarer Isoliertheit, die nirgendwo Wurzel zu haben schien. Heute ist auch dieser Rest geklärt. Jetzt erst wird Papinis ganze Art in seiner „Lebensgeschichte Christi" verständlich. Der Wegweiser zum vollen Verständnis liegt in dem schon vor Jahren verfaßten, aber eben erst in deutscher Übersetzung vorliegenden Bekenntnisroman Papinis: „*Ein fertiger Mensch*" (Allgemeine Verlagsanstalt, München)[1]. Vielleicht hätte es einer gerechteren Beurteilung und ruhigeren Abwägung gedient, wenn dem deutschen Leser zuerst „Ein fertiger Mensch" und dann erst die „Lebensgeschichte Christi" vorgelegt worden wäre. Die Verlagsankündigung sagt nicht zuviel, wenn sie Papinis „Ein fertiger Mensch" „das erschütternde Dokument einer einsamen und wilden Jugend" nennt. „Nie wurde eine stärkere Beichte eines suchenden und schaffenden Menschen

[1] Papini, Giovanni: „Ein fertiger Mensch". Autorisierte Übersetzung von Dr. Max Schwarz. 295 S. o. J. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Digitized by Google

geschrieben." Kaum jemals hat sich aber auch der Unglaube ein trost- und hoffnungsloseres Armutszeugnis ausgestellt. Das ist der vollendete Bankerott einer Welt- und Lebensanschauung, die an keinen Gott und Teufel mehr glaubt. Daß Papini in der Darstellung seiner Jugendgeschichte — „Ich bin nie ein Kind gewesen, habe keine Kindheit gehabt!" — keine Schönfärberei getrieben, daß er aus den tiefsten Beweggründen seines Wollens und Schaffens nie ein Hehl gemacht hat, daß nur rücksichtsloses Wahrheitsstreben ihn leitete, das liest man auf jedem Blatt seines Buches, das bis zur letzten Seite in Spannung hält. Auf den ersten Blick mag der Titel: „Ein fertiger Mensch" irreführend sein. Man denkt zunächst wohl an den „vollendeten", „vollkommenen" Menschen. Der Sinn ist gegenteilig: ein Mensch, der mit allem fertig ist, der mit seinem ganzen Wissen, mit all seinem „Latein" völlig zu Ende ist, ein bankrotter Mensch: „Alles ist aus, alles ist abgeschlossen, alles verloren! Es ist nichts mehr zu machen! Sich trösten? Nicht einmal das! Weinen? Dazu gehört auch Kraft, gehört ein bißchen Hoffnung. Ich bin nichts mehr, ich zähle nicht mehr; ich will nichts: ich bewege mich nicht. Ich bin ein Ding und kein Mensch. Betastet mich: ich bin kalt wie ein Stein, kalt wie ein Grab. Hier liegt ein Mensch begraben, der nicht Gott werden konnte." Mit einem Worte: der aus seinen erträumten Höhen gestürzte, zerschmetterte Übermensch Nietzsches. Mit unerhörter Wucht der Sprache breitet Papini das grenzenlose Chaos seines Innern vor dem Leser aus: „Heiliges gab es für mich nicht mehr .... Es gab vor mir keinen Gott mehr als mich selbst. Ich träumte von einer Ego-logie; räumte in mir auf mit Familiengefühlen, Bindungen ans Vaterland, mit den letzten Hemmungen der bürgerlichen Gewohnheit und Korrektheit..... Ich sah, daß ich noch weit ab war vom selbstgewählten Ziel ... Die gerade aus der Unmöglichkeit geschöpfte Begeisterung ... die verrückte Hoffnung auf den fernen Triumph; der ungeheure Stolz, mich als das Werkzeug einer ausnahmsweisen Sendung zu fühlen ..., das machte mich Tag für Tag blind zum Hineinrennen in das grauenvollste Erwachen, das je sich im Leben eines Sterblichen ereignet hat." „Einsam und blind stieg ich herab (von den Höhen seiner himmelstürmenden Wünsche). Ich stieg nicht herab, ich stürzte herab. Nicht einmal das Lächeln einer Hoffnung erhellte mein Gesicht. Alles zu Ende!" „Meine ganze Liebe ging auf die Macht; mein einziges Ziel war die Macht; mein letzter Traum war die Macht. Aber nach der Macht? Ich war leer; ich fühlte mich so erschreckend leer wie eine Pfütze ist, die nur deshalb tief scheint, weil sie die ferne Tiefe des Himmels in sich widerspiegelt." — „Ich habe mich so verfahren, daß meine Seele jetzt zerteilt und zerstückt ist, leblos, alle Fibern liegen bloß und durcheinander, wie wenn ein Dutzend Anatomen daran gearbeitet hätten." — „Ich habe an alle Türen geklopft, habe suchend in alle Augen geblickt, habe jeden Mund gefragt, habe das Lot in tausend und zehntausend Herzen gesenkt — umsonst! Und umsonst habe ich mich ins Leben gestürzt, so daß ich untertauchte und mich erbrechen mußte; umsonst, immer umsonst habe ich mir in alten Büchern und in den allerneuesten die Augen müde gelesen, habe mir den Kopf von den streitenden Philosophen voll lärmen lassen; ... Es kamen auch die Männer des Glaubens und die, die das Amt haben, den Glauben zu bewahren. All ihr Reden hatte nicht die Wirkung, in mich den Glauben hineinzuschaffen, der in ihren Worten war..... Auf jedes hoffende Ja kam ein müdes, endlos hinausgezogenes Nein zurück." — (Für den Psychologen, besonders für den Pädagogen, ist diese bis zum Zynismus getriebene Selbstzerfleischung und Selbstanklage ein Beispielbuch erschütterndster Art.)

Digitized by Google

Verzweiflungsvoll verhallen seine Rufe ins Leere. Kein „Faust", keine „Divina Comedia" kann die Lösung und Befreiung geben. Alle Versuche mit den Philosophen scheitern, weil sie alle das Wichtigste vergessen: ihre eigene Seele. Also will er eine neue Philosophie schaffen, eine Philosophie der Tat, der Wirklichkeit; denn die Seele ist das Wirklichste im Menschen. Also bessermachen, umgestalten, schaffen an der eigenen Seele, praktische Ausnutzung des Geistes, einer neuen Welt zu! Selbst Religionsstifter werden, aber ohne Gott, der ja nicht existiert! Der Gedanke treibt Papini wieder in die Kirchen. Kultus, Liturgie, selbst die „Geistlichen Übungen" des heiligen Ignatius wecken sein Interesse, sein Streben, die Gottheit für sich zu erobern. Über die Apologetik führt ihn der Weg zur Mystik, um ihn schließlich im Okkultismus landen zu lassen. Doch alles vergebens; nirgendwo ein Halt, ein Licht, ein Weg. Die Seele zerbricht, und der Leib folgt nach. Aber dennoch will er leben, sich nicht besiegt geben. Von vorne will er anfangen, auf die Erde, in die Wirklichkeit, der er entfliehen wollte, kehrt er zurück. Heimatluft will er atmen, um darin zu gesunden. Auch da fühlt und erlebt er sich als grenzenlos verlassenes, einsames Doppelwesen: als Dichter und Zerstörer, als Mensch der Phantasie und des Zweifels, als Lyriker und Zyniker. Und das Endresultat seiner Erkenntnis? Der Titel des Buches ist ihm verfehlt; er ist noch kein fertiger Mensch; er hat noch etwas zu sagen, wenn man auch meine, er sei ausgeleert, erschöpft, fertig. Erst 30 Jahre alt, hat er — obgleich in der Erkenntnis, daß doch alles umsonst sei — noch eine Aufgabe zu lösen. Kaum selbst der Jugend entwachsen und aus dem Solipsismus, dem Rausch seiner Jugend, zur nüchternen Wirklichkeit erwacht, sieht er eine neue Jugend und in ihr eine Schar von Gegnern herannahen. Mit ihr muß und wird er abrechnen. Für sie hat er diese dramatische Geschichte seines Lebens geschrieben. Von ihnen will er nicht übersehen, sondern ernstlich in Betracht gezogen werden. Darum gibt er ihnen hier seine Beichte, seine Verteidigung, den Schlüssel zu all seinen Werken. An eins dieser Werke hat er damals freilich nicht gedacht. „Ein heiliges Buch werde ich niemals schreiben", verkündete stolz der Gottesleugner und „fertige Mensch". Es hat nicht lange gedauert, da schrieb er als glühend begeisterter Konvertit seine „Lebensgeschichte Christi". Und so ist „Ein fertiger Mensch" der passendste Schlüssel geworden auch zur „Lebensgeschichte Christi".

*

Zu unserm Roman

VIELEN Lesern des „Gral" wird der Dichter unseres Romans „Das Sündenwasser" kein Unbekannter mehr sein. Seine Werke „Wo die Wälder Wache halten . . . .", „Walddoktor Willibald", „Die Heiligen in Holzschuhen" und „Narr in der Liebe" haben ihm schnell Freunde erworben.

Heinrich Luhmann wurde 1890 in Holtrup in Westfalen geboren, war Volksschullehrer, besuchte in späteren Jahren die Westfälische Wilhelmsuniversität in Münster, wo er auf Grund einer großen literarischen Forscherarbeit über den stammes- und geistesverwandten Wilhelm Raabe promovierte. Jetzt lebt er als Rektor in Soest.

Wir haben es hier mit einem Dichter zu tun, der, jede Sensation verschmähend, aus seiner Seele heraus gestaltet, die fest im Boden seiner westfälischen Heimat wurzelt.

Digitized by Google

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

Kjerbüll-Petersen, Lorenz: „Die Schauspielkunst". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig. 275 S. Ganzleinen 9 Mk

Mit Recht betont der Verfasser in der Einleitung, daß die Schauspielkunst stets ein Stiefkind unter den anderen Künsten gewesen sei und auch auf dem Gebiete der Ästhetik nicht den gebührenden Platz einnehme. Er erklärt es als sein vornehmes Ziel, ihr Wesen „in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zu erfassen und ohne irgendwelche willkürliche Vergewaltigung in seiner organischen Einheit darzustellen".

Der große Wert dieses Werkes liegt in dem Wege, den Kjerbüll-Petersen zur Erreichung dieses Zieles geht. Seine Theorie über die Schauspielkunst ist weniger ein durch logische Gedanken begründetes System, sondern schält sich ungezwungen aus dem Gebiete der Erfahrung tüchtiger Theaterpraktiker der Vergangenheit und Gegenwart heraus, wobei auch die Anekdote in durchaus ansprechender Weise wissenschaftlich ausgebeutet wird. Die feine psychologische Art, mit der er hierbei verfährt, trägt ein gut Teil dazu bei, daß seine Theorie nicht unverrückbar fest sich an einen eigensinnigen Gedanken klammert, sondern unter weitester Berücksichtigung der individuellen Veranlagung vielerlei Abwandlungen zuläßt.

Im ersten Teil seines Buches, „Die Illusion des Publikums", wird unter dem Gesichtspunkte der „illusionsfördernden" und „illusionshindernden" Elemente das Problem der Illusion aufgerollt. Verfasser sucht die extremen Ansichten in überzeugender Weise zu verbinden, indem er beim Publikum eine Zweiteilung des Bewußtseins vornimmt, wo die Vorstellungsreihe „Natur" mit der Vorstellungsreihe „Kunst" abwechselt. Seine Ansicht läßt sich kurz zusammenfassen, indem man sagt: eine Illusion des Publikums ist gewiß nötig, aber ebenso wichtig ist es, daß es sich der Aufführung als einer Illusion bewußt bleibt.

Es könnte dem Leser wohl manchmal scheinen, daß Petersen auf die Betonung der „täuschungshindernden" Elemente zu viel Gewicht legt, da diese bei einer Vorstellung von selbst genügend vorhanden seien, doch ist zu bedenken, daß gerade in dieser Note die Eigenwertigkeit seiner Auffassung beruht.

Im zweiten Teil des Buches nimmt das viel umstrittene Gefühlsproblem einen weiten Raum ein. Nachdem er den Leser in überaus gründlicher Weise mit den Ansichten hervorragender Schauspieler und anderer Theaterpraktiker bekannt gemacht hat, führt er ihn aus der Fülle des vorliegenden Materials wie von selbst zu seiner Theorie. Es wirkt überraschend, wie Petersen durch seine Unterscheidung des „fühlenden" und „denkenden" Schauspielers, in der wir die oben erwähnten Vorstellungsreihen der „Natur" und „Kunst" leicht wieder erkennen, dies Problem von der Basis seiner Grundanschauung aus löst. Zwischen das Stadium der illusionistischen Auffassung, in dem sich der Schauspieler beim Lesen des Werkes befindet, und das Stadium der öffentlichen Produktion legt er noch die Stadien der reflektierenden Aneignung und anpassenden Einordnung. Diese Auffassung, die der Verfasser als ideal hinstellt, ohne die Kompliziertheit des menschlichen Individuums zu verkennen, verbindet in glücklichster Weise den Typ des „fühlenden" mit dem „denkenden" Schauspieler.

Das Werk ist ohne Zweifel eines der hervorragendsten unserer Theaterliteratur und sei allen denen empfohlen, denen das Theater nicht leerer Zeitvertreib, sondern ein wichtiger Kulturfaktor ist.

Hachmann.

Köster, Albert: „Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit". Fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit einem Anhang: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung. Herausgegeben von Julius Petersen Karl Winter, Heidelberg 1925. Gr.-8°. 298 S.

Wir besitzen wenig wirklich gute Literaturgeschichten. In diesem zwar als Torso herausgegebenen — das ursprünglich geplante Kapitel über Wieland fehlt —, aber klassischen Werke wird nun ein Ausschnitt aus der deutschen Literatur geboten. Der bekannte, kürzlich verstorbene Leipziger Literarhistoriker hat hier die Aufklärungszeit behandelt. Sein gründliches Buch macht uns mit den Voraussetzungen jener Epoche bekannt (Leibniz, der den internationalen Rationalismus Deutschland anpaßte, und Wolff, der sein System einer breiteren Masse zugänglich machte). Durch diese philosophische Vertiefung wird uns Gottscheds Wirksamkeit klarer; wir verstehen so besser die Übernahme des französischen Rokoko. Gegen diesen welschen Geist kämpfen die Schweizer Bodmer und Breitinger an, angeregt und beeinflußt durch die Kunstlehre Englands. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das deutsche Drama und Theater bis 1767, dessen Reform der Leipziger Diktator anstrebte. Das folgende Kapitel über Empfindsamkeit (Klopstock) und Aufklärung (Lessing) halten uns ebenso durch die anziehende Darstellung, die Weite und Tiefe der Gedanken und das Aufdecken geistesgeschichtlicher Beziehungen gefangen, wie uns die Anfangskapitel, namentlich der Abschnitt über das französische Rokoko, in

Digitized by Google

ihren Bann gezogen haben. Der Verfasser war durch seine Neigung zur Anmut und durch seinen erlesenen Geschmack besonders berufen, uns in den Geist der französischen Gesellschaftskultur einzuführen. Im letzten Teil werden wir fortgerissen von der glühenden Begeisterung, dem Schwung und der Frische die Fesseln spießbürgerlicher Enge sprengenden, vom stärksten Kraft- und Lebensgefühl getragenen Stürmer und Dränger. Die Form ist vollendet: jedes Wort ist abgewogen und sauber gefeilt; der Stil glatt und fließend. *Kurt Berger.*

Kunst

Von den *6 Büchern der Kunst* (*Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Wildpark-Potsdam*) liegt nunmehr der *5. Band* vor, den der Herausgeber der ganzen Sammlung, *Prof. Dr. E. Brinckmann, Köln*, selbst herausgibt: *„Die Kunst des Barocks und des Rokokos"*. Nach dem den ganzen Büchern zugrunde liegenden Schema sehen wir ein glänzendes Bild dieser letzten großen künstlerischen Kultur Europas. Schon die Einführung läßt anklingen, was in den späteren Abschnitten im einzelnen ausgeführt wird. Wie die besonderen Völkerindividualitäten mit verschiedener Kraft und besonderem Erfolge eingreifen, welche Ideen und geistige Ideale die Entwicklung geboren und gefördert haben, kann selbstverständlich auf so engem Raume nur angedeutet werden. Aber die Art und Weise des Brinckmannschen Vorgehens läßt trotz der Kürze der Darstellung das bunte Spiel der Kräfte auf das wirkungsvollste lebendig werden, wenngleich wir beim Barock Italiens, Spaniens und Deutschlands die mystisch-religiöse Quelle gern mit größerer innerer Wärme betont gesehen hätten. Die veränderte geistige Allgemeinlage, das Bedürfnis nach Steigerung psychischer und physischer Kräfte, nach Aktion bedingen den Wechsel von Renaissance und Barock, mit der Übersteigerung des Menschlichen, dem Kampfe aller Kräfte ohne Maß und Ziel. Wie die Verschiedenheit der Gesellschaft und des Staatsgedankens zur völkischen Nuancierung des Kunstwillens treibt, wobei die Spaltungen und Zerreißungen innerhalb unseres Vaterlandes allein mit seiner starken landschaftlichen Differenziertheit eine Legion individueller Künstlerpersönlichkeiten entstehen läßt, das ist trefflich dargestellt. Staat, Kirche und Gesellschaft bestimmen die Aufgaben der Künstler, die um die Baukunst als die führende sich gruppieren. Der Abschnitt über die Quellen bringt uns das viele, für die Kunstgeschichte Neue und Wertvolle über Kunstgeschichten, Biographien, Schulschriften aus dieser Periode. Und dann folgt der zweite Teil: Die „Entwickelung", mit den Unterabschnitten über Zeitabschnitte und führende Künstler, Baukunst (kirchliche und Profanbaukunst), Skulptur und Malerei. Die Abhandlung über die Skulptur gehört zum Besten des Buches; man liest sie mit spannendster Anteilnahme. Der schwungvolle Rhythmus der Kunstwerke selbst beseelt auch den Stil des Gelehrten! — So setzt der fünfte Band, der uns übrigens auch eine Fülle prachtvollen Bildermaterials bringt, die ganze Sammlung in glänzender Weise fort.
Dr. Aloys Dieckmann.

West, Robert: „Rokoko und Empire" in der „Entwicklungsgeschichte des Stils" des Münchener Hyperionverlages führt in ausgezeichneter Weise durch die wandlungsreiche Entwicklung des 18. Jahrhunderts von den Zeiten des Spätbarock bis hin zu dem alle künstlerische Phantasie erstickenden Empire. Klar tritt auch die zeitliche und völkische Bedingtheit der Kunstentwicklung in die Erscheinung. Der Kampf der individuellen künstlerischen Kräfte und Richtungen mit dem reaktionären Absolutismus, die französischen Einflüsse, die deutsche Kunst als Ausdruck deutschen Geisteslebens, als Produkt deutscher Phantasie, der Wandel der Form in Frankreich und England, in Frankreich das Ringen römischer und nordgermanischer Elemente mit dem Siege französischer klassizistischer Kühle: das Hin und Her von Volk zu Volk, Stamm zu Stamm gibt ein wechselvolles Bild der gestaltenden Kräfte. Allerdings scheint die religiös bedingte Seite auch des Spätbarock und des Rokoko im Geistesleben vor allem Süddeutschlands und Österreichs nicht erkannt. Wir bewundern mit dem Verfasser die schöpferische Phantasie, das konstruktive Vermögen und die technische Sicherheit der Kirchen- und Profanbauten, fühlen, wie das Dichterische im deutschen Geiste im 18. Jahrhundert besonders stark den eigenartigen Charakter der geistigen und künstlerischen Entwickelung bestimmt gegenüber der kühlen Vernunft, die französischer Kunst immer wieder ihr Gepräge gibt. Doch vor dem bürgerlichen Klassizismus und dem Empire schweigt die Phantasie des Künstlers, die Fühlung zwischen Volksphantasie und künstlerischem Wollen geht endgültig verloren, bis schließlich *ein* Geist den Mut und die Kraft findet, sich dem Zeitgeist entgegenzustemmen: Francisco Goya, mit dem die neue Entwicklung anhebt, in der wir heute noch stehen. *Dr. Aloys Dieckmann.*

Ley, Stephan: „Beethovens Leben in authentischen Bildern und Texten". Bruno Cassirer, Berlin 1925. Gr.-8°. 150 Doppelseiten. Geb. in Ganzleinen 18 Mk.
Nachdem wir durch die mustergültigen Arbeiten Thayers, Deiters und Riemanns eine zuverlässige Kenntnis von Beethovens Leben besitzen, hat Ley

Digitized by Google

durch seine hervorragende Publikation aller erreichbaren Bildnisse, worunter unbekannte und unveröffentlichte sind, das Leben des Meisters von der frühesten Zeit bis zu seinem Tode vergegenwärtigt, zwar im Rahmen der Zeit, aber mit dem faszinierenden Reiz der Unmittelbarkeit. Durch vorzügliche Wiedergaben von beglaubigten Porträts Beethovens, seiner Lehrer und Schüler, seiner Freunde und Gönner, von verbürgten Bildern seiner Umwelt mit Einzelheiten aus diesem tragischen Leben, durch authentische Zeugnisse aus Briefen, Urkunden und Äußerungen ersteht das seltene Genie, der große Meister, der edle Mensch vor uns, Beethoven mit all seinen Gaben, mit all seinem Gram, Leid und Schmerz. Die großartige Ausstattung des Buches verdient besonders Anerkennung.

Ewald Schwelmbach.

Romane

***Stickelberger, Emanuel*: „*Zwingli*". Roman. Grethlein & Comp., Zürich und Leipzig.**

Die Sprache Stickelbergers ist voll naturgewachsener Kraft. Einzelne Sätze, auch ganze Szenen seines Romans sind von wirksamer Wucht. Mächtige Quadersteine hat der Dichter der historischen Geschichte Zwinglis abgerungen, stilgerecht behauen, sicher wägend und rechnend aufeinandergetürmt ... und doch ist die Gestalt Zwinglis nicht zu wahrhafter Monumentalität gebildet worden ... Stickelberger ist nicht ganz in das Felsengebirge damaligen europäischen Schicksals eingedrungen, er hat seine übermenschlichen Konturen, die Völkererschütterungen, Völkerumwandlungen bedeuteten, nicht gesehen. Sein Blick sieht nur den Menschen Zwingli, nicht seine europäische Schicksalsverbundenheit ... So bleibt der Dichter im bloß Psychologischen, Theologisch-Zänkischen haften. Er wird kleinlich, ja ungerecht, häuft fast alles Licht auf den Menschen Zwingli, auf seine Gegner allen Schatten.

***Mann, Heinrich*: „*Abrechnungen*". Propyläen-Verlag, Berlin. — „*Der Jüngling.*" Günther Langes, München.**

Zwei kleine Novellenbücher von Heinrich Mann. Der Dichter zeigt sich in ihnen nicht eigentlich von einer neuen Seite. Er tritt auch hier wieder als Verteidiger moderner Lebensauffassung auf. Moderne, sich selbst bestimmende Jugend lebt sich aus oder stößt mit den Alten, den Opfern einer heuchlerischen Bürgermoral, zusammen und triumphiert über diese. Man kann dabei Heinrich Mann nicht gerade eine unerschöpfliche Erfindungsgabe nachrühmen. Er scheint immer nur in der Sphäre des Geschlechtlichen leben und bilden zu können. Seine von naturalistischen Theorien beeinflußte Technik erzielt oft dramatisch lebendige Wirkungen, verdunkelt indes fast ebenso oft die klare Anschaulichkeit.

***Karly, Sebastian*: „*Siebzigmal siebenmal*". Herder, Freiburg.**

Karly nennt sein Buch einen historischen Roman, das soll heißen, seine Begebenheiten haben sich wirklich abgespielt, und zwar erst in den allerletzten Jahren. Ein solcher Vorwurf kann ganz Großen gefährlich werden, Karly aber hat er durchaus und schwer geschadet. Zwei geistliche Brüder erfahren von ihrer Gemeinde nur Böses, fast genau siebzigmal siebenmal. Die Übeltäter hingegen erfahren von ihnen nur Gutes, es wird stets genau registriert, oft sogar salbungsvoll betont, ebenfalls fast genau siebzigmal siebenmal. Doch das scheint Karly noch nicht deutlich genug zu sein, darum predigt er selber oder er läßt seine Helden über die Liebe, ihr Wesen und ihre Wirkungen predigen. Die beiden geistlichen Herren, von denen Karly berichtet, erleben in der Tat Schweres, sie verstehen es aber nicht, dies Schwere schweigend zu reifem Menschentum, zu gottgewolltem Verzeihen im stillen Kämmerlein umzugestalten. Gestaltungskraft fehlt dem Buch. Es berichtet nur, vielleicht photographisch genau, aber es dichtet nicht.

Dr. A. Kamp.

***Zahn, Ernst*: „*Frau Sixta*". Ein Roman aus den Bergen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 1.—20. Taus. 310 S. Preis 7 Mk.**

Ein neuer Zahn erregt immer das Interesse nicht nur seines weiten Freundeskreises, sondern jedes literarisch Gebildeten. Mit Spannung greift man zu des großen Schweizer Erzählers neuem Werk, das gar als „Meister-Roman" gekennzeichnet ist. Daß Zahn wirklich ein Dichter, ein Meister des Stils, ein Seelen- und Menschenkenner feinster Prägung ist, braucht nicht weiter dargetan zu werden. Vom literarisch-künstlerischen Standpunkt gesehen, liegt in „Frau Sixta" ohne Zweifel ein Meisterwerk vor uns. Die Fabel ist kurz folgende: ein junger Mensch, etwas fahrigen, haltlosen Charakters, heiratet eine ältere Witwe, die der Dichter ganz prachtvoll zu gestalten weiß. Der werbende Teil dabei ist freilich die Witwe, die den willensschwachen Jüngling klug zu gewinnen weiß, doch ohne nur im geringsten minder reine oder unehrenhafte Künste dabei anzuwenden. Damit ist von vornherein eine bestimmte Disharmonie der Ehe angedeutet und eine gewisse tragische Schuld konstruiert. Wie mag solche Ehe verlaufen? Frau Sixta hat aus erster Ehe ein 16jähriges Töchterlein, das sie — um sie am sichersten vor den Fallstricken einer sündigen Welt zu bewahren — in einem fernen Nonnenkloster erziehen läßt. Bis kurz vor der Heirat bleibt die Tochter in Unkenntnis der neuen Vermählung ihrer Mutter. Zum Hochzeitstage kehrt sie aus dem Kloster in die Alpenheimat zurück. Von diesem Tage an beginnt das Verhängnis seinen Lauf. Es kam, wie es kommen mußte. Stiefvater und Stieftochter schauen einander zu tief in die

Digitized by Google

Augen. Jugend findet sich zu Jugend, wie es nun einmal natürlich ist. Ein stiller, aber um so hartnäckigerer Kampf der Liebe entwickelt sich schließlich bis zum offenen Ärgernis. Alle Versuche Sixtas, zu einer friedlichen Regelung zu kommen, scheitern. Das ehebrecherische, wenn auch noch nicht zum Äußersten getriebene Verhältnis läßt sich in der Gemeinschaft des Mannes und der beiden Frauen, die von giftigen Zungen schon als „Ehe zu dreien" bezeichnet wird, nicht fortführen. Vom christlichen Standpunkt aus gäbe es da nur *eine* Lösung. Aber die wird abgelehnt. Zahn, von dem man bisher strengere sittliche Auffassung gewohnt war, verfällt unglücklicherweise auf eine Lösung, die zwar keine ist, aber der modernen Welt als natürlich erscheint und vom Dichter geradezu als einzig sittliche gefordert und zu rechtfertigen versucht wird. „Das Gesetz richtete Mauern zwischen ihnen (Stiefvater und Stieftochter) auf! Das Gesetz! Das von Menschen geschriebene, in Paragraphen gekleidete Gesetz! Ehrsame Bürger, Leute geruhigen Lebens, kluge Leute, wohlmeinende Leute hatten dieses Gesetz aufgestellt! Aber keine, die das Schicksal geschüttelt, keine, die wußten, wie das Ungewöhnliche oft jäh die Reihe des Alltäglichen unterbricht! Zu Sündern stempelte das Gesetz Markus und Ottilie." . . . „Brauchte man sich ewig in den Rahmen des Althergebrachten zu fügen?" Nach Zahn freilich nicht. Ein ewiges, göttliches Gesetz scheint für ihn nicht zu existieren. Da ist also die Lösung einfach. Frau Sixta, die heldenmütig Opfernde, Entsagende gibt ihren Mann frei, damit er mit der Tochter glücklich werde in fernen Landen, in einem freien Lande, wo man nicht fragt, ob zwei, die miteinander leben, verheiratet sind. „Geld tut viele Türen auf", sagt Frau Sixta den beiden Liebenden. „Ich will es euch geben. Geht denn ganz still und ohne Aufhebens. Und macht einander glücklich!" Die Mutter packt zum Abschied in die Sachen der Tochter neben einem Rosenkranz (!) der Großmutter auch den Ring ihres freigegebenen Mannes: „Ich lege den Ring hier hinein", spricht sie zur Tochter. „Es wird dich niemand trauen, Kind. Es wird nirgends stehen, daß du des Markus Frau bist, wenn dich auch die Leute dort drüben dafür ansehen werden. Aber wenn du den Ring herausnimmst und an den Finger steckst, dann magst du denken, daß *ich* dich mit ihm zusammengegeben habe. Aus freien Stücken! Ich nehme es auf mich, daß euer Bund nicht nach der Meinung der Menschen ist. Du sollst dich nicht quälen, hörst du, Otti! Ich bin die Mutter. Ich will es vor dem Herrgott verantworten, wenn ich es auch vor niemand sonst kann." Das ist doch wahrhaftig das Ei des Kolumbus! Staunenswert einfach, solche Lösung eines schwierigen Eheproblems! Damit ist nicht bloß eine Erweichung, nein, völlige Leugnung jeden menschlichen nicht nur, sondern auch jeden göttlichen Gesetzes ausgesprochen. Das ist doch autonome Moral reinsten Wassers! Sind wir nun schon so weit gekommen, daß einer unserer besten Schriftsteller von der Höhe sittlichen Denkens und Fühlens herabsteigt und untertaucht unter die Masse der moralinfreien Moderne? Schade um dieses mit feinster Psychologie geschriebene, vom rein literarischen Standpunkt hervorragend zu bewertende neueste Werk von Ernst Zahn. Das ist keine gute Gabe, das ist Gift.

Alois Tielitz.

Huna, Ludwig: „Die Verschwörung der Pazzi". Roman. Brosch. 4,50 Mk., Ganzleinen 7,50 Mk. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich 1925.

Noch selten hat einer der jungen Renaissance so glühende Farben geliehen wie Ludwig Huna in der „Verschwörung der Pazzi". Während in den Gärten der Medici hellenisches Kunst- und Genußleben dahinflutet, nagt in den Herzen der Pazzi kleinstädtischer Neid und Machthunger. Huna bringt den Stoff und die Personen zu einer Verschwörung zusammen, die sich furchtbarer entladet, als man es der Entwicklung und Motivierung nach hätte erwarten können. Der römischen Kurie weist Huna schlechte Rollen zu. Sixtus IV. ist einer der Drahtzieher, sein 18jähriger Neffe spielt eine lahme Vermittlerrolle, zwei fanatische Priester führen den Mordstahl, der Bischof von Pisa baumelt nach mißglücktem Umsturz am Fensterkreuz . . . . . Warum so unrichtig und so unklug handeln, wo es doch heute schon in dem dicksten Schädel dämmert, daß viele der Kleriker-Gestalten der Renaissance tausendmal besser waren als ihr Ruf? Viele bedenkliche Tendenzen sind auch sonst noch in dem Buche, wie z. B.: Vergessen, daß die weltliche Einrichtung ein Loch hat, das Tugendliebe heißt — u. a. Hunas Sprache ist zweifellos von Shakespeare beeinflußt, nur ist Shakespearescher Witz und Geist nicht mit übernommen worden. In seinem Roman folgt Huna weder der extrem materialistischen noch der spiritualistischen Richtung. Er dürfte mitberufen sein, die neue klassische Form unseres Romans zu begründen.

Dr. P. Keulers.

Hoffmann, E. T. A.: „Prinzessin Brambilla". Ein Capriccio nach Jakob Callot. Mit 8 Kupferstichen nach Callotschen Originalblättern. 310 Seiten. (1 Blatt Druckvermerk.) 8°. Insel-Verlag, Leipzig 1924.

„Diese neue Ausgabe der ‚Prinzessin Brambilla' folgt wort- und satzgetreu dem ersten Druck (Berlin 1821), doch wurden die Satzfehler nach dem Fehlerverzeichnis und, wo dieses selbst sich als unvollständig erwies, auf Grund einer Revision des Textes durch Richard von Schaukal verbessert. Die dritte Auflage wurde bei Breitkopf & Härtel in Leipzig gedruckt." Ein vorbildlich schönes Werk der Buchgestaltung. In festem,

Digitized by Google

grünem Pappband, der mit schwarzem Titelschildchen versehene Rücken in fein ornamentiertem Goldschmuck prangend, die kräftige Fraktur des der Originalausgabe ähnlichen Drucks in einen schlanken Satzspiegel von 22 Zeilen gefaßt, den breitausladend der weiße Rand des geschöpften Papiers umgibt, bietet sich die phantastisch-bizarre Dichtung, die manchen als Hoffmanns höchste Künstlerleistung gilt, ihrem Schätzer auf das köstlichste dar. *R. v. Schaukal.*

„Neue Epikon-Bände." Über den Plan und leitenden Gedanken der von Emil Alphons Rheinhardt im Paul List-Verlag, Leipzig herausgegebenen Buchreihe „Epikon, eine Sammlung klassischer Romane der Weltliteratur", ist den Lesern des „Gral" seinerzeit, gelegentlich des Erscheinens der ersten fünf Bände, eingehend berichtet worden. Nun liegen abermals fünf neue Bände vor und legen Zeugnis dafür ab, daß das „epische Pantheon dieser Sammlung", wie Thomas Mann es genannt hat, im gleichen Geiste liebender Dichterehrung, geistesgeschichtlicher Ideenverknüpfung und bibliophilen Verständnisses weitergeführt wird, in welchem es angekündigt und begonnen wurde. Die neuerschienenen Bände sind diese: „Goethe, Wahlverwandtschaften, mit einem Nachwort von Thomas Mann"; Gogol, „Die toten Seelen", Übersetzung von Xaver Graf Schaffgotsch, Nachwort von Rudolf Kaßner; Adalbert Stifter, „Der Nachsommer", Nachwort von Hugo von Hofmannsthal; J. P. Jakobsen, „Niels Lyhne", Übersetzung von Ottomar Enking, Nachwort von Stefan Zweig; Henry Fielding, „Tom Jones", Übersetzung von Paul Baudisch, Nachwort von Paul Ernst. Die neuen Verdeutschungen der drei fremdsprachlichen unter den genannten Büchern stellen durchweg Leistungen ersten Ranges dar, und ein ähnliches Lob wird man ungescheut auch den Nachworten spenden können, deren Autornamen bereits für eine tiefgründige und gedankenreiche Beleuchtung der Welt dieser Bücher und ihrer Dichter bürgen. Ganz besonders sei auf Thomas Manns Ausführungen über die Wahlverwandtschaften hingewiesen, in denen er speziell dem Verhältnis Goethes zum Christentum eine eingehende Untersuchung widmet. Paul Ernsts gedankenschweres Nachwort zum „Tom Jones" mündet in eine Weite der soziologischen Betrachtung, wie sie von diesem tiefen, einsamen und abseitsstehenden Deuter und Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft und unserer Zeit erwartet werden durfte. Den Freunden Stifters — es verdient Beachtung, daß sich gegenwärtig etwas anbahnt wie eine große Stifter-Renaissance — wird die Neuausgabe des „Nachsommers" als einer der eigenartigsten deutschen Prosadichtungen und einer der größten stilistischen Leistungen unserer Sprache willkommen sein, von Hofmannsthal in seiner menschlichen, seiner deutschen und seiner österreichischen Haltung glücklich bestimmt. Bedarf es eines Wortes über die „Toten Seelen"? Eher möchte es eines solchen über den „Niels Lyhne" bedürfen. Stefan Zweig sagt von ihm, er sei der Werther einer Jugendgeneration gewesen. Diese Zeit ist vorbei, und eine Jugend, die es wiederum drängt, nicht Welt, sondern Gott zu erleben und den Strom ihres Wesens einzig aus der Quelle des Absoluten und Objektiven speisen zu lassen, wird keinen Weg mehr finden zum Niels-Lyhne-Enthusiasmus der achtziger Jahre. Nimmt man heute den „Niels Lyhne" zur Hand, wie geringfügig, wie kraftlos, wie schwächlich erscheint einem der „heroische Atheismus" von damals! Da ist kein Titan, der knirschend gegen die Herrschaft Gottes aufbegehrt und Sturmblöcke der Verneinung gegen den Himmel schleudert, wie ein Iwan Karamasow es tat. Nein, da ist ein krankes, blasses Kind, das von seinem Liegestuhl aus hölzerne Pfeile gegen die Mauerquadern tausendjähriger Dome schießt und mit der rührenden Zuversicht des vom Tode gezeichneten Hektikers glaubt, sein armes Spielzeug könne seiner Sache den Sieg bringen. Und doch vermag es seine Pfeile nicht einmal über die Schwelle der Krankenstube hinauszuschnellen. Ein Kranker, befangen in dem wunderlichen Glauben, die eigene Schwäche an Gott rächen zu müssen, spinnt seine Traumfäden: blaß, hauchzart, schon überdunkelt von Schatten des nahenden Todes, unbeschreiblich rührend und erschütternd in ihrer wehmütigen Schönheit. Ein Buch, das nie mehr eine Jugend wird mit sich fortreißen können, aber ein Buch, dessen unendlich feines Traumfiligran reife Herzen nicht nur mit Trauer und Wehmut zu erfüllen vermag, sondern auch mit jener Liebe zum Kranken und Sterbenden, zu der göttliche Botschaft den Weg gewiesen hat. (Daß manchen Werken dieser Sammlung in vielem letzte weltanschauliche Vollendung und Gültigkeit fehlt, haben wir bereits bei der ersten Besprechung im Märzheft 1925 hervorgehoben. Die Schriftleitung).

Werner Bergengruen.

Kleine Anzeigen

***Weber, Friedrich Wilhelm*: „*Goliath*".** Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München. I. Ausgabe in Ganzleder (grün Saffian) 25 Mk., II. Ausgabe in Halbpergament 14 Mk., III. Ausgabe in Ganzleinen 6 Mk.

Ohne Zweifel eine der schönsten und besten der in letzter Zeit zahlreich erschienenen Ausgaben dieses unvergänglichen Werkes. Sie entspricht in ihrer künstlerischen Ausstattung und Vornehmheit allen Anforderungen eines feinen Geschmackes. Dieser Perle deutscher Dichtung hat der Verlag eine Fassung gegeben, die zwischen

Digitized by Google

Geschenkband und Luxusausgabe jene glückliche Mitte trifft, nicht nur den einzelnen Bücherliebhaber und den Freund des *schönen Buches* zu befriedigen, sondern auch für die breite Leserschaft erschwinglich und ein kostbares Kleinod zu sein. Die beigegebenen Originalholzschnitte von Prof. Walter Klemm lassen die nordische Bergwelt in ihrer erhabenen Größe vor unseren Augen wie eine Vision aufsteigen und prägen uns die Gestalten dieses Gesanges tiefster Liebe, unwandelbarer Treue und sieghaften Verzichtes unvergeßlich ein.

Mayrhofer, Johannes: „*Du, meine Göttin*", ein Liebestraum, Gedichte. 3. Tausend. 8°. Joh. Mayrhofer, Regensburg, o. J.

Die Lieder einer reinen, hohen, vielleicht zu tiefen und darum unverstandenen Liebe.

Mayrhofer, Johannes: „*Im Abendstrahl*". Gedichte. 3.—5. Tausend. Joh. Mayrhofer, Regensburg o. J.

Wenngleich Mayrhofers stärkere Seite die Prosa ist, sind seine Gedichte doch deshalb von besonderem Wert, weil sie einen Blick in die Seele des Dichters gestatten, der nach des Lebens höchster Kunst strebt, nach dem amare in Deo, nach der Kunst, die Dinge in Gott zu sehen und zu lieben. In diesem Streben liegt letzten Endes der Zauber der Mayrhoferschen Werke.

Dr. Keulers.

Ganther, August: „*Heinerle mit dem Korb und andere Erzählungen*". Herder-Verlag, Freiburg i. Br. o. J. 221 S.

Drei Jahre sind es, seit der Herder-Verlag diese Erzählungen in die Welt schickte, und nun wandern sie zum zweiten und dritten Male. Sicher mit gleichem Erfolge, dafür bürgt die Tüchtigkeit des Erzählers, der, ein Nachfahr Hebels, den Weg zur Schriftsprache über die schwäbische Mundart genommen hat und so gut zu plaudern versteht, daß es ein Vergnügen ist, ihm zuzuhören. Er wurzelt wie seine Personen ganz im Schwarzwaldboden, und in der Heimatluft gedeihen Anschaulichkeit und Natürlichkeit, die Vermittlerinnen echter Kunst, am besten. Ein Buch wie dieses findet von selbst seine Freunde.

Dr. Oskar Lorenzoni.

Böhme, Margarete: „*Die Maienschneider*" Berlin 1925. Dr. Eysler. 8°. 296 S. Gebunden 3 Mk.

Ein Gesellschaftsroman aus der Gegenwart. Milieu: das sogen. bessere (lies: reichere) Bürgertum, dessen hier gezeichnete Vertreter den entarteten Sprößlingen der anderen Gesellschaftskreise an sittlicher Minderwertigkeit zum Teil nichts nachgeben. Aber auch recht wackere Vertreter des alten „däftigen" Bürgertums sind prächtig gezeichnet, vor allem die Tante Tina, die Witwe des ebenso ehrenhaften und tüchtigen Gründers der Fabrik. Leider ist die sittliche Grundlage des ganzen Romans recht brüchig, und die gelegentlich geäußerten Ansichten über den Selbstmord sind mit der katholischen Auffassung unvereinbar.

Dr. A. Kahle.

von Dornau: „*Leupolds Selige Witwe*". Eine altmodische Familiengeschichte. Theod. Gerstenberg, Leipzig. 8°. 261 S. Gebunden 5 Mk.

Zwar strömt der Humor in dieser Erzählung nicht in der breiten Fülle wie in Dornaus früheren Romanen „Gäste auf Oberfriebach" und „Burg Tresa", aber er sprudelt doch immer wieder keck hervor, wenn auch gedämpft durch den Ernst der nebenhergehenden spannenden Handlung, die den Vorzug hat, eine Lösung zu finden, an die sicher kein einziger Leser gedacht hat. *Dr. A. K.*

Pierre l'Ermite: Die „alte Jungfer". Roman. Allein berechtigte Übertragung von Johanna Poltéra. Herder, Freiburg i. B. 1925. 8°. 231 S.

Ein Seitenstück zu dem vor kurzem besprochenen „Roman der Arbeiterin" von Charles de Vitis. Auch hier ein junges Mädchen aus vornehmen Kreisen, das aus Liebeskummer sich dem Dienste der Karitas widmet. Während aber bei Charles de Vitis die „Arbeiterin" nach einem Jahre ernster Karitastätigkeit in ihre alten Kreise zurückkehrt, ihre erste Liebe vergißt und einem edlen Manne ihre Hand reicht, schlägt hier die unglücklich Liebende die Hand eines auch von ihr geachteten Gelehrten aus und wird „alte Jungfer", die in langatmigen Reflexionen und Tagebucheintragungen ihre frommen und sentimentalen Gedanken offenbart. Ein deutsches Mädchen wird im allgemeinen solchen Fragen und Lagen herzhafter und entschlossener gegenüberstehen als diese französische „Quisel". Die Übersetzung leidet an manchen Gallizismen, wie „es hat" (il y a) — „es hat einen Beamten im Ministerium" — statt „es gibt", „es braucht" statt „es ist oder es sind nötig".

Renker, Gustav: „*Der teuflische Torwart*". Roman aus den Kärntner Bergen. 297 S. Bergstadtverlag, Breslau 1925. 6 Mk.

Wie in seinen „Irrlichtern", sehen auch hier wieder die Menschen Gespenster. Ein seltsam geformter Fels, „Der teuflische Torwart", zieht sie in seinen Bann. Aber der junge Lehrer, den nur unter dem Zauber des Geheimnisvollen ein schlichtes Mädchen dieser Berge entflammt, kommt hinter den Spuk und sucht ernüchtert wieder die Freiheit, „das große Leben". In diese einfache Geschichte wirft der Beginn der Freiheitskriege sein erstes Wetterleuchten. Natur und Menschen sind gut gesehen.

Peter Bauer.

Brenning, Hans: „*Im grünen Grund*", ein Waldroman. Bergstadtverlag, Breslau.

Ein Jägerroman, mit warmer Liebe zur Natur und zum Weidwerk geschrieben, mit den dazugehörigen knorrigen, taufrischen und „verwilderten" Gestalten belebt, wohl geeignet, ein paar Ferienstunden befriedigend zu verkürzen.

Johannes M. Fischer.

Digitized by Google

Berens, Josefa: „*Märchen der Liebe*". Sauerländischer Musik- und Kunstverlag, Neheim (Ruhr).

Nur gläubige Einfalt kann den Mythus des Märchens zeugen. Spöttische Sehnsucht, rebellische Melancholie, philosophische Grübelei zerstören ihn. Denn sie sind dem Element der Kindheit fremd, in dem Märchen gebadet sein wollen. Aber es gibt auch Märchen für reife Menschen, d. h. für solche, die ihre Kindesträume hinübergerettet haben in Mütterlichkeit und Mannestum. An solche wendet sich Josefa Berens' Märchenbuch. Denn nur Weniges vermag die Seele des Kindes zu fassen, wie das wanderweite „Märchen vom Golde" oder das wie eine Paraphrase zur „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" anmutende „Schirmbäumchen". Tier und Blume, Baum und Strauch, Waldsee und Vogelgezwitscher werden nur offenbar, wo sie den Weg begleiten ins Zauberreich der Elfen und Gnomen, der Königskinder und Riesen. Unproblematisch, unkompliziert sind diese Kunstmärchen, Erfüllung wie die des wunderlich-schalkhaften Brentano, nur inniger, trauriger, tiefer. Sie sind Einfalt, wie Storms „Kleiner Hävelmann" oder Novalis' „Hyazint und Rosenblüt", nur schwerer, gedrungener, naturseliger. Keine gewollte Naivität, keine kapriziöse Belustigung, wie sie Bonsels' Biene Maja beherrscht, eher erinnern sie an Sologubs weiche Beseeltheit! (Man vergleiche die „Treulinde" mit des Russen „Birke".) Gleich dichterisch zart sind die einleitenden Tuschzeichnungen, keine Illustrationen im eigentlichen Sinn, eher Umsetzungen des Gedichtkerns ins Malerische, Verbildlichungen des Klangvoll-Musikalischen, das in allem lebt als der ruhige, lebenspendende Pulsschlag einer feinsinnigen Künstlerin. *Dr. G. Buchheit.*

Hans Morgenthaler: „*Woly, Sommer im Süden*". Orell Füßli, Verlag, Zürich.

Die Geschichte einer Liebe, die viel üppiges Fleisch und träumerisch leidenschaftliches Blut hat. Aber es feht ein klares Gerüst, ein starker Knochenbau, der zielbewußtes Vorwärtsschreiten möglich macht. Woly und Hamo lieben sich zwar, doch können beide nicht zum Entschluß persönlicher Preisgabe gelangen, die zu jeder wahren Liebesgemeinschaft notwendig ist.

Dr. A. Kamp.

Johannes Günther: „*Thomas Ringemann und sein singendes Herz*". Ein Roman. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt von Engel & Toeche, Berlin 1925.

Es wird uns von einem kleinen Studenten erzählt, der mit unglaublicher Naivität der Welt gegenübersteht und in ratloser Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit nicht fertigwerden kann mit ihren Wirklichkeiten. Nach schweren Nöten bricht sich endlich sein Dichtertalent durch, und er kann es wagen, nach einer langen Zeit stiller Selbstbesinnung, in die Welt zu gehen, um als künstlerischer und religiöser Erwecker zu wirken. Wohl schwingt in dem Buch, das sich ausschließlich an das Gefühl wendet, ein feiner, melodischer Ton, aber er verliert sich in weichlichen Sentimentalitäten und kraftlosen Schwärmereien, ohne in irgendwelche Tiefen zu dringen. Den Menschen, vor allem den Frauen, die wir eine nach der andern schemenhaft vorüberziehen sehen, fehlt es an warmer Lebendigkeit und plastischer Gestalt. *Ch. Demmig.*

Hesse, Hermann: „*Der Kurgast*". Aufzeichnungen von einer Badener Kur. 1.—10. Auflage. 8°. 160 S. S. Fischer, Berlin.

Dem nervösen Alltagsmenschen weiß Hermann Hesse zwar manches zu sagen. Die Art und Weise, wie der Dichter mit seinem „feindlichen", in Wirklichkeit aber völlig harmlosen Zimmernachbarn fertig wird, könnte einem verzweifelten Misanthropen wieder neuen Lebensmut geben. Aber trotzdem liest man das Buch mit einem gewissen Unbehagen. Ein gesunder Mensch beschäftigt sich eben nur ungern mit den leidigen Alltäglichkeiten eines kurmachenden Ischiatikers, selbst wenn der Kranke ein Dichter ist.

Dr. Keulers.

Johst, Hanns: „*Consuela*". Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt. Albert Langen, München 1925. 8°. 112 Seiten. Preis geh. 2,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

Mit der ihm eigenen Bildhaftigkeit läßt Hanns Johst die Wunder, die er selbst so lebendig im Reich der Mitternachtssonne geschaut hat, uns zum Erlebnis werden. Hinter den sichtbaren Erscheinungen jener wundersamen, großen Natur, in der er in äußerlich scheinbar geruhsamem Genießen Verbindung mit dem Kosmos sucht, gibt er uns eine Ahnung des Ewigen, Tiefsten. Leise, andeutungsweise nur, zittert durch die erdentrückte Erhabenheit seiner Naturstimmungen der feine Ton einer tiefempfundenen, reinen Dichterliebe zu einem seltenen Frauenwesen — Consuela. *Ch. Demmig.*

„*Taschenbibliographie für Büchersammler.*" Band II: Deutsche Erst- und Original-Ausgaben von etwa 1750 bis 1880 von *Lothar Brieger*. Unter dem Patronat der Schweizer Bibliophilengesellschaft. Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart. 8°. VI u. 206 S.

Ein beachtenswerter Versuch, den Bedürfnissen der Bücherliebhaberei aus ihrem Erlebnis zu dienen. Eine große Arbeit steckt in dem gefällig gestalteten Bändchen. Sie wird noch zu vertiefen sein. Der Herausgeber wendet sich im Vorwort mit Recht an die Erfahrung der Benutzer. Zunächst wäre zu sagen, daß eine große Anzahl der vertretenen Autoren im aufgenommenen Schriftenbestand der Erweiterung bedürfen, ja, es wird sich hie und da die Vollständigkeit der Aufzählung kaum vermeiden lassen; denn

Digitized by Google

für den Sammler gelten andere als die Kriterien der literarischen Lese. *R. von Schaukal.*

Thalhofer, Dr. Fr.Xav.: „Die Jugendlektüre". Geschichtliches und Grundsätzliches. Mit ausführlichen Verzeichnissen empfehlenswerter Bücher, Zeitschriften und Bühnenwerke für die Jugend. Schöningh, Paderborn 1924. 8°. VIII u. 146 S. 2,10 Mk. (10. Band der „Handbücherei der Erziehungswissenschaft". Für Lehrer und Lehrerinnen und ihre Arbeitsgemeinschaften herausgegeben von Dr. Friedr. Schneider.)

Keiner außer etwa dem leider früh verstorbenen Stephan Reinke war so geeignet zur Abfassung dieses Büchleins wie Fr. Thalhofer, der von Anfang an der Jugendschriftenbewegung seine vollste Aufmerksamkeit zugewandt und sich auch den extremen Richtungen gegenüber, der Hamburger namentlich, ein selbständiges, ruhiges Urteil gewahrt hat. Alle drei Abschnitte, der geschichtliche, der grundsätzliche und der die Praxis behandelnde, sind mit gleicher Sorgfalt und Sachkenntnis bearbeitet, das Ganze ist eine musterhafte Leistung. *Dr. A. Kahle.*

Wach, Joachim: „Meister und Jünger". Zwei religionssoziologische Betrachtungen. Verlag von Eduard Pfeiffer, Leipzig o. J. 75 S. 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Das sind wunderbar gewebte Seelenbänder, denen diese Betrachtungen gelten. Schade nur, daß die erste — eine flüchtige Skizze aus der „Freideutschen Jugend" — und die zweite — ein Vortrag von weitausholender, aber spielerisch über das Wesen weggleitender Geste — zusammen auf knapp 45 Seitchen (was folgt, sind Anmerkungen und vor allem Literaturverweise) höchst zarte heilige Dinge in einer geisteswissenschaftlichen Methode profanieren, die wenig von dem „kritischen Methodenbewußtsein" an den Tag legt, wie es dem Programm des Autors der „Religionswissenschaft" (Leipzig 1924) entspräche. *J. Ternus, S. J.*

„Razon y Fe", die bekannte spanische Kulturzeitschrift, trat vor kurzem in ihren 25. Jahrgang ein. Eine 200 Seiten starke Sondernummer bezeugt die Vielseitigkeit und ernste Eindringlichkeit, mit der alle Gebiete der Wissenschaft, Kultur und Literatur behandelt werden. Ein Aufsatz über die Strömungen innerhalb der spanischen Literatur in den letzten Jahrzehnten bietet interessante Aufschlüsse und Parallelen. Vom neuen Jahrgang ab erscheint die Zeitschrift alle vierzehn Tage und sucht so noch engeren Anschluß an alle aktuellen Probleme der Gegenwart, die in ihren Rahmen fallen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstr. 56a
Für unverl. eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung. / Nachdr. aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Abtei Maria Laach: „Der Weg der Kirche im Heiligen Jahr 1926". Kösel & Pustet, München 1926. Preis 3 Mk.

Altmann, Odilo: „Im Sonnengarten des hl. Franz". Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Ammon, Dr. H.: „Deutsche Literaturgeschichte in Frage und Antwort". Ferdinand Dümmlers Verlag, Berlin 1926. Gr.-8°. Geb. 5 Mk.

Andersen-Nexö, Martin: „Kinder der Zukunft". Novellen und Erzählungen. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin 1925. Kl.-8°. 184 S. Ganzleinen 4 Mk.

Arnet, Edwin: „Emanuel". Roman. Orell Füßli, Zürich 1925. 8°. 172 S. Geh. 3,60 Mk., geb. 4,80 M.

Artopé, Theodor: „Geschichten aus dem Riesengebirge". Mit 3 Aufzeichnungen von Friedrich Iwan. L. Heege, Verlag, Schweidnitz. Preis geh. 1,25 Mk., geb. 2 Mk.

Bab, Julius: „Shakespeare". Wesen und Werke, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart o. J. 8°. 326 S.

Bartsch, Rudolf Hans: „Nur ein Lied" und *„Der Ritt in die Ewigkeit".* Zwei Novellen. Koehler & Amelang, Leipzig. 8°. 91 S. Preis geb. 3 Mk.

Baumgartner, S. J., Alexander: „Goethe". Sein Leben und seine Werke. Herder & Co., Freiburg i. Br. 8°. 32 S. Geh. 1,80 Mk.

Becker, Michel: „Die neue Stadt". Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926. Kl.-8°. 196 S. Ganzleinen 4,50 Mk.

Bernhart, Joseph: „Das Spitzwegbuch". Mit Texten. Verlag Josef Müller, München 1923. 4°. 64 S.

Betsch, Roland: „Benedikt Patzenberger". Aus der Kömödie seines Lebens. Kösel & Pustet, München 1925. 8°. 436 S. Preis geh. 5,50 Mk. Ganzleinen geb. 7,50 Mk.

Blunck, H. F.: „Streit mit den Göttern". Georg Müller, München 1926. Geh. 6 Mk., Leinen 9 Mk.

Bonsels, Waldemar: „Die Flamme von Arzla". Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart o. J. 8°. 131 S.

Brachvogel, Carry: „Die Tochter Marie Antoinettes". Georg Westermann, Braunschweig 1925. 8°. 185 S. Preis Leinen geb. 5,60 Mk.

Brandenburg, Hans: „Sommer-Sonette". H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926. 8°. 53 S. Geh. 3 Mk., geb. 5 Mk.

„Der Brenner". Herausgeber *Ludwig Ficker*, 9. Folge. Herbst 1925. Brenner-Verlag. Innsbruck o. J. 8°. 294 S.

Digitized by Google

Burschell, Friedr.: „*Jean Paul*". Die Entwicklung eines Dichters. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 8°. 326 S. Geb. 7,50 Mk.

Cohn, Jonas: „*Die Philosophie im Zeitalter des Spezialismus*". Aus Natur und Geisteswelt. 747 Bd. B. G. Teubner, Leipzig 1925. 8°. 130 S. Preis 2 Mk.

Cremer, Fr. X. J. S. J.: „*Bruder Otto*", Samariter und Held des Weltkrieges. Paulinusdruckerei, Trier 1925. 8°. 48 S. Geh. 1 Mk.

Creutz, Dr. Max: „*Johan Thorn - Prikker*". Mit 32 Abbildungen. Führer-Verlag, M.-Gladbach. 30 S. Geb. 4 Mk.

Croce, Benedetto: „*Poesie und Nichtpoesie*". Amalthea-Verlag, Wien o. J. Gr.-8°. 500 S.

Cullagh, M. Captain Francis: „*Die Verfolgung des Christentums durch die Bolschewicki*". Deutsche Bearbeitung von Dr. H. Kaßpohl, Major a. D. Ferdinand Schöningh, Verlag, Paderborn 1926. 8°. 367 S. Preis brosch. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Curtius, Ernst Robert: „*Französischer Geist im neuen Europa*". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1925. 8°. 371 S.

Damaschke, Adolf: „*Zeitenwende*". Aus meinem Leben. Zweiter Band. Grethlein & Co., Zürich. Kart. etwa 8 Mk., Ganzleinen 10 Mk.

Delmont, Joseph: „*Die Stadt unter dem Meere*", Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig o. J. 8°. 431 S.

Deusser, Adolf: „*Menschengüte*". Ein Buch vom Sehnen moderner Menschen. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach o. J. 8°. 236 S. Preis geb. 3 Mk., in Ganzleinen geb. 3,60 Mk.

Didring, Ernst: „*Die Weltspinne*". Roman. Georg Westermann, Braunschweig. 8°. 387 S. Geb. 7,50 Mk.

Dill, Lisbeth: „*Der Grenzpfahl*". Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1926. 8°. 386 S. Ganzleinen 7 Mk.

Dostojewsky, F. M.: „*Der Idiot*". Paul List, Verlag, Leipzig (Epikon-Sammlung klassischer Romane).

Drach, Erich: „*Die redenden Künste*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Aus Wissenschaft und Bildung. Bd. 221. 8°. 151 S. Preis 1,80 Mk.

Dreßler, Alfred: „*Zwei Wege*". 8°. Sonnemann-Verlag, Halle a. S. 8°. 327 S.

Dyroff, Adolf: „*Betrachtungen über Geschichte*". Festgabe der Görres-Gesellschaft zum 70. Geburtstage ihres Ersten Vorsitzenden Heinrich Finke. J. P. Bachem, Köln 1925.

Ebbel, Bendix: „*Nordwärts*". Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Verlag Merseburger, Leipzig.

Eckhel, Anna Hilaria v.: „*Swanhild*". Bergstadtverlag, Breslau. Kl.-8°. 77 S. Ganzleinen 3,50 Mk., kart. 2,80 Mk.

Enderlin, Fritz: „*Hans im Weg*". Roman. Orell Füßli, Zürich 1925. 8°. Geh. 5,40 Mk., geb. 7,20 Mk.

Ernst, Agnes: „*Zwei Freundinnen Gottes*". Herder & Co., Freiburg i. Br. 12°. 110 S. Halbleinwandband 3,20 Mk.

„*Erzählerkunst.*" Almanach des Verlages Paul List, Leipzig 1926. Herausgegeben von E. A. Rheinhardt.

Federer, Heinrich: „*Regina Lob*". Aus den Papieren eines Arztes. Roman. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925. Geh. 4,50 Mk., Ganzleinen 6,50 Mk., Halbleinen 10 Mk.

Felner, Karl v.: „*Die zwölf Brüder*". Ein Wandermärchen. Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1926. 8°. 88 S. Kart. 2,70 Mk.

Festgabe für Lujo Brentano: „*Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege*". Erster Band: *Wirtschaftspolitische Ideologien*". Duncker & Humblot, München 1925. Preis geh. 32 Mk., geb. 39 Mk.

Fischer-Graz, Wilhelm: „*Das Licht im Schatten*". Kösel & Pustet, K. G. München. 8°. 340 S. Geh. 5,50 Mk., Ganzleinen 7,50 Mk.

Flemming, Dr. Willi: „*Epik und Dramatik*". Versuch einer Wesensdeutung. G. Braun, Karlsruhe 1925. Sammlung Wissen und Wirken, Nr. 27. 8°. 98 S. Preis geh. 1,80 Mk.

Folberth, Otto: „*Meister Eckehart und Laotse*". Ein Vergleich zweier Mystiker. Matthias Grünewald, Verlag, Mainz 1925. Kl.-8°. 119 S. Geb. 3 M.

Franke, Ilse: „*Der kleine Goliath*". Erzählungen aus den Schweizer Bergen. Herder & Co., Freiburg i. Br. 1925. 8°. 165 S. Geb. 4 Mk.

Gail, Otto Willi: „*Der Schuß ins All*". Bergstadtverlag, Breslau o. J. 8°. 277 S. Brosch. 4 Mk., geb. 5,80 Mk.

Gontscharow, J. A.: „*Oblomow*". Paul List, Verlag, Leipzig (Epikon-Sammlung klassischer Romane).

Görres, Josef: „*Die teutschen Volksbücher*". Herbert Stubenrauch, Berlin 1925. 8°. 352 S. Geb. 6 Mk.

Grabein, Paul: „*Dunkle Tiefen*". Geschichten aus dem Bergmannsleben. Enßlin & Laiblins Verlag, Reutlingen.

Grabmann, Martin: „*Die Kulturwerte der deutschen Mystik des Mittelalters*". Dr.-Benno-Filser-Verlag, Augsburg 1923. 63 S. Preis 1 Mk.

Greinz, Rudolf: „*Taschenbuch für Bücherfreunde*". L. Staackmann Verlag, Leipzig 1925. 8°. 320 S., illustriert 1,80 Mk.

Günther, L. Prof. Dr.: „*Von Wörtern und Namen*". Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin u. Bonn 1926. 8°. 255 S. Kart. 5 Mk., Geb. 6 Mk.

Häberlin, Paul: „*Das Gute*". Kober F. C. Spittlers Nachf., Basel 1926. 8°. 375 S. Geh. 6,40 Mk., geb. 8 Mk.

Hadorn, Wilh.: „*Die deutsche Bibel in der Schweiz*". H. Haessel, Verlag, Leipzig. Kl.-8°. 125 S. Geh. 1,40 Mk., geb. 2 Mk.

Hardy, Thomas: „*Tess von D'Urbervilles*".

Digitized by Google

Eine reine Frau. Paul List, Verlag, Leipzig. Cosmopolis-Reihe.

Hasenkamp, Dr. Gottfried: „*Religion und Kultur*". Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1926. 36 S. Kart. 1 Mk.

Hearn, Lafcadio: „*Bidasari*". Erzählungen aus allen Welten. Grethlein & Co., Zürich. Ganzleinen 10 Mk.

Hebel, Johann Peter: „*Anekdoten*". Josef Singer, Verlag, Leipzig o. J.

Hellring, Hartmut: „*Das Spiel vom verlorenen Paradies*". Verlag des Bühnenvolksbundes, Berlin 1925.

Heinen, Anton: „*Ursprung und Entwicklung des Staates*". Volksvereins-Verlag M. Gladbach o. J. Preis geh. 1 Mk.

Heins, Martha: „*Sonnensucher*". Die Geschichte einer Jugend. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. 8°. 509 S. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.

Herodot: „*Tut-anch-amons Tod*". Entwurf zu einem geschichtlichen Licht- und Schauspiel. Verlag Theodor Weicher, Leipzig 1925. 56 S. Kl.-8°.

Herrmann, Paul: „*Nordische Heldensagen*". Eugen Diederichs, Jena 1925. 8°. 79 S. Geb. 2 Mk.

Hessen, Johannes: „*Erkenntnistheorie*". Ferd. Dümmler, Berlin, Bonn 1925. 8°. 152 S. Geb. 3,50 Mk.

Hiltbrunner, Hermann: „*Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen*". Orell Füßli-Verlag, Zürich o. J. 8°. 111 S. Geb. 2,40 Mk.

Hintermann, Heinrich: „*Unter Indianern und Riesenschlangen*". Grethlein & Co., Zürich 1926. 8°. 330 S. mit 95 Abbildungen.

Hofer, Klara: „*Alles Leben ist Raub*". Der Weg Friedrich Hebbels. J. G. Cotta, Stuttgart 1925. 8°. 551 S. Geh. 5 Mk., geb. 7,50 Mk.

Holberg, Ludwig: „*Nachricht von meinem Leben*". Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1926. 8°. 365 S.

Honecker, Martin: „*Das Denken*". Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin 1925. 8°. 149 S. Geh. 4 Mk.

Houben, H. H.: „*Gespräche mit Heine*". Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1926. 8°. 1071 S. Geb. 15 Mk.

Huggenberger, Alfred: „*Die Frauen von Siebenacker*". L. Staackmann, Verlag, Leipzig 1925. 8°. 272 S. Geh. 4 Mk., Leinen 6 Mk.

Hugo, Victor: „*Dreiundneunzig (1793)*". Paul List, Verlag, Leipzig. (Epikon-Sammlung klassischer Romane.)

Hügli, Emil: „*Völkerdämmerung*". H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926. 8°. 224 S. Geh. 3,50 Mk., geb. 6 Mk.

Ibanez, V. B.: „*Die Toten befehlen*". Paul List, Verlag, Leipzig. Cosmopolis-Reihe.

Jean Paul: „*Ein Taschenbuch für Deutsche*". Jean Pauls politisches Bekenntnis. Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M. 1925. 229 S.

Jirku, Anton Dr.: „*Das Alte Testament*". Quelle & Meyer, Leipzig 1926. Aus Wissenschaft und Bildung Nr. 219. 103 S. Preis geb. 1,80 Mk.

Inglin, Meinard: „*Über den Wassern*". Grethlein & Co., Zürich und Leipzig.

Justus, Dr.: „*Um den Kurhut*". Historische Erzählung aus der Zeit des Kölner Krieges. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1925. Kl.-8°. 199 S.

Kaboth, Hans: „*Grüngoldne Brüche aus Berg und Wald*". Illustriert von Artur Tiele. Franz Borgmeyer, Verlagsbuchhandlung, Hildesheim. Gr.-8°. 111 S. Geb. 4 Mk.

Kalckreuth, L. F. Dunbar v.: „*Dreitausend Jahre Rom*". Kulturhistorische Wanderungen durch die Ewige Stadt. Quelle & Meyer, Leipzig 1925. 349 S. mit 22 Tafeln. Preis 16 Mk.

Kellermann, Bernhard: „*Die Brüder Schellenberg*". S. Fischer, Berlin 1925. 8°. 461 S. Geh. 5 Mk., Ganzleinen 7 Mk.

Kesser, Hermann: „*Vom Chaos zur Gestaltung*". Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1925. 8°. 173 S. Ganzleinen 7,50 Mk.

Kipling, Rudyard: „*Puck vom Buchsberg*". (Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hans Reisiger.) Paul List, Verlag, Leipzig. Ganzleinen 6,50 Mk.

Kipling, Rudyard: „*Das neue Dschungelbuch*". (Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hans Reisiger.) Paul List, Verlag, Leipzig. Ganzleinen 6,50 Mk.

Kipling, Rudyard: „*Kim*". (Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hans Reisiger.) Paul List, Verlag, Leipzig. Ganzleinen 7,50 Mk.

Kipling, Rudyard: „*Kleine Geschichten aus den Bergen*". (Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hans Reisiger.) Paul List, Verlag, Leipzig. Ganzleinen 6 Mk.

Kofler, Franz Josef: „*Die Leiden der Forelle Finga*". Märchenroman. Herder & Co., Freiburg i. Br. 8°. 124 S. Geb. 3,40 Mk.

Kosch, Wilhelm: „*Deutsche Dichter vor und nach 1913*". Strecker & Schröder, Stuttgart o. J. Kl.-8°. 180 S.

Köster, B.: „*Schwedenchronik*", „*Clemenswerth*". Zwei geschichtliche Heimatnovellen. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1926. Kl.-8°. Geb. 3 Mk. 231 S.

Kuprin, A.: „*Sulamith*". Glagol-Verlag, Berlin o. J. 81 S.

Larsen, J. Anker: „*Martha und Maria*". Grethlein & Co., Leipzig o. J. 8°. 444 S. Ganzleinen 10 Mk.

Ludwig, Emil: „*Meeresstille*". Roman eines deutschen Prinzen. Grethlein & Co., Zürich und Leipzig. 332 S. Ganzleinen 9 Mk.

Maier-Heuser, H.: „*Vertraute Stunden mit Hans Thoma*". Mit 16, teils erstmals veröffentlichten Bildern Thomas. Rotapfel-Verlag, Zürich. 8°. 112 S. Geb. 5,20 Mk.

Digitized by Google

DAS NEUE

große Presseunternehmen Dr. Eberles ist:

SCHÖNERE ZUKUNFT

Mitteleuropäische Wochenschrift für Kulturpolitik / Fortlaufende Chronik des Weltgeschehens unter besonderer Berücksichtigung der Kirchen-, Kultur- und Sozialgeschichte / Erscheint seit 1. Oktober 1925

Großes Format (25 : 35 cm). Durchschnittlich 20—24 Textseiten stark

Bezugspreis pro Vierteljahr 4.50 Mark

*

„Schönere Zukunft" ist eine Verbindung von Wochenschrift mit vornehmster Wochenzeitung. — Sie zeigt mitteleuropäische bzw. europäische Einstellung. — Hauptprogramm ist: Herausarbeitung der katholischen Grundsätze für Kultur, Politik und Volkswirtschaft und Beleuchtung der Weltgeschehnisse nach diesen Grundsätzen. — Weiteres Programm ist: Sichtbarwerdenlassen des konkreten Lebens der Civitas Dei in den einzelnen Ländern durch regelmäßige Berichterstattung über die religiös-kirchlich-kulturell-wissenschaftlich-literarisch-sozialen Entwicklungen und Vorgänge bei den Katholiken der einzelnen Länder. — Besondere Eigentümlichkeiten und gestellte Aufgaben von „Schönere Zukunft" sind: Kampf um Revision der deutschen Geschichts-, Literatur- und Kulturauffassung im Sinne der Emanzipation der Katholiken von den Aufstellungen nichtkatholischer Wissenschaft — und Ins-Licht-Rücken übersehener geschichtlicher Leistungen der Katholiken. — Besondere Behandlung und Beleuchtung der Fragen und Gebiete, die in der katholischen Presse vielfach zu kurz kommen: Freimaurerei, Judentum, Bank- und Börsenwesen, internationale Plutokratie usw. (In letzterem Sinne erscheint dermalen eine den neuzeitlichen Hochkapitalismus mit höchster Anschaulichkeit beleuchtende Artikelserie über die amerikanische Plutokratie. — Im Anschluß an Anquetils Buch „Satan conduit le bal" folgen Aufsätze mit erschütternden Enthüllungen über die plutokratischen Hintergründe der französischen Demokratie.) Dr. Eberle, Verfasser der Bücher „Großmacht Presse", „Schönere Zukunft", „Zertrümmert die Götzen", „Die Überwindung der Plutokratie", „De profundis", bisher Herausgeber des „Neuen Reiches", hat sich mit „Schönere Zukunft" ein neues eigenes, größeres Organ geschaffen, um hier auf der Grundlage eines erweiterten Programmes seine Pressearbeit fortzusetzen. „Schönere Zukunft" ist die größte, umfangreichste katholische Wochenschrift des deutschen Sprachgebietes.

Die bisherigen Hauptmitarbeiter Dr. Eberles: Bischöfe, Staatsmänner, erste Schriftsteller, Universitätsgelehrte usw., haben auch für „Schönere Zukunft" die Mitarbeit versprochen und angenommen.

Das Programm von „Schönere Zukunft" besitzt glänzende Empfehlungen, u. a. von Kardinal Piffl, Erzbischof Rieder, den Bischöfen von Brünn, Linz, Klagenfurt, Feldkirch, Meißen, Mainz, St. Gallen, Stuhlweißenburg, den Schriftstellern Bahr, Carnot, Kralik, Handel-Mazzetti, Lux, weiters von Universitätsprofessoren, Gelehrten, führenden Ordensmännern, wie Beck, Dengel, Ebers, Schnürer, Inauen, Koppers, Oehl, Wilhelm Schmidt S. V. D., Bangha S. J., Bichlmair S. J., Galen O. S. B., Stonner S. J. und vielen anderen.

Prospekt und Probehefte unentgeltlich vom

Verlag „Schönere Zukunft", Wien XIX, Nusswaldgasse 14

Digitized by Google

DER FEUERREITER

Die aktuelle Illustrierte in erstklassigem Kupfertiefdruck

Katholische Wochenschrift für die Länder deutscher Zunge

Herausgeber: Dr. Kurt Reinhardt

*

Anerkennungsschreiben zahlreicher Kirchenfürsten, namhafter Staatsmänner u. führender Laien

Ausgabe A monatlich Mk. 1.35 :: Ausgabe B mit Versicherung monatlich Mk. 1.95

Verlangen Sie Gratis-Probenummern vom Verlag!

Bestellungen bei den örtlichen Hauptvertretungen, Postanstalten, Buchhandlungen und beim Verlag

Verlag Hans Struth, Köln a. Rh. Hochhaus Hansa-Ring

In neuem Gewande erscheint:

„Die Gotteswiese"

Legenden aus der Natur

Von Peter Bauer

*

Die Essener Volkszeitung schreibt dazu: „Du weißt nicht, warum die Wildrosenhecke so süßherb duftet, die Biene den Stachel verliert und stirbt, wenn sie sticht, die Mariendistel silbrigweiße Flocken auf den Blättern trägt, und im Liede der Nachtigall das Zittern einer rollenden Träne zu hören ist. Peter Bauer erzählt es dir in seiner schlicht poetischen Weise. Wenn du mit ihm über die Gotteswiese gehst, schweigt für dich aller Tageslärm, und die eigene Unruhe verebbt in deinem friedlichen Genuß der Wonnen der Gotteswelt."

In geschmackvollem Ganzleinenband, Preis 1.50 Mark

Satzanordnung und Einbandzeichnung von Erwin Pfefferle (Karlsruhe)

Verlag Fredebeul & Koenen / Essen (Ruhr)

Digitized by Google

Friedrich Lißmann

Ein Lebensbild

von Mia Lorenz

2., erweiterte Auflage. Mit 33 teils mehrfarbigen Wiedergaben nach Gemälden, Aquarellen, Holzschnitten, Skizzen usw.
In Ganzleinen geb. RM. 10,–

Mit liebereicher Hand zeichnet die Verfasserin das Leben und Schaffen dieses nordischen Meisters, der, ein reiner und unzerrissener Mensch, so friedvoll und zugleich so lebendig die freiesten und zartesten aller Lebewesen nachschuf.

Tägliche Rundschau.

Islandmappe

Mit einer Einführung von Mia Lorenz

25 Tier- und Landschaftsbilder in Kupfertiefdruck auf Karton aufgelegt. In Mappe RM. 25,–. Einzelblätter aufgezogen RM. 1,20, unaufgezogen RM. 0,70.

Das reine Glück, das Lißmanns Werke auszustrahlen vermögen, der Wiederschein einer Seele voll Liebe und Größe wird mit diesen Bildern vieler Augen erquicken, viele Herzen erfüllen und manchem stille, seltene Feierstunden bringen.

Altonaer Nachrichten.

Hanseatischer Kunstverlag / Hamburg

Sibylle

Roman von Anna Freiin von Krane

Preis 4.– Mk.

Dieser hervorragende Erstlingsroman Anna von Kranes schildert den Werdegang eines begabten Malers und seine krausen Schicksale. Unter dem Einfluß eines dämonischen Weibes und seines eigenen Leichtsinns geht es mit seiner Künstlerschaft bergab, bis Sibylle, die von ihm verlassene ehemalige Braut, die in der Pflege der Kranken und Gebresten eine Lebensaufgabe gefunden, sich seiner annimmt und sein Künstlertum richtunggebend beeinflußt. Das von einer starken Leidenschaftlichkeit getragene Buch, das uns einen tiefen Einblick in das Gemüts- und Seelenleben der Menschen tun läßt, besitzt einen hohen literarischen Wert und wird noch nach Jahrzehnten reifen Lesern einen vollen Genuß gewähren.

Niederrhein. Volkszeitung.

*

Fredebeul & Koenen / Essen

Romfahrt deutscher Jugend

Herausgegeben durch den Katholischen Jungmännerverband Deutschlands

von Georg Wagner

Das Schauen und Erleben einer Rom- und Italienfahrt deutscher Jugend hat in diesem Büchlein einen eindruckstarken, lebendigen Ausdruck gefunden. Es berichtet von dem Erleben der Fahrt durch die Städte und Gaue Italiens, von den Tagen in Rom, von dem großen Treffen der katholischen Jugend der Welt. Mit der Aufgeschlossenheit der Jugend erzählt es manche ernste und heitere Begebenheit, bringt es Beobachtungen aus dem Leben des italienischen Volkes, stellt es Vergleiche mit deutschem Land und Volk. „Ein goldenes Büchlein", nennt es eine Kritik, „sowohl inhaltlich wie in der Form und besonders der Ausstattung. Das Gewand ist geradezu glänzend. Papier, Satz, Druck, Anordnung, Bilder, Umschlag: sauber, fein, vornehm, oder, um es mit einem Worte zu sagen: Edel." Der Preis des Buches — 168 Seiten, 22 Kunstdruckbilder — ist vier Mark. Es ist zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag.

Jugendführungs-Verlag, Düsseldorf, Jugendhaus

Digitized by Google

Rheinische Legenden, erzählt von Adam Josef Cüppers, mit künstlerischem Buchschmuck, in der Wallbaum-Antiqua auf holzfreiem Büttenpapier gedruckt. Preis 8.— Mark in feinem Ganzleinenband.

Dem erhabenen Geiste und der Sprache rheinischer Legenden sich anschmiegend, hat Hildegard Domizlaff die Initialen der 25 Legenden zu köstlichen Bildern ausgeweitet, die zu den Erzählungen eine sinnvolle Illustration bieten. Die kunstvolle Ausstattung und der geschmackvolle Druck werden mit der anmutigen Form der Legenden das Entzücken jedes Bücherfreundes erregen. Daher verdienen diese „Rheinischen Legenden" namentlich in den Kreisen von erlesenem Geschmack weiteste Verbreitung.

Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen (Ruhr), Kibbelstraße

Eine Sprachlektion vollständig kostenlos!

Prof. G. Langenscheidt

Unsere weltberühmte Sprachlehr-Methode Toussaint-Langenscheidt bietet Ihnen Gelegenheit, in verhältnismäßig kurzer Zeit für das geringe Honorar von nur 2 M. im Monat jede wichtigere fremde Sprache so gründlich zu erlernen, daß Sie in Ihrem Berufe usw. wirklichen Nutzen aus Ihren Kenntnissen ziehen können.

Denken Sie einmal darüber nach: Wäre die Erlernung einer fremden Sprache nicht auch für Sie von Vorteil? Unzählige Tausende haben nach unserer glänzend bewährten Methode

Toussaint-Langenscheidt

gelernt und sich durch ihre Kenntnisse bedeutend verbessern können. Viele haben sich durch die Erwerbung von Sprachkenntnissen die Möglichkeit geschaffen, zu einem Berufe überzugehen, der ihnen höheres Einkommen und bedeutend größere Aussichten auf Vorwärtskommen bot.

Versäumen Sie auf alle Fälle nicht, sich unseren Unterricht anzuhören. Teilen Sie uns auf untenstehendem Abschnitt mit, für welche Sprache Sie Interesse haben. Wir senden Ihnen sofort eine Probelektion zu, portofrei, kostenlos und ohne jede Verbindlichkeit für Sie. Überlegen Sie aber nicht lange, schreiben Sie heute noch.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg

Auf nebenstehendem Abschnitt nur die gewünschte Sprache und Adresse genau angeben und in offenem Briefumschlag frankiert als „Drucksache" (5 Pfg.) einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig. Ist der Abschnitt bereits abgetrennt, so genügt es auch, wenn Sie unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift sofort eine Postkarte schreiben.

Hier abtrennen:

Ich ersuche um Zusendung d. im „Gral" angebotenen Probelektion der

..... Sprache kostenl., portofrei und unverbindlich

Name: .....

Beruf: .....

20

Ort u. Str. .....

Digitized by Google

Religion und Seelenleiden

Psychopathien

Herausgegeben von

Dr. Wilhelm Bergmann
Kleve

Format: Oktav, 242 Seiten, feinstes Papier, elegant kartoniert 6 M.

*

BAND I
der Sammlung:
Veröffentlichungen des Verbandes kath. Akademiker

*

AUS DEM INHALT:

Dr. Lindworsky, Das Problem der psychogenen Erkrankung vom Standpunkt der Psychologie.

Dr. Hermkes, Das Problem der psychogenen Erkrankung vom Standpunkt der Medizin.

Dr. Hegemann, Frühsymptome seelischer Erkrankungen als Warnungszeichen für Seelsorger.

Dr. Schulte, Die pastorale Behandlung der Psychopathien.

Dr. Bergmann, Einführung in die Psychoanalyse u. Individualpsychologie; psychologisch-medizinische Kritik.

Dr. Bopp, Theologisch-pädagogische Kritik der Psychoanalyse und Individualpsychologie.

L. Schwann, Druckerei u. Verlag
Düsseldorf

DER HEILIGE BENEDIKT

Ein Charakterbild

gezeichnet von

ILDEFONS HERWEGEN
Abt von Maria Laach

Dritte, verb. Auflage

Format: Klein-Quart, 165 Seiten, feinstes Papier, mit je 7 Vollbildern und Kopfleisten, eleganter Ganzleinenband Preis M. 8,—

Urteile über die beiden früheren Auflagen:

„Das Buch ist überaus fesselnd geschrieben, so daß man sich von der Lektüre kaum losreißen kann und es in einem Zug durchliest. Dem Buch zur Zierde gereicht der künstlerische Buchschmuck, der von Bruder Notker in Maria Laach herrührt." Germania.

*

„Das Buch ist in der Tat ein Kleinod deutscher Hagiographie....". Kölnische Volkszeitung.

*

„Abt Herwegen besitzt historischen und psychologischen Scharfsinn in hohem Maß; darum ist sein Buch auch so originell geworden wie kein zweites in der ganzen Benediktusliteratur." Stimmen der Zeit.

*

Durch alle Buchhandlungen

L. Schwann, Druckerei u. Verlag
Düsseldorf

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für schöne Literatur

In Verbindung mit Dr. K. E. Lusser, Dr. L. van de Mark u. Dr. Friedr. Schreyvogl
herausgegeben von Franz Eichert und Friedrich Muckermann S. J.

Inhalt

Benedetto Croce. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Gedicht. Von Edith von Walter / Das Sündenwasser. Roman von Heinrich Luhmann / Auf der Schwelle. Gedichte von Sophia Steinwarz / Holofernes. Dramatisches Spiel von L. J. M. Feber. / Über Knut Hamsun. Von Heinrich Federer / Gedicht: Erscheinung. Von E. Diedkhöfer / Dichtung und Leben: Auf der Gralwarte. Von Friedrich Muckermann, S. J. / Fr. W. Foerster: Religion und Charakterbildung. Von Alois Tielitz, S. J. / Das Problem der Ehe Tolstois. Von Ch. Demmig Gedicht: Begegnung. Von Ruth Schaumann / Dichtung des In- und Auslandes: Ostschwabenkultur. Von Karl von Möller (Temesvar) / Frondeurmemoiren. Von Dr. Paul Wohlfahrth / Ums Jugendspiel. Von Th. Hoffmann / Spiele der deutschen Jugend. Von H. Badmann / Neue Bücher / Kleine Anzeigen / Kunstbeilage: Frühlingsreigen. Von Hans Thoma

20. Jahrgang **Heft 6** März 1926

Fredebeul & Koenen / Verlag / Essen

Digitized by Google

Abendland

Deutsche Monatshefte für europäische Kultur, Politik u. Wirtschaft

Die Zeitschrift, die kein Politiker entbehren kann!

Herausgeber: Prof. Dr. Th. Brauer, Prof. Dr. Goetz-Briefs, Gen.-Sekr. Dr. Wilh. Hamacher, Hauptschriftleiter: Dr. Karl Hoeber, Landeshauptmann Dr. h. c. Johannes Horion, Geh. Leg.-Rat Dr. Richard Kuenzer, Hugo Graf Lerchenfeld, Dr. Franz X. Münch, Prof. Dr. Hermann Platz, Dr. Friedrich Schreyvogl, Bundeskanzler a. D. Prälat Dr. Ignatz Seipel, Verleger: Julius Slocky. Schriftleitung: Friedrich Schreyvogl (Wien).

Was sagen Presse und Leserkreis?

Auszüge aus längeren Besprechungen:

Kölnische Volkszeitung, 4. November 1925, Nr. 819:

„Allenthalben hat die neue Zeitschrift bereits nach dem Erscheinen des 1. Heftes weitestgehende Beachtung gefunden und ist in fast allen Lagern zustimmend begrüßt worden. Die Herausgeber dürfen daraus sicherlich den Schluß ziehen, daß ihre Zeitschrift einem tiefliegenden Zeitbedürfnis entgegenkam und man von ihr weiterhin Richtung und Zielgebung inmitten der chaotischen Wirrnis des modernen Denkens und inmitten des allgemeinen europäischen Kulturzerfalls erwartet."

Europäische Revue, 8. Heft vom 1. November 1925:

„Wir glauben, daß das ‚Abendland' dazu berufen wäre, auf die Zukunftsfragen Europas die deutsche Antwort zu geben. Will es das, dann hat es zweifellos eine große Zukunft."

Lit. Beilage zum Deutschen Volksblatt, Stuttgart, 26. Oktober 1925, Nr. 41:

„Diese Zeitschrift, vornehm aufgemacht und ausgestattet, verspricht die geistvollste und tiefgründigste Künderin der abendländischen Idee zu werden. Der jährliche Preis ist 6 M., für das Gebotene erstaunlich billig."

Germania, Berlin, 6. Oktober 1925, Nr. 466:

„Das 1. Heft enthält ganz hervorragende Aufsätze, so außer dem bereits genannten von Prof. Platz solche von Jakob Kneip, Seipel, Schreyvogl, Prinz Rohan, Dr. Wust u. a."

Der Gral, November 1925:

„So entsteht eben im Rheinland, einem echten europäischen Mutterboden, eine von Friedrich Schreyvogl geleitete Zeitschrift ‚Abendland', die von ausgezeichneten Gelehrten und Politikern bedient wird. Der Aufbau des politischen und wirtschaftlichen Lebens vom Geiste und von geisterfüllter europäischer Tradition aus, das wird hier in kräftigen Linien verwirklicht."

„Das Abendland ist eine vornehme, erstklassige Revue, die man nicht bloß lesen darf, die verlangt, als ein bleibendes Werk studiert und um Rat gefragt zu werden. Ich wünsche den besten Erfolg. Auch sie ist ein Zeichen, daß es aufwärts geht. Die Erneuerung kommt von einer geistigen Wiedergeburt. Die Wirtschaft kann es dieses Mal wohl nicht machen, nur ein Aufbau aus den Grundelementen heraus wird Bestand haben." (Domkapitular J. F.)

„Ich begrüße aufrichtig die neue Zeitschrift, die Großes zu wirken berufen ist. Nur die Idee des Abendlandes kann Europa vor der Katastrophe retten. Diese Erkenntnis, die sich schon angebahnt hat, in weiteste Kreise hineinzutragen, ist ihre Aufgabe." (Universitätsprofessor Dr. G. E.)

Preis des Einzelheftes 60 Pfg., in Österreich 1 Sh., für das gesamte Ausland 0,80 Schw. Fr.

Abonnementspreise einschl. Porto: in Deutschland jährlich 6 M., in Österreich 10 Sh., für das gesamte Ausland 8 Schw. Fr.

Postscheck-Konto: Köln 59313.

Heft 3 ist am 1. Dezember 1925 erschienen. Man verlange Probeheft vom

Gilde-Verlag G. m. b. H., Köln, Marzellenstraße 37

Digitized by Google

Digitized by Google

FRÜHLINGSREIGEN / Von Hans Thoma

Digitized by Google

Der Gral
Monatsschrift für schöne Literatur
Zwanzigster Jahrgang | Heft 6 | Essen, im März 1926

Benedetto Croce

Von Friedrich Muckermann, S. J.

BENEDETTO Croce ist zwar ein Freigeist, aber von Literatur versteht er etwas. Mag ihm bei der ungeheueren Masse von Büchern, die er spielend beurteilt, hier und da ein Fehler unterlaufen, er hat nun einmal jenen, den Kindern sonnigerer Breiten geschenkten Sinn für Schönheit und Form. Großes Wissen, verbunden mit starker Begabung für Systematik und Philosophie, erhöht bei ihm noch Sicherheit, Souveränität und Selbständigkeit. Benedetto Croce gehört zu den führenden Köpfen Europas und steigt noch immerfort in seinem Einfluß.

Es hat seinen eigenen Reiz, einen Anwalt der „Schönheit an sich" in das deutsche Literaturleben hineinreden zu hören. Ist es nicht schon eine verblüffende Frivolität, von unserem vergötterten Goethe zu erklären, einige Stücke im „Faust", dazu etwa Iphigenie und Tasso, sowie etliche Gedichte und Sprüche seien Leistungen ersten Ranges, das übrige aber, Wilhelm Meisters Lehrjahre zum Beispiel und Cellinis Abenteuer, hätte am Ende auch wohl ein Dichter zweiter Ordnung zustande gebracht. O weh! Das ist doch ein Griff, ein schamloser, nach unseren Heiligtümern! Das ist doch geradezu eine Respektlosigkeit! Haben wir darum jahrzehntelang Goethebiographie, Goethephilologie, Goethephilosophie, Goethetheologie, Goethekult und Goetheanbetung getrieben, um uns heute sagen zu lassen, daß ein Großteil dieser professoralen Energie an Werte zweiter Ordnung verausgabt seien? Aber welcher Ordnung werden dann diese Stapel von Goethe-Literatur nun selber angehören? Das bringt ja unser ganzes geistiges Budget durcheinander, das ist ja bereits eine Valutafrage! Es wird Benedetto Croce freilich nicht beunruhigen. Eben erscheint von ihm im Amaltheaverlag (Zürich, Wien, Leipzig), übersetzt von Julius Schlosser, ein 500 Seiten umfassender Band, *„Poesie und Nichtpoesie"*[1]. Schiller, Heine, Kleist, Chamisso, Zacharias Werner neben vielen anderen Großen und Kleinen der verschiedenen Literaturländer wandern darin in die kritische Glut eines Schönheitsenthusiasten. Unerbittlich wird darin weggebrannt alles, was am Ende Philosophie, Pädagogik, Religion oder was immer ist, auf daß nur übrig bleibe reinstes Edelmetall, schlackenlose Kunst, Diamant. Es geht um die Schönheit. Darum weiß das begnadete Kind der Sonne, und er weiß also um etwas, worüber man bei Doktorexamina nicht

[1] Croce, Benedetto: „Poesie und Nichtpoesie". Bemerkungen über die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts. Übersetzt von Julius Schlosser. 504 S. 8°. Wien 1926. Amalthea-Verlag. Ganzleinen 8.50 Mk.

Digitized by Google

fragt, was bei Habilitationsreden natürlich außer Betracht bleibt, was auch gewiß in jedem Betracht außerhalb alles organisierten oder auch nur organisierbaren Wissens liegt. Es lohnt sich schon darum, das alles zu lesen. Man sollte für ein paar Jahre bei uns jedes Literaturkolleg an den Universitäten mit einer kurzen Probe aus Benedetto Croce beginnen. Vielleicht würde man dann in einer Zeit ganz bedrohlich um sich greifender metaphysischer Leichenbitterei wieder anfangen, Kunstwerke als Kunst zu nehmen. Wie wäre das gerade in Deutschland zu begrüßen, wo die Hinaufsteigerung eines seelischen Erlebnisses bis in die Höhen reiner Klarheit eine so seltene Sache geworden und eigentlich immer gewesen ist, bis man aus der Not sogar noch eine Tugend gemacht hat. Was sollte auch die Wissenschaft, der wir einen so ausgebildeten Produktionsapparat geschaffen haben, beginnen, wenn es in der Literatur nun nicht mehr um Biographie, Liebschaften und Philologie gehen sollte, sondern um das Geheimnis der Kunst, was kein Verstand begreift? .... Werden wir nun darum Benedetto Croce verhimmeln? Werden wir nun einfach einstimmen in den internationalen Hymnus? Wir denken nicht daran, hat doch die Sache auch noch eine andere Seite. Schönheit ist der Charakter des Südens, aber die Schönheit des Nordens ist der Charakter. Nachdenklich stimmt schon der Aufsatz über Schiller, noch nachdenklicher der über Kleist. Es wird ihm, ähnlich wie Zacharias Werner, „dichterische Blindheit" vorgeworfen. Was soll das heißen? „Die Unfähigkeit, die einzelnen Leidenschaften im Lichte menschlicher Leidenschaft zu sehen, die Strebungen im alleinigen Grundstreben, die gegeneinander streitenden Teilideale in dem sie zur Harmonie auflösenden Ideal: kurz das, was man dereinst das Unvermögen zu ‚idealisieren' genannt hat. Dichterisches Idealisieren aber ist durchaus nicht frivoles Verschönern, vielmehr Vertiefung, kraft deren man aus trüber Erregung in die Klarheit des Schauens hinüberschreitet. Wer diesen Schritt nicht macht, sondern in der persönlichen Erregung steckenbleibt, dem gelingt es niemals, mag er auch noch so sehr darum kämpfen und sich mühen, sich selbst so wenig als anderen die reine poetische Freude zu geben." Das läßt sich hören und scheint sogar etwas zu rechtfertigen, was wir sonst mehr als notwendige Einseitigkeit denn als geistige Schwäche des keck dreinfahrenden Ritters der Schönheit ansehen möchten. Es gibt nämlich doch Wesentliches bei Kleist, was sich bei Leopardi nicht findet und was man bei einem Südländer überhaupt nicht finden wird. Benedetto Croce scheint den kommenden Einwand zu ahnen, indem er darauf hinweist, es habe nicht nur Goethe, sondern auch Hegel den Dramatiker Kleist verurteilt, und zwar auf Grund eines Vergleichs mit einem germanischen Dichter, nämlich Shakespeare. Es ist da die Rede von zuviel Magnetismus und Somnambulismus. Aber nicht darum handelt es sich. Vielmehr geht es um die ganze Art, wie der Deutsche und wohl der Germane überhaupt zur Schönheit kommt. Der Südländer ist mehr nach außen gerichtet, lebt in der Helle der Landschaft, im Genuß der Linie und der Farbe, während der Deutsche mehr in sich hineinschaut, es darum mehr zu tun hat mit den unbestimmten Gestalten seelischen Innenlebens und darum in dieser Region der Kämpfe, für die Italiens Sonnenlandschaft wohl eine Sehnsucht, aber keine Spiegelung ist, die Tragik aller Dinge empfindet. Seine Lebensaufgabe ist es, in diesen inneren Kämpfen stärker zu werden als die Widersprüche, woraus dann jene Kraft emporwächst, die wir Charakter nennen oder, unter einer anderen Rücksicht, Individualität. Nun liegt es aber im Grundplan

Digitized by Google

der Welt, daß die gleichen Gesetze, die den Sternenreigen führen, auch am dunklen Himmel unserer Seele erscheinen. Wer ganz durchdringt bis in seine eigenste Tiefe, der findet darum auch dort das reine Gottesbild, das Ideal und die Schönheit. Aber der Weg vom Eindruck und Erlebnis bis zur Klärung ist für den Deutschen länger, dunkler und schwerer. Darum gelingt es ihm nicht oft, bis ans Ende zu kommen, bis zur Helenagestalt der Seele. Das weiß Benedetto Croce nicht. Das weiß überhaupt niemand, der nicht das ungeheure seelische Ringen des Volkes Hölderlins kennt. Daß die Welt es nicht weiß, ist vielleicht die Hauptursache unserer Vereinsamung. Wie andererseits eben in dieser Tragik und ihrer ganz eigenartigen Färbung jene Elemente verborgen sein dürften, die den originalen Beitrag des deutschen und überhaupt des germanischen Stammes zur Entwicklung der Menschheitskultur darstellen. Hier, so will es mir scheinen, liegt die Grenze Benedetto Croces, der wohl wie kaum ein Ausländer in deutsches Wesen eingedrungen ist und doch auf dieses Letzte in uns kein Echo gibt. Nur das Ziel vermag er zu stecken, zu dem auch unser Schaffen gehen muß, die große Schönheit, die reine Kunst, die lichte Gestalt. Das danken wir ihm und empfinden im übrigen seine Art ein wenig kindlich, so wie einen Versuch, die Poesie des eisernen Roland in Tassosche Stanzen zu fassen. Das gäbe im besten Falle ein weiteres Kapitel im „Don Quichote" ...

*

Gedicht

Von Edith von Walter

Du Gegeißelter und Dorngekrönter,
du Gekreuzigter und du Verhöhnter
du Gestrafter und Zerschlagener,
du in Schand' zu Grab' Getragener, —
der im Leben Eintracht du gelehrt:
bist der Friede du? Du bist das Schwert.

Sieh mein Herz: zerspalten ganz und leer,
klaffend, — abgrundtief, — wie Meer und Meer ...
Beuge dich zu mir, Verscheidender,
o du Menschensohn, du Leidender.
Wunde blutet. Schwert schlug da hinein.
Heiligster, o segne meine Pein.

Also blutend heb' ich meine Hände
auf zu dir, du allen Endes Ende,
aller Anfang du, du Sterbender,
an der Schmach der Welt Verderbender.
Laß mich hin zu deinen Füßen sinken,
gib mir deinen Kelch, ich will ihn trinken.

Digitized by Google

Das Sündenwasser

Roman von Heinrich Luhmann

Zwielicht

NACH den Schuljahren blieb Dorte auf dem Hofe. Johannes wurde Kripper. Ganze Tage war er nun mit dem Vater am Wasser.
Eine Strecke stromauf und -ab, zwei Meilen Uferlänge etwa, erstreckte sich ihr Arbeitsfeld. Überall da, wo der Fluß die Wiesen zernagte und die Ufer unterwölbte, mußten sie seine Wildheit zurückdämmen. Sie füllten den Grund, den er, sein altes Recht verletzend, begehrlich überschritten hatte, mit Dornen und Reisig aus, rammten Pfähle hindurch und vernagelten sie so mit dem Grunde. Darüber hin flochten sie von Pflock zu Pflock Weidenwerk, gaben Erde darauf und stampften sie fest wie eine Tenne. Dann machte eine Grasnarbe die wiedereroberte Stelle mit der Wiese des Ufers gleich hoch. Zum Wasser hin aber wurde aus der Tiefe eine Flechtmauer aufgezogen, sie vor den beißenden Zähnen des Untiers zu schützen.
Solcherart war die Tätigkeit der Kripper, deren es in der ganzen Gegend nur den alten Linnewewer gab.
Es war harte Arbeit und immer Kampf, dies Entreißen der Beute aus dem Rachen der Bestie.
Im ersten Morgen fuhren Vater und Sohn im Kahn hin zu der Stelle. Den ganzen Tag blieben sie dort. Mittags kochte ein Feuer am Ufer ihnen ein spärlich Mahl. Abends, wenn schon die Nebel dem Wasser entstiegen, kehrten sie heim. Die Möhne, durch die rüstig reife Dorte auf dem Hofe entbehrlich geworden, wartete ihrer im Haus am Fluß, das sie wieder füllte mit der raunenden Wunderlichkeit ihres Wesens.
Es lag wie ein unausgesprochener Schmerz über Vater und Sohn, wenn sie in stummer Hingabe und freudlos still mit ihren Menschenkräften gegen das Element angingen. Ihre Wesensart wollte es so, das Erbe des Geschlechts am Wasser, das in sich sehend stumm geworden war.
Der alte Linnewewer, jetzt ein Mann Mitte der Fünfzig, war klein und hager geblieben und im Gegensatz zu den Menschen jenes Landes weißgesichtig und schwarzhaarig. Eine feine Fremdheit, nur leicht verwittert, lag auch um ihn. Das einzige, was die Gegend ihm gegeben zu haben schien, waren die Augen. Sie standen groß und wasserhell, ohne rechte Farbe, in dem Gesicht. Oft über dem schweigenden Kampf mit dem Fluß konnten sie unirdisch verloren sein. Wenn dann auch Johannes in seine Ferne entglitten war, von dem die dunkle Stummheit seiner Augen sprach, dann war es, als seien sie beide wie die Flut im Bett, wie Baum und Busch am Ufer, ganz voll von der tiefen Drängnis dieser Dinge und ganz Natur geworden.
Die Gegenden, in denen sie ihr Werk zu tun hatten, waren zumeist grabeseinsam und herausgehoben aus dem Tag. Eine menschliche Siedlung hatte hier nicht zu gründen gewagt. Ein paar Mäher am Sommermorgen, Melkerinnen, die weidende Herde — das waren die Boten der Menschheit, die in den Dörfern und auf den Äckern drüben in der buschverdeckten Ferne ihr Leben lebte.
Selten sprach eine Glocke zu ihnen, seltener eines Menschen Stimme. Immer aber das Wasser mit den Urlauten der Schöpfung. Vögel in den Lüften warfen seltsam

Digitized by Google

gebrochene Schreie nieder. Der Wind trug sich über sie hin, voll vom Atem der Nähen und Weiten und satt von Meeren, Wäldern, Wiesen und Äckern.
So zwischen Himmel und Erde, dem Sichtbaren und Unsichtbaren nahe, lebten Vater und Sohn ihren Tag in der gefüllten Einsamkeit.
Den alten Kripper hielt es nicht mehr für längere Zeit auf Kamps Hof, so nötig seine Hand dort gewesen wäre. Seit Johannes am Wasser half, ließ er sich seltener holen. Winters freilich, wenn die Ufer unter Schnee und Eis lagen, half er ganze Tage dreschen und Futter schneiden. Es saß ihm aber auch dann eine qualsüße Sehnsucht im Herzen nach seinem Wasser, die sich ihm erst erfüllte, wenn er daheim in der Kammer lag und sich die lange Nacht von dem Rauschen tragen ließ.
Immer schon ein stiller Mann, den Männerwort und Mädchenlachen nicht zu treffen schien, ward er von Jahr zu Jahr versunkener und ingesichtiger. Der Fluß wurde ihm Schicksal, war es schon seit Kindheitstagen gewesen; seine Jugend hatte sich in ihm gespiegelt, sein Mannestum war an ihm groß geworden, sein Alter nun beugte sich zu ihm hin.
Manchmal, wenn sie in der Morgenfrühe eines Sommertages durch die Stimmen des Erwachens fuhren, der Arbeitsstätte zu, und Johannes die Ruder schlug, saß er geschlossenen Auges und sprach wunderliche Worte, die der Knabe nicht verstand. Vom Blute der Ahne und Möhne waren sie angefüllt, hergeholt aus einem Tag, von dem Johannes nicht wußte, ob er einstmals gewesen oder einmal kommen würde.
„Es steigt aus der Tiefe, Johannes", konnte er sagen und schaudernd zusammenfahren, „und fällt aus der Höhe und ist nicht Tag und Nacht. Bohnen aber liegen auf der Tenne gebreitet, und der Flegel hängt an der Wand. Blätter wie Blut sind auf die Spreu gefallen."
Johannes umschloß die Ruder mit bebender Kraft und saß stumm hingebeugt. Er wagte nicht, zu sprechen, wie er die Dunkelheit der Möhne nicht zu durchbrechen wagte. Der Alte aber fuhr fort, und seine Stimme war wie ein aufflackerndes Licht, sie brannte sehrend, als bringe sie Erleuchtung:
„Und da nicht Tag ist und nicht Nacht, kam das Wasser, und sie standen darinnen, duckten sich und sangen: ‚Krup unner, kup unner!' Und du und ich, Sohn Johannes — der Mund kann es nicht trinken; denn die ganze Welt ist voll Flut."
Er saß tief in sich versunken, schlug an seine Brust und betete:
„Herr, erbarme dich, Christ, erbarme dich, von allem Übel —"
„Erlöse uns, o Herr", fiel da Johannes ein, und bebend und betend schlug er mit schnellen Händen die Ruder, daß sie aus dem Zwielicht in den klaren Tag und seine Arbeit landeten.
Dann war es wieder wie sonst. Sie dämmten und flochten und gingen gegen den Feind an in still ergebener Ruhe, während die Einsamkeit von Erde und Himmel sie umrauschte. Johannes konnte nicht anders werden, als er schon war. Er blieb ganz erfüllt von der Nacht der Einsamkeit und ganz in sich entrückt. Er war jung und war alt, wie der Vater es auch eigentlich immer blieb und immer gewesen war. Wie das Rauschen von Wellen und Sträuchern um ihn, die Stimmen der Vögel über ihm waren.
Die Jahre trugen ihn nach den Zwanzigern hin. Aber seine zarte, fast schwache Gestalt hatten sie nur leicht gekräftigt. Er blieb schwarz und schmal vom Vätererbe. Seine Augen nur hatten rätselhaft dunkle Größe. Eine leis gehauchte

Digitized by Google

Schwermut verhing ihren Glanz. Johannes gab sich, wenn dies möglich war, noch mehr der Verlorenheit hin als der Vater. Winters nur belebte sie sich um ein Geringes. Dann flocht er Körbe für die Bauern, währenddem die Möhne in der Stube bei ihm in das Surren der Spule erzählte.
Dorte sah er eigentlich nur Sonntags auf dem Kirchwege. Da aber ging sie oft an seiner Seite im Trupp der anderen, hatte immer noch und mehr als je die großen heißen Augen, die ihn plötzlich mit Glut überschütten konnten. Ihr ganzes Wesen, das sie schon als Kind nicht halten konnte, strömte jetzt zu Johannes hin. Sie war vor den Jahren volles Weib geworden.
Ihre früh gereifte Kindheit fand sich ohne Übergang in einem Frauentum wieder, das wie die Äcker und Wiesen ihrer Umgebung ganz in sich selbst und ganz Natur war. Sie war immer noch nicht schön. Hellhaarig und helläugig war sie. Eine harte Herbheit wischte die Wärme und Jugend aus einem Gesicht, das ganz der Gegend gehörte. Aber es konnte doch plötzlich im Licht stehen. Dann war es indessen kein mildes Verweilen, wie es aus manchem Frauenantlitz in Güte blüht, sondern ein Blitzen aus irgendeiner verborgenen Nacht unseres Menschenseins.
Sie trug immer einen Erdatem mit sich. Etwas wie den Duft eines reifenden Weizenfeldes, wie den Hauch gepflügter Schollen. So in ihrer Nähe zur Erde war sie gesund an allen Sinnen, in sich selbst brennend wie eine Flamme, die kein Wind mehr niederschlägt, ganz eine volle Glut.
Johannes aber war Kind und Knabe und still unter dem Rauschen seines Wassers, wie einer der Vögel in den Uferbüschen dort, die nichts zu wissen scheinen von der wehen und süßen Seligkeit ihrer Schwestern.

*

Dortes Liebe zu Johannes trug sich aus der Kindheit her.
Eine Stunde, eine Minute eigentlich, ließ sie über allem drangvoll Ungewissen und ahnendem Geben langer Jahre mit furchtbarer Wonne erkennen, daß sie Weib sei.
Sie saß in der Kirche zum Sonntagsmorgenhochamt, ein paar Bänke vor ihr Johannes. Es war nichts Äußeres, das sie weckte, und Johannes kniete, nichts von ihr wissend, da. Während ihr Blick ihn faßte, fiel es plötzlich schauervoll süß über sie mit jener Macht erster Liebe, die ein naturhaftes Sein von Dortes Blut immer durchschüttelt.
In der Kirche war in Duft und Sonne die Lieblichkeit eines Frühsommertages. Eine Schwalbe irrte zwitschernd über den Wellen des Gesanges. Das Mädchen hatte kein Herz mehr für Gott und die Welt. Es trank immer noch an dem einen Blick. Voll von ihm, entsank es in eine Tiefe, in der nichts war als ihr rauschendes Blut, das sie zum erstenmal erkannte.
Als das Hochamt beendet war, wartete sie nicht der Genossen und nicht Johannes. Sie eilte ihnen voraus, als triebe sie etwas, als sei ein Feuer hinter ihr, dem sie entfliehen und in das sie sich doch werfen möchte.
Sie lief vom Wege ab, durch die Wiesen eine Strecke, mit dem Fluß ein Ende, durch Buschwerk und wieder über den Hillweg.
Ihren Sonntagsstaat hatte sie abgetan. Es drängte eine Kraft in ihr, heute müsse sie Schollen brechen, Garben werfen, sich auslösen und an ein Werk gehen, das sie stille mache.
Etwas tun, wie am gefüllten Werktag, wo alle Kraft in Arbeit floß und alle Gedanken untergingen!

Digitized by Google

Eine Eiche stand in der Hecke, nicht gerade alt, aber in quellender Stärke. Sie legte die Hände um ihren Schaft. Sie hätte ihn rütteln, knicken, brechen mögen.
Drüben kam Johannes allein und ohne die andern.
Eine Glut flammte in ihr hoch. Sie entwich durch die Hecke und stand hinter dem Baume geschützt. Schrittnahe war er ihr, bloßen Hauptes, bleich, mit tiefschattigen Augen.
Wenn sie ihn gestern so gesehen, sie würde ihn lachend geweckt haben!
Nun aber war es ihr, daß sie auf ihn zustürzen möchte, ihn überschütten wollte mit irgend etwas, mit Haß oder Liebe, mit Glut oder Kälte, sie wußte es nicht und konnte es nicht. Sie stand und hielt ihr Herz und biß die Lippe und schämte sich, daß sie ihm früher aus ihren Augen hingeworfen, was sie jetzt zu deuten wußte.
Dann lachte sie laut in die Stille, die nun auch von seinen Schritten leer geworden war, lief querwieseein nach Hause, zertrat mit wissendem Fuß einen Schmetterling auf der Blüte und war wie das Wasser ihres Landes, das aus der Fülle töten muß.
Daheim warf sie sich in Tage voll Arbeit.
Es war die Zeit, wo Kraut und Blume, Gras und Halm, was da zu Segen und Schaden wächst, in jeder Stunde sich sichtbar hebt. Kamp kümmerte sich um nichts anderes, als was nötig war, dürftig Saat und Ernte zu sichern. Seit sich ihm Linnewewer zu längerer Hilfe versagte und seit ihm in den gräflichen Wäldern ein Auge ausgeschossen war, hatte er begonnen, einige Morgen Ackererde — es kamen jedes Jahr neue hinzu — brachen und dreisken zu lassen. Es war auch das nicht gerade eine Ausnahme für die Zeit und Gegend, wenn es auch bei den meisten, die sich weniger ganz an ihre Leidenschaften gaben, nicht geschah. Kamp beschwichtigte sich selbst mit der Ruhe des Alternden.
Er dachte bereits daran, daß Dorte einen jungen Bauern auf den Hof bringen sollte. Einen Bauern natürlich. Indessen schien bisher keiner geneigt, sein immer mehr versinkendes Erbe Dortes wegen zu übernehmen. In der ganzen Gegend und über sie hinaus galt schon um diese Zeit eine Kuhbauernstelle mit einigermaßen geregelter Wirtschaft mehr als der nicht unbeträchtliche Hof, dem ein völliger Niedergang sicher schien.
Sonst spürte Kamp sein Alter nicht, als nur, wo es ihm ein Mantel war, mit dem er bedeckte, was ihm gut schien.
Die wilde Wachheit seines Blutes lebte manche Nacht. Um diese Zeit nämlich waren die Bauern dazu übergegangen, ihre eigenen Jagden, nachdem sie freilich arm geschossen und ausgeräuchert waren wie ein Wespennest, für ein paar Taler nach auswärts zu verpachten. Sie machten in jeder Beziehung das Geschäft bei diesem Handel. Das beste aber machten sie die Nächte im Gräflichen, das jetzt mehr als jemals ihnen gehörte. Kamp war immer noch der Verwegenste. Nur daß er lernte, mehr mit verschlagener List als mit dem alten, dummen, jungen Draufgehen sich zu geben. Mühsam genug unterdrückte er seine Wildheit. Aber er zwang sich doch, zu sehr Bauer, der einer Nützlichkeit — wie er sie erkannt — stets gehorcht.
Dorte lag eine große Sorge allein ob.
Sie hatte sie früh auf sich genommen. Sie trug sie nicht gerade freudig. Ihr Wesen war nie frauliches Hinnehmen gewesen. Aber sie tat ihr Werk, wie sie es nicht anders wußte, weil es so war und die Erde es forderte, in Saat und Ernte, in Nehmen und Geben. Jetzt aber warf sie sich mit vollen Armen in die Tage, eine Schwimmerin, die sich müde machen will.

Digitized by Google

Es blieb aber dennoch ein Überfluß in ihr. Johannes sah sie nicht. Sonntags ging sie in die Frühmesse. Sah sie ihn auf dem Heimweg im Trupp der anderen ankommen, wie sie zum Hochamt wollten, dann wich sie aus und lief mit schlagendem Herzen feld- und wieseein, um aber nach hundert Schritten schon zornig über die Torheit gegen sich selbst anzugehen.
Es ging an den ersten Grasschnitt.
Linnewewer hatte Kamp für eine Woche zugesagt. Eine lange Regenzeit hatte den Fluß gefüllt. Johannes war am Ufer nötig, das an vielen Stellen gefährdet war. Die Bauern hatten die Wiesen dort, obschon sie das schönste Gras gaben, in diesem Sommer zu Weiden gemacht, um den Tieren zu sichern, was sonst der Fluß vernichtet hätte.
Eines Morgens holte Dorte die Milch. Es war noch Zwielicht, und die Stimmen der Nacht sprachen über Fluß und Wiesen. Die Dinge waren noch nicht wesenhaft, die Laute noch nicht klar geworden, sie stellten nur die Schatten ihres Selbst in den Tag. Wenn ein Tier aus dem Buschwerk aufstob, ein Vogel verängstigt dem Versteck entflatterte, geschah es noch ohne Freude.
Mitten auf der Weide traf Dorte mit Johannes zusammen.
Wie aus dem Wasser gestiegen, stand er plötzlich vor ihr.
Sie erschrak und erglühte, ließ sich aber gleich unter dem Tiere nieder, es zu melken. Johannes kraute ihm den Kopf und tat ihm gut.
„Sie ist groß geworden," sagte er, „wir haben sie Maikrone genannt, Dorte, weißt du noch? Wir hingen ihr den Kranz um und hatten unsere Kinderfreude."
„Wir sind keine Kinder mehr."
Es kam beinahe hart und verweisend und schlug sein Erinnern tot.
Er erschrak vor ihrer Stimme.
Sie sah ihn nicht an. Sie lehnte den Kopf an den Leib des Tieres und verbarg sich ihm.
Da schwieg auch Johannes.
Er wußte nicht, was in ihr geweckt war. Er sah immer noch ein Stück Schwester in ihr. Nicht anders als schwesterlich und aus der jäh sich gebenden Fülle ihres immer eigenen, leidenschaftlichen Wesens hatte sein Kindertum das Spiel der letzten Jahre gedeutet.
Nun sie anders war, begriff er es noch nicht.
Dorte hatte schnell ihr Werk getan, schneller als zur anderen Zeit. Mit kurzgesprochenem Gruß ging sie dann die Wiesen hinab.
Ein Hartes war wieder in ihrem Schritt, der im Grase laut war. Mit dem Joch auf den Schultern ging sie hochaufgerichtet in die Tiefe, die noch ganz in gelbblauem Lichte des werdenden Tages wogte, das endlich eine blutigrote Sonne gebar.
Johannes arbeitete den Tag über dem Wasser im Boot. Er gab sich aber dem Werk nur halb. Er wurde es nicht los, wie Dorte gewesen war. Es rührte sein Blut, da er im Geiste noch einmal alles sah, jetzt in der Einsamkeit seines Tages und anders als im Zwielicht des Morgens.
Und wie zu seinen Gedanken der Fluß sein ewiges Rauschen sprach, Schilf und Strauch am Ufer den Wind spielen ließen und ein Vogel nahe über ihm klagend schrie, da kam über Johannes eine große Verlassenheit. Es war ihm, als sei er jäh in eine Tiefe gestürzt, als sei er ganz verloren und ausgestoßen, allein in der Welt. Stunden trug er diese grenzenlose Leere in sich, dann rief er sie aus. Wie

Digitized by Google

aber die Einsamkeit ihm seine Worte, die ihm unverstanden entströmt, deutlich machte, war es immer der Name Dorte.
Zu Mittag holte eine Magd die Milch.
Auch am Abend kam Dorte nicht.
In Johannes blieb die schmerzvolle Traurigkeit den ganzen Tag. Abends ging er unerlöst heim.
Er aß ein weniges und ging dann zur Möhne in die Kammer hinauf, denn er hatte einen Drang nach Menschen mitgebracht aus seinem Tag.
Die Möhne war die letzte Zeit von einem Augenübel befallen, das ihre Sehkräfte schon jetzt stark schwächte, für die nächste Zukunft aber die Gefahr einer völligen Erblindung befürchten ließ. Sie schien nicht allzu schwer daran zu tragen. Sie hatte immer schon das Zwielicht mehr geliebt als den vollen Tag und versank nun mehr und mehr in einer Dämmerung, die seltsam zwischen Tag und Nacht hing.
Als Johannes den Guten Abend bot, horchte sie auf, als erschrecke sie etwas.
Sie sagte aber nichts, sondern hieß ihn sich neben sie setzen.
Das Fenster der Kammer stand offen. Der Fluß stieg herauf. Im Gebüsch sang eine Nachtigall. Es war, als schwebe eine liebeselige Seele über den Wassern, in sie hinein die goldenen Tropfen ihres Liedes schüttend. Vom Nagelbaum im Garten schlug ein Duft auf, der den Ruch des Wassers süß durchdrang. Alles war in ein mildes Licht getaucht, das bläulich niederglitt.
Die Möhne ließ die sprechende Stummheit Johannes' zu sich reden.
Er aber ahnte es nicht, sondern saß und lebte dem Tage nach, der ihm ein Ungekanntes in die Seele gelegt hatte, das wie ein ins Wasser versenkter Stein eine nicht zu stillende Unruhe zurückließ.
Als es Schlafenszeit war, stand die Möhne auf, nahm Weihwasser aus dem Becken über ihrem Bett, besprengte Johannes und sagte:
„Hörst du den Donner, Kind, und siehst du die Blitze? Du kannst sie nicht vernehmen; denn sie wohnen noch in der tiefen Nacht. Ich aber sehe sie bereits auffahren und niederfallen. O Kind, Johannes, eine Wolke ist über uns, die ist voll Unheil, und Liebe und Haß sind in ihr."
Sie saß still versunken mit gefalteten Händen noch lange am offenen Fenster ihrer Kammer.
Die Nacht blieb wie der Abend ganz voll Bläue, Gesang und Duft. Himmel und Erde versprachen sich Frieden.
Johannes entsank in einen schweren Schlaf, der nach kurzem Wachen gewaltsam über ihn fiel. Er war die Mitternachtsstunden tief und leer. Gegen Morgen aber bebte in ihm eine große Unruhe wie brechende Fluten, schauernde Wälder, schreiende Tiere. Davon wurde er wach und stand gleich auf.
Draußen wurde es eben Tag. Er kämpfte sich aus der Nacht, aber Sturm und Verderben waren nicht in ihm. Es war wie gestern, nur etwa eine Stunde früher, als Johannes an den Fluß ging. Tiefer noch standen die Dinge in der Nacht, und unverstandener sprachen die Stimmen über Wasser und Gras.
Dorte war schon auf der Weide.
Sie hatte das Joch abgelegt, stand mitten und sah nach der Höhe zum Flusse hin. Unbeweglich stand sie da, groß und versunken. Sie mußte die Augen geschlossen halten.
Johannes kam aus der Tiefe und sah sie. Er lief ihr entgegen; als er ihr aber

Digitized by Google

nahe war, hielt er plötzlich. Da wandte sie sich um, als erwache sie aus einer Ferne, und ging auf Johannes zu, der sich in stockender Beklemmung näherte. Sie hatten sich die Hände gegeben, und nun fühlten sie eine Wonne in sich und lächelten sich an. Dann sagten sie ihre Namen, „Dorte" und „Johannes".
Plötzlich löste sich das Mädchen, schloß eine Weile die Augen, lachte ihn auf ihre alte Weise an und sagte, zwischen dem Schalk und dem Ernst erster Liebe spielend:
„O Johannes, bist du es? Ich hatte es beinahe vergessen!"
Da suchte auch er ihre Augen und lachte:
„O Dorte, bist du es? Ich wußte es fast nicht mehr!"
Dann wurden sie still und ernst wie von schweren Dingen, und nach einer Weile stummer Verhaltenheit fanden sie zum ersten Male ihren Mund in einem scheuen Kuß. Es währte nur eine Flüchtigkeit. Dorte riß sich los und lief, ohne einen Blick auf Johannes zu werfen, fort, die Wiese zurück, ließ Eimer und Joch und ging unter im Zwielicht.
Den Tag und die anderen kam sie nicht wieder.
Einen Mittag aber sah Johannes sie zu sich heraufkommen. Sie hatte wiederum Joch und Eimer abgelegt und kam leichtfüßig fröhlich.
Sie setzte sich zu ihm an die Böschung des Flusses.
Der Himmel stand in tiefer Unermeßlichkeit über dem Land. Hummeln trugen sich läutend über die Blumen, die hier, unerreicht von den Tieren, blühten.
Von Vögeln war es still. Sie huschten ohne Lied über das Wasser hin, das allein die Mittagseinsamkeit ausfüllte.
Dortes weiße Zähne lockten begehrlich zu Johannes hinüber. Den aber faßte plötzlich ein Schmerz.
„Dorte," bat er, und sein weißes Gesicht war ihr nahe, „du sollst nicht so sein, so nicht!"
Sie hatte die Augen geschlossen. Wie sie sie öffnete, standen sie voll Tränen. Da kam eine tiefe Traurigkeit über Johannes. Er griff ihre Hände und suchte ihren Mund. Dann lachten sie beide wie befreite Kinder, hielten sich an den Händen, waren wunschlos still, von sich und ihrer Nähe beglückt, und sahen dem Flusse zu, der durch den Mittag glitt. Es war glitzernd grüne Einsamkeit. Der volle Tag atmete um sie, wie sie ihm am Herzen lagen.
Die blökenden Tiere weckten sie aus ihrer Versunkenheit.
Als Johannes allein war, wünschte er sich, daß bald Nacht und Dunkel um ihn wäre. Die Helle trank Dortes Bild, das vor ihm zitterte wie ein Spiegel. Er arbeitete in dumpfer Hingebung bis in den grauenden Abend. Er vermied es heute, mit der Möhne zusammenzutreffen. Während sie unten murmelnd betete, lag er wach und glaubte, mit Dorte in eine dunkel aufgerissene Tiefe zu entgleiten.
Die anderen Tage war der alte Linnewewer wieder mit am Wasser.

*

Sie verlegten das Arbeitsfeld in eine andere Gegend. Sie lag weiter abseits von den Weiden. Ein Wäldchen zog sich dort bis an den Fluß hin, die Lawer genannt. Hier hatten die Wellen bei der letzten Flut übel gebrochen und dem Baumbestand beträchtlichen Schaden zugefügt.
Eines Morgens — es war die gewohnte Frühe zwischen Nacht und Tag —, als sie auf dem Boot den Fluß hinabfuhren, saß der Alte wieder geschlossenen Auges,

Digitized by Google

mit seherisch gehobenem Gesicht, indes seine Hände im Wasser glitten und sein Mund dunkle Worte sprach.
Plötzlich netzte er mit beiden Händen seine Stirn und erwachte.
Sein Gesicht war wie grabentstiegen und furchtbar vom Grauen zerrüttet. Nur langsam und zuckend sänftigte es sich an dem milden Licht der Wirklichkeit.
„O Vater," rief Johannes und hielt die Ruder stockend, „wo bist du gewesen? Du warst nicht mehr bei uns auf Erden!"
Die Stimme, geschrieen und doch angstgepreßt, weckte Linnewewer vollends.
Aus dem Schmerz seines Gesichtes rang sich ein Lächeln. Aber es blieb nur gehaucht. Er sah Johannes an, als müsse er seine Gestalt trinken. Etwas unsäglich Wehes war in diesem Blick, der aus gefüllten Tiefen kommen mußte. Dann sagte er, während sie langsam auf der Tiefe hinglitten:
„Ich war nicht auf Erden; du hast es recht gesagt, und ich war doch auf Erden."
Johannes sah ihn mit großen und ängstlichen Augen an.
Der alte Kripper merkte, daß er unverstanden war, und sprach, während seine Stimme aus der Ferne zurückkehrte:
„Du bist kein Kind mehr, Johannes. Mir ist, du seiest diese letzten Tage, wo ich nicht bei dir war, um viele Jahre älter geworden, und wie du vor mir sitzest, bist du ein Mann."
Er maß ihn mit durchdringenden Augen. Johannes ertrug seine Blicke nicht, sondern wandte sich ab.
„Eine Macht ist über dich gekommen", sagte der Alte mit leisem Weh in der Stimme, „wie ein Sturm über die junge Saat. Und da will ich dir sagen in dieser Stunde, da noch nicht Mensch wach ist und Tier, sondern nur wir vom gleichen Blut, daß ich so bin wie die Ahne. Was hat dir die Möhne von ihr gesagt?"
„Daß sie rückwärts in die Zeit und vorwärts sehen konnte", sagte Johannes wie unter einem Zwang. Aber er wagte immer noch nicht, auf- und den Vater anzusehen; denn er hatte Furcht vor seinem Gesicht.
Mit weißem, leerem, in die Ferne nach Aufgang gewandtem Gesicht saß der alte Kripper.
„Vater", sagte Johannes endlich. Es war ein ausgestoßener Schrei.
Da streckte Linnewewer beide Hände von sich, wie wenn er etwas wehren wollte.
„Frage nicht," sagte er bittend und ganz in Angst, „frage nicht, was ist. Du würdest mir die Seele ausreißen."
Es war eine Stille wie zwischen Toten. Johannes rührte die Ruder nicht.
Tief gebeugt saßen beide. Langsam trug das Boot sie durch das Zwielicht.
„Gott behüte dich, Sohn Johannes," sagte dann der Alte, und ein Zittern schlug seinen schmächtigen Leib, „daß deine Augen eine Binde haben alle Tage deines Lebens. Ich aber sehe. Ich sehe —"
Er saß wieder hochgereckt mit zurückgewandtem Gesicht und geschlossenen Augen ganz entrückt da.
Sie mußten über größere Tiefen fahren; denn das Wasser sprach geheimnisvoller und dunkler.
„Was siehst du?" fragte Johannes in großer Angst.
„Es steigt aus der Tiefe", er sagte es wie ein oft gesprochenes Gebet mit leichter singend hoher Stimme, „und fällt aus der Höhe und ist nicht Tag und nicht Nacht. Bohnen aber liegen auf der Tenne gebreitet, und der Flegel hängt an der Wand. Blätter wie Blut sind auf die Spreu gefallen. Und ist eine Flut —"

Digitized by Google

Johannes vergrub den Kopf in die Hände, als wolle er nichts sehen und hören. Er betete laut in die Worte des Alten. Mit rasenden Stößen jagte er nun das Boot auf dem Wasser hin, der Arbeitsstätte zu.
Erst als sie festen Boden unter den Füßen hatten, die Sonne über die Erde hinjauchzte und alle Dämmernis vertrieb, fanden sie Ruhe an ihrem Werk, das sie wie alle Tage ergeben still taten, während die Einsamkeit wieder um sie atmete, schwer, voll Leben und Geheimnissen.
Johannes trug nicht leicht an den Erlebnissen dieser Zeit.
Unter dem Sturm der Liebe, der über ihn hingebraust war, wurde er still wie ein Baum am Abend.
Des Vaters nun gedeutetes Wesen machte ihn noch stiller. Er konnte, wenn er die Ruder schlug, morgens und abends, sie plötzlich ruhen lassen und in das Wasser sehen, als müsse er eine Tiefe erbohren. Flog ein Vogel über ihm, fuhr er erschrocken und bleich auf aus der Arbeit, als habe eine unsichtbare Hand ihn getroffen. Schlug eine Welle voller und unverständlicher in einem Kolk und Strudel auf, dann kam eine geheimnisvolle Unruhe über ihn.
Wann würde Licht in die Dunkelheit des Vaters kommen? Was würde an Unheil geschehen?
Er fragte es sich ganze Tage und fand keine Antwort.
Bohnen lagen wintertags zum Drusch auf allen Tennen weit im Lande. Flegel hingen auf allen Deelen. Blätter wie Blut sollten niederfallen? Blut aus eines Menschen Wunde, die der Flegel geschlagen? Und dann sollte es den Vater treffen und ihn selber? Er hatte einmal von der Flut gesprochen, die darauf kommen würde und die ihr Mund nicht austrinken könne ...
Sonntags, wenn Johannes dem Wasser fern war, ward ihm leichter.
Er war dann meist auf dem Kirchwege mit Dorte zusammen.
Aber es war eine Scheu über ihn gekommen, mit ihr allein zu sein. Sie hingegen hielt nur mühsam ihr Gefühl zurück.
Eines Sonntags um die Getreideernte trieb es Johannes aus der Kirche, obschon sie nur zur Hälfte mit dem Hochamt fertig waren. Etwas in ihm gebot, und er mußte gehorchen. Die Unruhe lebte den ganzen Tag in ihm und warf ihn, wie der Sturm den Vogel, durch schwankende Ungewißheit.
Anderen Morgens und den Tag über am Wasser hatte er in sich das sichere Wissen, daß etwas geschehen würde.
Der Tag war schwer und schwül gewesen. Jetzt am Abend türmten sich Gewitterberge auf und mauerten den Himmel zu. Der Fluß wurde ängstlich wie eine Herde, die sich aneinanderdrängt und zur Flucht stößt.
Johannes war in die Wiesen, wasserhinab, gegangen, ein Bündel Weiden zu schneiden. Der Alte trieb einen letzten Pfahl ein. Als er zurückkam, fand er das Boot leer, den Vater aber etwa hundert Schritt die Lawer entlang über das Wasser gebeugt, spähend wie über einem Gefäß, dessen Grund er sehen müsse, die zuckenden Hände auf dem Rücken verkrampft
So mußte die Ahne gestanden haben, wenn es sie vom Lager aufriß und an den Fluß trieb.
Johannes war auf sein Weidenbündel gesunken und harrte der Erlösung.
In das Dunkel des Himmels, der tiefer und drohend hing, schoben sich gelbe Laken. Vögel flogen niedrig und verängstigt und suchten nach einem Schlupfwinkel. Durch die Gräser lief ein Zittern, sprang auf die Weiden am Ufer über,

Digitized by Google

die es den Eichen und Buchen gaben, und bald war die ganze Lawer voll Unruhe.
Immer drängender schien der Fluß zu werden.
Plötzlich bückte sich Linnewewer. Er griff mit beiden Händen, als wolle er etwas heben. Dann hielt er die leeren vor die Augen, schüttelte sie, als wundere er sich, daß sie nichts gefaßt hatten, reckte sich und sagte, wie aus einem Traum gestiegen:
„Die Holzschuhe — zwei Holzschuhe standen am Wasser."
Gleich aber, als er Johannes sah, wurde er völlig wach.
„Laß uns gehen," sagte er und griff die Hand des Sohnes, „die Blitze sind über uns."
Sie gingen über die Wiesen und sahen sich nicht um.
„Was war es mit den Holzschuhen?" fragte Johannes, als sie bald zu Hause waren.
Linnewewer trat dicht an ihn heran. So dicht, daß sein Kopf an Johannes' Schulter lag. Während sie wieder gingen, jetzt aber langsam, als suchten sie einen Weg über eine Untiefe, sprach der Alte unaufhörlich und leise murmelnd Worte zu Johannes, die kein Mensch vernehmen konnte.
Vögel, die vor dem Gewitter flohen, waren mit ihren Flügeln dicht über ihnen.
Die Unruhe in Gras, Büschen und Bäumen wurde heftiger. Der Fluß rauschte stärker, und die ersten Blitze fielen.
Die Nacht, die diesem Abend folgte, war Neumond. Tage schon rang er um sein gerundetes Licht, aber er konnte seinen Kreis nicht füllen.

Spiel und Liebe

Als die Felder abgemäht waren, übte ein Reiterregiment in der Gegend.
Es waren Kürassiere aus einer nicht fern am Unterlaufe des Flusses gelegenen Stadt.
Sie bezogen für ein paar Tage Quartier in den Dörfern und Bauerschaften. Auf Kamps Hofe lagen ihrer vier. Alles derbgesunde Kerle, vom Bauernblut des Landes zumeist, die in einigen Wochen in die Heimat entlassen wurden. Diese Erwartung füllte ihre letzten Tage, besonders die freiheitlichen in der entlegenen Laake, mit einem drängenden Übermut aus. Dorte und was sonst einen Schürzenzipfel trug, hatte sehr ihres Weges zu achten und konnte es doch nicht hindern, daß auf allen Schritten Locken und Lachen und Werben um sie war.
Einer war unter den vieren, ein hochgewachsener, schwarzer Mensch, den sie den „langen Christ" nannten. Er hatte ein Paar selten zwingende Augen im Kopfe. Sie waren von einem tiefen Grau, das stechend wirken mochte, wenn sie etwa einen Gegner trafen oder ihren Willen mitteilen wollten. In der Ruhe entbehrten sie nicht eines warmen Glanzes und einer gewissen Tiefe. Aber auch dann verleugneten sie nicht den stummen, steinernen Willen, der hinter ihnen in der tiefsten Wesenheit dieses Menschen lebte.
Er war nicht, wie seine Kameraden zumeist, aus heimischem Bauernstand — er sollte von irgendwo hergelaufen sein. Er selber sagte und lachte spöttisch grimmig dabei: der Esel habe ihn aus der Wand geschlagen. Trotzdem fürchteten sie ihn alle. Er war bei seiner sehnigen Länge von einer unglaublichen Kraft, die ihn zu Respekt gebracht hatte, als er einst einen Bauernprotz, der ihn hänselte, zwei Pferdelängen durch den Stall schleuderte, daß er wie ein voller Sack hinplatzte.

Digitized by Google

Am letzten Tage — es war Sonntag und Ruhe — hatten die Reservisten der Bauerschaft auf Kamps Deele einen Tanz veranstaltet. Die paar Mädchen der Laake, angezogen von dem farbigen Tuch, fanden sich ein. Dorte konnte nicht fernbleiben, ja, sie war die eigentliche Königin auf diesem sonst durchaus nicht königlichen Feste.

Das Klirren der Kuhketten, das Blöken und Wiehern des Viehes, das seitan in allen Ställen stand und neugierig die Raufenklappen hob, mischte sich grelltönig in das Gedudel der Ziehharmonika.

Dorte flog von einem Arm in den anderen. Aber der lange Christ wachte mit Eifersucht darüber, daß es zumeist der seine war. Es war nichts lebendig in Dorte als das Schwingen ihrer Jugend, das sich im Tanze auslebte. Christ aber hielt sein Begehren nach ihr nur mühsam zurück.

Als Dorte ihn einmal ausschlug, kam er zum anderen Male wieder mit einer nur schlecht verhohlenen Finsternis im Gesichte. Er zwang sie in die wilde Gewalt seines Tanzes. Sie fühlte, wie etwas Unheimliches von ihm ausging. Es war ihr, sie müsse sich losreißen und fliehen — plötzlich aber, während der Wirbel toller kreiste, kam etwas wie eine süße Ergebung über sie. Sie hatte nun das Gefühl, als sei der da Johannes, als spränge sie mit ihm in einem aufgelöst unendlichen Jubel.

Sie erwachte von einem heißen Mund, der ihr nah war.

Da stieß sie den Soldaten wie einen anspringenden Hund zurück und entwich auf den Hof.

Am Heck veratmete sie und kühlte sich in der Abendluft. Sie bebte noch vor Zorn. Sie schüttelte sich, als müsse sie etwas abwerfen, dann wollte sie ins Haus zurückkehren, gleich in ihre Kammer hinauf. Da aber stand er plötzlich wieder vor ihr, lautlos schien er gekommen.

Er scherzte, und seine Stimme war ruhiger, als Dorte erwartet hatte.

„Das Täubchen ist ausgeflogen — allein in die Nacht", sagte er, und ein leiser Hohn war dabei.

„Was geht's Euch an?" fragte Dorte, mehr von seiner Ruhe als von seinem Spott bedrängt..

„Nichts anders, als daß ich's behüten will in der Dunkelheit", sagte er und war ihr nahegekommen.

Nun schütteten seine Augen eine zwingende Gewalt über sie aus.

„Weißt du," sagte er, „Deern, daß ich mich dem Bauern als Knecht vermacht habe, wenn ich frei bin? Wird ein schönes Leben werden, wir zwei immer zusammen —"

Er wollte den Arm um sie legen und sie küssen.

In Dorte aber war etwas wie in einem Tier, das die Liebkosung als Züchtigung nimmt und sich wehrt. Sie kratzte und spie und wußte nicht, was sie eigentlich begann. Ehe sie sich klar wurde, war sie frei von ihm und auf dem Hillweg, allein in der Dunkelheit des Abends.

Johannes! Sie hatte ihn lange nicht gesehen, kaum noch die Sonntage, auch heute nur mit einem Blick. Oh, ihr Johannes, was sollte sie hier warten und dem da wieder in die Arme laufen? Konnte er nicht plötzlich wieder aus dem Dunkel tauchen? Sie würden es nicht lange in der Nacht dort treiben; denn früh um viere mußten sie fort . . . Sie wollte zu Johannes in das Kripperhaus.

Sie schlug den Weg dahin ein, und sie lachte, wie sie es dem Langen gegeben hatte!

Digitized by Google

Der Abend war still und ohne Sterne.
Die Bäume hoben sich in ungeheurem Schwarz, vom Dunkel ins Riesige gesteigert, in den lautlosen Himmel. Dortes Lachen verstummte plötzlich. Es lag eine Hoffnungslosigkeit in dem dunklen Schweigen, die wie eine Hand nach ihr griff. Von der Deele wehten jetzt ein paar schrille Töne herüber, die sich aber schnell in der Stille verloren.
Sie war bald am Kripperhaus.
Der Fluß war unruhig und wie in seinen Tiefen aufgewühlt, trotzdem alle Winde schliefen. In der Stube drinnen duckte sich das betende Gemurmel von Stimmen, wie ein Rauch, der nicht hochkommen kann.
Sie hörten nicht auf zu beten als Dorte eintrat.
Ohne Gruß kniete sie zu ihnen in die Ecke, wo an der Wand ein altes rauchgeschwärztes Kreuz hing, das ein vertrockneter Kranz von Strohblumen wehmütig umrahmte. Die Möhne hatte die Ellbogen auf die Bank darunter gestützt. Ihr weißes Gesicht lag auf den Händen und sah mit schmerzlicher Verzückung zu dem Bilde auf. Es war, als wolle sie den Gekreuzigten vom Holze niederreißen in ihr Gebet. Der alte Linnewever und Johannes knieten zurück. Sie lagen auf dem blanken Boden mit aufgerecktem Oberkörper gleich Büßern, die sich strafen wollen.
In Dorte war keine Andacht. Ihr war, als flöge sie noch im Tanze, als ständen zwei Augen über ihr, die sie in ein Unbestimmtes zwingen wollten, als suche der heiße Mund ihren.
Sie wollte rufen, ihr Herz war voll Not. Johannes wollte sie rufen.
Aber da fand sie sich zurück und sah sich auf den Knien liegen, während das murmelnde Beten wie ein trostlos klagendes Weinen über sie hinging. Und Johannes war ihr nahe — und doch so fern, wie die Erde von den Wolken ist. Das Gebet war zwischen ihnen — Gott! So fühlte sie es. Die Hoffnungslosigkeit, die vom Himmel gefallen war, als sie unter den Bäumen ging, legte sich wie ein Mantel um sie.
Als sie sich endlich erhoben, war die Möhne sehr erstaunt, Dorte in der Stube zu sehen.
Sie tastete ihr mit langsamer Hand über das Gesicht, wie sie es immer tat, seit sie blind war und sagte, während noch die Erdenfremdheit von dem Beten aus ihrer Stimme klang:
„Dein Gesicht ist wie eine Flamme, Kind. Ein Sturm hat es angeblasen. Oh, es streicht viel Wind über das Feuer hin in diesen Zeiten, und große Brände sind ausgebrochen. Das Wasser muß alles löschen wie bei den Sieben. Aber setze dich, Kind, denn es war ein langer Tag mit weiten Wegen!"
Sie saßen an dem weißen Tisch, auf den eine qualmende Lampe einen spärlichen Schein warf.
Die Uhr an der Wand riß schwerfällig und hart ein Stück nach dem andern aus der Zeit und warf es in die Ewigkeit. Es war, als sänne jeder in der Kammer dem Vergangenen nach. So still war es.
Johannes saß Dorte gegenüber. Sie konnte sehen, wie sein Gesicht anders geworden war die letzte Zeit. Ein Messer hatte dort geschnitten. Seine Augen waren mit Verlorenheit gefüllt.
Da schoß Dorte ein Groll auf, daß sie so waren.
„Wir haben getanzt," sagte sie, und es klang wie eine Freude, „den ganzen Abend haben wir getanzt."

Digitized by Google

Sie antworteten ihr nicht. Das Schweigen traf Dorte wie ein aufreizender Schlag. „Ich hab' am meisten getanzt", lachte sie jetzt, aber es klang wie trotziges Weinen, „und der lange Christ —"
Nun war es heraus.
Johannes sah stumm über sie hinweg. Der Alte saß und hatte die Augen geschlossen. Die Möhne hielt Dortes Hand, streichelte sie und murmelte Unverständliches dazu, das ein dunkeltiefes Singen, aber auch wieder Beten sein konnte.
„Der lange Christ," fuhr Dorte heftiger fort, „das ist einer, der schwingt die Mädchen wie ein Bündel Weizen!"
Sie machte Johannes ihre kleinen Augen und zeigte ihm ihre Zähne. Aber gleich gab sie es auf, als schäme sie sich.
Der alte Linnewewer war aufgestanden und sagte:
„Morgen bei der Lawer, Johannes", damit ging er hinaus in die Kammer, die seitab zur ebenen Erde lag. Plötzlich sprang auch Dorte auf, rüttelte Johannes, sah ihn blitzenden Auges an und stampfte mit den Füßen auf.
„Du sollst mit mir tanzen!" schrie sie von Sinnen, „hier in der Stube, du!"
Johannes sah sie an, als erblickte er sie jetzt erst. Eine unsägliche Traurigkeit war in seinen Augen.
Die Möhne griff ihre Hände wieder, streichelte sie, zog sie an ihre Seite und sagte: „Das Wasser wird alle Glut kühlen, und zum Tanzen ist keine Zeit, denn wir müssen geduckt stehen. De Welt is di gram, sangen die Sieben und waren schon tief, tief in der Schauernis."
Da ließ sich Dorte auf den Tisch fallen, warf den Kopf auf die Arme und schüttelte sich im Weinen.
Johannes war in sich zusammengesunken. Er saß und regte sich nicht.
Die Lampe verlosch mit hörbarem Hauch. Es wurde ganz dunkel in der Stube. Nichts war darin als das hilflose Weinen Dortes.
So blieb es eine Weile. Plötzlich erhob sie sich und ging zur Tür hinaus, hart und ohne Gruß.
Johannes stand gleich auf und schritt ihr nach. Als er aus dem Hause war, sah er nichts mehr von ihr. Auf dem Hillweg glaubte er ihren Schritt zu hören, wie sie eilig lief. Gleich aber war es gänzlich still, als habe die Erde sie getrunken. Es war immer noch lastende Dunkelheit, die gleich einer Mauer stand.
Johannes überlief eine heiße Angst. Er flog den Weg hin, den sie genommen haben mußte. Das Dunkel hemmte ihn nicht. Er rief ihren Namen. Es kam keine Antwort. Jetzt war er dort, wo der Zuweg zu Kamps Hofe abbiegt. Da stand er und wollte warten, bis sie kommen würde.
Sie kam nicht.
Auf der Deele drüben quiekte immer noch die Ziehharmonika.
Dorte konnte nicht zu Hause sein.
Er wollte warten.
Er stand lange. Endlich trieb ihn die Unruhe wieder zurück.
Es war heller geworden am Himmel. Die Baumkronen hoben sich schon schärfer von der Finsternis ab, die, ein träges Tier, immer noch am Boden lag. Der Mond mußte kommen. Eine über den Bäumen sichtbare Wolke schien ihn herzutragen. Plötzlich entsprang er, einem Krieger gleich, aus dem Versteck und warf seine blanken Speere. Nun wuchsen die Hecken zu beiden Seiten des Weges aus dem Nichts wie neu geworden auf. Durch sie hindurch schimmerten die Wiesen silbern und bläulich.

Digitized by Google

Da schlug in Johannes der Gedanke auf, daß sie dort sein könne, am Wasser. Vor ein paar Wochen noch, ehe er in die erhellte Dunkelheit des Vaters sehen durfte, waren sie da zusammen gewesen, und der Himmel schien auf ihre Erde gekommen. Wie lange lag ihm die Zeit zurück, wie tief versunken in Vergangenheit; Johannes eilte, von seinem Ahnen getrieben, auf die Weide. Er durchschritt sie ganz bis zum Flusse. Da lief zum Schutze der Tiere ein Zaun am Ufer hin. Auf dem Heck saß Dorte, stumm, groß in das Licht ragend, dem Wasser zugewandt. Er rief ihren Namen.

Sie antwortete nicht. Sie saß reglos wie Stein und sah in das Wasser.

Sie hatte leblos große Augen. Johannes sah es entsetzt, als er ihr nahe war.

„Dorte," sagte er, „die Nacht ist tief, ich will dich heimbringen."

Er mußte sie von ihrem Sitze heben. Sie war kalt von der Nachtfeuchte. Er mußte sie fast tragen, die ganze Wiese hinunter. Sie schwieg wie tot, und auch Johannes fand kein Wort. Er fühlte, daß sie warte, von ihm mit Liebe geweckt zu werden. Aber sein Wesen war wieder in eine Dunkelheit entglitten, die er nicht verscheuchen konnte. Er trug sie stumm aus dem Rauschen des Wassers auf die Straße. Als sie schon dem Hofe nahe waren, schlug Dorte mit einem Male die Arme um Johannes.

Johannes erwiderte ihre Küsse nicht.

Plötzlich hielt sie inne, ließ die Hände von ihm abfallen und sagte mit ganz anderer Stimme, schmerzvoll und tief:

„Johannes!"

Dann aber zerschlug sie seine Antwort. Sie rüttelte ihn und überschüttete ihn mit Blitzen ihrer Augen und rief:

„Du sollst gehen — du — geh!"

Johannes sagte, und es war ein Hauch, der sich in Stummheit verlor:

„Du kannst es nicht wissen, aber mit mir ist es anders geworden."

Sie zerbrach gleich wieder sein Wort mit einem Schrei, der wie ein Schlag war:

„Du sollst gehen!"

Dann wandte sie sich und lief eilig und ohne sich umzusehen auf den Hof. Dort war es völlig stille geworden, und kein Licht brannte mehr.

Dorte schlief erst, als am Morgen die Unruhe sich legte. Sie hörte endlich, wie Wiehern und Hufschlag ferner klangen und sich dann ganz in der Richtung zum Kirchdorf verloren.

(Fortsetzung folgt)

*

Auf der Schwelle

Gedichte von Sophia Steinwarz

Warum, warum, ach, hast du mir genommen
Der Erde Glanz; warum geh ich auf Wegen,
Die keiner geht, so rauh und ohne Segen?
Und soll mir nimmer die Erlösung kommen

Von aller Pein? So fragte ich beklommen.
Doch in der dunklen Seele war ein Regen,

Digitized by Google

Ein neues Leben und ein zart Bewegen,
Und in der Tiefe ist ein Licht entglommen:

Dies Licht war schwach noch, doch von hellerm Brennen,
Als je ein irdisch Licht der Welt geleuchtet,
Und es hat sie und ihren Schein verdunkelt.

In seinem Glanze durfte ich erkennen,
Daß sich um Schattenglück mein Aug' gefeuchtet,
Und daß die wahre Welt verborgen funkelt.

*

Und als ich dich, du höchstes Gut, erkannte,
Da durft' ich auch mit deinen Augen schauen
Die Schönheit dieser Welt, es wich das Grauen,
Wenn ich voll Liebe deinen Namen nannte.

Und wie der Sonnenblume Kelch, so wandte
Ich mich zu dir in seligem Vertrauen,
Der Licht und Leben läßt herniedertauen
Und meiner Seele seinen Frieden sandte:

O heilige Stille, die mein Herz durchdrungen
Und groß und glänzend machte alle Dinge,
Geheim durchglüht von deiner Göttlichkeit.

Hier schwieg der Kampf, es war der Haß bezwungen,
Und ich durchflog dein Reich auf goldner Schwinge
Im ewigen Licht, weit über Raum und Zeit.

*

Auf Bergeshöhen sah ich Feuer brennen,
Ein reiner Flammengruß dem Höchsten droben,
Und selig hat er meinen Geist erhoben:
Da ließ er mich zum erstenmal erkennen

Die Mächte und die Kräfte, die ihn nennen,
Die schaffend, wirkend seinen Namen loben —
Und Wahn und Qual vor seinem Blick zerstoben,
Und seine Güte mußt' ich laut bekennen.

Er ließ mich schauen Ursach', Zweck und Ende,
Zusammenschließen hell' und dunkler Ringe,
Und göttlich tiefen Sinn der heißen Schmerzen.

Und heilig, heilig waren diese Hände,
Die webten Schicksal, Tod und alle Dinge —
Und auch den Trost in meinem dunklen Herzen.

Digitized by Google

Holofernes

Dramatisches Spiel in 3 Aufzügen von L. J. M. Feber

Dritter Akt

Holofernes: Willkommen zum Kriegsfeste! Nehmt Platz! Die wichtige Stunde ist da, die die Assyrer auf den Gipfel ihrer Macht führen soll. Ich trinke auf Assyrs Macht.
Charaxes (Feldherr): Unser Feldherr führt uns ohne Zaudern und fest entschlossen zu übermenschlicher Macht. Heil dem Feldherrn! Heil Assyr!
Sargon (Priester): Zu übermenschlicher Macht? Sprich doch dieses schicksalsschwere Wort nicht aus, Charaxes.
Arbazes (Feldherr): Assyriens Allmacht? Mir schwindelt fast.
Holofernes: Der Erde höchstes Glück wird uns morgen zuteil. Wir werden einzig dastehen in unserer Macht! Wir werden sein wie Götter!
Sargon: Fordert Baal nicht heraus! Mir erscheint Baals Schweigen drohend und entsetzlich!
Arbazes: Wie Götter — und dann? Was wird aus dem Abgrunde Baals gegen uns auftreten?
Holofernes: Fragt nichts — erschreckt nicht. Feiert das Fest eurer Übermenschlichkeit wie Götter. Einen Tanz lasse ich euch vorführen: Assyriens Größe und sein Heiligtum. Sargon, segne den Tanz unseres heiligen Kriegsfestes.
Sargon: Nun in diesem Augenblicke, da ich empfinde, daß das Schicksal sich wendet, einen Tanz auf Astartes geweihter Erde? Ich beschwöre dich, befiehl es nicht; denk' daran, was Baal mir zeigte.
Holofernes: Astarte ist den Helden wohlgesinnt. Ich befehle den Tanz. (Er gibt einen Befehl.) Flehe zu Baal um Segen.
Sargon: Erhabener Baal, erbarme dich Assyriens.
Holofernes: Sehet zu, denket nicht nach, sondern begehrt und wollet! (Auf der Bühne tanzen assyrische Frauen.)
Arbazes: Der Tanz ist schön, würdig der treuen Assyrer. Warum nur kommt er mir so unheimlich vor? Einen schöneren Reigen sah ich nie; warum denn macht er mich erzittern? Wehe, Sargon — deine Erscheinung!
Charaxes: Der Tanz ist gut, wunderbar und lieblich, sehet euch zurückversetzt in Assyrs schönes Land; sehet das Wehen der Palmen in Assyriens Ebene, sehet die Lianen sich schlingen von einem starken Stamme zum anderen in den Wäldern Assyriens.
Arbazes: Es ist schön, zu schön, ein lichter Anblick, groß und hehr sind Assyriens Frauen, schön wie der Reigen von Helden. Schön sind sie wie die Frau Astarte, die die stürmenden Krieger anführen. Dunkel und drohend treten die einzelnen Reihen heran. Wehe! das Gesicht; Feldherr, treibe doch kein Spiel mit den Offenbarungen Baals.
Charaxes: Breit und mächtig ist der Tanz; er hebt an wie der Sturm in den Gebirgen Assyriens.
Arbazes: Der Tanz ist unaussprechlich, ich fühle in seinem schweren Gang etwas Verhängnisvolles für uns.
Charaxes: Um einen geheimnisvollen Mittelpunkt schließen sich die Reihen.
Arbazes: Es ist das Geheimnis, was da kommen soll! Sargon, es ist ein Totentanz; einen Totentanz hast du in deiner Vision gesehen.

Digitized by Google

Holofernes: Es ist gut! Arbazes verharre in seinem Schrecken, Sargon in seinem Zittern. So gehen wir einsam, aber triumphierend in unsere höchste Glorie ein.
Sargon: Der Geist Baals hat Macht über mich. Beendige den Tanz.
Holofernes: Wer ist diese, die da erscheint wie eine Göttin inmitten einer betenden Volksmenge?
Charaxes: Es ist eine jüdische Frau, die sich gefangen gab.
Arbazes: Die, welche einer Göttin glich, Feldherr, wende ab deinen Blick, bedecke dein Angesicht vor dieser Versuchung.
Holofernes: Sie muß die Schönste ihres Volkes sein; denn vor ihrer Schönheit erblassen die Frauen Assurs. Bei Astarte, sie ist schön wie Astarte selbst! Ich wünsche, daß sie allein einen Tanz vorführe.
Sargon: Das ist nicht gut. (Plötzlich entsetzt er sich und spricht erschreckt wie zu sich selbst:) Wehe, Baal lüftet den Schleier des Geheimnisses: wehe, o Baal, verhülle in Dunkel dieses Verbrechen! (Zu Holofernes:) Es ist entsetzlich, was Baal mir offenbart. Wünsche ihren Tanz nicht, wende ab dein Angesicht, verscheuche dein Begehren.
Holofernes: Ich kehre nicht um! Das Entsetzliche ist meine Lust. Ich will ihren Tanz; sie ist übermenschlich, schön wie eine Göttin.
Arbazes (zu Sargon): Sprich deutlich und erkläre dich über das, was Baal dir verkündigte. Bezwinge den Feldherrn mit Baals Schreckgesichtern, damit er doch weiche.
Holofernes: Das wäre eine Herausforderung für meinen größten Mut.
Sargon: Es ist zu furchtbar. Baal macht mich stumm. Feldherr, habe kein Verlangen nach dem, was den Göttern gebührt.
Holofernes: Ich will ihren Tanz. (Auf Holofernes Befehl ziehen sich die Tänzerinnen nach dem Hintergrunde zurück. Judith tanzt allein. Sargon wendet sich vor Abscheu um. Noch einmal verlangt Holofernes der Judith Tanz. Sargon verläßt verzweifelnd die Bühne.)

Vierter Auftritt

Holofernes: Heil, Heil dir, Astarte! Trinkt, trinkt mit mir, ihr Krieger, auf Astartes Wohl! (Sie trinken.)
Charaxes: Heil der glücklichen Göttin! Krieger, trinkt von dem ewigen Quell der Lust.
Holofernes: Alle Gelüste erscheinen zu einem wilden Reigen nach Astartes Takt und Melodie. Ein Feuer entloht ihrem bannenden Tanze.
Charaxes: Aus einem Himmel sinnlicher Gelüste ist sie herabgestiegen. Bis zu einem Himmel aller Gelüste tanzt und bringt sie selbst die stärksten Krieger.
Holofernes: Astarte kommt selbst, um ihren Helden zu begrüßen! Astarte wird ihren Held empfangen. Draußen sterben sie an den Kreuzen; in die Nacht hinein lodert das brennende Land; hier in unserm Zelte hört man der Assyrer Lust und Lachen; hier in unserm Zelte wollen wir allein sein, allein der Held mit der Göttin. (Als der Tanz Judiths beendigt ist:) Man führe sie an meine Seite. (Inzwischen meldet ein Hauptmann dem Charaxes verdächtige Vorgänge vor dem Lager: „Ich sah Schatten, weit entfernt, unten im Tal, wie wenn die Waffen einer großen Volksmenge im Mondschein funkelten." Holofernes, entzückt von Judiths Schönheit, hat von dem Gespräch nichts gehört.)

Fünfter Auftritt

Holofernes: Ich heiße dich willkommen, dein Tanz war schön, dem Helden war es eine Lust.

Digitized by Google

Judith: Vermochte mein Tanz, den Helden zu ehren? Das wäre für mich ein zu großes Glück.
Holofernes: Die Götter haben dich gut geführt. Eine Schönheit wie die deine ist Assyr verheißen.
Judith: Also gelang es mir, den Assyrern zu gefallen; nun ist mein Leben gut. So laß mich wieder gehen.
Holofernes: Du bist mir höchste Lust und tiefste Lebensfreude. Bleibe!
Judith: Der Held der Assyrer wird bald eine größere Schönheit finden, als die meine ist. Laß mich gehen. Der Held strebe weiter, einem würdigeren Ziele zu.
Holofernes: All mein Gelüsten und Begehren geht zu dir allein.
Judith: Ich bin unwürdig. Meine matte Schönheit verschwindet neben dem Glanz deines Heldentums. Weiter strebe der Held! Laß mich gehen.
Holofernes: Nein, nie und nimmer. Du, Abgesandte der Astarte, bleibe, du, Astartes Ebenbild, deren Liebe der Helden größter Lohn ist.
Judith (verwundert): Astarte?
Holofernes: Bleibe! Ich liebe dich, so wie der König der Assyrer die Göttin liebt, an dem einen Tag der Sonnenwende, auf der höchsten Terrasse von Baals Tempel.
Judith: Du bist imstande, an mir, einer schwachen Frau, Gewalt zu üben. Doch lasse mich; was bin ich mehr als viele andere meines Geschlechtes?
Holofernes: Du gleichst der Göttin, ich will dich besitzen, ich verlange nach dir!
Judith: Ist's möglich, daß ich den Helden der Assyrer blende?
Holofernes: Göttliche Frau, trinke mit mir auf Assyrs Wohl. Dein Trunk bedeutet etwas Gutes. (Sie trinken.) Heil dir, o Baal!
Judith: Heil der Gottheit!

Sechster Auftritt

Charaxes und ein assyrischer Krieger.

Krieger (eintretend und schnell Charaxes ansprechend): Der Hauptmann fleht dich an, schnell das Festgelage zu beenden. Ihr Fußvolk ist schon bis zu den Schanzen vorgerückt.
Charaxes: Treibe sie zurück!
Krieger: Sie stürmen unwiderstehlich. Herr, beendige das Fest und stelle dich an die Spitze der Truppen.
Charaxes: Mann, schweige; verschwinde und störe den Feldherrn nicht. Es wäre dein Tod und der deiner ganzen Kohorte.
Krieger: Herr, höre doch ihre Signale. Höre ihren Angriff. (Von weitem, kaum hörbar, ertönt Kriegsgetümmel.)
Charaxes: Treibe sie zurück. Ihr Notschrei sei dem Feldherr das Signal zu einem seligen Feste. Ich befehle dir, geh'! (Krieger geht.)

Siebenter Auftritt

Judith und Holofernes. (Während des Auftrittes wächst das Getümmel draußen an. Die Juden kommen dem Feldlager immer näher. Soldaten und Anführer kommen schnell herein, sprechen mit Charaxes und gehen. Die assyrischen Heerführer sind entrüstet und wollen gehen, aber sie lassen sich zurückhalten durch ihre Angst vor Holofernes.)

Holofernes: Ich begehre dich, du Blume vom höchsten Feste meines Lebens.
Judith: Oh, daß ich blühen könnte im allerhöchsten Lichte.
Holofernes: Ich begehre dich und den Rausch von deiner Schönheit Wein.
Judith: In der Einsamkeit ist mir der Cherub erschienen in fliegender Eile.

Digitized by Google

Holofernes: Du bist erhaben und stiegst empor über Assur wie ein Stern von Astarte.
Judith: Meine Seele schwelge, ihren Durst stillend am Brunnen der Seligkeit.
Holofernes: Ich begehre dich, die erhabene Burg der Seligkeit, kaum erreichbar für einen Sterblichen.
Judith: Wie, ist es nicht unwürdig, daß vor Israels größtem Stolz, sich willig beuge der Unsterbliche?
Holofernes: Du bist schön und hehr wie ein hochragender Turm.
Judith: Von meinem einsamen Turm herab sah ich den Helden Assyrs hoch erhaben über die Scharen.
Holofernes: Du bist schön, schöner als ein blühender Rosengarten.
Judith: Bis zum reinsten Licht empor strebt meine Blüte.
Holofernes: Du bist schön, deine Gestalt ist wie ein strahlendes, mit Schnee bedecktes Gebirge.
Judith: Die Kühle meiner alternden Jahre schmachtet nach der Sonne Glut.
Holofernes: Du bist schön, du bist tief, geheimnisvoll und glänzend wie das Meer.
Judith: Das tiefe Meer wurde unterwühlt von einem göttlichen Sturme.
Holofernes: Du bist erhaben, du schwebst daher wie eine glänzende Wolke. Du gibst Strahlen von dir wie ein beflügelter Cherub.
Judith: Jeden Morgen versinken alle Sterne und verlieren sich in der Gottheit endlosem Licht.
Holofernes: Du bist erhaben wie Astarte, die mit reiner Hand das Los der Helden bestimmt.
Judith: O Seligkeit, o Schmerz. Warum schuf mich die Gottheit zum Verhängnis für diesen Helden?
Holofernes: Du bist entzückend und hehr und unendlich begehrenswert. Deine Schönheit ist wie ein Jauchzen und ein Donner, eine Seligkeit und eine Verdammnis, ein Himmel und ein Abgrund. Der Abyssus ruft!
Judith: Der tiefe Abgrund zieht die gierigen Hände empor.
Holofernes: Triumph! O Frau, göttliche Frau, trinke mit mir auf Israels Untergang und auf unsere übermenschlichen Freuden. (Ein Hauptmann tritt ein und mit ihm Kriegsleute. Sie treten aufdringlich vor Holofernes hin.)

Achter Auftritt

Krieger (sich vor den Hauptmann drängend): Bewaffnetes Volk läuft die Schanzen entlang. Achior wurde gesehen an der Spitze der jüdischen Reiter.
Charaxes: Schweige, laß den Hauptmann zu Worte kommen!
Hauptmann: Er stürmte und rief Jehova zur Hilfe.
Holofernes: Tötet ihn und sein ganzes Gefolge.
Hauptmann: Wir wurden von einem noch schlimmeren Schlage getroffen — Sargon ist gestorben.
Holofernes: Was, der irrsinnige Prophet?
Hauptmann: Er stand oben auf dem Felsen, wo er jede Nacht zu Baal flehte und ihm Opfer darbot, während unten im Tale die feindlichen Truppen sich näherten. Er sah dies alles, und hoffnungslos wehklagend stürzte er sich in die Tiefe hinab. (Ein Krieger tritt ein und drängt sich nach vorne; er spricht den Feldherrn an.)
Zweiter Krieger: Sie erstürmen die Festung, höre mich. Sie zertrümmern die Tore!
Holofernes: Laßt sie vordringen bis in unser Lager. Treibt sie nachher zusammen oben auf der steilen Höhe und schickt sie dem Sargon nach.

Digitized by Google

Charaxes: Ich stelle mich an die Spitze unserer Krieger und treibe sie von dem Felsen herab in den Abgrund.
Holofernes (zu Judith): Das wird eine Nacht schwerer Züchtigung, aber auch eine Nacht der Liebe. Wir wollen uns freuen wie die Götter, und unser schallendes Lachen vermenge sich mit der Sterbenden Notschrei und verzweifeltem Stöhnen. Ich erwarte dich baldigst. (Alle gehen, außer Judith und ihrer Dienerin. Die assyrischen Sklaven löschen die Lichter. Die nächste Umgebung liegt verlassen im Schimmer des Mondlichtes.)

Neunter Auftritt

Judith und ihre Dienerin.

Dienerin: Frau, er ist fürchterlich, wüst und derb ist er und sinnlich wie ein Tier. Geh nicht zu ihm, fliehe!
Judith: Es muß sein — ich fürchte ihn nicht. Ich stehe unter dem Schutze Jehovas. Er ist ganz in meiner Gewalt.
Dienerin: Herrin, fliehe! Höre, Josea und seine Krieger stürmen. Wozu könnte dies nützen? Die Entscheidung steht bevor. Überlaß Josea die Rache.
Judith: Es ist unbeschreiblich. Mit einem Blick bezwang er die israelitischen Krieger. Nur ich allein war für ihn unbezwinglich; mir könnte er nicht widerstehen! Ich gehe!
Dienerin (sinkt vor Judith in die Knie): O meine geliebte Herrin! Du Blume und Jauchzen Israels, fliehe! Es wäre dein Tod und der Tod Israels. Ich bitte und beschwöre dich!
Judith: Halte mich nicht zurück. Es ist Jehovas Wille. Hast du seine Rede gehört, seinen Blick durchschaut?
Dienerin: Ich hörte ihn, ich sah seine Lust, ich zittere im Gedanken an deine Zukunft.
Judith: Dies hat er gesagt! Und wie hat er mich angesehen! Heil dir, Jehova, ich danke dir für die mir verliehene Schönheit. Er hat es gewagt, mich zu berühren, seine Leidenschaft hat mich entehrt. Darum soll ihn meine Schönheit treffen wie ein Blitzstrahl.
Dienerin: Wie eine Blume wirst du im Feuer versengen.
Judith: Lasse mich jetzt. Jehova, siehe, ich nahe. (Judith macht sich los von ihrer Dienerin und geht zur Pforte des Palastes.)
Dienerin: Josea, komme! Oh, daß er eilig käme; ihn sende ich zu ihrer Rettung.
Judith (wendet sich um und spricht in gebieterischem Tone zur Dienerin): Du hast hier vor der Pforte meiner zu harren. Was geschehen wird, vollzieht sich zwischen Jehova, mir und ihm. Es soll sonst niemand davon wissen. Ich gebiete dir aufs strengste, keinen in meine Nähe zulassen. (Judith geht.)
(Allein vor der Pforte wacht die Dienerin. Sie sieht spähend hinaus in die dunkle Nacht und horcht mit spannender Erwartung nach dem Dröhnen des Schlachtgetümmels aus der Ferne.)
Dienerin: Sie ist tugendhaft und von außerordentlicher Schönheit; sie sagt, daß sie ihn treffen werde. Wehe, was vermag ihre Kraft gegen die seine? Doch ich kann ihrem Befehl nicht widerstehen; es ist, als ob Jehova selbst mir das geboten hätte. Nein, ich lasse niemanden herein. (Jüdische Krieger, an der Spitze Josea, nähern sich.)

Zehnter Auftritt

Josea, Soldaten, Diener, andere.

Josea: Hier ist sein Quartier. Hier hat er das Fest gegeben. (Zur Dienerin:) Frau, wo ist der Feldherr?

Digitized by Google

Soldaten: Schleppt ihn hierher. Wir werden ihn zerreißen.
Josea: Frau, wo ist der Feldherr, und wo ist deine Herrin?
Dienerin: Er entfernte sich nach dem Feste, nachdem Judith vor ihm getanzt hat. Judith ging ihm nach; sie folgte ihm in den Palast, weil er es so wünschte. Es war mir nicht möglich, sie zurückzuhalten.
Josea: Es ist zu spät! Soldaten, zertrümmert die Tore!
Dienerin: Zurück! Niemanden lasse ich herein. Josea, rufe deine Leute zurück!
Josea: Wie? Du wagst es, uns den Weg zu versperren?
Dienerin: Auf Judiths strengen Befehl.
Josea: Mit dem Feldherrn ist sie allein, und sie fürchtet sich vor den Kriegern ihres eigenen Volkes! Warum und wozu ist sie abgeirrt? (Wie zu sich selbst nach einer kurzen Pause:) Nein, es kann nicht sein. Es ist so merkwürdig fremd, etwas Entsetzliches naht heran.
Soldaten: Brecht doch die Türe offen, bringt uns den Feldherrn hierher!
Andere: Wartet! Sie ist erhaben! Sollte sie etwa dem Feldherrn heimzahlen? Nähert euch nicht diesem furchtbaren Gerichte.
Andere: Stürmt los! Was vermag denn eine schwache Frau?
Josea: Es ist zu sonderbar; sollte *sie* etwa den Racheakt vollziehen? Soldaten, stürmt! (Die jüdischen Kriegsleute dringen vor.)
Dienerin: Zurück! Ich weiche nicht! Ihr Gebot war mir zu verpflichtend!
Josea: Stürmt! Nein, wartet! Etwas Ungeheures spielt sich ab. Dieser schweigende Palast hat etwas Geheimnisvolles, was mich erschaudern läßt. Ich schaue es immer klarer. Sollte sie vielleicht das Strafgericht Jehovas vollziehen?
Soldaten: Überlaß uns die Rache. Sollte sie zwischen uns und Assur treten?
Andere: Sie war tief beseelt vom Geiste Jehovas. Haltet die Tore geschlossen vor dem allzu furchtbaren Greuel.
Josea: Das Schicksal wird vollzogen an einem der beiden. Soll ich da zaudernd zusehen? Soldaten, los! Stürmt! (Die jüdischen Krieger drängen vor und erbrechen das Tor. In diesem Augenblick erscheint Judith auf der Schwelle. Sie hält in ihren Händen das Haupt des Holofernes. Die Krieger weichen entsetzt zurück.)

Elfter Auftritt

Judith, Josea, Krieger.

Josea: Heil! Die Stunde Jehovas ist gekommen. Erkennt den assyrischen Feldherrn an dem Zeichen Baals auf der Stirnbinde.
Soldaten (nähertretend): Er ist unheimlich noch im Tode.
Andere: Seht seine grinsenden Züge und seine starken Zähne.
Andere: Er gleicht einer wilden Bestie!
Judith: Schweigt über ihn, Soldaten Israels! Singet und lobet Jehova, der diese Tat vollendet hat.
Josea: Krieger! Lobet Jehova! Kniet nieder und küßt den Boden, der geheiligt und geweiht von dem Schritt und dem Kleidersaum derjenigen, die er zu unserer Rettung sandte. (Bevor die Krieger niederknien, wankt Achior herein, verwundet durch die Pfeile der fliehenden Assyrer. Er bleibt stehen und stützt sich auf seinen Speer.)

Zwölfter Auftritt

Josea und Achior.

Achior: Hier muß der Feldherr sein; wo ist die jüdische Frau? Wehe über Assyrien und seinen Feldherrn! Wehe, die Göttin hat sich erhoben. (Er richtet sich auf.)

Digitized by Google

Der Feldherr hat sie gesehen und begehrte sie; wo ist er, damit ich ihn sterbend treffe? (Zwischen den zurückweichenden Juden sieht er Judith und das Haupt des Holofernes.) O Schrecken! Abscheuliches Schreckbild! Weiche! Starre mir im Tode nicht entgegen! Wer erschlug ihn?

Josea: Den Stärksten aus eurem Volke zu erschlagen, dazu erwählte Jehova diese Frau.

Achior: Er ist aufgestanden und hat die Göttin begehrt. Wehe! da traf ihn die göttliche Frau. Wehe — er ist erschlagen. Heil, daß sie zurückkehrte ohne Schande.

Josea: Sie war die unantastbare Waffe Jehovas.

Achior: Das geheimnisvolle Dunkel, es wurde durch die Greuel gelichtet. (Unausgesetzt Judith ansehend wie in Verzückung:) Sie ist schön und wie strahlend in ewigem Licht, sie anstaunen zu dürfen — und dann zu sterben, nun, so ist es gut. Jehova! Dein Licht! Laß mich den Glanz deines Lichtes schauen .....

Ende.

*

Über Knut Hamsun

Von Heinrich Federer

DAS ist der heute weitum gelesene, laut bewunderte, auch von der Kaste der Kollegen — was immer viel sagt — hochverehrte, aber von einer kleinen Gemeinde geradezu als der wahrhaftige Genius der Erzählerkunst angebetete Dichter aus Norwegen. Sie stellt ihn über den „Prediger Tolstoi" und den „krankhaften Dostojewski". Knut Hamsun hat vor etlichen Jahren den Nobelpreis erhalten, lebt jetzt in einem bequemen Landhaus an ländlichem Strande, fern von der Hauptstadt, liebt noch heute über alles die unverwüstete Natur, die Tiere darinnen, die einfachen oder doch gewöhnlichen Leute und, da eigentlich alle Menschen in gewissem Sinne und nach Hamsuns Erachten in jedem Sinne gewöhnlich sind, die Menschheit um und um, wie sie ist. Man könnte vielleicht sagen, Dostojewski liebe die Menschheit, wie sie in Fieber und Abnormalität nach Erlösung seufzt — Tolstoi die Menschheit (man beachte, wie Knut Hamsun über ihn in „Mysterien" und in den Reisebildern „Märchenland" philosophiert!), wie sie nach seinem Empfinden sein sollte und dahin strebt — aber Knut Hamsun umfängt die Menschheit und liebt sie und will sie nicht anders haben, als wie sie hier und jetzt ist.

Damit wird schon ein unbestreitbarer Vorzug bezeichnet, den dieser Norweger vor den beiden Russen behält, die Natürlichkeit, die Alltäglichkeit, sogar die Banalität der Menschen und Ereignisse ins Dichterische erhoben. Knut Hamsun ist so echt wie das Leben, so prosaisch und poetisch wie die Menschen ringsum, so wahr wie die heilige Wirklichkeit. Aber wenn man doch oft denkt: wie gut zeichnet er! — denkt man viel öfter noch bei Tolstoi und Dostojewski: wie tief und groß malen sie! Wenn man sich beim Norweger immer wieder gesteht, wie stark und gesund er mit beiden Füßen auf dem Erdboden steht, so sagt man sich bei den zwei Russen mit höherem Atem, wie oft sie von diesem Boden sich ins Geistige losreißen, in eine Übernatur, die ebenso wirklich wirkt wie Hamsuns Scholle unter den Sohlen, aber viel mächtiger eindringt. Bei Knut Hamsun gibt es keine Übernatur, nur Natur im Menschlichen wie im Tierischen, Pflanzlichen

Digitized by Google

und Mineralischen. Wohl sickert dann und wann ein Hauch von Höherem, von Geistigkeit und Jenseits durch, z. B. in „Mysterien" bei Johann Nielsen Nagel, wenn er in seiner Leidenschaft und Phantasterei immer hitziger fabuliert und dann mit genialem Finger ans Tor pocht, wo die Unbegrenztheit beginnen müßte, oder beim „Selbstmörder" im „Letzten Kapitel", wo es ihm ein so einfaches großes Wort über das Gebet auf die Lippe drängt. Aber wenn ich auch ganz gewiß bin, daß der Erzähler solchen Erhebungen nicht fremd ist, als Mensch und gar als Dichter nicht fremd sein kann, so sehe ich doch, wie er ihnen in seiner Kunst mit strenger, fast ängstlicher Absicht aus dem Wege geht, sie unterdrückt, fast unbemerkbar, oder — weiß Gott, warum, denn es ist ihm nicht ernst — sie leis lächerlich macht.

Knut Hamsun will durchaus ohne Vorurteil sein, und in der Gläubigkeit und gar Kirchlichkeit der Menschen sieht er ein solches, dazu noch überhebliches Vorurteil. Überhaupt, in Satzungen von Recht, Kunst, Politik, Soziologie, Schule ist für ihn das meiste Vorurteil. Sich selber sein, eigenpersönlich sein und nach keiner Autorität fragen, da sie ja doch keine Autorität ist, wenigstens keine, wie ich selbst eine Autorität in meiner Natürlichkeit bin, das ist sein Leibspruch. Und wahrhaft, in der heutigen verschrobenen Zivilisation bekommt er mit seinen beißenden Sarkasmen oft genug recht, und im Verein mit seiner unbeschränkten Menschenfreundlichkeit erweckt er in seinen Büchern denn auch meistens keine kalte, sondern eine wohltuende Vorurteilslosigkeit. Aber es wäre denn doch falsch, ihn von Vorurteilen freizusprechen. Gewöhnlich führt ja gerade eine leidenschaftliche Abwehr des Fremden und eine harte Selbstbehauptung wieder zu dem, was man am meisten floh, zum Vorurteil, nicht dem überkommenen, kopierten, nein, dem selbst erfundenen. Viele würden es Schrullen, Sonderlingslaunen nennen, wie Knut Hamsun oft im Eigensinn seiner Selbstgemachtheit sich über andere Nationen, Helden, Sitten, ja, ganze Völker äußert. Sein wahrer Name und Sinn aber ist: Vorurteil. Und sein größtes geht gegen das Übersinnliche, Gott- und Ewigheilsuchende, wie es bei den Russen so gewaltig aus der Dichterfeder springt.

*

Damit ist nun wohl auch der große Vorzug der Tolstoi- und Dostojewski-Erzählung genannt. Ein wunderbares, tiefbeseeltes, von den Schauern hoher Erhebung und tiefer Versenkung erschüttertes Gebiet, ein Reich von namenloser Weite und Abgründigkeit, unzähligemal größer als sein bodenständiges, geht Knut Hamsun bei seinem Totschweigen einer höheren Moral und einer Hoffnung, die im Ewigen ankert, verloren. Mag vielen „Realisten des Schauens, Greifens und Fühlens" dies als kleiner Nachteil gegenüber dem erdhaften Erzählen Hamsuns erscheinen, wobei ich die viel leidenschaftlichere Kraft und die viel reichere poetische Ader der beiden Russen ganz außer acht lasse.

So kommt es, daß man nach der Lektüre der Hamsunbücher, so warm, lieb, mitfühlend, mitbegreifend und mitliebend man dabei auch wird, dennoch nie, um aufrichtig zu sein, eine gültige, bleibende Bereicherung des Gemütes, des wahrheits- und schönheitsdürstenden Herzens erfährt, was doch seit Weltbestand wahrhaft große Kunst und Dichtung immer geboten hat. Erschütterungen, wie wir sie bei den Kinderszenen oder beim Auftritt im Kloster in den Brüdern Karamasow oder mit Pierre Besuchow und dem sterbenden Andrej in Krieg und Frieden oder beim Besuch der Karenina im ehemaligen Heim erleben, wo es unsere Seele wie mit schweren, aber läuternden Gewittern überzieht, das gibt

Digitized by Google

es bei Knut Hamsun in so elementarer, vertiefter Wucht niemals. Es kommen alle Arten von Leiden und Freuden bei ihm vor, alles rein Menschliche und, oft abgründig genug, alle Saiten des Erdenspieles tönen, und manche ergreift. Aber wer ist denn so materiell und seicht, daß er nicht nach langer liebevoller Beschäftigung mit diesem Dichter zuletzt doch noch keine rechte Sattheit verspürt, immer noch hungert und sich umsieht, was denn fehle. Ach, es fehlt der Atem des Ewigen, das Geheimnis des Göttlichen.

Aber mit dieser Einschränkung, in seinem kleineren Gebiet, ist Knut Hamsun ein ganz großer Meister, ein wundervoller Künstler, von einer Natürlichkeit wie kein Zweiter, so einfach anscheinend, schlicht und selbstverständlich im Was und Wie seines Erzählens, daß man die erlesene Kunst, die dahinter steckt, gar nicht merkt. Diese Fabuliergabe, die sich unter dem buntesten norwegischen Volke bewegt, unter Großhändlern und Handwerkern, Mägden und Kurhausgästen, Pfarrern, Angestellten, Matrosen, unter Kleinbürgern, Bauern und sich vornehm dünkenden Kleinstadt-Herrschaften, unter Beamten, Gutsbesitzern, Ärzten, Advokaten, Gastwirten, Künstlern und Adeligen, unter der ganzen Kleinwelt an den Häfen, am Strande, in stiller Dorfbucht, im Walde und in der Neusiedelung, ich sage, diese Fabuliergabe, die nichts Mächtiges beflissen sucht, nichts Kleines verachtet, aber vor allem die Miene und den Herzschlag der Mittelmäßigkeit prachtvoll trifft, sie ist wahrhaft meisterlich und in dieser Art wohl noch nie, bei keinem Volke, dagewesen. In der deutschen Literatur suche ich jedenfalls umsonst nach einer Parallele.

Knut Hamsun stellt so wirklich, scheinbar so neutral dar, daß viele Leser zuerst über eine gewisse Kälte klagen. Aber diese Kälte ist Fabel. Im Untergrund aller Romane und Novellen lebt nichts als gütige, spöttisch-liebenswürdige Einsicht und Nachsicht, ein Verstehen und Verzeihen mit leisem Lachen. Diese Art schlägt nicht in hohe Flammen auf, aber wärmt und belichtet mit gleichmäßiger stiller Kraft. Das Schalkhafte dabei ist nicht eigentlicher Humor, Es ist ein gütiges Spötteln, ein witziges Mitleid, ein freundliches Ironisieren, das oft an Gottfried Keller ein wenig, ein wenig auch an Nikolaus Gogol erinnert, aber nie die herzliche Kraft Dickens' erreicht. Eine gewisse Reserviertheit, eine Art höflicher Distanz hält Knut Hamsuns Scherzhaftigkeit ab, innig und herzergreifend zu werden.

*

Aber wie erzählt denn Knut Hamsun?

So einfach und ungeniert, ohne Pathos und Pose beginnt er, wie man ein Stück Brot zu essen beginnt. Er hat die Macht über sich gewonnen, beim Dichten nicht auf den Fußspitzen zu stehen. Das zu vermeiden ist nämlich für die meisten, die etwas Großes schaffen wollen — und wer will das nicht? —, ungemein schwer. Da steht nun Knut Hamsun erst recht breit auf den irdischen Sohlen. Nur keine Kothurne. Nach Spittelers Rezept — dieser Schweizer hielt große Stücke vom Norweger — schreibt Knut Hamsun genau so, wie er hört, schaut, denkt, fühlt. Aber gerade diese Einfachheit, entgegen Spittelers Behauptung, ist nicht leicht, fordert vielmehr auch vom höchsten Talent größten Kunsternst und Kunstfleiß, bis alles dasteht, wie es soll. Denn ihm widersteht immer und überall die Befangenheit der Feder an sich, die kein mit uns verwachsenes Organ wie etwa Mund und Ohr ist; dann die Befangenheit von der Tradition her, vom vielen Gelesenen, Überkommenen, schulmäßig Eingetrichterten und fälschlich Angewöhnten, vom Zauber hoher Vorbilder und vom Stachel der Berufskritik: o ja, das alles wider-

Digitized by Google

strebt seiner Natur nach der Natürlichkeit, hindert sie, ist im Grunde das, warum so wenige Schriftsteller ihre persönlichste, eigenste Note so rein geben können wie der Brunnen sein Wasser, der Apfelbaum seine Äpfel. Es ist jene kulturelle Geniertheit — man verzeihe die Fremdwörter —, die es so selten ermöglicht, sich beim Photographieren, und noch seltener beim Schriftstellern, ehrlich wiederzugeben.
Da heißt es nun kämpfen gegen eine ganze Welt um sich und in sich, um sein reines Selbst zu bleiben. Man muß sozusagen die Tinte läutern, die Feder zähmen, den Satz stutzen, den Stil vereinfachen, das Auge ans Gesicht, das Ohr an den Dialog des Tages halten, alles nach den Sinnen der Wirklichkeit und seinem zu innerst klopfenden treuen Herzen stimmen. Und das ist Knut Hamsuns Größe, daß er das wie kein Zweiter vermag: so zu schreiben und das Geschriebene an Luft, Licht und Leben gleichsam wie eine gute Wäsche zu trocknen und mit der Feinheit seines Dichtersinnes schonend zu glätten, daß es von Wirklichkeit geradezu duftet.
So sehe ich Land und Leute in Knut Hamsuns Dichtung in glasheller Klarheit. Selten zeichnet er seiner Helden Haar, Augen und Nasen und Geste bis ins Kleine. Aber aus ihrem Reden und Tun weiß der Leser genau, wie sie aussehen. Man erinnert sich, wie Dostojewski oft eine halbe Seite lang das Äußere seiner Menschen malt, mit so viel Summanden, daß man die Summe nicht mehr bekommt. Sie werden uns dann freilich durch ihren Charakter unauslöschlich eingeprägt. Nur Tolstoi besitzt die Kunst der äußeren markanten Malerei der Person in voller Übereinstimmung mit ihrem Gebaren. Knut Hamsun begnügt sich meist mit Gebaren allein. Das Genie kennt hier kein Dogma und beweist nur, daß es mit verschiedenen Mitteln seine großen Absichten erfüllen kann.
Ein solches beliebtes Kunstmittel, scheinbar unwesentlich und doch oft Bedeutung heischend, besteht beim Erzähler Hamsun in kleinen, man möchte meinen rein zufälligen, aber zur passenden Minute immer wiederkehrenden Motivchen, etwa wie Leutnant Willatz Holmsen in „Kinder ihrer Zeit" den Ring von der rechten Hand streift und an die linke steckt und umgekehrt (übrigens, wo ward je eine solche Menschenart so genial geschildert? Sie dünkt mich neben Kaufmann Mack im Roman Benoni auf Siril die beste unter Hamsuns Männerzeichnungen) — oder wie das Weibervolk am Gastmahl Macks sich vom Silberbesteck zusteckt oder zustecken muß — oder die verräterisch braunen Augen von Kindern, deren Eltern doch grauäugig sind und — in mehreren Erzählungen — immer wieder auffunkeln, wenn das Gewissen einschlafen will. Solche Motivchen kommen und verschwinden wie ein Faden im Gewebe, brechen immer wieder durch den Zettel der Fabel und charakterisieren ausgezeichnet. Den neueren Vater dieses Kunstkniffes — denn er ist im Grunde alt wie Homer — finden wir in Tolstois zwei Hauptwerken. Von daher kommt dieses psychologische Motivchenspiel, das nun fruchtbar ins jüngste Erzählertum ging, von Hamsun originell und sparsam, von vielen kopierhaft oder parodierend weitergespielt, bei Thomas Mann z. B. vielfach aus ernster Charakteristik zum Karikaturschnörkel mißbraucht wird.
Ein noch viel wichtigerer Kniff — man verzeihe das unzulängliche, zu niedrige Wort! — besteht bei Knut Hamsun darin, nicht lückenlos wie an einer Schnur zu erzählen: so war es, und so kam es nun, und so mußte es dann schließlich gehen. O nein, die Kapitel scheinen oft locker und lose und vieles überspringend, und erst später, wie nach einem verschlungenen Aufstieg, merkt man rückschauend, warum diese Schleife, jene Abkürzung oder der Umweg dort nötig war.

Digitized by Google

Es war eben kein Umweg, keine Lückenhaftigkeit, es war alles gerade so nötig. Gewiß, Lücken schienen zu klaffen, allerhand schien vergessen oder übersprungen zu sein, genau wie im wirklichen Leben, wo es tatsächlich auch nicht mit der Logik eines Kettenschlusses zugeht. Genau wie dieses Leben mit Kommen und Gehen, Übersehen, Entfallen, Wiederkehren stellt sich Knut Hamsuns Erzählung dar. Später lohnt und rächt und ergänzt sich dennoch alles, wie im Leben, so in seinem Buch. Jede Lücke füllt sich aus, jedes Zurückgebliebene wird nachgeholt, es gibt keinen Rest in der Rechnung, alles erklärt sich, oft mit einem Satz, einer Geste, einem Zufall, genau wie im Leben. Und alles erscheint — mit dem großen Vorbehalt, den ich wegen des mangelnden Jenseitsblickes mache — zuletzt ganz und fertig.

Ich sagte, es gebe nichts Unnötiges bei Knut Hamsun, so wenig als in der Natur. Auch wo es als Überfluß oder Nebensache erscheint, wird es später bedeutend, z. B. daß das elektrische Licht in Thorahus noch fehlt, von dessen Einführung so oft geredet wird, oder die fast unverständlichen Gespräche des „Selbstmörders" in „Das letzte Kapitel". Jedes scheinbar abgetane, oft nur episodische Ereignis hat wichtigen Bezug auf die spätere Handlung. Ich denke da, um nur aus dutzend Beispielen das erste beste zu nehmen, an die Vertraulichkeit der Pfarrerstochter Rosa mit Benoni im Regenschutz des Felsens, an Elise Macks Depeschenaufgabe beim Telegraphisten Rolandsen, an des Waldbauern Daniels erste schwere Enttäuschung mit Helena, was sozusagen ein Vorkapitel für „Das letzte Kapitel" bildet. Aber erst durch diese scheinbar unwesentlichen losen Dinge erklärt sich das Spätere völlig, z. B. Daniels Verfahren mit seiner Frau und ihrem Liebhaber. Es leben da — nicht sichtbar Ring an Ring — Bezüge und Wechselwirkungen, die doch auch eine geheimnisvolle logische Kette bilden und manchmal sogar beim Realisten Hamsun, ob er wolle oder nicht, jenes Mystische bekommen, das auch durch Ibsens und Björnsons Werke gespenstisch huscht und eine Eigenheit der hochnordischen Rasse und Seele ist.

Und nochmals, ich betonte, es gebe nichts Unnötiges bei Knut Hamsun. Aber jetzt korrigiere ich mich für den einzigen Fall, wo der Dichter in Kunst, Politik, sozialer Frage, Ethik, kurz in Kultur- oder Zivilisationssachen seinen gefüllten Kropf leeren will. Denn er hat für alles Interesse, nimmt, so gelassen seine Kunst auch tut, an allem Partei, besitzt ein schneidiges Temperament, und, wenn es ihm dann durch den Mund eines seiner Helden losgeht, dann ade, Gelassenheit, und auch ade, Erzählung! Es entstehen ganze Predigten und Leitartikel. Man fühlt, jetzt ist der Epiker aus dem Rahmen getreten, auf ein Känzelchen gestiegen und doziert. Man erinnere sich etwa, was er den Schuldirektor auf Torahus schwatzen läßt, um bis zur Ermüdung das Kastenhafte der Schulpedanten zu parodieren; oder man denke an die langen Suaden, die er Herrn Nagel über alles mögliche, besonders über des Autors Steckenpferde halten läßt. Was da z. B. über Gladstone gesprochen wird, ist doch wohl ein für den Sinn des Romans „Mysterien" überflüssiger oder doch zu breiter, wenn auch geistvoller Bierschwatz. Dieser Fehler tritt allerdings nicht zu häufig auf und entschädigt immer durch Originalität und Ideentiefe. Aber immerhin darf die Kritik, wenn sie nach Geschlossenheit fahndet und nur Triftiges anerkennen will, hier von Unnötigem reden.

*

Ob man nun von Unnötigem oder schädlichem Überfluß spreche, ein Buch jedenfalls wirkt durch das eintönige grausame Einhämmern des immer gleichen Motivs

Digitized by Google

ermüdend: Hunger. Es hat Albert Langens Aufmerksamkeit erweckt und zuerst wie eine Sensation gewirkt, als dieser großartige Verleger mit diesem Werke die Serie seiner Knut-Hamsun-Werke eröffnete[1]. (Nur der vorjährige zweibändige Roman „Das letzte Kapitel" erschien bei Grethlein, Zürich-Leipzig, in erlesener verlegerischer Schönheit.) Niemand kann sich trotz der glänzenden Erzählung der Langeweile erwehren, weil so viel gehungert, aber doch nie verhungert wird. Dieser ewige Anschlag der gleichen Taste verdrießt auch beim größten Pianisten. Gerade umgekehrt beherrscht der Dichtermusikant in allen anderen Büchern eine Klaviatur sozusagen aller Oktaven des gewöhnlichen Menschenlebens.

Aber freilich, Knut Hamsun hat den Hunger gut gekannt, den Hunger nach Brot, nach menschenwürdiger Existenz, nach solider Anerkennung. Früh auf sich selbst angewiesen, stolperte er als Schreiber und Literat herum, versuchte in Amerika in allen möglichen Verlegenheitsämtern sein Auskommen, sogar als Barbier — er erwähnt noch heute seine Rasierkunst —, aber auch als Austräger, Zeitungsbursche, Kutscherjunge, Feilbieter von Früchten und einmal als ausgepfiffener literarischer Redner, weil er nicht schmeicheln, nicht heucheln, nicht lügen konnte. Der Tapfere, er kann es noch heute nicht. — Und so ging es lange, bis nach den Dornen das erste Röslein des äußeren Erfolges sich öffnete. Dann aber blühte und flammte es gleich zu einem ganzen Rosenwald auf.

Am tiefsten und reichsten wird Knut Hamsun, wo er einer Figur der Erzählung seine eigenen Eigenschaften gibt, als Waldgänger, Grübler, Naturmusikant und Einsamkeitssucher, als Tierfreund, Verächter der Zivilisation — nicht der Kultur! —, als eigenbrötlerischer Beobachter der sogenannten Bravheit; und dann wieder dort, wo er wohl an Seelenräusche der Jugend und an das junge Dichterschwärmen denkt, wie in „Viktoria".

Überaus schlicht fließt der Stil. Er wird jetzt viel nachgeahmt, aber ohne des Meisters Originalität wird er nie ein lebendiges Kleid, sondern bleibt am Kleiderständer hängen.

Hamsuns Erzählen geht so einfach vor sich, daß mancher erst fragt: wo bleibt der Poet? Doch wer näher zuschaut, findet schon in der Sprache überall Kleinodien der Phantasie verstreut. Freilich ist Knut Hamsun kein Parvenü, der an allen zehn Fingern mit Ringen prunkt. Er trägt nur an einem Finger den Diamanten und kehrt ihn nicht einmal extra ans Licht. Aber wenn er es tut, wird die Prosa fast zum Gedicht. Ja, in „Viktoria" und „Neue Erde" sind es wirkliche Gedichte, und etwas ganz Entzückendes erlebt man, wenn Hamsun im letzteren Roman echte Dichtung und Afterpoesie genial durcheinanderspielt, um mit gütiger Bosheit die Literaturclique von Oslo, die Clique überhaupt in jeder Stadt zu geißeln.

So bunt indessen sein Thema, so reich sein Erleben und Beobachten ist, da es sich so überaus zeitlich-irdische Schranken auferlegt, die unendlichen Beziehungen zur Übernatur — wie ich eingangs betonte — von sich weist und damit des größten Orgelwerks der Dichtung verlustig geht (man sehe bei Anker Larsens „Stein der Weisen" und „Martha und Maria", wie viele hundert neue Orgelpfeifen hinzukommen, wenn das religiöse Gefühl mitspielt!), ich sage, da Hamsuns wunderbare Erdhaftigkeit eben doch nur Erdhaftigkeit bleibt und doch auch schmal norwegische Erdhaftigkeit: so kann es nicht fehlen, daß der Kopf seiner Erzählerkunst sich gar oft in den eigenen Schwanz beißt, d. h., Ähnliches und beinahe Gleiches immer wiederkehrt.

[1] Knut Hamsun, „Gesammelte Werke", München, Albert Langen.

Digitized by Google

Man merkt es ein bißchen daraus, daß einem in der Erinnerung an die Knut-Hamsun-Lektüre mehrere seiner bedeutendsten Romane sich sozusagen ineinander mischen, so wenigstens, daß man ihre Personen, trotz ihrer klaren Zeichnung, vermengt und verschiebt. Das haben mir viele bezüglich „Kinder ihrer Zeit", „Benoni", „Schwärmer", „Die Stadt Segelfoß" usw. bestätigt. In Björnsons Bauernnovellen möchte einem das etwa noch passieren, aber nie in der figurenreichen Welt Tolstois, auch nicht bei Conrad Ferdinand Meyer oder Gottfried Keller. Bei Knut Hamsun kehrt ein gewisser Typ des Großhändlers, des Kleinbürgers, des abenteuerlichen Burschen, vor allem aber der verheirateten, nicht beglückten Frau, oft auch der wankelmütigen heiratslustigen Jungfer immer wieder. Wohl tragen diese Ehefrauen verschiedenes Haar, wohnen in anderen Häusern und Äußerlichkeiten und zeigen andere Manieren. Aber in der tiefsten Seele gleichen sie sich doch oft gar auffallend. Es ist mehr für Hamsuns Variationsgabe und dann auch für sein Herz als für seine Schöpferkraft rühmlich, wie oft die Frauen bei ihm aus Schwäche, Mangel an Pflichtgefühl oder aus scheinbarer Übermacht der Verhältnisse dem Gemahl treulos werden, aber dann als wahre Büßerinnen, als rührendreuige Magdalenen wieder die rechte Tür und Kammer finden. Diese Rosa, diese Frau Hanka Tidemand. diese Leonora des „Selbstmörders" (so genannt, weil er immer mit Selbstmord blaguiert), wie auffallend ähnlich werden sie! Ich könnte auch noch die verhärtete und doch im Kern so sehnsüchtige Frau Adelheid des Leutnants oder Personen aus „Gedämpftes Saitenspiel", „Segen der Erde", „Viktoria" nennen, es ist dasselbe rührende Einerlei.

Ich freilich möchte es nicht missen, mir wiederholt es sich nie zu oft. Nirgends wird Hamsun so ergreifend, so zart, so warm. Und so herrlich er die Männer dabei zeichnet, bei solchen Frauen überbietet er sich geradezu. Das scheue, verzagte, leise, feminine Gehaben im Bösen und Guten weiß er mit unnachahmlichem Pinsel zu malen. Dabei kommt ihm das Wunder seines Dialogs zustatten. Wie unecht und gemacht erscheint dagegen die direkte und nicht minder die heute der Lagerlöf und Hamsun abgehorchte indirekte Rede vieler berühmter deutscher Erzähler!

Selten, so gut es ihm steht, gibt sich Knut Hamsun mit Kindern, häufiger mit Jungerwachsenen, aber am liebsten mit den reifen Menschen des Ehelebens ab. Dabei berührt er alle Klippen und versteht fast Unsagbares anzudeuten, Launen, Stimmungen, Dissonanzen, für die es keine Worte und Farben gibt. Die ernste, tiefe Größe des Erzählers würdigt man erst recht, wenn man damit die zeitgenössische Dichtung der übrigen Länder, gar die italienische vergleicht, soweit sie sich auf dem gleichen Boden des Ehelebens und seiner bitteren und süßen Möglichkeiten bewegt.

Der Leser könnte nun glauben, bei der so natürlichen selbstverständlichen Anlage und dem schlichten Fluß der Handlung verschmähe Hamsun jedes gewaltige Ereignis. Das Gegenteil ist wahr. Wann es ihm nur behagt, nimmt er das zu Hilfe, was unsere deutsche Kritik auch gar so hurtig einen Deus ex Machina schilt. Ich bin gewiß, wenn ein Schriftsteller der Schweiz oder im Reich nur halb so oft ein unvorhergesehenes Abenteuer, einen plötzlichen Glücks- oder Unglücksfall in die Handlung bezöge und diese mit nur halb so vielen Zufällen lenkte, man zauste ihm gehörig das Gefieder. Ich bin wahrhaftig froh um den Kronzeugen Knut Hamsun, der vor dem Antlitz der internationalen Kritik als Muster der Lebenswahrheit gilt, und danke ihm jedesmal, wo er einem reinen Zufall — menschlich gesprochen — das Leitseil seines Pegasus überläßt. Mit seinem großen Kunst-

Digitized by Google

verstand und Kunstgefühl sagt er uns dann je und je, daß das Leben fast in jedem Einzeldasein von solchen Abenteuern und Zufällen beeinfluß wird und daß die Kritik ihre zu scharfe, zu logische Theorie der Pragmatik ein wenig mehr der unberechenbaren Praxis des Lebens anbequemen sollte.
Unser Norweger schrieb ein paar psychologisch feine Theaterstücke, von denen ich hier absehe, mehrere Novellenbände und vor allem weit über ein Dutzend Romane. Es ist schwierig, darunter einzelne hervorzuheben, da jeder Roman seinen Wipfel hoch genug hebt. Ein besonderes knappes, satirisches Charakterstück, aber noch nicht von der Lebensfülle der späteren Werke, bildet „Redakteur Lynge". „Neue Erde" ist das reifere Kunstwerk, wo das Zünftige und Private Ironie und Herzlichkeit ergreifend verschmelzen. In „Weiber am Brunnen" spannt der Autor den Bogen der Menschen- und Lebensschilderung ungewöhnlich weit, die Vielheit ist hier Held, während es sich in den meisten seiner Gemälde, z. B. in „Kinder ihrer Zeit", „Benoni — Rosa", „Schwärmer", um ein Duett oder Terzett von Hauptfiguren handelt, um die sich dann freilich ein größerer oder kleinerer Chor hängt. „Mysterien" dünkt mich ein ausgelassenes Geniestück von Leidenschaft, Absonderlichkeit und Drang zu Güte und Gerechtigkeit. „Unter Herbststernen", „Segen der Erde" und „Gedämpftes Saitenspiel" lassen leise tiefe, oft verspätete Sehnsucht der Lebenskraft in wunderbarem Gemisch mit der Natur erwachen, während „Letzte Freude" eine ungeteilte Psalmodie von Wald und Wasser, Klausnerei und Teilnahme am geringsten Leben darstellt. Aber das großartigste aller Hamsunbücher ist doch wohl „Das letzte Kapitel".

*

Man hat gemeint, das Buch heiße so, weil der Dichter damit zum letztenmal vor die Leser trete. Er soll dies angedeutet haben. Gelassen und weise geworden, fern der Großstadt, ein ländlicher Einsiedler am Meeresufer der Provinz, wolle er nun schweigen und das, was ihm vom Leben noch geschenkt werde, leben, nicht schreiben.
Knut Hamsun ist ein Rosegger, der immer beim neuen Buch beschwor, dies sei das letzte. Er besäße gewiß den nötigen Eigensinn, wenn der wahre Dichter bei gesunden Kräften sich überhaupt vorschreiben könnte, dies und jenes werde noch geschrieben und dann Punktum. Solches kann der Kopist, der Schullehrer, der Artikelschreiber allenfalls bestimmen, aber nicht der im Wind des Olymps stehende und durchschauerte Dichter. Auch Knut Hamsun wird weitere Bücher schreiben. Denn wer „Das letzte Kapitel" liest — ich las es dreimal und bekam es nie satt —, der fühlt den Autor in einer wahrhaft noch jugendlichen Arbeitsfrische, aber auch in einer reifen, goldigklaren Herbstlichkeit, die noch mehr solcher Früchte in unseren Schoß fallen lassen muß. Der Herbst ist ja, nicht der Frühling oder Sommer, der eigentliche Verschwender des Reichtums.
Nach meiner Empfindung bedeutet „Das letzte Kapitel" auch das höchste und größte Kapitel in Knut Hamsuns bisheriger Epik. Nirgends, nicht einmal in „Stadt Segelfoß" oder „Weiber am Brunnen", hat er eine solche Fülle von Menschen aufgebracht und mit solcher Sorge, als wäre jede Figur eine Novelle für sich, sie naturwahr bis ins Innerste durchgezeichnet und dann als durchaus notwendiges Glied in die große Gesellschaft des Romans bezogen, wo sie ihren persönlichen Ton behält und doch mit Dutzenden von ganz anderen Tönen zum wunderlich reichen und einheitlichen Konzert dieser Dichtung mitbestimmend gehört.
Was geschieht denn eigentlich in diesem berühmten Buch? Eigentlich nichts Besonderes. In waldreicher, luftreiner Gegend bauen zwei unternehmungslustige

Digitized by Google

Herren ein Sanatorium und führen es nun zwei Jahre hindurch bis zum großen Brand. Soweit unterhält uns der Dichter mit den Kurgästen und der Regie des Hauses. Jede Person hat wie ihr eigenes Gesicht, so ihre besondere Vergangenheit, ihr gegenwärtiges Hoffen, ihren Verzicht oder ihre Streberei für die Zukunft. Viele Erwartungen, viele starke Worte, aber alles in allem doch eine Zeit und Gesellschaft voll Nichtigkeiten, ein Versinken in Geschwätz, Wollen und Nichtkönnen, in Banalitäten, ein Leben voll Schein und ausgesprochener Resignation. Wer das Kurhaus- und Hotelleben durchgemacht hat, wird über die unverblümte Wahrheit dieser Schilderung ein Ja übers andere nicken. Wieviel Unechtheit, Halbbildung, Schwäche, Koketterie, wieviel Null! Und doch auch da in all dem Körper- und Seelenplunder, wieviel Güte, sogar beim aus Absicht oft rohen „Selbstmörder" und bei seinem unappetitlichen Genossen Anton Moß! Wieviel Sich-verstehen-Wollen! Selbst das im Grunde so leichte, gewissenlose Fräulein d'Espard, wie rührend müht es sich zu Freundlichkeiten, zu Wohltun. Überall in dieser kranken, zerrütteten, gefälschten Gesellschaft bricht das Urrecht zu Güte und Hilfe hervor.

Eine gewisse irdische Gerechtigkeit waltet auch in den Schicksalen dieser Menschen. Eine gewisse irdische Wohlmeinendheit sucht das Düstere weniger düster zu machen. Durch Geschäftsgier und Sinnlichkeit blitzt sozusagen immer wieder eine kleine Reue oder Buße oder Genugtuung hervor. Diese Gesellschaft, von widrigen Schicksalen in dieses Haus zusammengeworfen, von Schwächen geplagt, von den Nachwehen alter Sünden und von neuen Versuchungen behelligt, verheimlichend, beschönigend, beichtend und ihre Schuld übertreibend, Ehrlichkeit und Schwindel durcheinandermischend, wie einzig, wie überlegen, wie mit einem Lächeln des Verstehens und einem oft milden, oft etwas bitteren Sonnenstrahl von Humor ist das alles vor uns ausgebreitet!

Ich kann mich nicht in Einzelheiten einlassen, ich fände den Rückweg nicht mehr. Aber ich kann nicht anders, als den anderen Sanatoriumsroman, „Zauberberg" von Thomas Mann, hier zum Vergleich herbeizuziehen, der uns fröhlichen Lesern gleichzeitig vor einem Jahr unter den Weihnachtsbaum gelegt wurde. Der große Meister des hanseatischen Familienromans, wie mühsam gegenüber der Schöpferfrische Hamsuns, wie ausgeklügelt neben der Erfindungsfülle des Norwegers erscheint er dem Unbefangenen. Wie wird das, was in Torahus als Humor lächelt, in Davos zur Karikatur verzerrt! Und die Sprache! Alles so ganz Natur dort, hier soviel Gekünsteltheit. Viel Geist und Können beiderorts, aber dort so lebendigmachend, hier so oft nur ausstopfend und einbalsamierend. Dort alles Tat und Geschehen, hier soviel Beschreibung, Diskussion und Kathederrede. Dort die Kunstmittel nur für Kunst, hier so überaus häufig zu ästhetischen und politischen Geistreichigkeiten, zu philosophischem Dozieren, kurz zu Dingen gebraucht, die alles Tüchtige, nur nicht mehr Kunst bedeuten. So kommt es, daß wir vom fernen, nie gesehenen Torahus eine viel klarere Anschauung bekommen als von Manns Davoser Lungensanatorium, obwohl Knut Hamsun hundertmal weniger beschreibt und mit dem fachlichen und technischen Wissen, das er ja reichlich besitzt, ebenso geizt, wie Thomas Mann damit praßt. Wie noch selten einmal wird uns hier ein Fingerzeig geboten, was zur eigentlichen Dichtung nötig, nützlich und überflüssig ist. — Ich sage das einzig im Hinblick auf den „Zauberberg". Niemand kann die „Buddenbroks" und „Den Tod von Venedig" mehr verehren als der Schreiber dieser Zeilen. — — —

Digitized by Google

Knut Hamsun liebt es, ab und zu der Schweiz einen Hieb zu versetzen. Dieses Torahuser Sanatorium z. B., oder die in Norwegen aufschießenden Sommerfrischen, Kurhäuser, Berghotels mit ihrem zu aller Tugend obligaten Schwindel und ihrer Naturverwüstung, ihrer Störung des Wald- und Bergheiligtums, ihrer Beschimpfung aller wahren Einsamkeit, dies Modische, von Spekulation und Mache triefende Zeug verführt den Dichter oft zu zornigen Schelten nicht bloß auf Norwegen, sondern auch zu oft wahrer, oft ganz ungerechter Satire gegen jedes, besonders das schweizerische Touristen- und Hotelland. Wenn er die Geschmacklosigkeiten, das viele Hohle und Wurmstichige und alte, solide Art Verdrängende einer gewissen Fremdenindustrie tadelt, dann hat er recht und erweist uns und seiner Heimat eine Wohltat. Aber wenn er auch das Gute dabei verkennt und z. B. die gesamte schweizerische Kultur mit ein paar gewürzten Phrasen lächerlich macht oder verneint, so gehört das zu den temperamentvollen Übertreibungen seines fanatischen Echtheitsgefühls, und da war es denn überaus gerechtfertigt, daß ein famoser Schweizerdichter, der Skandinavien besser als wie Hamsun die Schweiz kennt, ich meine Felix Möschlin, mit einer klassischen Abwehr ein für allemal antwortete. In diesem einen Fall stand der Norweger tief unter dem Schweizer und hat es in seiner Ehrlichkeit gewiß auch deutlich empfunden.

Aber kehren wir zum Wirklichkeitsbild des „Letzten Kapitels" zurück. Wie unerhört wahr und gegenwärtig wirkt es mit seiner Menschenfülle jeden Geistes und Nervs und — — mit seinen Zufällen! Ja, auch hier gibt es genug Gewalttätigkeiten, wie ihr das nennt, liebe Brüder Kritiker. Da bricht ein Stier in die Gesellschaft, da trifft beim Hadern mit der Frau den Gemahl der urplötzliche Hirnschlag, da füllt sich das Brusttuch des hablosen Fräuleins d'Espard mit Banknoten, da stirbt der Arzt so lächerlich weg, da erschießt Daniel den Liebhaber seiner Frau, da tut die treulose Gattin des „Selbstmörders" eine Buße bis zur Selbstvernichtung, und da kommt die Lampe zu nahe an das Weißzeug, eine Person zündet die andere an, das ganze Sanatorium verbrennt. Es sind Zufälle wie des Telegraphisten Fischleimerfindung in „Schwärmer" oder Benonis „Silberküste" oder der Schatzfund des Leutnants Willatz Holmsen, aber in meinem Gefühl vermindern sie nicht, sondern erhöhen den reellen Lebensgehalt der Knut-Hamsun-Dichtung. Denn so abenteuerlich, ach, noch viel abenteuerlicher, als wir es wissen, benimmt sich unser Leben.

Aber nun habe ich das noch nicht erwähnt, wodurch dieser Roman erst recht seine Größe erreicht: durch die stete, völlig ungesuchte Parallele des modernen, auf Schein erpichten und wurmstichigen Sanatoriumslebens mit dem gesunden, starken, naturfrischen und so durch und durch echten Arbeitsleben des Waldbauern Daniel in nächster Nähe. Dieser Gegensatz von Arbeit und Müßiggang, von Krankheit und heiler Stärke, von Schein und Realität, von Afterbildung und erdhafter Vernunft, endlich von sinnlichen, ohnmächtigen Kaprizen und einem rauhen, saftigen Lebensappetit, dieser niemals absichtlich betonte, aber durch die Fabel selbst durchs ganze Buch so ehrlich gegebene Gegensatz wirkt wie ein Wunder. Das bildet den tiefsten Zauber des Buches, wo man wahrhaft nicht mehr weiß, was daran Kunst, was Natur ist.

Alles endet dann mit einer Tragödie. Das Sanatorium brennt zu Asche, Daniel, zum zweitenmal ums tiefste Leben genarrt, mordet und verschwindet im Zuchthaus. Fräulein d'Espard, die ihn betrogen hat, wäscht die Kindleinhemden und wartet sehnsüchtig die sieben Strafjahre ihres Gemahls ab. Sie gehört nun auch

Digitized by Google

zum Typ der bekehrten, büßenden Magdalenen. Ein Schuß hat sie vom Schein und von der Unehrlichkeit zum Rechten umgewandelt, sie, bei der alles so verlogen war bis auf den Namen, und die in allem so leicht war, auch im Sündigen. Nun, ein Schuß und eine Leiche machen Eindruck, und das Frau-Fräulein wird vielleicht eine satisfaktionsfähige Ehehälfte Daniels!

Dennoch, während sonst die Menschen Hamsuns Lohn und Strafe wie eine Folgerung des Lebens in sich tragen, diesmal, in den zwei Hauptpersonen, scheint mir ein Mißverhältnis zwischen Schuld und Sühne zu klaffen. Wieviel hundertmal größer ist hier der Eva als des Adams Schuld, aber wieviel hundertmal härter muß Adam sie bezahlen! Freilich, wer alles mißt und auch das Vorher und Nachher der Tat erwägt, findet auch hier wieder eine gewisse, keineswegs christlich betonte, aber eine natürliche, Knut Hamsunsche Ausgleichung, die dennoch oft — denn was weiß unser Dichter, wieviel rein Christliches und Gnadenhaftes im rein Natürlichen steckt! — einen Schimmer vom Himmel, einen Hauch des Göttlichen bekommt. Und das ist das Größte und Schönste von allem, daß das Dichtertalent, mag es sich noch so beharrlich aufs Diesseitige berufen, je genialer es wirkt, nolens volens um so weniger sich den Jenseitskräften entziehen kann. Das Genie weiß es nicht, aber der Schöpfer des Genies weiß es um so besser, und zuletzt muß es die ganze Menschheit spüren.

Trotzdem ist es wohl kaum nötig, zu sagen, daß nur gereifte Leser an die Lektüre Hamsuns gehen sollen. Nicht nur darum, weil er jenes Leben schildert, das man erst versteht (ich sage nicht: entschuldigt!), wenn man selbst ein gutes Stück Leben erlebt hat, sondern auch — ich kehre zum Anfang meines Essays zurück —, weil er über dem Leben und den Menschen, so wie sie sind, kein höheres Ziel erblickt. An eine jenseitige Ergänzung oder Erfüllung will Hamsun nicht denken. Hätte sein Genius zu den guten Spatzen-, Schwalben- und Sperberflügeln auch noch die Schwinge des Adlers, die das Überlicht sucht, er wäre der größte nordische Erzähler geworden. Aber mit dieser Schwinge fehlt der Schwung zum Höchsten.

*

Erscheinung

Der Sonne Gold verglüht im Tannendunkel;
Ein Purpursaum verbrämt die schmale Schneise.
Der Nachtwind harft verlor'ne Trauerweise,
Im Heidekolke lauscht ein Sterngefunkel.

Grau geistert Nebel aus dem Riedgrasbette;
Wie Runenklang durchrauscht's die Nachtgefilde.
Nun formt es sich zu einsam-hohem Bilde,
Und meine Seele flüstert scheu: ‚Annette'.

E. Dieckhöfer

*

Digitized by Google

Dichtung und Leben

auf der Gralwarte. Von Friedrich Markmann

DER *Wolframbund* hat seine Sammlung *„Dichter des Auslandes"* um ein kostbares Bändchen vermehrt, nämlich *Romain Rolland*, „Der Mann und sein Werk", von *Dr. Klara Marie Faßbinder*. Es liegen bereits vor Gilbert Keith, Chesterton und Paul Bourget, während andere folgen sollen. Mit dieser sowie auch mit der Reihe *„Dichter der Gegenwart"*, in der bisher Franz Herwig, Richard von Schaukal, Hans Roselieb, Jakob Kneip und Reinhard Johannes Sorge erschienen sind, erwirbt sich der Herausgeber, *Arthur Friedrich Binz*, ein hohes Verdienst. Gerade solche Arbeiten sind notwendig, damit wir endlich das Material gewinnen, aus dem sich Größeres bauen läßt. Wenn wir über so manche Unzulänglichkeit in der öffentlichen Feuilletonkritik klagen, so gab es bisher tatsächlich die Entschuldigung, daß es den Redakteuren an der Möglichkeit fehle, sich schnell über einen Dichter zu orientieren. Diesem Übelstande wird nun durch die zielbewußte Arbeit des Wolframbundes abgeholfen. Das neue, so zeitgemäße Bändchen ist ein Zierstück literarischer Kleinarbeit. Man fühlt es aus jeder Zeile heraus, daß Romain Rolland der gelehrten Verfasserin eine persönliche Angelegenheit geworden. So verbindet sich mit dem überall zuverlässigen, klugen Urteil der Reiz einer innerlich bewegten Auseinandersetzung. Wenn der Führer neben dem Dichter und über ihn hinaus besonders hervorgehoben wird, so hatte Dr. Kl. Faßbinder dazu ein gutes Recht. In diesem Zusammenhange war es dann doppelt angezeigt, auch etwas unzweideutig Klares über Romain Rollands religiöse Stellung zu sagen. Gerade dies tritt ja in den meisten Tageszeitungen, die zum Jubiläum berichtet haben, allzu sehr zurück, trotzdem es von durchschlagender Bedeutung ist.

Romain Rolland hat es verdient, daß wir uns seinen Ideengängen widmen. Vor mir liegen zwei jüngst übersetzte Dramen von ihm, *„Der Triumph der Vernunft"* und *„Ein Spiel von Tod und Leben"*. Es sind gewiß keine Meisterwerke der Charakterschilderung, sondern eher Darstellungen eines tragischen Kampfes von Ideen. Es ist die Enttäuschung nach der Revolution, die so glorreich begonnen hatte und so vieles versprochen, um doch endlich in solcher Demoralisation zu enden. Es ist aber auch der unentwegte Glaube an den Sieg des Rechtes und der Liebe, die in jeder äußeren Niederlage doch innerlich Sieger bleiben. „Weg mit den Bildern der Trauer! Wir haben die größten Freuden dieser Welt erlebt, wir waren Zeugen des Erwachens der Erde, des Frühlings, der Freiheit, der jugendlichen Heiterkeit der ersten Schlachten, des Kreuzzuges der Völker gegen die Könige, der ungeheuren Welle von Liebe, die durch die Adern des Vaterlandes lief. Freude, unsterbliche Freude, mein Mund hat dich an der Quelle getrunken, du erfülltest mein Herz bis zur Erschöpfung. Nie wieder werden Menschen so hohes Glück empfinden wie wir. Oh, Freude, wenn man dich besaß, will man nicht länger leben." So sterben Romain Rollands Helden, sich selber treu und treu ihrer Idee. Mit solchen Worten suchte der einst hochverehrte Bannerträger französischer Jugend sie aufzurichten nach den Niederlagen des 70er Krieges. Das Spiel von Tod und Leben hat der Dichter schon vor mehr als 25 Jahren geplant und skizziert. Er nannte es eine der „Tafeln meines Polyptychons von der Revo-

Digitized by Google

lution". Aber erst die jüngste Vergangenheit regte ihn an, es zu vollenden. Tatsächlich gehört dieses heroische Drama, das die Wogen jenes erregten Ozeans noch einmal aufrauschen läßt und in dem wir die Trommelwirbel dröhnen hören, die die Opfer zur Guillotine begleiteten, nicht einer vergangenen Epoche an, sondern eine Vorahnung von Schrecknissen, die wir heute erleben, durchzittert es. Unsere eigene junge Generation hören wir sprechen aus dem Munde jener französischen Jünglinge und Mädchen, die trotz Todesmusik und Kanonendonner unterm lilafarbenblühenden Fliederbaum tanzen und singen, aus denen über Tod und Schrecken hinweg siegreich hervorbricht Lebenslust und Lebenshunger, die Forderung nach Herrschaft des Herzens, des neuen, freieren Geistes. „Das Leben wird sein, was ich daraus mache", so sagt in dem anderen Stück der sterbende Hugot. „Ich bin dem Sieg vorangeeilt, aber ich werde siegen!"
Und doch sind wir auch wieder schon ein Stück weiter. Wo sind die stolzen Rufe nach Wahrhaftigkeit, nach Gewissen, nach Echtheit, nach Natur und wie sie alle hie en, geblieben? *Wilhelm Stählin* gibt uns in seinem Deutungsversuch, „Schicksal und Sinn der deutschen Jugend", erschütternde Kunde davon. Man hat nach diesem erfahrungsreichen, tiefsinnigen Buch ein Gefühl, als habe diese Jugend sich in einem verhängnisvollen Zauberkreise gedreht und sei nun wieder an der Stelle angekommen, von der sie ausgegangen. Nur etwas müder, nur etwas verzweifelter, ja todesmüde, zum Sterben verzweifelt. Stählin will nur deuten und weiß außer einer Mahnung zur klugen Mitte und zu neuem Verantwortungsgefühl kaum etwas zu sagen. Schon tiefer geht *Friedrich Wilhelm Förster*, der Charakterbildung und Religion in einem Atem nennt. Gerade Friedrich Wilhelm Förster, in so manchen Ideengängen Romain Rolland verwandt, weist deutlich über ihn hinaus. Unser Dichter glaubt noch an die Göttin der Vernunft. Er hat im Grunde die Aufklärung nicht überwunden. Faber, einer seiner Helden, spricht vor seinem letzten Gang, mitten in die Orgie um die Göttin der Vernunft hinein, die glühenden Worte: „Mensch, sei stolz! Betrachte die Bestie, aus der du hervorgingst! Die Vernunft ist dein Werk. Kehre friedlich wieder in jene Welt zurück, die du begreifen, erhellen und deinem Geist unterwerfen konntest. Vernunft, Vernunft! Du bist unsere Göttin und unser Geschöpf. Mögen diese da dich auch beleidigen — sie werden dir doch gehorchen. Du bist das Gesetz. Du bist die Königin des Alls. Du brichst jeden, der sich nicht beugen will. Selbst diese wilden Bestien beten dich an, ohne dich zu kennen. Triumphiere in ihren Bacchanalien! Triumphiere in unserem Tode! . . ." Nein, Vernunft bannt die Dämonen nicht, das wissen wir heute. Wir haben alle erfahren, was jener Jugendbewegte sagte (Stählin zitiert das Wort): „Jede Revolution beginnt mit dem Dogma: Der Mensch ist gut, und endet mit der Offenbarung des radikalen Bösen."
Noch einmal lese ich eine Biographie Romain Rollands, die neue Auflage von *Stefan Zweig*, und suche nach dem, was heute fehlt, was auch ihm gefehlt, nach Religion. Auch für Stefan Zweig ist Romain Rolland eine persönliche Angelegenheit. Er entfaltet auch in diesem Werke alle Wunder seiner Sprachtechnik. Aber über Religion finde ich nichts. Der letzte Satz lautet: „Nie glüht eine Idee reiner als in dem einsamen Bekenner, und an dem großen Beispiel dieses Dichters haben wir wieder in dunkelster Stunde erkannt: ein einziger großer Mensch, der menschlich bleibt, rettet immer und für alle den Glauben an die Menschheit."
Und da fällt mir wieder jenes Wort ein, das Dr. K. M. Faßbinder gelegentlich schreibt, daß nämlich Romain Rolland, der seinen Kinderglauben verloren hatte,

Digitized by Google

einmal mit Bitterkeit von der Kirche gesprochen, „die so wenig Milde gegen ihre Söhne zeige, die ihr Haus verlassen hätten".
Plötzlich steht wieder dieses ungeheuere, tragische Problem der Gegenwart vor mir: Da ist die katholische Kirche, und sie will alles, was auch diese wollen, die ehrlich sind und gerade wie Romain Rolland. Und da steht dieser Romain Rolland, dessen Moral der Liebe die Lehre des Evangeliums ist, geradezu ihr entscheidender Punkt, und sie kennen einander nicht, sie sind sogar Feinde. Trauriges Symbol der Gegenwart. Man müßte vielleicht lange suchen, wollte man einen Christen finden, der so eindringlich, so gewissenhaft, so opferbereit, so geradezu märtyrerfreudig in einer Welt des Hasses die Liebe verkündigt hätte wie Romain Rolland — und dann entdeckt man, daß so viel Chauvinismus, viel ganz unchristlicher Haß sein Dasein innerhalb unserer Mauern fristet, hinter denen für eben diesen Romain Rolland kein Platz ist. Doppelt unnatürlich scheint das, wenn man überlegt, wie ganz anders Romain Rollands Wirkung sich hätte entfalten können, wenn ein so gewaltiger Organismus hinter ihm gestanden. Wie ihn dies geistige Mutterland doch irgendwie geschützt hätte vor der ungeheueren Vereinsamung der späteren Jahre. Und auch wieder hätte man die Kirche beglückwünschen dürfen, wenn sich solche Genialität und solch edle Menschengröße, von ihrem Charisma gesegnet, in ihrem Namen hätte äußern dürfen. Es walten hier tiefe, undurchdringliche Geheimnisse. Ein Wort klingt schauervoll in all seiner Lieblichkeit: Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt. . . . Und doch ist auch dieses gewiß, daß fast alle die großen Kirchenfeinde von Goethe bis Nietzsche und bis heute nicht so sehr die Kirche gehaßt haben, als vielmehr ihr Zerrbild. Am Geheimnis können wir nicht deuteln, aber aus dieser Erkenntnis könnten wir Aufgaben entwickeln. Sie muß rein dastehen und ohne Runzeln schön, die Braut Christi, die das Banner der Liebe trägt. Und jeder einzelne, der ihr dient, muß wieder voller Liebe sein, wohin immer er komme. Wir wissen, daß die Liebe ohne die Wahrheit wurzellos ist; wir sollten aber immer daran denken, daß da, wo solche Liebe blüht, auch immer noch ein Rest von Christentum und Wahrheit ist, wie das bei Romain Rolland zweifellos der Fall war. Man kann diese ganze Tragik auch ansehen als ein noch stehengebliebenes Stück Unnatur einer vergangenen Zeit, als ein schreckliches Erbe der Aufklärung und ihrer schleichenden Krankheit, des Skeptizismus. Wenn man die vielen Huldigungen an den Dichter las, mußte man sich eigentlich wundern, daß nirgends diese Unnatur erkannt worden. Was ist Europa ohne das Christentum, und wie kann man darum Europa sagen, ohne des Christentums sich zu erinnern? Wir dürfen uns freuen, daß einstweilen jeder Kreis für sich neu geschaut wird. Man sieht den Katholizismus neu, und man sieht Europa neu. Es kann nicht ausbleiben, daß man ihre gegenseitige Verknüpfung wieder erkenne, dann nämlich, wenn man entschieden, wahrhaftig und klar auf den Pfaden weiterschreitet, die der edle Menschenfreund Romain Rolland leider bisher ohne letzte Erkenntnis vorangegangen ist.
Noch eine Folgerung drängt sich hier auf. Menschen wie Romain Rolland findet man vor allem in der Künstlerwelt. Man weiß, wie es einmal eine Zeit gegeben, in der die Kirche Roms die Kirche der schönen Künste war. Man weiß auch, wie diese Zeit heute vorüber ist. Sie mußte, von allen möglichen anderen Gründen abgesehen, schon darum vorübergehen, weil das soziale Zeitalter das humanistische endgültig abgelöst hat. Heute geht es um Ethik, um Nationalökonomie,

Digitized by Google

um Politik und Religion. Und doch hat diese Zeit noch viel übrig für Kunst und Literatur. Und doch haben die Städte und Provinzen ihre Theater, Museen und oft hohe Ausgaben für mehr oder weniger künstlerische Dinge. Aber dieser ganze Bezirk ist mehr profaniert als irgendein anderer. Auch das Volk, das in ihm tätig ist, erscheint kirchlich und religiös nicht selten einigermaßen, gesellschaftlich wenigstens, minderwertig. Man kann sich vorstellen, daß ein Prälat von heute einen Abgeordneten, einen Professor, einen Großindustriellen, einen Verleger usw. empfängt, aber einen Dichter? Die Heimatlosigkeit Romain Rollands ist geradezu typisch für das Dichter- und Theatervolk von heute. Wie kam doch vor einiger Zeit strahlend ein junger Künstler zu mir, weil ihn ein Kardinal am Rhein freundlich empfangen. Ein einziges gütiges Lächeln von solcher Seite wirkt da mehr als zwei Bände solidester Apologetik. Künstlerhirne denken überhaupt nicht logisch, sie denken immer in Figuren, in Symbolen, in Linien und Farben. Sie meißeln vielleicht in Kürze einen Marmorblock zurecht, aber ein abstrakter Syllogismus ist ihnen eine Unmöglichkeit ... Ein kirchliches Mäzenatentum, den neueren Zeiten angepaßt, aber mit der ganzen schlichten Leutseligkeit und dem ganzen weltoffenen Sinn der alten Zeiten ausgeübt, es könnte heute Wunder wirken. Stefan George hat in seinem „Siebenten Ring" Leo XIII. verherrlicht. Es soll der Sänger mit dem König gehn, freilich. Aber seine Verwandtschaft mit dem Priester ist noch älter, viel tiefer begründet, für beide Teile beglückender.

Rolland, Romain: *„Der Triumph der Vernunft"*. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig o. J. 125 S. Preis geb. 4 Mk.

Zweig, Stefan: *„Romain Rolland. Der Mann und das Werk"*. Mit 7 Bildnissen und drei Faksimilen. 8°. 274 S. Rütten & Loening, Frankfurt a. Main 1926. Preis geh. 5 Mk., geb. 8 Mk.

Faßbinder, Klara Marie, Dr.: *„Romain Rolland. Der Mann und sein Werk"*. Wolfram-Verlag. G. m. b. H., Dortmund und Würzburg. 123 S. Preis 2,50 Mk.

*

Man lebe sich in die Vorstellung hinein, daß der Mensch in so vielen Dingen von Mächten und Umständen abhängig ist, die nicht in seiner Gewalt liegen. Schnell kommt eine solche Erwägung zu dem Punkte, wo man einfach versinkt in einem dunklen Reich. Alles Bewußtsein steigt aus den geheimnisvollen Tiefen eines Innenlebens, dessen Organismus für uns ein Rätsel bleibt. Für den Gläubigen vermischen sich mit den dunklen Regungen der Natur die heimlichen Stimmen aus einer andern Welt. Es wird auf einmal erschreckend, zermalmend klar, welch ein kleiner Spielraum unserer Freiheit gelassen wurde. Solche Erwägungen mag jeder Mensch über sich anstellen, sie werden mit doppelter Schwere auf Gemüter fallen, die ein tragisches Erbe im Blute tragen. Letzte Sprossen alter Geschlechter sind wohl so, geradezu erdrückend belastet mit den Schicksalen der Ahnen. Da diese Last nun von Menschen getragen werden muß, die andererseits das Zarteste sind, was die Natur hervorbringt, deren Organismus in seinem feinen Geäder, in seinen empfindsamen Nerven, in seinem durchsichtigen Gewebe ganz und gar vergeistigt, überkultiviert, in letzter Reife blühend und welkend zugleich ist, so wird der Druck des Schicksalhaften nur um so tragischer fühlbar werden. Solche Menschen sind die Träger der Geschehnisse in den drei Büchern von *Karl Borromäus Heinrich*, *„Menschen von Gottes Gnaden"* (geschrieben 1910), *„Kasimir"* (1920) und *„Florian"* (1921). „Kasimir" ist soeben im Orplidverlag herausgekommen. Durchaus kann ich die hymnenartigen Verherrlichungen verstehen, die Martin Rockenbach in der Zeitschrift „Die Literatur" und Eduard Schröder im Feuilleton der „Rhein-Mainischen Volkszeitung" dem neuen Dichter widmen. Wir schreiten in

Digitized by Google

diesen Büchern im Bezirk der reinen Kunst. Die Überfülle an künstlerisch nicht gestaltetem Stoff, die im modernen Roman mitgeschleppt wird, fehlt hier gänzlich. Eine reine abgeklärte Sprache zeugt von jener geistigen Distanz, die zwischen Erlebnis und Reife walten muß. Die Strenge logischer Entwicklung zeichnet besonders den Kasimir aus; ein wenig voller ist der Faltenwurf in den Menschen von Gottes Gnaden, während, wie Eduard Schröder richtig sieht, beides vereinigt ist im Florian, dem zweifellos reifsten Stück des vielleicht noch jugendlicheren Dichters. Das allen dreien gemeinsame Kernproblem scheint mir das des Sorgeschen Guntwar zu sein, der Fluch der Loslösung des Individuums von Gott. Baron Frangart verliebt sich als eine Art geistiger Narziß in sich selbst und findet nicht mehr den Weg zum erlösenden und beglückenden Du. Kasimir verliert sich an die vergötterte Sidonie, und wiederum Florian wird das Opfer eines bekannten Motives aus Oedipus. Der Eros, der mit dem „Schein des Glücks seine Opfer umgaukelt", der die „Netze des Verderbens spinnt", ist bei dem einen wie bei dem andern zum Schicksal geworden. Mit Nachdruck sage ich das Wort Schicksal, denn in der Stimmung unterscheiden sich meinem Gefühl nach diese Tragödien kaum von denen des klassischen Altertums. Gewiß sind sie im Gegenständlichen bis ins Christliche erweitert, indem die Wirklichkeiten des kirchlichen Lebens als solche in das ganze Weltbild miteinbezogen sind. Was aber die Handlung vorantreibt, das ist nichts anderes als ein dunkles Verhängnis, erscheint doch auch die Tätigkeit Gottes mehr als Vorherbestimmung und unmittelbare Führung. Wohl ist hier und dort die Rede von „Bekenne!", aber im Sinne einer durch freie Willenshandlung vollzogenen Schuld geschieht nichts, was ein solches Bekenntnis erheischte. Insofern wären die Vorstellungen, die über die Beichte aus diesem Buch geschöpft würden, völlig irreführend. Die Freiheit, die ungehemmte, kommt überhaupt nicht zur Geltung. Sie motiviert auch nichts. Es geschieht etwas, meist etwas gänzlich Unvorhergesehenes, fast immer eine Fügung, aber kaum je eine Handlung aus der Konsequenz eines seiner selbst mächtigen Charakters heraus. Nur die Entsagung Florians kurz vor dem Bekenntnis der Mutter, daß sie allein die Schuldige sei und Renate, die Geliebte des Sohnes, ihre — was das Kind selbst bis dahin nicht wußte — Tochter, nur diese kommt wie ein freier Verzicht heraus, wenngleich man sich fragen muß, ob ein derartiger Mensch überhaupt noch verantwortlich im Sinne der Moral genannt werden dürfe. Martin Rockenbach findet in diesem Dichter den reinen Ausdruck des römisch-katholischen Wesens, und ganz gewiß gibt es im römischen Katholizismus eine Reihe von Wahrheiten, die an und für sich eine solch düstere Lebensauffassung, wie sie aus diesen Schicksalen spricht, begründen könnten. In der Vereinseitigung allerdings, wie sie hier erscheinen, wird man eher an die grausame Strenge des Kalvinismus erinnert, der in der Tat als „christliche" Verlängerung der antiken Tragödie aufgefaßt werden könnte. Es bedurfte einer nicht gewöhnlichen Künstlerschaft, diese ganze Tragik so zu entwickeln, daß sie den Leser vollkommen in ihren Bann zieht. Befreit man sich aber kritisch von der Stimmung des ersten Eindrucks, so erkennt man, daß viel mehr die Entwicklung logischer Gedankengänge vorliegt, als die Gestaltung von Charakteren. Wäre nicht in anderer Hinsicht eine solche Kluft zwischen beiden Stücken, so könnte man an den „24. Februar" von Zacharias Werner denken. Eine im einzelnen, innerhalb der gezogenen Schicksalsgrenzen meisterhafte Psychologie läßt hier und da vergessen, daß wir doch in einem Theater sind, das ein deus ex machina bedient. . . . Eine andere

Digitized by Google

Welt. Ich sinne darüber nach, daß ich erlöst bin. Wieder ist mein Geschick, sonst den Dämonen der Erbschuld verraten, in meine Hand gelegt. Gnade wird mir zuteil in hinreichender Fülle, wenn ich nur will. Ich habe meine Freiheit. Freiheit, die ich meine, Freiheit des erlösten Christenmenschen. Gewiß, sie ist eingebaut in die unendliche Herrschermacht Gottes. Aber diese Herrschermacht ist für mich die Macht der gütigen Vorsehung, denn der Geist ist uns gegeben, in dem wir sprechen dürfen: Abba, Vater. ...Was unbewußt in den Tiefen der Seele schlummert, gewiß, ich werde stille sein und hinabhorchen. Auch da ist manches heimliche Gotteswort, ratend, heilend und mahnend. Aber gerichtet werde ich nur für das, was klar und voll erkannt in der Helle meines Bewußtseins lebte. Das wäre die andere Seite, und eine Mischung von beiden, das wäre Katholizismus. Gewiß, wir bedürfen einer Vertiefung einer allzu oberflächlichen „Vordergrundpsychologie", aber eine Überantwortung des Klaren in uns an das Unklare, das wäre diese Vertiefung doch wohl nicht. Auch Ersatz abendländischer Freiheitslehre durch morgenländischen Quietismus wäre keine Vertiefung. Noch einmal schüttele ich den grausigen Bann ab, den diese Erzählungen, die mehr erschütternden Tragödien gleichen, auf mein Gemüt gelegt. Freiheit, die ich meine. . . . Und vergesse doch nicht, daß ich einem Menschen für die Gabe einer solch edlen reinen Kunst dankbar sein muß. Trotz der reifen Formung fühle ich deutlich durch, daß dieser Dichter noch lange nicht sein letztes Wort gesagt hat. Es wimmelt unter der glattgefrorenen, kristallenen Fläche geradezu von Leben und jungem Lenzwuchs. Laß einmal die Liebe kommen und das Grauen verdrängen, dann wird man es gewahr werden. Und auch das noch, es ist ein Wort, das mir von einer schon ergrauten Dichterin einmal gesagt wurde: Es gibt eine Liebe, die bis in die Hölle geht. . . . Diese Liebe kennt Karl Borromäus Heinrich. Wie es aber auch darum sei, ich glaube doch nicht an diesen Sibyllenspruch; denn eine solche Liebe geht endlich immer in den Himmel, wenn nicht in den von Port Royal, so am Ende in den des Kardinal Billot, dessen Himmel bekanntlich ein wenig größer ist. . . .

Heinrich, Karl Borromäus: „*Kasimir*". Novelle. 161 S. Orplid-Verlag, M.-Gladbach 1925. Preis geh. 2,40 Mk., in Ganzleinen mit Goldpressung 3,60 Mk.
Heinrich, Karl Borromäus: „*Menschen von Gottes Gnaden*". 2. Aufl. Dr. Franz A. Pfeffer & Co., München o. J., geb. 4 Mk.
Heinrich, Karl Borromäus: „*Florian*". 2. Aufl. 207 S. Dr. Franz A. Pfeffer & Co., München o J., geb. 4 Mk.

*

Fr. W. Foerster: Religion und Charakterbildung

Von Alois Tielitz, S. J.

DAS langerwartete, von Foerster selbst seinen Freunden wie Gegnern wiederholt angekündigte Werk liegt nun vor. Um es von vornherein festzulegen: die Gegner Foersterscher Pädagogik werden ihren Haupteinwand, Religion gelte dem Pädagogen Foerster schließlich nur als Mittel zum Zweck, Religion sei ihm nur Symbol, keine objektive Wirklichkeit, nicht mehr aufrechthalten können; den besonders zahlreichen katholischen Freunden Foersters aber wird immer noch ein Letztes zu wünschen übrigbleiben,

Digitized by Google

das freilich letzten Endes nicht von Foersters ehrlichem Streben, sondern von der Einwirkung göttlichen Gnadenlichtes zu erhoffen ist.
Foerster nennt sein neues Buch im Untertitel: „Psychologische Untersuchungen und pädagogische Vorschläge". Es ist wohl mehr als das; es ist ein Bekenntniswerk, das Foersters vielumstrittene Stellungnahme zum Christentum endgültig klärt. Gewiß: Foerster kommt „aus der modernen, der Religion und dem kirchlichen Leben radikal entfremdeten Welt", aus Kreisen indes, die heute mehr denn je die unbedingte „Notwendigkeit einer sittlichen Erneuerung empfunden haben". Foerster hatte sich bisher in seiner ganzen erzieherischen Arbeit wesentlich beschränkt auf ein Teilgebiet, auf die ethische Einwirkung auf die Jugend und die Klärung der damit zusammenhängenden Prinzipienfragen. Daraus hatte man ohne weiteres geschlossen, „daß ihm das Religiöse eben nur als metaphysische Verklärung, nicht aber als unentbehrliches und unersetzliches Fundament aller ethischen und moralpädadagogischen Kulturarbeit gelte". (Vorwort.) Diese Schlußfolgerung als durchaus irrig nachzuweisen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes. Das ist Foerster in ganz hervorragendem Maße gelungen. Aus dieser durchaus vornehmen, leidenschaftslosen, abgeklärten Richtigstellung falscher gegnerischer Auffassungen ist schließlich ein Weltanschauungsbuch erwachsen, wie wir sie nur wenige besitzen, eine rein sachliche, wenn auch schonungslose Abrechnung mit allen Vertretern und Verfechtern einer religionslosen Moral. Foerster schöpft dabei aus reichster innerer Erfahrung und erzieherischer Tätigkeit, aus aufmerksamster Lebensbeobachtung und psychologischen wie soziologischen Erwägungen, die ihm die völlige Ohnmacht und Unzulänglichkeit aller nicht in der christlichen Religion wurzelnden Seelenführung und Erziehung als gewiß und bewiesen erkennen lassen. (Vorwort.) Damit hat Foerster manchen Mißverständnissen in der bisherigen Kritik seiner Werke den Boden entzogen.
Wenn in Foersters Darlegungen die heute vielfach geübte kirchliche Seelenführung einer zum Teil ablehnenden Kritik begegnet, so darf das nicht übel aufgefaßt werden. Die Feststellung, daß die kirchliche Pädagogik in der Behandlung des modernen Seelenzustandes und in der pädagogischen Methodik trotz ehrlichsten Strebens heute noch häufig erfolglos arbeiten, ist nicht erst von Foerster gemacht worden. In der Erziehung und Leitung namentlich der studierenden Jugend Tätige, Studentenseelsorger u. a., wissen das seit langem. Foerster sieht mit Recht den Grund davon nicht etwa im Mangel an Verantwortungsbewußtsein oder gar Gleichgültigkeit dieser kirchlichen Kreise, sondern in der nun einmal nicht wegzuleugnenden Entfremdung zwischen jenen Volkskreisen, die bereits seit langem religiös entwurzelt sind, und jenen, die eben ganz in der Obhut gesicherter Traditionen aufwuchsen. „Was dem einen heilig ist, das gilt dem anderen als lächerlich; was dem einen lebendige Wahrheit ist, das ist dem anderen kulturzerstörender Irrtum; was dem einen höchste Gesundheit ist, das betrachtet der andere als pathologisch. Der kirchliche Mensch hat keine Ahnung davon, in welchem Maße dem modern aufgewachsenen Menschen alle Voraussetzungen fehlen, um die Wirklichkeit zu erfassen, die sich hinter den christlichen Dogmen und Berichten verbirgt. Je mehr nun aber der moderne Geist die ganze Atmosphäre der abendländischen technisch-wissenschaftlichen Zivilisation durchdringt, die Schulen beherrscht, die Universitäten in seinem Banne hält, die Lehrerschaften erobert, desto mehr wird auch die in gläubigen Familien aufwachsende Jugend von diesem Geiste durchsetzt und zersetzt werden und wird einer ganz anderen religiösen

Digitized by Google

Seelenführung und Geistesführung bedürfen, als es diejenige ist, die bis jetzt als zugänglich befunden wurde." (Vorwort.) Dem wird man grundsätzlich zustimmen müssen. Wenn Foerster nun demgegenüber den Ruf nach einer neuen religionspädagogischen Methodik erhebt, so muß besonders betont werden, daß es sich nicht um die Darbietung neuer Wahrheiten, sondern nur um eine neue Art der Darbietung des geheiligten Erbgutes handelt, die ebenso gestaltet werden muß, daß der Hörende deutlich merkt, es geht um seinen Lebensinhalt, daß er klar erkennt, wie unendlich erhaben über alle modernen Lebenslehren die Wirklichkeitslehre im Christentum, und nur im Christentum, sich darstellt. Foerster maßt sich nicht an, den eigentlichen Religionsunterricht, die religiöse Erziehung durch die Theologen, bevormunden und Vorschriften geben zu wollen. Was Foerster in seinem Buch geben will, „ist nur Psychologie und Propädeutik und zugleich eine erste tastende Antwort auf die Frage, wie etwa eine Interpretation der Glaubenswahrheiten eingeleitet werden müsse — ich unterstreiche das Wort *eingeleitet* —, die imstande wäre, in der modernen Jugendseele die schwersten Hemmungen, die der sinngemäßen Auffassung der religiösen Wahrheit entgegenstehen, von vornherein zu überwinden und planmäßiger als bisher Religion und Leben, Jenseits und Diesseits, Sonntag und Werktag in ganz konkreter Weise miteinander zu verknüpfen". (Vorwort.)
Im ersten Teile des unvergleichlich klar, logisch durchdacht, sprachlich ungemein schön und eindringlich geschriebenen Werkes behandelt Foerster „Die Unentbehrlichkeit der Religion für die Charakterbildung"; der zweite Teil bespricht „Die Wahrheitsfrage", und der dritte gibt „Gesichtspunkte und Beispiele zur Reform der Religionspädagogik". Mit Nachdruck muß auf die große Bedeutung hingewiesen werden, die diesem neuen Foerster-Buch zukommt in den von Tag zu Tag heftiger umstrittenen Schul- und Erziehungsfragen. Hier ist ein Waffenarsenal für den Kampf um die Seele der Jugend geboten, wie wir bislang keines besaßen, enthält es doch die schärfsten Waffen, die Foerster den Händen der Gegner selbst entwindet und nun in prachtvollem Schwunge gegen sie wendet.
Foerster, Fr. W.: „Religion und Charakterbildung". Psychologische Untersuchungen und pädagogische Vorschläge. Rotapfel-Verlag. Zürich und Leipzig 1926. 8°. 464 S. Geb. 7,60 Mk.

*

Das Problem der Ehe Tolstois

Von Ch. Demmig

DAS tragische Ende des 82jährigen Leo Tolstoi in dem kleinen Bahnhofsgebäude von Astapowo auf seiner Flucht aus Jasnaja Polnaja versetzte seinerzeit die ganze Welt in Erregung. Vierzehn Jahre blieben die inneren Ursachen dieser Tragödie in Dunkel gehüllt. Die Veröffentlichung von Papieren aus dem Nachlaß Tolstois und seiner Gattin enthüllt nun den Augen der Welt die tiefinnersten Geheimnisse dieser Ehe. Nachdem Freunde und Anhänger des Dichters, bevollmächtigt durch dessen Töchter Tatjana und Alexandra, sich der Herausgabe und Übersetzung dieser Dokumente angenommen haben, sind sie uns auch in Deutschland zugänglich geworden. Im *Paul Zsolnay*-Verlag, Berlin-Wien, erschienen 1925 *„Die Briefe Tolstois an seine Frau"* (herausgegeben von Dmitrij Umanskij, eingeleitet von Tatjana Suchotina-Tolstaja, Gr.-Okt., 375 S.) und bei *Bruno Cassirer*, Berlin 1925, die Schilderung von *„Tolstois*

Digitized by Google

Flucht und Tod" durch seine Tochter Alexandra, mit Briefen, Tagebuchauszügen Leo Tolstois, seiner Gattin, seines Arztes und seiner Freunde, herausgegeben von Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein (Okt., 250 S., 16 Bilder, Gzl. 6 Mk.). Wenn wir diesen Dokumenten Tolstois Schriften, Aussprüche und Tagebuch-Niederschriften über das Problem Ehe und Frau hinzufügen, so können wir das Bild seiner Ehe fast lückenlos zusammenstellen. Die Freunde des Dichters schreiben fast einstimmig seiner Gattin die Schuld an der Tragödie zu. Um diese Anklagen zu widerlegen, bereiste Tatjana Suchotina-Tolstaja vor einiger Zeit die europäischen Großstädte. Eine einwandfreie Rechtfertigung ihrer Mutter dürfte sie kaum mit ihren Vorträgen erreicht haben. Selbst wenn das Urteil der Freunde ein einseitiges ist, so reden die Briefe Tolstois selbst eine zu deutliche Sprache. Sie geben manche Erklärung für all die Bitterkeiten, Angriffe, Feindseligkeiten, Ungerechtigkeiten gegen Ehe und Frau, die wir aus seinen Schriften kennen, und die oft in einen Strindbergischen Haß ausarten. In 260 Briefen, beginnend mit dem ersten Liebesbrief des werbenden 35jährigen Mannes um die 17jährige Sonja Behr, und abschließend mit dem Abschiedsbrief auf der Flucht aus Optina Pustyn, liegt ein halbes Jahrhundert aus dem Leben des großen Dichters, Denkers und Menschenfreundes vor uns, die innersten Regungen, Kämpfe und Leiden einer ewig ringenden, ewig einsamen Seele enthüllend.

Das Glück der ersten Jahre war ein vollkommenes, ein reines, harmonisches Familienidyll. Tolstoi war zufrieden, eine treue Gattin und Mitarbeiterin zu haben, ohne es als störend zu empfinden, daß sie ihm geistig weit unterlegen war. „Wenn du auch allen intellektuellen Interessen gleichgültig bist; du sollst mich nur lieben, wie ich dich liebe, das andere ist mir gleichgültig." Wenn ihm eine Schuld an der späteren Tragödie beizumessen ist, so ist sie hier in den ersten Jahren zu suchen, da er den Zeitpunkt versäumte, sie zu sich emporzuheben, sie mit sich zu reißen in seiner Entwicklung. Allerdings können wir nicht feststellen, ob es eine ursprüngliche Meinung oder nur das traurige Ergebnis seiner Erfahrungen mit der einen Frau war, wenn er in den 90er Jahren in sein Tagebuch schreibt, daß die Frauen ganz besondere Wesen sind, mit ganz besonderen Eigenschaften, ganz besonderen Traditionen und Methoden, und daß der Mann nicht anders auf sie einwirken kann, als daß er ihren Wünschen nachkommt. Er spricht ihnen keineswegs den Verstand ab. Aber wenn sie sich vervollkommnen wollten, müßten sie es nach einer ganz anderen Richtung tun als die Männer. „Was das für eine Richtung ist, das weiß ich nicht. Sie wissen's bedauerlicherweise selbst nicht." In diesem Punkt stoßen wir auf einen seiner vielen Widersprüche. Während er im Anfang seiner Ehe die Ansicht aussprach: „Für die Einigkeit der Gatten ist es nötig, daß, wenn ihre Lebens- und Weltanschauungen sich nicht decken, derjenige, der weniger nachgedacht, sich dem, der mehr nachgedacht hat, unterwirft", betonte er es später, nachdem die Entfremdung eingetreten, immer und immer wieder, daß er ihr niemals einen Vorwurf daraus mache, nicht sehen, fühlen und leben zu können wie er. Wie aber ist beim Fehlen der tiefsten Beziehungen zwischen zwei Menschen eine Harmonie überhaupt möglich? Fehlt ihr damit nicht die Grundbedingung, auf der jede andere Gemeinschaft erst aufgebaut werden kann? Wohl war es mitten im schönsten Eheglück zuweilen vorgekommen, daß Tolstoi etwas vermißte. „Wie freue ich mich, wenn ich dir alles erzählen werde. Aber wirst du mir auch diesmal zuhören, Täubchen, und nicht wieder auf die Stimme Maschas im Nebenzimmer lauschen?" Und an einen Freund: „Sie ist

Digitized by Google

jung; vieles in mir versteht sie nicht. Später einmal wird sie vielleicht mir die ganze Schuld geben." Ganz allmählich nun trat eine Entfremdung zwischen den Gatten ein, die zunahm in dem Maße, in dem Tolstois innere Wandlung und Entwicklung fortschritt, und je mehr er sich dem Urgrund des Lebens näherte. Seine stetig wachsende Liebe zur Menschheit, der Drang, sein Ich aus dem körperlichen Leben in das geistige zu erheben, es hinauszutragen in die Welt, stand im Widerspruch zu seiner Liebe zur Familie und fand kein Verständnis bei seiner Frau. Ihrer Seele fehlten die Grundlagen, die ihn zu seinen Überzeugungen führten. Sie hatte nicht die Kraft, ihm zu folgen. Hier versagte sie. Gewiß, sie hatte in den ersten Jahren ihre Aufgabe als Gattin und Mutter in vollkommenster Weise erfüllt, eine Aufgabe, wie sie selbstverständlich in der natürlichen Bestimmung des Weibes liegt. Daß es über diese alltägliche Aufgabe, diese natürliche Bestimmung hinaus noch etwas Höheres gibt, diese Erkenntnis kam ihr nicht. Sie blieb der Welt, der Familie, dem Alltag verbunden. Die Kraft versagte ihr, ihren frauenhaften Egoismus niederzukämpfen und sich zu der Erkenntnis emporzuringen, daß es nicht nur dieses gibt, Kinder zu zeugen und zu nähren, sondern auch: dem Mann, der sich zum Missionar einer Idee gemacht, Wegweiserin zu sein zu diesem Ideal und mitzuwirken, den Kindern anderer und kommender Geschlechter günstigere Lebensbedingungen zu schaffen. Vielleicht hätten die Kämpfe Tolstois, sein unermüdlicher Drang nach Wahrheit, auf den seine Bedeutung beschränkt bleiben mußte, zu einem anderen Ziele geführt, wenn die Frau, die ihm das Schicksal als Lebensgefährtin zur Seite gestellt, den oft Wankenden gestützt, den Irrenden geleitet hätte, anstatt ihn im Stich zu lassen, ihn einer grauenhaften Einsamkeit zu überantworten. Dieser Einsamkeit, über die er immer wieder in so rührenden Worten klagt: „Ich bin hier überflüssig. Greise mag ja niemand leiden, Ich siede in diesem Hause wie in der Hölle." — „Sie können sich nicht vorstellen. wie einsam ich bin. Alles, was mir teuer ist, wird von meiner Frau verachtet . . ." — „Was mir fehlt, ist ein geliebtes, liebendes Weib. Sie wird bis zu meinem Tode ein Mühlstein um meinen Hals bleiben." — „Ich spreche gegen niemanden, nur gegen Gott . . ." In ihre Hand war es gegeben, ihn vor dieser Einsamkeit zu bewahren, die ihn zu der ins Krankhafte ausartenden Selbstzergliederung trieb. Indem er so, ganz seinem Ich überlassen, das Ichbewußtsein, das er doch töten wollte, immer mehr steigerte, brachte er sich selbst um die Erreichung seines Ideals. Niemals aber wurde eine Anklage gegen sie laut. Immer wieder, in nie endender Liebe und Güte suchte er sie, entschuldigte er sie, fühlte sich durch die Vergangenheit, die Kinder, das Mitleid, das Bewußtsein der eigenen Schuld und eine unbestimmte Neigung so fest mit ihr verbunden, daß er nicht die Kraft fand, der unerträglichen seelischen Qual ein Ende zu machen. Niemals gab er die Hoffnung auf, daß ihre Lebenskraft noch jenen Weg finden werde, der ihr vorgeschrieben, und der für uns alle der gleiche sei. „Ich hoffe und glaube das, weil ich dich liebe." Und: „Immer hoffe ich, daß die Wolken des Nichtübereinstimmens sich zerstreuen werden! ehe die Nacht herabsinkt, und daß der Sonnenuntergang wieder ganz hell und klar ist."

Dieser übermenschlichen Güte und Geduld steht eine Frau gegenüber, deren Gereiztheit und Unbeherrschtheit immer grauenhafter überhand nehmen. Der Verdacht, daß ihr Gatte sich nicht nur seelisch von ihr entfernt hatte, sondern daß sie durch ihn auch materielle Verluste und Benachteiligungen zu befürchten habe, die Eifersucht gegen seine Freunde, denen er seine Seele enthüllte, ließen

Digitized by Google

ihre Gereiztheit immer mehr in Hysterie ausarten und trieben ihn schließlich zur Flucht und in den Tod. Die Dokumente, die uns von ihrer Hand überliefert, können wir nur sehr skeptisch aufnehmen. Es sind fast ausnahmslos langatmige Verteidigungsversuche, Anklagen gegen den Gatten, Beschimpfungen („Sein Blödsinn ist mir widerwärtig"), auch gegen seine Lieblingstochter Alexandra, deren Charakter sie unwahr und heuchlerisch nennt. Auch die Anmerkungen zu seinen Briefen, die sie nachträglich eintrug, können nicht als zuverlässig gelten, da die Angaben zum Teil unrichtig und ungenau sind.

Wenn wir bedenken, wie so oft im Leben großer Männer es einer Frau vorbehalten war, bestimmend einzugreifen oder doch wenigstens veredelnd und fördernd einzuwirken, so können wir kaum zu einem anderen Urteil kommen, als daß die Gattin Tolstois in der ihr gestellten Aufgabe versagte. Es wird dies um so augenscheinlicher, wenn wir ihr die Gattin eines anderen großen Dichters gegenüberstellen, deren Wirken gleichfalls jetzt der Öffentlichkeit bekannt wurde: die Gattin Dostojewskis. Hier ist ein Frauenwesen, zart, schlicht, bescheiden, das in übermenschlicher Selbstentäußerung einen heldenhaften Kampf führt gegen alle Nöte der Seele und des Alltags, um der Welt einen ihrer größten Dichter und sein Werk zu erhalten. Sie erfüllte ihre Aufgabe.

*

Begegnung

von Ruth Schaumann[1]

Um die Ecke biegt der Zug,
Und ein Meer von Augen schlägt
Wie ein wilder Wachtelflug
Auf den Einen, der da trägt,
Wie noch keiner vor ihm trug.

Und die Straße fließt zum Tor,
Wo die leeren Brunnen stehn.
Und ein Antlitz strebt empor,
Und zwei trock'ne Augen sehn
Rufend durch gesenkten Flor,

Brennend wie ein Birkenbaum,
Der die Sonne bluten sieht,
Sanft wie in des Todes Raum
Ein verlornes Wiegenlied.
Und die Himmel atmen kaum,
Da der Antwort Blick geschieht.

[1] Aus dem in Kürze bei Kösel & Pustet erscheinenden „Passional".

Digitized by Google

Ostschwabenkultur

Von Karl von Möller (Temesvar)

Den Teufel bedrängen,
Das Unrecht aus der Welt zwängen,
Das ist deutsch.
Und sich nicht bangen,
Mögen sie's auch noch so bunt mit uns anfangen,
Das ist deutsch.

Möller, „Schwaben".

DAS Schicksal hat es bunt genug mit den Ostschwaben getrieben. Vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zur Wende zum 19. Jahrhundert ist mit ihnen tollwütig umgesprungen worden. Im 17. und 18. Jahrhundert: am Rhein, in Schwaben und Franken, im 18. Jahrhundert: auf ungarischem Boden, im Neulande. Überall und immer gab's „Teufel zu bedrängen", galt es, „Unrecht aus der Welt zu zwängen". Das ostschwäbische Leben war ein steter Kampf, der nur durch unermüdliche Arbeit, die kein Opfer scheute, auch nicht das des eigenen Lebens, zu gewinnen war. Was auf so schwere Art an Gut und Geld am Ende doch erworben worden ist, wog im Gefühle der Schwaben zentnerschwer; es waren Schätze, die wie Augäpfel gehütet werden wollten. Auch hieß es, sie für die nächsten sieben mageren Jahre mehren. Die Furcht vor Rückschlägen beherrscht ja selbst heute noch, im Wohlstande, zum mindesten das Unterbewußtsein des schwer geprüften Volkes. Sie ist ein Erbstück, von trüber Geschichte gestaltet, eine Pflanze, gewachsen aus den hunderttausend Schwabenleibern, die der erbitterte, heldische Kampf um das Neuland vorzeitig in dessen Boden gebettet hat[1].

Arbeit! Arbeit! Arbeit! Des Schwaben Sinnen und Trachten gehört ausschließlich ihr. Neben ihr ist kaum Raum für sonst ein Ding, es sei denn, daß es die Arbeit fördere. Kräftige Kost zum Beispiel fördert die Arbeit, drum ißt man so inbrünstig bei uns. Ein gesundes Heim fördert die Arbeit, zum Teil darum ist das ostschwäbische Bauernhaus fast „luxuriös" zu nennen. Körperliche und sittliche Sauberkeit fördern die Arbeit, drum hält sich der Ostschwabe am Leibe wie im Hause, wie in der Familie, wie im Leben, so ausnehmend reinlich. Und frohe Feste zuweilen, eine stolze, dem Fleiße schmeichelnde Schaustellung des Wohlstandes, sie fördern gleichfalls, mittelbar, die Arbeit, drum auch feiert man bei uns Hochzeiten und Kirchweihen in Maßstäben, die man im Mutterlande kaum kennt. Kunst hingegen? Fördert Kunst die Arbeit? Fördert etwa schöngeistige Literatur die Arbeit, oder ist an ihr unmittelbar zu verdienen? Kunst geht unter uns zumeist brotlos um. Charakteristisch ist, daß selbst ein großer Teil der unmittelbar aus dem Bauerntume hervorgegangenen Intelligenz an der bäuerlichen Anschauung über Kunst festhält. Man liest zum Beispiel in dieser Intelligenz zumeist nur Bücher, die für den Beruf, fürs Verdienen unentbehrlich

[1] In meinem zweibändigen Werkchen „Wie die schwäbischen Gemeinden entstanden sind" (Temesvar 1923 und 1924, Schwäbische Verlags-Aktiengesellschaft) habe ich an Hand von etwa sechzig Dorfgeschichten das verzweifelte Ringen der Ostschwaben mit Natur und Menschen zu schildern versucht. Binnen kurzem wird das inhaltlich ausgezeichnete Buch eines eben geweihten jungen Priesters, Leo Hoffmanns, „Geschichte der Deutschen im Banat", beim gleichen Verlage erscheinen und auch in kultureller Hinsicht weitere Klarheit über das ostschwäbische Schicksal schaffen helfen.

Digitized by Google

sind, man steht der deutschen Literatur vielfach ahnungslos gegenüber, man weiß kaum etwas von Architektur und Malerei und nicht sehr viel von Musik und macht infolgedessen neben dem kunstsüchtigeren, in Temesvar stark vertretenen jüdischen Elemente keine gute Figur.

Nun hat ins Dorfleben aber doch auch Kunst Eingang gefunden, freilich nicht als selbstherrliche Königin, sondern als verschleierte Begleiterin der Feste, der Schaustellungen, von denen ich sprach, als bescheidene und ungelohnte Mitwirkerin an jenen tief im Stuhle sitzenden Winterabenden, die die Ruhe der Bauern, ihr wohliges Ausspannen und Gliederstrecken, das große Kräftesammeln für die im März wieder vollwuchtig beginnende Arbeit sind und damit auch unterstützende Nachhilfen des ostschwäbischen Lebenszweckes.

Wo bleibt aber Gott, der mächtigste Förderer a. r Arbeit? Nun, wer in alten Pfarr- und Familienchroniken blättert und dort liest [illegible] r-
um Kreuzer zusammentrug, für eine Orgel etw [illegible] ie
der Kanzel, für Glocken usw., wird mit Rüh [illegible] in
des ostschwäbischen Volkes mit Gott verwac [illegible] le
Materialismus in der zweiten Hälfte des 19. J rh [illegible] in
schwaben „abgesetzt" hat. In jener zweiten Hälf [illegible] n
verdichteten sich der Urväter Fleiß und Opfer [illegible] ien schwäbischen Wohlhabenheit. Aus dem frommen [illegible] mich der dicke Bauer. Nun war man ja „wer", war „wer" au [illegible], dessen Dasein zudem von den Herren Professoren in der Stadt bes [illegible] n wurde. Nicht er half einem bei der Arbeit, sondern Rosse halfen, Masc [illegible] ien halfen, landwirtschaftliche Bücher halfen, und die ungarische Regierung half, auch dadurch, daß sie (oder die Patronatsherrschaft) den Pfarrer besoldete, an den Geld zu wenden dem Bauern des Materialismus als Verschwendung erschienen wäre. Angemerkt muß freilich werden, daß es allzu viele Pfarrer gab, die von ihrem Volke durch magyarische Mauern und sonstige Zäune geschieden waren und ihm daher nichts bedeuten konnten. Heute fängt Gott wieder an, das ostschwäbische Bauernleben veredelnd zu durchdringen, nicht nur, weil der Materialismus unterm Gluthauche unserer Zeit welken will, sondern auch, weil die Schwabenpriester sich in zunehmendem Maße entschlossen, der Bevölkerung ihren Gott deutsch zu predigen. „Den Teufel bedrängen, das Unrecht aus der Welt zu zwängen", das ist *deutscher* Priester *deutsche* Arbeit, aus der nicht zuletzt die ostschwäbische Kultur reiche Befruchtung ziehen wird. Mag sein, daß dann auch das katholische Buch größere Verbreitung in der hauptsächlich katholischen Sch. enschaft findet. Noch wird es fernegehalten.

Ich sagte, die Kunst habe trotzdem Wege ins Volk gefunden, wennschon sie sie nicht als Königin beschritt, sondern auf ihnen als verschleierte Gehilfin der Feste und Feierstunden in die Dörfer huschte. Um aber ganz richtig zu reden: sie ist nicht erst in Ungarn unter die Leute gegangen, sondern sie kam mit dem Volke aus der Urheimat in das Neuland; sie fuhr mit auf den schwer beladenen „Ulmer Schachteln", die das ganze liebe achtzehnte Jahrhundert hindurch donauab dem neuen Kanaan der Deutschen zuschwammen; denn sie lebte unter ihm schon am Rhein und in Schwaben. Zumal als Volkslied und wohl auch als Volkstanz trat sie auf und tritt heute, in der Zeit, wo sich auch das Ostschwabentum völkisch erneuert, wieder auf. Ihr Unterschlupf war und ist die Spinnstube, die eine Zeit hindurch tot schien, nun aber neu aufleben will, mitunter auch ein Jugend-

Digitized by Google

bund, ein Leseverein, der Bauernverein des Prälaten Blaskovics, ein „Kasino" und schließlich der Gesangverein des Dorfes, obschon den zuweilen das Kunstlied noch zu sehr plagt. Aber wie die Trachten des Mutterlandes vom Neulande abgewandelt worden sind, ohne den Menschen darunter wesentlich mitzuverwandeln — Erbanlage, Idioplasma, bleibt von den Einflüssen der Umgebung unberührt —, so haben die alten Heimatlieder auch Umbildungen erfahren müssen. Ihr Sinn freilich ist kaum verändert worden.

Steht da in des „Knaben Wunderhorn" ein Lied:

Es war ein Markgraf über dem Rhein,
Der hatte drei schöne Töchterlein,
Zwei Töchter früh heirateten weg,
Die dri[illegible] hat ihn ins Grab gelegt.

[illegible] ihr großen Teil Rheinländer sind, brachten das [illegible]ute?

[illegible] ein Pfalzgraf an dem Rhein,
[illegible] drei schöne Töchterlein.
[illegible] zog ins Niederland,
[illegible]andere zog nicht weit davon,
[illegible]itte zog wohl hin und her,
[illegible]ht, wo das Geschwister wär'.

DAS Schicksal hat es bu[illegible] Beginn des Dreißigjähri[illegible] ist mit ihnen tollwü[illegible] hundert: am Rhein [illegible] auf ungarischem Boden, im [illegible]", galt es, „Unrecht [illegible] steter Kampf, d[illegible]

Ein anderes [illegible] des eiger[illegible] Wunderhorn" beginnt:

[illegible] auf hohen Bergen
Un[illegible] wohl über den Rhein,
Ein [illegible]fflein sah ich fahren,
Der [illegible]er waren drei.

Man singt es heute noch unter uns. Doch hat es ein anderes Gewand angenommen, ein viel knapperes. Das Balladenhafte ist verschollen, geblieben ist bloß, was dort Folge war des Nicht-zueinander-Findens: Sie wurde Nonne.

Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Tal,
Ein Schifflein kam gefahren,
Darin drei Grafen waren.

Der jüngste von den dreien,
Der in dem Schifflein saß,
Reicht einer Maid zu trinken
Kühl' Wein aus einem Glas.

Warum reichst du mir zu trinken,
Warum schenkst du mir Wein?
Das tu ich aus Treu und Liebe,
Weil wir zwei Lieb'sleut' sein.

Weiß nichts von einer Treue,
Weiß nichts von einem Mann,
Ins Kloster will ich gehen,
Will werden eine Nonn'.

Auch der Rhein ist aus dem Liede verschwunden, das kirchenmausearm geworden ist gegenüber der Fülle des Liedes im „Wunderhorn", vielleicht weil den Ostschwaben von der Fremde überhaupt Stück um Stück ihres deutschen Wesensausdruckes (aber nicht das Wesen selber) abgeglüht worden ist; ein Überdecken, aber nicht Ausrotten der auf Kunst abzielenden Erbanlagen, ein Verarmen, das erst der Umsturz 1918 zum Stillstand und zur Umkehr gebracht hat. Selbst die Tracht

Digitized by Google

ist im Schwinden, und was an Wohnungsgeräten in der Bauernstube von heute steht, funkelt zwar, ist aber — teuerer — Stadtkitsch. Der alte gediegene, artgemäße Hausrat der Urväter hat längst weichen müssen.

Es führte zu weit, die einzelnen Lieder ganz wiederzugeben[1]. Könnt ich's, würde man mit Wehmut empfinden, wie ausgelaugt, wie strohdürr auch diese vorzeiten wahrscheinlich reichere Dichtung heute wirkt. Und sie wären wohl schon lange tot, alle diese deutschen Volkslieder, verdorrt und zerrieben worden, zumal in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, im Materialismus der ungarischen Ära, wenn nicht im ostschwäbischen Volke die Erbanlage für deutsche Volkskunst verdeckt wenigstens, rezessiv, neben dem sichtbar vorwaltenden, dominanten Trieb zur unmittelbar Nutzen bringenden Überarbeit weitergelebt und zeitweise bescheidenen Ausdruck am Dreikönigstage, auf der „Kerwei" (Kirchweih) und bei Hochzeiten in Form von Verssprüchen gefunden hätte.

Bei Hochzeiten zum Beispiel schickt die Braut die Mädchen mit dem Verssprüche fort:

Tretet ab, ihr Mädchen mein,
Mit euch kann ich nicht mehr lustig sein.
Jetzt schwör' ich Vater und Mutter ab,
Meinen Mann muß ich lieben bis ins Grab.

Beim „Kranzbinden" aber wird gesungen:

Jetzt binden wir das Kränzle ab,
Ihren Mann muß sie lieben bis ins Grab.
Jetzt binden wir ihr das Tüchlein auf,
Sie muß es tragen ihr Lebenslauf.
Sie muß es tragen schwarz und rot,
Ihren Mann muß sie lieben bis in den Tod.

Diese Sprüche sind von der Zeit zu festen, ich möchte sagen kultgeweihten Formen gehämmert worden. Das half wohl mit, die bescheidenen Reste deutscher Volkspoesie in die Zeitwende von heute herüberzuretten. An ihnen mag auch das nicht zu übersehende Vergnügen vieler Schwaben aller Stände, Knüttelverse zu schmieden — reim' dich oder ich fress' dich! —, warmgehalten worden sein. Neben der Freude an Gelegenheitssprüchen hat sich aber auch Lust am Komödienspielen, am Liebhabertheater, erhalten, dessen Pflege heute neuerdings um sich greift, freilich ohne bislang Stücke von besonderem Werte bieten zu können.

[1] Der alte Bauerndichter Joseph Gabriel aus Merzydorf bei Temesvar hat viele der Volkslieder, wie man sie heute singt, aufgezeichnet. Hochschulprofessor F. R. Kaindl in Graz, selber Ostschwabe aus der Bukowina und Kenner des Karpathendeutschtums, will demnächst einen Band ostschwäbischer Volkslieder veröffentlichen. Nicht ohne Verdienste um den Fortbestand des Sinnes für deutsche Dichtung, wenigstens in einigen Häusern der ungarischen Zeit, war die schöngeistige Monatsschrift „Von der Heide" des Sachsen Drendi.

Während man im Neulande die Lieder der reichsdeutschen Heimat sang, gingen im Reiche Lieder über das Neuland von Mund zu Munde. So zum Beispiele teilte man mir aus dem schwäbischen Bayern das nachstehende Volkslied mit:

Die Donau fließt und wieder fließt
Wohl Tag und Nacht zum Meer.
Ein' Well' die andere weiterzieht'
Und keine siehst du mehr.
All' Frühjahr' kehren d' Schwälbelein zruck,
Der Storch kommt wieder her.
Doch die gen Ungarn 'zogen sind,
Die kommen nimmermehr usw.

Übermütiger klingt ein ander Liedel:

Ich reit' auf einem Rößlein herauf vom Ungarland,
Ich trag' ein geschnürtes Röcklein, ein' Hut mit hohem Rand.
Also hat mich im Ungarland die Sonnenhitz' verbrannt,
Daß mich herauf am Donaustrand kein Mensch schier nimmer kennt.

Hätt' ich nicht blonde Augen, dazu ein blondes Haar,
So tät mach einer glauben, ich sei von fremder Art.
Doch heb' ich an zu schwatzen, merkt's jeder gleich mir ab:
Du bist ja doch kein Ungar, du bist ein Knöpfleschwab.

Digitized by Google

Noch fehlt dem Volke die Aufnahmefähigkeit für kostbares Kunstgut, für Mysterienaufführungen etwa, Fastnachtsspiele usw. Haben sich doch Stadt und Intelligenz (Herrische) Jahrzehnte hindurch so gut wie gar nicht um das Volk gekümmert, es sei denn durch Versuche, es zu entdeutschen, und ist den Ostschwaben doch nahezu jedes stärkere Talent entglitten; sie alle sind in der Ferne Dichter geworden oder Gelehrte oder Musiker: die Lenau, Milow, Franz Liszt, Meier-Gräfe, Otto Hauser, Ella Triebnigg, M. E. delle Grazie, Franz Feld, Arthur Korn usw. Ja, selbst der Mann, der dem Ostschwaben heute als Dichter der Dichter vorschwebt, Adam Müller-Guttenbrunn, lebte und starb weit weg vom Lande, in Wien. Der bedeutende Werschetzer Schwabe Franz Herzog wieder wurde magyarischer Dichter, einer der besten des ungarischen Volkes, und nennt sich heute Herczeg Ferencz. Die Zahl der an die magyarische Nation abgegebenen Talente ist Legion. Was daheim und deutsch geblieben ist, dichtete ja wohl, wie etwa die Pfarrer Brevis und Grün, der Mramoraker Ludwig Schmidt usw., ist aber kaum angehört und wohl gar belächelt worden, zumal wenn ein Bauer wie Joseph Gabriel, der lyrisch Begabte, es neben dem Pfluge mit Pegasus und Leier zu tun bekam.

Noch heute kann ein so starkes lyrisches Talent wie das des Bruno Kremling in Neusatz, S. H. S., von der Heimat nicht getragen werden, ein so scharfsinniger Lokalhistoriker wie Franz Wettel in Temesvar findet keinen Verleger für seine wertvolle Bücher, der feine P. Jung in Hatzfeld vegetiert bloß. Versuche aber vom Banate, von der Batschka, von der Schwäbischen Türkei aus in Deutschland Wurzel zu schlagen, pflegen zu scheitern; es sei denn, einer verschreibt sich dem Sensationalismus, wie etwa der geistreiche, schreibgewandte und geschäftstüchtige F. X. Kappus aus Temesvar, dem der Einsprung unter die erfolgreichen Romanschriftsteller Deutschlands aber auch nur kraft langem Wohnen in Österreich gelungen ist. Vom Dasein des ostschwäbischen Volksstammes darf ein solcher Erfolgreicher kaum schreiben; es interessiert den reichsdeutschen Leser, bislang wenigstens, nicht, zu hören, wie die Leute leben, deren Ahnen vor zweihundert Jahren auf den Balkan verschlagen worden sind, wo die Völker bekanntlich nichts anders tun, als aufeinander loshauen. Daß Adam Müller-Guttenbrunns Heimatromane doch gelesen worden sind, ist größtenteils auf die Geschicklichkeit des Meisters, die Handlung in reichsdeutsche und österreichische Geschehnisse einzuflechten, zurückzuführen.

Auch der begabte und noch junge Kremling holt seinen Stoff niemals aus dem eigenen Stamme.

Schon hat der Herbst im Laube der Platanen
Die samten gold'nen Kugeln aufgehängt.
Den Wanderflug sieht man die Schwalben planen,
In Scharen zwitschernd um den Turm gedrängt,
Und welkes Laub zieht raschelnd seine Bahnen
Auf Gartenwegen, feurig bunt gemengt.

Das ist hübsch, wie alle Lyrik Kremlings, aber nicht ostschwäbisch, nicht aus der Art unseres Bauernvolkes schöpfend.

Städtische Art wieder ist keine Kraftquelle schwäbischer Dichtung, weil sie, auch heute noch, alles eher denn deutsche Art ist. Bezeichnend für die Schwäche der deutschen Kultur in der Banater Stadt ist unter anderem das Versagen zumal der Temesvarer Bevölkerung dem deutschen Theater gegenüber. Nicht bloß, daß die Temesvarer Ende der neunziger Jahre ihre deutsche Bühne wider-

Digitized by Google

standlos haben magyarisieren lassen, unterwanden sie sich in der rumänischen Ära von heute nicht wieder der Mühe, ihr, die es seit fünf Jahren schon zweimal mit Temesvar versucht hat, die Zukunft zu sichern, obschon in der Stadt 45 000 Deutsche wohnen, und obgleich das deutsche Theater für unseren Kampf um deutsche Art wesentlich mehr bedeutet, als etwa die Bühne für eine reichsdeutsche Art zu bedeuten hat. Erst im vorigen Jahre ist es der Operettengruppe des Deutschen Theaters in Rumänien gelungen, zum ersten Male!, viel Publikum ins Theater zu locken, aber nicht mit der Kunst, sondern mit den der leichten Muse anhaftenden anderen Lockungen, obendrein ein Publikum, das bloß zum dritten Teile deutsch gewesen ist. Einige Zeit später spielte die andere Gruppe des Deutschen Theaters in Temesvar, die Schauspielgruppe. Schon ihre Eröffnungsvorstellung — man gab „Minna von Barnhelm" — spielte vor halbleerem Hause, und die zweite Vorstellung — „Schillers Räuber" — war noch schlechter besucht, obschon der Truppe ein sehr guter Ruf voranging. Am gleichen zweiten Abend zeigte im Konzertsaal der Stadt, dem Militärkasino, ein jüdischer Knabe namens Robert Goldsand, was für ein klavierverknüpftes Wunderkind er sei; das Konzert war ausverkauft, denn die Juden wissen, was sie ihren Künstlern schuldig sind und ihrem Volke. In der „Essener Volkszeitung" las ich vor einiger Zeit einen Aufsatz Friedrich Muckermanns, S. J., „Interessenlosigkeit", worin er die Gleichgültigkeit der katholischen Intelligenz Deutschlands katholischen Darbietungen wissenschaftlicher Natur gegenüber beklagt. „Es fehlt Paulus, es fehlt die Unruhe zu Gott, die Unruhe um die Rettung der Zeit, es fehlt mit einem Worte der Instinkt der Größe und der göttlichen Besorgtheit um die Geschicke der Welt. Statt dessen kleinliche Krittelei untereinander. Statt dessen das pharisäische Verweilen bei Fehlern, die man überhaupt nur merkt, weil man nichtstuend danebensitzt." Genau so und noch ein wenig schlimmer ist es bei uns in den Städten. Und auch das Land hat seinen Teil davon weg. Nicht ohne Bezug dazu ist zum Beispiel, daß man draußen doppelte Kirchweih feiert, die eine mehr oder minder sang- und klanglos: das ist „dem Pfarrer seine Kerwei", die andere tagelang mit Hussasa und Holadriho und offenen Geldkatzen: die „Freßkerwei". Schuld tragen Stadt und „Herrische". Die Stadt ist nun einmal die Erdscholle, die das Korn der Kunst zu bemuttern hat, soll Dichtung, Musik, Malerei, Baukunst usw. blühen. Der Umstand, daß unsere Hauptstadt deutsche Kunst nicht durchkeimen läßt, und, sproßt trotzdem etwas wie schwäbische Kunst auf, sie alsogleich verdorren macht, hat sicherlich auch nicht wenig beigetragen, den Kunsttrieb des Schwaben auf dem platten Lande zu verkümmern und das Volk ganz auf das Arbeitsideal zu beschränken. Gassenhauer zum Beispiel fördern das Volkslied so wenig, wie Tango, Shimmy und Foxtrot den Volkstanz befruchten. Für den gesunden Sinn unseres Völkchens zeugt aber immerhin die Tatsache, daß es, obgleich ihm die alten Heimatstänze längst entschwunden sind, die modernen Niggertänze doch ablehnt; man schwingt sich im Walzer, im Polka, im Ländler, und die Möglichkeit, alte Reigen wieder einzuführen, ist ebenso gegeben, wie der Boden reif ist für die Verbreitung alter und neuer artangemessener Lieder. Daß wir nicht weiter sind im Erneuern, liegt wohl unter anderem auch an der Notwendigkeit, uns zunächst unserer Haut überhaupt wehren zu müssen. Geht es doch zur Stunde um nicht weniger als um unsere deutsche Schule! Als sie dem Volke um die Wende zum 20. Jahrhundert genommen worden ist, begann die artüberkommene Kultur unheimlich rasch abzubröckeln. Das Schwabenvolk hat

Digitized by Google

die Schulen nach dem Umsturze wieder verdeutscht, weil ihm die Augen geöffnet worden sind über Ursache und Wirkung, und setzt nun alles dran, sie deutsch zu erhalten. Es wird wohl siegen. Der Tag, an dem es aus dem Harnisch kriechen darf, wird auch der Tag sein, wo es sich um den Helm die ersten Blüten der ihm angemessenen Kunst wird winden können.

*

Frondeurmemoiren

Von Dr. Paul Wohlfahrth

DASS die historisierende Richtung der Literaturwissenschaft, in ihrer unumschränkten Herrschaft erst in letzter Zeit erschüttert, weite Gebiete unseres Erlebens von der wissenschaftlichen Durchdringung ausschließt, beginnt in immer weiteren Kreisen erkannt zu werden. Verglichen mit der Wissenschaft der bildenden Künste, war die Literaturwissenschaft entschieden etwas zurückgeblieben. Dort stoßen wir überall auf Versuche, irgendeinen kleineren oder größeren Bezirk dem historischen Verlaufe zu entreißen und, unter gesetzlichen Regeln, auf eigene Füße zu stellen, mögen sie nun das Portrait oder die Darstellung der Jungfrau Maria behandeln. Die Literaturwissenschaft kann dem nur wenig an die Seite setzen. Ein nun schon seit Jahrhunderten beliebtes literarisches Gebiet sind die Memoiren. Außer rein historischen Arbeiten finden wir hier aber nichts, was uns irgendwie fördern könnte. Daß immer wieder Menschen ihre Lebenserinnerungen schreiben, ist doch nichts Selbstverständliches, es müssen die verschiedensten inneren und äußeren Antriebe vorliegen. Gibt es hier irgendwelche Gesetzlichkeiten?

Betrachten wir etwa die Memoiren der letzten Jahre, so finden wir einen häufig wiederkehrenden Typus. Persönlichkeiten, die sich irgendwie zurückgesetzt fühlen, suchen sich zu rechtfertigen, ihre siegreichen Gegner anzuklagen. Auf alle diese Werke soll hier nicht eingegangen werden. Für unser Problem erhebt sich die Frage, ob es sich hierbei um ein einmaliges Vorkommen oder um eine typische geistige Einstellung handelt, und da finden wir, daß es immer schon Frondeurmemoiren gegeben hat. Kein Wunder. Der Unterlegene wird immer das Bedürfnis haben, sich vor den Zeitgenossen, vor allem aber vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Der Historiker wird solche Memoiren meist mit Vorsicht aufnehmen. Für die Bestimmung der Memoiren als Kunstform sind sie unentbehrlich. Es ist gewiß kein Zufall, daß eine der ältesten Memoiren dieses Typs der Zeit entstammt, die den Namen Fronde recht eigentlich geschaffen hat. Es sind die Memoiren des Kardinals Retz, eines Führers der „Fronde" gegen Kardinal Mazarin. „Fronde" heißt Schleuder. Ein französischer Prinz verhöhnte einmal die Opposition im Parlament, daß sie den Pariser Straßenjungen gliche, die mit ihren Schleudern spielten, wegliefen, wenn sich Gendarmen nahten, und wieder zum Vorschein kämen, wenn diese den Rücken gekehrt hätten. Wie später die Geusen die Spottbezeichnung Bettler, so nahmen auch die Frondeure mit Stolz auf, was ihnen jener Prinz aus Hohn vorgeworfen hatte.

Die Schilderung dieses kleinen Ausschnitts aus der großen, wildbewegten Epoche der Frondekämpfe ist für die Retzschen Erinnerungen überhaupt bezeichnend. Französischer Elan und Esprit spricht aus jeder Seite, wie er dieses ganze Leben

Digitized by Google

beherrschte. Damit ist schon seine Einstellung zu den Menschen und Ereignissen angedeutet. Gewiß, er hat immer mit den mächtigsten Gegnern unter Aufbietung der letzten Mittel gekämpft und ist in diesem Kampfe unterlegen. Aber so sehr auch die Erinnerungen oft von der historischen Wahrheit, bewußt oder unbewußt, abweichen, ein widriges Haß- und Rachegefühl gegen den Sieger offenbaren sie nirgends. Retz gleicht einem Schachspieler; er steht letzten Endes über seinem Erleben, bei aller Leidenschaftlichkeit, mit der er lebte, intrigierte und den Degen führte. Diese Distanz gibt den Erinnerungen eine besondere Stellung unter den Frondeurmemoiren, weil sie das, was diese so häufig beherrscht, das Querulanten- und Krakeelertum, ausschließt.

Wie leicht diese Grenze überschritten wird, sehen wir an den Memoiren des Freiherrn *Friedrich von der Trenck*, jenes preußischen Offiziers, der, wegen offenbaren Kriegsverrats von Friedrich dem Großen gefangen gesetzt, aus der Festung Glatz entflieht, ein meist von Frauengunst getragenes Abenteurerleben mit allen Auf- und Abstiegen führt, von neuem in die Hände seines großen Feindes fällt und von diesem jahrelang in schwerster Haft gefangengehalten wird. Der Unterschied zu den Retz-Memoiren fällt sofort ins Auge. Nicht ein in ehrlichem Kampfe Besiegter, sondern ein mit Recht bestrafter Verbrecher sucht sich zu rechtfertigen und den Gegner herabzusetzen. Keine Persönlichkeit von Wuchs, sondern ein historisches Nichts. Vor allem: ein kleinlicher Geist, der seinem Erleben ohne Distanz gegenübersteht, und dessen Erinnerungen nur den einen Wert haben, zu zeigen, daß es sich hier um Vergröberungen einer dieser Art Memoiren häufig innewohnenden Tendenz handelt.

Auch die Erinnerungen des Generals Friedrich Ludwig August *von der Marwitz* (1777—1839) sind nicht ganz frei von ihr. Die wütenden Angriffe gegen Stein und namentlich Hardenberg, die ihn schließlich auf die Spandauer Festung brachten, sind heute kaum verständlich und erscheinen, aus dem Ganzen herausgerissen, fast lächerlich. Aber diese Memoiren müssen eben als Ganzes genommen werden, dann stellen sie sich als eines der interessantesten und wertvollsten Denkmäler der Memoirenliteratur überhaupt dar. Was ihn vor Retz, dem eleganten Fechter, auszeichnet, ist seine warme Anteilnahme, die er, verbunden mit hoher Intelligenz, Bildung und eiserner Charakterfestigkeit, den Menschen und Dingen zuwendet. Was er einmal liebt und verehrt, das kann er nicht mehr aufgeben. Indem Friedrich der Große und seine Welt sein Ideal geworden ist, verschließt er sich allem Neuen, freilich auch, und das ist das Versöhnende, soweit es von seinen eigenen Standesgenossen und Friedrichs Nachfolgern kommt. Mit bitteren Worten verurteilt er Friedrich Wilhelm III., der die erschütternden Wochen nach dem Zusammenbruch dazu benutzt, um für sein geschlagenes Heer neue Uniformen zu entwerfen. Kein Wunder, daß dieser prachtvolle Märker auch dichterisch verklärt worden ist: Marwitz ist das Urbild des Bernd von Zitzewitz in Fontanes „Vor dem Sturm". Die starke Persönlichkeit und ihr Niederschlag: ein klarer, anschaulicher, beherrschter und doch warmer Stil, sind es auch, die diesem Frondeurbuch trotz aller hier angedeuteten Mängel seine hervorragende Stellung verleihen.

Gerade an den Marwitzschen Denkwürdigkeiten können wir das bedeutendste Werk dieser Art Memoirenliteratur beurteilen, die Bismarckschen Gedanken und Erinnerungen. Daß auch sie Frondeurmemoiren sind, beweist der dritte Band, beweist die bis in Einzelheiten gehende Verwandtschaft mit Marwitz. Beide sind

Digitized by Google

preußische Junker, beide, durch Undank im tiefsten getroffen, grollen in selbstgewählter Verbannung. Freilich, *Bismarck*, die große, welthistorische Persönlichkeit, hatte mehr zu sagen als Marwitz, dafür sind seine Erinnerungen rein politisch, während die Marwitzschen den ganzen Menschen umspannen. Dafür sind die Gedanken und Erinnerungen ein kaltes Buch, die Marwitzschen Erinnerungen von warmer Leidenschaft beseelt.

Daß mit diesen Beispielen auch nur die Hauptwerke der Frondeurmemoiren aufgezählt sind, soll nicht behauptet werden. Wichtiger erscheint, daß das Frondeurmotiv, auch abgesehen von diesen reinen Frondeurbüchern, in der Memoirenliteratur überhaupt häufig auftritt. Es handelt sich hier eben um eine von jenen letzten Menschlichkeiten, die, wenn auch nicht überall, so doch sehr häufig, offen oder versteckt, in der Memoirenliteratur mitspielen. Daß auch hier die politischen Memoiren besonders in Frage kommen, liegt auf der Hand. Von älteren Werken seien nur die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth und der großen Katharina genannt. Wilhelmine frondiert in der Katte-Tragödie ganz aktiv gegen ihren Vater, den König, und Katharinas Fronde gegen ihren Gemahl, den Zaren Peter III., hat diesem schließlich Thron und Leben gekostet. Diese Frondeurstimmung zeigt sich unverkennbar in beider Erinnerungen, wenn auch ganz verschieden, je nach der Person der Schreiberinnen.

Handelt es sich aber hierbei um einen allgemein-menschlichen Trieb, so muß es vor allem auch Künstlermemoiren geben, die von ihm beseelt sind. Nicht so sehr, weil gerade der Künstler gegen Neid und Mißgunst zu kämpfen hat, sondern weil *er* ganz besonders der Repräsentant aller menschlichen Leidenschaften und Triebe ist. Am reinsten finden wir das Frondeurmotiv in den Bekenntnissen von Rousseau und Benvenuto Cellini; aber auch den Feuerbachschen Erinnerungen ist es nicht fremd. Da es sich letzten Endes immer um eine Ausstrahlung der Persönlichkeit handelt, werden wir auch in Künstlermemoiren das Frondeurmotiv nur als Ausnahme finden, wobei wir gar nicht einmal an einen Genius wie Goethe zu denken brauchen. Überhaupt kommt es hierbei auf den äußeren Lebensverlauf, ob er aufwärts oder abwärts führt, gar nicht an. Es gibt kaum Menschen, denen es so schlecht gegangen ist wie Ulrich *Braeker*, dem armen Mann in Tockenburg, oder Magister *Lauckhard*, und doch sind ihre Erinnerungen frei von jedem Frondeurgeist, der in dem Feuerbachschen Vermächtnis trotz aller Erfolge bereits bei seinen Lebzeiten, an vielen Stellen ganz auffallend, zu Tage tritt.

*

Ums Jugendspiel

Von Th. Hoffmann

JUGENDBEWEGUNG, das ist nicht zu leugnen, ist in ein neues Stadium getreten. Aus dem revolutionären Protestieren, Stürmen und Dreinschlagen in ein Stadium ruhiger Selbstbesinnung und des Sichumsehens nach positiven Aufgaben. Daß sie dabei gerade nach dem Spiel greift, kann nicht wundernehmen. Jugend und Spiel gehören nun einmal zusammen. Wenn irgendwo, dann kann der junge Mensch sich im Spiel so ganz geben, zwecklos, *ungebunden* — wenn irgendwo, dann kann er hier kommen zur Romantik des *Sicherlebens* — wenn irgendwo, dann kann er hier kommen zum ekstatischen

Digitized by Google

Sichberauschen in allerpersönlichster Hingabe an ein *Ideal*, das er nicht nur schaut, sondern in sich gestalten darf. Da liegen fraglos die menschenbildenden Faktoren des Jugendspieles, die ihre tiefgreifenden Wirkungen nicht verfehlen werden, je mehr es dem jugendlichen Spieler gelingt, sich freizuhalten von allem, was nach Lüge aussieht, von aller äußerlicher Routine in der spielerischen Technik oder unwahrem Mißverhältnis zwischen der übernommenen Rolle und den Kräften des Darstellers. In dem Unmittelbaren, Echten, Unverbrauchten, also in dem Sichtbarwerden der Idee der Jugend, da liegt ja das Geheimnis der Wirkung des Jugendspiels. Das sagt gewiß nicht, daß dem Jugendspiel das Moment der Tragik fehlen soll. Wer im Januarheft des „Leuchtturm" (Monatsschrift der Neudeutschen Jugend, Verlag Bercker, München, Kurfürstenstraße) den Niederschlag der stillen, aber bedeutungsvollen Tagung von Dichtern und 80 Neudeutschen um die Frage des Jugendspiels liest, der wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß es die Jugend geradezu drängt nach gestaltetem tragischem Stoff. Immer wieder bricht das durch, sei es in der Aussprache über ein „Romspiel", sei es in der Aussprache, die sich legte um ein Spiel über den Stoff „Väter und Söhne" oder „Die Freundschaft" oder „Das Heldische". Ob sich manche unserer Dichter nicht das Jugendspiel zu leicht gemacht haben? Wenn Jugend zu einem Großteil Freude ist, dann ist sie mindestens zu einem gleichen Teile Weinen und Trauern. Nicht für hohles Pathos, aber für Tragik hat unsere Jugend Sinn. Aber radikal, wie nun einmal Jugend ist, drängt es sie, den tragischen Konflikt aus den letzten Quellgründen zu lösen, die in *der Weltanschauung*, in der Religion liegen, so daß denn das Religiöse immer mitschwingen muß.

Kurz vor dem erwähnten Hefte erschien im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht das von Pallat und Lebede herausgegebene Werk „Jugend und Bühne" (F. Hirt, Breslau 1925). Es gibt im Grunde die Referate, die ersten Punkte der Frankfurter Tagung 1924, „Jugend und Bühne". Hier wird mehr das Formale des Jugendspieles, seine kulturelle und pädagogische Bedeutung behandelt. Menschen verschiedenster Weltanschauung finden sich da zusammen; einig aber in der Überzeugung von dem formalen Wert des Jugendspieles. Aber gerade dieses Buch weist über sich hinaus in die Richtung, in welcher die Normannsteintagung weitergegangen ist. „In der schweren Krisis, die diese Zeit in das Leben eines jeden Jugendlichen bringt, kann das Spiel für den Jugendlichen ein Weg werden, ihn aus seiner Dumpfheit und Mutlosigkeit zu einer klaren Stellung der Welt gegenüber zu bringen, sich einen Sinn für das Leben zu verschaffen." (Vgl. S. 242.) Gerade deswegen wird das echte Jugendspiel immer wieder den Vorstoß machen zu den letzten Gründen der Weltanschauung, und weiter gerade deswegen wird die Weltanschauung, sei es die im Spiel *ausdrücklich* vertretene, sei es die schweigend vorausgesetzte, nicht gleichgültig sein dürfen. Nur wo der gemeinsame Boden einer den Dichter, Spiel und Zuschauer bindenden Weltanschauung vorhanden ist, da wird das echte Jugendspiel wachsen. Das Jugendspiel wie überhaupt das echte Spiel ist und bleibt ja zutiefst Gemeinschaftsspiel. Hier liegt der Grund, warum unserer heutigen Zeit das religiöse Spiel immer noch fehlt, warum ein Mann wie Weismantel daran verzweifelt, der heutigen Zeit ein religiöses Spiel zu bringen. Es ist ergreifend, was er auf Normannstein ausführt: „Ihr habt mich in eure Mitte gerufen, weil ihr wißt, daß ich mich jahrelang darum bemüht habe, was man das religiöse Spiel nennt – und ihr habt mich doch wohl gerufen, weil ihr glaubt, ich brächte euch einen Korb

Digitized by Google

voller Früchte mit, sie euch auszuteilen! — Ich gestehe euch, daß ich nur sehr ungern zu euch in dieser Stunde gekommen bin, weil ich euch in dieser Stunde restlos und offen sagen muß, daß ich, so oft ich in meine Hände schaue, sie immer leerer und leerer finde. Ich stehe da vor euch nicht als einer, der einen Weg weiß, sondern als einer, der nahezu aufgehört hat, gerade hier Wege zu suchen. Lag in meiner Hand einmal eine schillernde Kugel, so weiß ich heute, daß es eine Seifenblase war — sie ist zerplatzt... Ich glaube wirklich, daß das Spiel im Werden immer religiöse Gemeinschaft voraussetzt. Ist diese da, dann kann es vielleicht ein einzelner schaffen, heute nicht... Ich vermöchte meinen Kindern, aber vielleicht nur diesen, dem kleinen Kreis meiner Hausgemeinde und einiger Freunde zu Weihnachten ein Spielchen zu machen — das mögen sich andere nehmen, wenn sie es sehen und wenn es ihnen gefällt. Ich vermag so in der Hausgemeinde die Woche der Passion und das österliche Fest uns zu gestalten, aber immer nur uns und wirklich keinem andern, wirklich nur dem, der im gleichen Kreise der Liebe steht — aber wer weiß, wie viele das sind! Von jenem Spiel aber der Gemeinschaft, von dem zu sprechen es euch vor allem drängt, laßt mich schweigen." Ob Weismantel da nicht zu schwarz sieht? Terramare schien hier größere Gefolgschaft unter den 80 neudeutschen Jungen zu finden, wenn er optimistisch immer noch Gemeinschafts-, Ankergrund finden zu können hofft.
Es ist sicherlich eine Tat, die Dank verdient, wenn Generaldirektor Gerst vom Bühnenvolksbund und die Bundesleitung der Neudeutschen Jugend es unternommen haben, Dichter, Jugend und Jugendfreunde ums neue Spiel zusammenzubringen. Wenn irgendwie, dann dürfte da noch eine Gemeinschaft nicht nur des Glaubens, sondern auch „des Willens zur Selbstgestaltung aus dem Glauben" vorausgesetzt werden. „Diese Voraussetzung ist die wichtigste, die vor die Möglichkeit der Tagung zu setzen war", sagt mit Recht Simon Leinen im einführenden Artikel vom „Sinne der Tagung!", den er dem „Leuchtturm"-Heft voraussendet. Ob die Jugend es freilich schafft? Daß die Tagung ihre befruchtende Wirkung gehabt hat, lassen auch die nunmehr im 2. Jahrgang erscheinenden „Blätter für Laien- und Jugendspiel" erkennen, die sich im Laufe des begonnenen Jahrganges mit einer Reihe der auf Normannstein berührten Stoffgruppen (Heldenspiel, religiöses Spiel usw.) zu befassen gedenken.

Spiele der deutschen Jugend

von H. Bachmann.

Die neue Jugend hat, soweit sie ursprünglich war, auch ihren Spieltrieb in neue Bahnen einlaufen lassen. Aus dem Bedürfnis, ihre innere Welt in Gestalten wiederzugeben, entstanden ihre Spiele. Kein Mensch von ihnen dachte daran, ein großes Aufheben davon zu machen. Das Spielen war eine Gruppen-, Gau- oder Bundesangelegenheit und nie mit irgendwelchen Tendenzen durchsetzt. Man mag darüber streiten, was besser ist: das freie, ungezwungene Spiel um des Spieles willen oder die Hinordnung solchen Spieles auf Zwecke und Aufgaben. Sichert das erstere Ursprünglichkeit und freie Entfaltung, so gibt das letztere den größeren Ernst und damit die größere Verantwortung. Die Gefahr des freien Spielens wird immer das *Zer*spielen sein, die Gefahr der zweckhaften Einordnung wird immer die Erstickung des schöpferischen Quells möglich machen. Die Grenze zieht am besten der gesunde Instinkt der Jugend selbst.
Wie sonst, war auch hier die Formulierung dieser Lebenserscheinung der Jugend-

Digitized by Google

bewegung gefährlich, wenn nicht in manchem gar der Tod. Bücher wie der Sammelband (1924) des Bühnenvolksbundes, *„Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung"*, werden immer ein Ereignis bleiben, da sie eine erste Kristallbildung strömenden Lebens zur Grundlage haben. Ihre Gefahr ist, daß sie vorzeitig in der Theorie festlegen, was das fließende Dasein noch nicht aus- und zu Ende gedacht hat. — Der gleiche Herausgeber, Wilhelm Karl Gerst, zeichnet auch verantwortlich für die Sammlung neuer Spiele aus dem Gemeinschaftsgeist der deutschen Jugend: *„Spiele deutscher Jugend"*.

Nicht die dichterische Ausformung, nicht das Ethos, das hier vielleicht seine Gestalt suchte, machen den Wert der Spiele aus. Das meiste davon ist mit einem Male hingeworfen, fand Echo im bestimmten Kreis irgendwelcher Menschen und ist gespielt und damit erst gestaltet worden, ehe man an einen Druck dachte. Wenn also hier eine Reihe von Büchlein vorliegt, so sind sie Rohstoff, der erst in der Spielwirklichkeit sein Auferstehen feiert, sind Entwürfe und Vorformungen, nur mit dem Zweck, zur eigentlichen Tat, dem Spielen, aufzurufen.

So setzen die Texte das lebendige Verhältnis von Menschen voraus. In der Hand derjenigen, die früher das alte Vereinstheater bevölkerten, werden sie nichts ausrichten. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, aus der Reihe der „Spiele deutscher Jugend" könne neuer Geist auf die Saalbühnenbretter ziehen. Diese Spiele haben ihren Platz auch gar nicht zwischen vier Wänden. Irgendwo draußen können sie sich vollziehen, unabhängig von Kulisse und Kostüm. Der Mensch, der bewegte, sich bewegende Mensch, steht wieder lebendig im Mittelpunkt. Was an ihm Gestalt und Form annimmt, fließt von innen heraus. Wenn aus diesem Verzicht auf alles „Theater", auf alles, was der Naturalismus sanktioniert hatte, erst einmal wieder das Urverhältnis des Menschen zum Spiel überhaupt hergestellt war, so mußte eine neue Bindung an Requisiten, an Kulisse und Kostüm, eben auch vom Wesen, d. h. von der inneren Notwendigkeit herkommen. So wachsen allmählich neue Formen auf, immer dem Laienspiel dienend, immer aber wirkliche Kunst. Laienspiel ist eben kein nachgemachtes Theater. So ist es auch falsch, am Ende der begonnenen Linie vielleicht eine Wiedergeburt des deutschen Schauspiels zu erblicken. Wenn auch der Kern einer Erneuerung des Bühnenwesens hier irgendwie vorgebildet sein mag.

An erster Stelle müssen die beiden Spiele von *Julius Heiß* stehen: „Der arme Heinrich" und „Gudrun". Eben weil sie so völlig auf eigenschöpferische Arbeit verzichten und bescheiden und treu das in Spiel umsetzen, was die mittelalterlichen Epen an Worten übermitteln. Hier liegt letzte Ausdeutung in letzter Einfachheit. *Walther Blachetta* hat auf ähnliche Art Märchen zu Spielen umgeformt: *„Die Zaubergeige"*, *„Der Schweinehirt"*, *„Des Kaisers neue Kleider"*, *„Das verwunschene Schloß"*. Zwei selbständige Arbeiten auf dieser Linie sind das derb-dreiste Spiel von *„Marcolph"*, dem Bauern, der selbst dem weisen König Salomo keine Antwort schuldig bleibt (*Alfons Paquet*), und *Karl Jacobs „Retter Till"*, in dem der Narr dem weisen Faust von der Verdammnis helfen muß. Neuere Vaterländische Spiele sind *Michel Beckers „Jan van Werth"* und der *„Seydlitz in Kalkar"* von *Otto Brües*, ein frisch gewagtes rheinisches Spiel, das gegen die „Blasierten, Pedanten und Unfehlbaren" zu Felde zieht. In der Art der alten Hans-Sachs-Spiele, auch den Stoff eines solchen verarbeitend, hat *P. Wiesbach „Das böse Weib"* geschrieben. Das alte Paradeis-Spiel (*„Das Spiel vom verlorenen Paradies"*) hat mit genauer Spielangabe *Hartmut Hellring* (wenn auch in protestantischer Form, so doch auch ohne Scheu von Katholiken zu spielen) herausgebracht. Als Weihnachtsspiel ist *Lope de Vegas „Hirtenspiel"*, übersetzt und bearbeitet von Friedrich Walther, in dieser Reihe herausgekommen.

Verwandt mit ihnen und auch von der Jugend oft aufgegriffen ist *Leo Weismantels* „Werkbuch der Puppenspiele", von dem der erste Band, *„Vaterländische Spiele"*, alte und neuere Texte, wie das Hildebrand-Spiel, das Urner Tell-Spiel, die Birkenfeldschlacht, den Theophilus, den Totengräber von Feldberg und Hebbels „Ring" in dramatischer Form bringt. Genauere Anweisung über die Spielformen und die Figurengestaltung sind den Texten beigegeben.

Digitized by Google

Gerade Weismantels Puppenspiele (alle vorgenannten Werke sind im Verlage des Bühnenvolksbundes, Berlin SW 68, Kochstraße 59, erschienen) berühren einen wichtigen Wert dieser ganzen Spielart besonders stark. Ihrer innersten Anlage nach sind sie gemeinschaftsbildend und dazu angetan, unserem Volke zu echtem, nicht nur äußerlichem Zusammengehörigkeitsgefühl zu verhelfen, da sie wirkliches Erlebnis wachschütteln, die beste Bindung zur Gemeinsamkeit. So ist der Grund gelegt zu wirklichem Festefeiern, was, so hoffen wir, recht bald den äußerlichen und geist- und seelenlosen Vereinsbetrieb ablösen mag. Das schlägt seine Wellen bis in die erschüttertste Gemeinschaft hinein, die Familie. Und Weismantels Absicht bei der Schaffung seiner Puppenspiele ist es nicht zuletzt gewesen, den Ring der Familie, den „Bannkreis des Blutes", neu zu schließen durch die Sammlung der Familienglieder vor dem Puppentheater. Und so werden sich auch die anderen Spiele ihre Gemeinde schaffen, und sie haben es schon getan.

*

Neue Bücher

Literaturwissenschaft

***Ermatinger, Emil**: „Die deutsche Lyrik seit Herder". 3 Bde. I.: „Von Herder zu Goethe". 8°. 310 S. II.: „Die Romantik". 8°. 286 S. III.: „Vom Realismus bis zur Gegenwart". 8°. 320 S. Teubner, Berlin u. Leipzig 1925. Geh. je 7 Mk., geb. je 9 Mk.*

Ein die deutsche Dichtung von Herder bis Rilke in ihren Grundzügen darstellendes, weltanschaulich unterbautes und mit der Liebe und Wärme eines Künstlers geschriebenes Werk. Das Buch enthält keine bloße Aufzählung von Namen, Jahreszahlen und sonstigen biographischen Daten, sondern es zeigt nur jene Gestalten auf, die den Geist deutscher Lyrik seit anderthalb Jahrhunderten bestimmt haben. Die Dichtung ist ihm Symbol, Mythos, höchste und heiligste Empfindung, ins Wort gebannt. Der Dichter ist Prophet, Priester, Stimme Gottes und des Volkes. Da er aber von der Zeitströmung getragen wird, so spiegelt sich auch diese in seinem Werk wider. Daher die innige Verbindung von Dichtung und Philosophie. Indes ist wahre Poesie nicht die einfache Umsetzung der Gedanken großer Köpfe in dichterische Gebilde. Vielmehr müssen die Ideen erst geistiges und seelisches Eigentum des Dichters geworden sein, ehe sie Ausdruck finden im Lied, das darum so weit entfernt ist von Abstraktion und Reflexion, freilich noch weniger die Technik und Zivilisation verherrlichen soll. „Wissen ist nützlich und einträglich, aber an der Spitze aller geistigen Bewegung steht der Glaube." Nur darf dieser Glaube nicht den Pantheismus allein gelten lassen oder eine Spitze zeigen gegen Kirche und Dogma und so das religiöse Empfinden rechtgläubiger Leser verletzen. Der Geist der Intoleranz spricht aus folgendem Satz, der bei der Auslegung eines Goetheschen Gedichtes steht: „Nur eines fehlt hier noch: Die Mißwirtschaft der Kirche mit Mißbrauch des Kreuzes, Pilgerunfug und Pfaffenherrschaft". Schade um das sonst so wertvolle und wissenschaftlich bedeutsame Buch. Wie feinsinnig sind z. B. die Beobachtungen Ermatingers bei der Analyse der sonstigen Lieder Goethes.

Von philosophischem Tiefblick zeugen auch die Betrachtungen über Kant, mit denen er den zweiten Band einleitet. Sie gilt als Einführung in das Wesen und Werk Schillers, des Intellektualisten, im Gegensatz zu dem Anschauungsdichter Goethe. Überhaupt weiß Ermatinger stets das Grundsätzliche in dem Schaffen eines Künstlers herauszustellen und durch ständigen Vergleich mit den Schöpfungen anderer Meister sein Bild schärfer zu umreißen und sein Wesen tiefer zu erfassen. Dabei gibt er keine trockene, schulmäßige Abschilderung der einzelnen Epochen, vielmehr ist die Darstellung lebendig und farbig. Wo aber ein religiöses Erleben ausgesprochen ist, oder das Ringen einer gottgläubigen Seele geschildert wird, wie z. B. im „Geistlichen Jahr" der Annette von Droste-Hülshoff, da gelingt ihm die Einfühlung weniger gut, weil er nicht in der streng christlichen Religion lebt. Sehr fein sagt er zwar zu Anfang, daß die Dichterin mit zwei Augen, einem blauen und einem braunen, geschaut habe. „Die eine Seite ihres Wesens gehörte dem geistigen und geistlichen Leben — das blaue Auge, die andere der sinnlichen Welt — das braune Auge." Aber nun spitzt er den Gegensatz so zu: „Zum abgeblaßten Begriff gewordenes Leben spiegelt sich in ihr und taufrische Natur." Und dann kommt er zu dem Schluß, daß Annetten die freudige Selbstgewißheit des Gotteskindes, das sich in Luthers: „Ein'

Digitized by Google

feste Burg ist unser Gott" ausströme, gemangelt habe, daß ihr ferner das unzerstörbare Gottvertrauen eines Paul Gerhardt abgegangen sei und sie das inbrünstige Weltgefühl des Angelus Silesius nicht empfunden habe. Diese Auffassung widerstreitet den Ergebnissen der bekannten Droste-Forscher (Budde, Kreiten, Flaskamp u. a.). Außerdem sprechen eine Anzahl Gedichte gegen Ermatingers Behauptung, so „Drei Könige", „Am Feste vom süßen Namen Jesu", „Palmsonntag", „Fronleichnam" und 16. S. n. Pfingsten. Diese kleinen Mängel beeinträchtigen indes kaum den Wert des sonst gründlichen sowie geistesgeschichtlich und literarisch gleich hervorragenden Werkes. Vielleicht könnten bei einer späteren Auflage die Druckfehler auf S. 151, 266 (Bd. I) und S. 45, 197 (Bd. II) vermieden werden. *Jos. Karp.*

Schütze, Paul: *„Theodor Storm"*. Sein Leben und seine Dichtung. 4., verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. 8°. 426 S. Herausgegeben von Dr. Edm. Lange. Gebr. Paetel, Berlin 1925. Geh. 15 Mk., geb. 18 Mk.

Das Bild des Menschen und Künstlers ist klar geschaut und mit sicheren Strichen gezeichnet. Sein Werden und Wachsen, seine starke Naturverbundenheit, sein religiöses Innenleben — bekanntlich stand Storm zeitlebens Kirche und Dogma fern —, die Einwirkung der mannigfachsten Einflüsse, besonders auf sein Schaffen (Landschaft, Geistesströmung, Literatur, Freundschaft), sein Verhalten gegenüber den Bildungsmächten: alle an der Gestaltung der Persönlichkeit und des Dichters beteiligten wesentlichen Elemente und Beziehungen deckt der Verfasser auf. Er hebt die Stärke dieses bedeutenden Vertreters der Heimatkunst hervor und übersieht darüber die Schwächen nicht, führt uns ein in die Erzählungstechnik (Chronik und Rahmenerzählung) und zeigt uns den langsamen Aufstieg Storms von der Novelle der Frühzeit mit ihren losen Zusammenhängen bis zu der straffen Komposition der Meistererzählung „Der Schimmelreiter", seiner reifsten Schöpfung. Eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe vermitteln neue Erkenntnisse über das rein persönliche Erleben Storms. Ein umfangreiches Quellenmaterial orientiert zuverlässig über die gesamte Literatur. *Kurt Berger.*

Kunst

Weingartner, Dr. Josef: *„Der Geist des Barock"*. 24 S. Text. 40 ganzseitige Abbildungen. 4°. Verlag Filser, Augsburg.

Der Verfasser dieser Schrift, den Besuchern der letztjährigen Tagungen des Akademikerverbandes als trefflicher Führer und Einführer zum süddeutsch-österreichischen Kirchenbarock bekannt, hat hier die Grundgedanken seiner damaligen Vorträge in einer ungemein anregenden, Verständnis fördernden Abhandlung über Entwicklung des Wesens des Barock in Italien und Süddeutschland zusammengefaßt. Er zeigt in ausdrücklicher Stellungnahme sowohl gegen die ältere, einseitig klassizistische Ästhetik, wie gegen die moderne Mode, „an angeblich ungesunden Eigenschaften der barocken Kunst herumzuschnuppern", zunächst die logisch notwendige Abwandelung, die von der Renaissance zum Barock hindrängte, und sodann die verschiedenen, ebenso notwendig unter sich verbundenen Wesenszüge des Barock: seinen malerisch gestimmten, seinen großzügig disponierenden, seinen ausdrucksgesteigerten Charakter. Darüber hinaus aber beschäftigt den Autor als Theologen (Dr. Weingartner ist Propst von Innsbruck) vor allem auch die Frage nach dem — freilich oft bestrittenen — religiösen Gehalt und Andachtswert der barocken Kirchenkunst; und er gelangt auch hier — mit einzelnen Einschränkungen — doch zu einem durchaus bejahenden Entscheid. Seine Erörterungen über die Religiosität der Barockzeit und deren Widerspiel in der kirchlichen Bau- und Bildkunst des Barock bilden wohl den wertvollsten Teil von W.s Aufsatz. Die Abbildungen sind — unter Übergehung mancher an sich bedeutenderen Denkmäler — sinngemäß vor allem als anschauliche Belegstücke für die Darlegungen des Textes ausgewählt. Das Buch eröffnet eine vom Akademikerverband unternommene Folge „Von heiliger Kunst". *Prof. M. Wackernagel, Münster.*

Geißler, Willi: *„Opferbrand"*. 10 Federzeichnungen in Mappe. 4°. Verlag Bundeskanzlei Hartenstein; *Ex libris*, 12 Blätter in Mappe. 8°. Greifenverlag, Rudolstadt; *„Der künstliche Mensch"*, 10 Blätter der Anklage (VII. Mappe der Folge „Kunst der Jugend"), Greifenverlag, Rudolstadt, Th., 3,50 Mk.; *Dostojewski*: *„Der Großinquisitor"*. Mit 7 Holzschnitten von Willi Geißler; *„Von junger Kunst"*. Die neudeutschen Künstlergilden. Herausgegeben von Willi Geißler. Sämtlich im Greifenverlag, Rudolstadt, Thür.

Der erst 30jährige Künstler hat sich neben seinen eigenen künstlerischen Arbeiten besonders auch als organisatorische und Führer-Persönlichkeit namhaft hervorgetan. Die Gründung und Leitung der „Neudeutschen Künstlergilde" (N.D.K.), als einer Gesinnungs- und Werkgemeinschaft, in der naturhaft-gesunde, ethisch-idealistische Kunstgesinnung sich sammeln und korporativ auswirken soll, ist vor allem sein Werk. Man spürt in der Programmschrift dieser Gilden („Von junger Kunst") als Grundlage und Triebkraft den Geist der Jugendbewegung, der Geißler selbst als früherer Wandervogel Wesentliches zu verdanken scheint. Sein eigenes künstlerisches Schaffen spiegelt im übrigen — ebenso wie sein Wirken

Digitized by Google

in den N.D.K. — ein Naturell, in dem westfälisch-besinnliches Wesen vom Vater her und rheinisch-bewegliche Aktivität als Erbteil der Mutter sich verschmolzen haben.

Geißler ist ausgesprochenermaßen und fast ausschließlich Graphiker; das Schwarz-Weiß der Federzeichnung und des Holzschnitts ist sein Element. Er vertritt jenen Schwarz-Weiß-Stil, der als solcher in der deutschen Kunst seit Jahrhunderten die unmittelbarste Verkörperung gewisser spezifisch deutscher Grundelemente des Formalen wie des Inhaltlichen gewesen und geblieben ist. So erinnert manches bei ihm an die scharfkantig präzise Ausdrucksweise der Dürerzeit, anderes an die volkstümliche Graphik des deutschen Barock, doch ohne jeden Historismus, vielmehr in durchaus persönlich lebensvoller, zeitgenössischer Erneuerung ererbten völkischen Wesens. Das Erstlingswerk „Opferbrand" verarbeitet Eindrücke und Reflexionen aus dem Felde, in denen die tiefe Melancholie und Tragik des Krieges den Grundton abgibt. Als Ganzes ist diese Folge begreiflichermaßen noch etwas unausgeglichen, doch enthält sie einzelne Blätter von starkem und eigenartig gefaßtem Gehalt. Dann die Satire auf die mechanistische „Kultur" der Neuzeit: „Der künstliche Mensch", in expressionistischer Manier schematisierte Karikaturen, aber vielleicht gerade dank dieser Manier von so scharf einprägsamer Schlagkraft. Am reifsten und reizvollsten, außer einzelnen im Greifenkalender u. a. w. vereinzelt erschienenen Holzschnitten, die Illustrationen zum „Großinquisitor". — Man wird der weiteren Betätigung und Entfaltung dieses schon so lebendig, eigenkräftig sich behauptenden echt deutschen Künstlers mit Zuversicht und lebhaftem Interesse entgegensehen dürfen.

Prof. Wackernagel, Münster i. W.

Romane

Schrott-Fiechtl, Hans: „Sonnseitige Menschen". Roman aus dem heutigen Tirol. Herder, Freiburg i. Br. 1925. 14.—16. Taus. 8°. 386 S. 4,80 Mk.

Vor Jahresschluß erschien in neuer Auflage ein Werk des bekannten Tiroler Bauerndichters, „Sonnseitige Menschen", das aus der Welt der in Tirol eingedrungenen Industrie das gegenwärtige Tirol darstellt. Man kann wohl sagen, daß die beiden Typen Bauer und Arbeiter in ihrem menschlichen Grundwesen noch nie so tief in der Dichtung erfaßt sind. Aber trotz des Ernstes, mit dem hier die „soziale Frage" aufgerollt wird, ist dieser Roman, seinem Titel getreu, ein sonniges, kraftvolles Werk, das Gesundheit und Zuversicht ausströmt. Denn bei Schrott-Fiechtl greift jedes heimliche oder offensichtliche „Hochwetter" den Menschen in seinem Kern, und wenn die Wolken sich verzogen haben, dann lacht der blaue Himmel Tirols wieder. Ein junger Bauer, der Industriearbeiter wird, bis ihn eine Erfindung reich macht und er sich einen eigenen Acker schaffen kann, durchkämpft das, was den heutigen Leuten nur im Kopf herumschwirrt. Er, der Bauer, ist geschützt von Vermassung und Proletarisierung durch die Freiheit, die ihm der Acker gibt, der Arbeiter weiß sich nur Werkzeug und Hebelarm, weil er seinen Menschen hergeben muß für kargen Lohn, der ihn zur „Ware" erniedrigt. Dabei übersieht Schrott-Fiechtl aber keineswegs in bäuerlichem Starrsinn, daß mancher Bauer nicht mehr ist als ein etwas reicher Proletarier, wenn er nur noch ein Sklave seines Ackers, des Viehs und seiner Erzeugnisse ist. Der Bauer, der dem Elend der Industrie entronnen ist, ist frei geworden von der Enge des Kleinbauern, der nicht größer wird durch einige Morgen Land. Der Dienst am Ganzen und Überwölbenden, an Volk und Staat zugleich durch den Dienst an seinem Boden, macht aus dem Bauern erst den reifen Menschen, dem die Sonne nicht untergeht, nicht in der Welt, noch in seinem Herzen. So wird er hinausgehoben aus Stand und Klasse ins Ganzmenschliche. Die Erde trägt ihm Frische und Kraft zu und weltoffenen Sinn, so daß sein Leitstern ihm nicht untergeht: ora et labora. So ist dieser Roman ein „Wilhelm Meister" unserer Zeit. *Otto Steinbrink.*

Brod, Max: „Reubeni, Fürst der Juden". Kurt-Wolf-Verlag, Berlin 1925. Gr.-8°. 524 S. Ganzleinen 8 Mk.

Inmitten der überreichen Fülle von Gegenwartsstoffen in der Romanliteratur wendet sich Max Brod in seinem neuesten Werk wieder dem historischen Roman zu, den er wie sein erstes Werk, „Tycho Brahes Weg zu Gott", ins Symbolische, Allgemein-Menschliche vertieft. In seinem Helden, Reubeni, Fürst der Juden, über dessen geschichtliche Persönlichkeit sich auch heute noch Dunkel breitet, hat er jenen ewigen, überzeitlichen Typ gestaltet, der sich, Seher, Träger einer neuen Zeit, mit einer geheimen inneren Sendung betraut fühlt, und dessen Schicksal das aller Unzeitgemäßen ist: heroischer Aufstieg und tragischer Untergang. Reubeni, als Sohn eines Thoraschreibers im düstersten Winkel des Prager Ghetto geboren, hat mit hellsichtigem Blick das Grundübel seines Volkes erschaut in seiner Scheu vor Gefahr, vor der „Fruchterde", seinem Mangel an Mut, an Erdhaftigkeit, am Verweilen, am Abwarten. Im heiligen Glauben an das unverletzlich Edle, das Urbild in diesem Volk, fühlt er sich berufen, es aus der Engigkeit, dem Schmutz, der Schmach des Ghetto hinauszuführen an das Licht, das die Renaissance über die Welt und die Menschheit auszustrahlen beginnt, um somit der Welt ein gesundes Volk wiederzugeben. Zur Erfüllung seiner Sendung schlägt er einen Weg ein, der ihm Lösung eines Problems bringen soll, das

Digitized by Google

ihm das tiefste und schwerste des Lebens scheint: Kann man Gott, den Ewigen, lieben auch mit dem bösen Trieb? Und so macht er sich daran, das Gute zu erwirken durch das Böse. Über manche Sünden, Lügen gegenüber seinem Vater, Diebstahl an seiner Mutter, Hingabe an ein Christenmädchen, kommt er zu der großen Sünde: sich zum falschen Propheten zu machen. Beseelt von Opferfreudigkeit, Uneigennützigkeit, strengster Zucht, steigt er durch immer neue Sünden, Lügen, Betrügereien, Fälschungen, zur höchsten menschlichen Staffel empor: Schon beginnt das Volk, in ihm einen neuen Messias zu sehen. Da kommt der Absturz. Das Gute tritt ihm entgegen, das Gute, das aus reinem Herzen kommt, aus dem Mut zur Frömmigkeit. An diesem Guten zerbricht er. Der Schwärmer Molcho, in blinder Hingabe an das Gute der Idee, ohne das Böse zu ahnen, durch das es erwirkt werden soll, bereitet Reubeni unbewußt den Untergang.

So gibt uns der Dichter hier dieselbe Lösung wie in seinem Tycho Brahe: Nur durch das Gute führt der Weg zu Gott. In dem Roman, den er auf diesem Problem aufgebaut, läßt er eine Vergangenheit vor uns aufsteigen, mit der er in Empfinden und Sprache verwachsen zu sein scheint, so greifbar nah und lebenswarm steht sie vor uns. In farbenprächtigen Bildern ziehen des Dichters Vaterstadt Prag, das alte Venedig, das glänzende Rom, das handelsstarke Portugal an uns vorüber, belebt von Gestalten wie Papst Clemens, Michelangelo, Macchiavelli, die der Dichter in ihrer ganzen Größe und Bedeutung erfaßt und würdigt, ohne blind zu sein gegen etwaige menschliche Schwächen. *Ch. Demmig.*

Tagore, Rabrindranath: „*Gora*". Roman in 2 Bänden, erster 364, zweiter 348 Seiten. Kurt-Wolff-Verlag, München 1924. Gr.-8°. Geb. 10 Mk. Nach der von R. Tagore selbst veranstalteten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Helene Meyer-Franck.

Wie bereits in dem früheren Roman „Heim und Welt", hat es der indische Dichter in diesem großen Weltanschauungsroman unternommen, mit seiner gewohnten Schlichtheit und Klarheit das Problem Indien zu entwickeln. Nicht mit äußeren Gewaltmitteln wie in jenem ersten Roman wird hier der Kampf geführt gegen die Herrschaft der Fremden, sondern innere Festigung, Läuterung und Erneuerung sollen der Weg sein zur Befreiung. Nur ein kleiner Kreis von Menschen, wenige stille Ereignisse ziehen an uns vorüber. Aber in ihrer Tiefe entfalten sich schwerste Probleme von allgemein-menschlicher Bedeutung. Starrem Orthodoxentum, dem reinen Hinduismus mit allen seinen Kastengebräuchen, Traditionen, Sitten und Unsitten, die oft zum Aberglauben ausgeartet, stellt der Dichter eine Religionsgemeinschaft gegenüber, den sogenannten Bramahsamadsch, der, auf tiefste Gläubigkeit gegründet, einen Ausgleich sucht zwischen nationaler Religion und Gesellschaftsordnung und der fremden, europäischen. Gora, der Adoptivsohn eines Hinduehepaares, wird, in vollkommener Ahnungslosigkeit über seine Abstammung, leidenschaftlicher Kämpfer und Führer des alten Glaubens. Durch die Bekanntschaft mit einer Bramah-Familie, die Liebe zu einer ihrer Angehörigen, und durch trübe Erfahrungen und bittere Enttäuschungen, die er auf einer Reise sammelt, auf der er in engste Berührung kommt mit allen zu schlimmstem Aberglauben ausgearteten Gebräuchen seiner Kaste, gerät er in schwere innere und äußere Konflikte. Im Augenblick, da ihm die Erkenntnis wird, daß er nicht mehr aus innerster Überzeugung restlos für den alten Glauben eintreten kann, werden alle Konflikte gelöst durch die Aufklärung seiner Herkunft: sein Vater fiel als irischer Offizier im Aufstand, seine Mutter überließ ihn bei seiner Geburt sterbend jenem Hindupaar.

Tagore, für den der nicht-religiöse Mensch überhaupt ausscheidet, setzt in jedem Menschen das religiöse Gefühl als etwas Ursprüngliches, Naturhaftes voraus. Diese eingeborene Religiosität, an deren sieghafte, erlösende Kraft er in wundersamer, herrlicher Weise felsenfest glaubt, läßt er über allen Scheinglauben triumphieren, was nicht mißzudeuten ist — wie sich vielleicht oberflächliche Leser versucht fühlen mögen — als Verherrlichung einer freidenkerischen, über allen Dogmen stehenden Religion. Ohne einer der bestehenden Kirchen den Vorrang zu geben — was wir bei einer solchen Glaubenstiefe bedauern —, schwebt ihm als Ideal vor eine Religion, die durch Dogma und Tradition die Menschheit eint und sich dem Dienst eines Gottes weiht, der allen gleich gehört: dem Hindu, dem Mohammedaner, dem Christen und dem Brahma. Wie ein Heiliger mutet uns die ehrliche Gestalt des Mystikers Parosch an in seiner reinen Weltferne. Aus der Sphäre dieser Menschen, die es verstehen, das Dasein zu gestalten zu einer wunderbaren Harmonie von religiösem Leben und ernster Geistigkeit, weht uns Europäern ein Hauch entgegen, der in unserer Zeit des Suchens und Sehnens nach Verinnerlichung etwas ungemein Wohltuendes, Belebendes, Erfrischendes in sich birgt.

Nicht nur die tiefe Religiosität, auch die feine Psychologie des Dichters muß hervorgehoben werden. Wohl mögen uns manche Züge seiner Gestalten unverständlich und fremdartig erscheinen, was wohl eben mit der Fremdartigkeit der Rasse zu erklären ist. Aber doch ist es eine feine Hand, die sie gezeichnet, und einen Künstler von tiefer inniger Gläubigkeit und allumfassender, alles verstehender, alles verzeihender Menschengüte und Menschenliebe fühlen wir durch sie zu uns sprechen. *Ch. Demmig.*

Digitized by Google

Naumann, Victor: *„Profile"*. 30 Porträt-Skizzen aus den Jahren des Weltkrieges nach persönlichen Begegnungen. 8°. 374 S. Preis geb 12 Mk. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1925. Victor Naumann, der Verfasser der kürzlich im Verlage Duncker & Humblot erschienenen Porträtskizzen aus der Zeit des Weltkrieges, gehört zu den deutschen Publizisten, die Zeug zum Staatsmann in sich haben und denen eine ausgesprochene Veranlagung, vom Gedanken die Brücke zum Handeln zu schlagen, eigen ist. Hierin liegt der Grund, weshalb dieser Mann auch unter dem alten Regime in wichtigen politischen Aktionen hinter der Bühne wirken konnte. Es leuchtet ein, daß ein derartig mithandelnder Mensch die Dinge unter anderen Perspektiven sehen mußte und konnte als der nur die Begleitmusik spielende Tagesjournalist. In gewisser Beziehung kann man ihn mit August Stein, dem Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung", den Bismarck scherzhaft den Gesandten Sonnemanns am preußischen Hofe nannte, vergleichen. Stein setzte seinen größeren Tagesaufsätzen das Motto „Es war alles ganz anders" voran. „Es war alles ganz anders" — das ist der Eindruck, der sich einem aufdrängt beim Lesen dieser auf genauer Kenntnis der Dinge und Personen beruhenden Porträts. Naumann selbst scheint dieser Auffassung zu sein, wenn er im Vorwort GoldsmithsWorte „men, not measures" so scharf akzentuiert. Tatsächlich ist das Buch eine Verteidigung der These Bethmanns, daß wir an unseren unentwickelten staatspolitischen Verhältnissen gescheitert sind. Es ging uns nach Naumann wie dem Regisseur, der „die Rollen einer Tragödie falsch besetzt, den Liebhaber den Helden spielen läßt und dem Helden die Charakterrolle zuweist". Naumann hätte Bürokrat und nicht Schriftsteller sein müssen, unterbräche er nicht die Reihe seiner politischen Porträts durch einige Bilder vom Wesen früherer Fürstenhöfe, die er mit sicherer Feder zu charakterisieren versteht. Der Ausgang des Buches bringt einige Charakter-Essays der drei Nuntien der katholischen Kirche in München, Frühwirth, Aversa, Pacelli, die hier während des Weltkrieges an so verantwortungsvoller Stelle gestanden. Hier wie überall berührt wohltuend die vornehme Sachlichkeit und vorurteilsloseEhrlichkeit,mit der der (protestantische) Verfasser allen Persönlichkeiten gerecht zu werden sucht, mögen vielleicht auch hin und wieder einzelne Züge der objektiven Wirklichkeit nicht ganz entsprechen. Es gelingt Naumann meisterhaft, den Nachweis zu erbringen, wie die Vertreter des Päpstlichen Stuhles sich bemühten, Dinge und Personen in ihrer Realität zu erfassen, und wie sie somit vor manchen Enttäuschungen bewahrt blieben, während viele unserer Vorkriegsdiplomaten sich allzu oft darin gefielen, die Dinge so darzustellen, wie man sie an leitender Stelle sehen wollte. Man bedauert aufrichtig, daß bei uns solche Köpfe sich nicht haben entwickeln können. Uns scheint dieses Buch eine erzieherische Aufgabe erfüllen zu können, indem es einerseits anleitet zur Erkenntnis alter Fehler, andererseits aber in hohem Maße Menschen zu bilden sich bemüht, die bei aller Bewußtheit, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen, doch nicht vergessen, wie in den Kämpfen des Tages häufig nur der kindische Ausdruck gegenseitiger Erziehungsversuche sich kundtut, die durch die Kraft unser aller auf höhere Stufen gehoben werden sollten. ***Walter Gößling.***

Kleine Anzeigen

„Der kleine Herder." Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. 2 Bde. 1531 S. Freiburg i. Br. 1925. Preis in Leinwand 30 Mk, in Halbfranz 40 Mk.

Die „Gral"-Leser sowie alle Freunde der Literatur seien auf dieses in jeder Hinsicht prachtvolle und mustergültige Nachschlagewerk besonders aufmerksam gemacht wegen der alle Gebiete der Literatur und Kunst umfassenden zuverlässigen Angaben. Da ist kaum etwas Nennenswertes übersehen. Neben den betreffenden Rahmenartikeln findet sich ein solcher Reichtum von Einzelangaben über Schriftsteller und Künstler, daß eine vollständige, bis auf die allerneueste Zeit gebrachte Literaturgeschichte in Miniatur daraus zu entnehmen ist.

Weber, F. W.: *„Dreizehnlinden"*. Für Schule und Haus herausgegeben von Dr. Paul Schultz. Mit 6 Bildern von Emil Stratmann Aschendorff, Münster 1925. XVI und 186 S.

Unter den vielen neuen Ausgaben von F. Wilh. Webers „Dreizehnlinden" zeichnet sich die vorliegende besonders durch eine gute Einleitung und knappe, aber wertvolle Erläuterungen aus. So dient sie nicht nur den Zwecken der Schule, sondern kann auch andere Leser in den Reichtum und die Schönheiten des Werkes vortrefflich einführen.

„Gottfried-Keller-Anekdoten." Gesammelt und herausgegeben von *Adolf Vögtlin*. 17. und 18., vermehrte Aufl. Kl.-8°. 154 S. Rascher & Cie., Zürich. Das Büchlein bietet viel mehr als sonst gewöhnlich derartige Sammlungen, aber auch durchschnittlich Wertvolleres. Aus diesen kleinen Zügen setzt sich ein charakteristischeres Bild des alten knorrigen und knurrigen Gesellen zusammen, als man es in einer Biographie findet. *K.*

Schubart, Arthur: *„Heidesommer"*. Die Geschichte einer Liebe. Kl.-8°. 173 S. Verlag F. C. Mayer, München. Geb. 3,50 Mk.

Neben einem selten tiefen Naturempfinden, mit

Digitized by Google

dem er die Landschaft auch in ihren zartesten Tönen und heimlichsten Stimmungen erlebt, offenbart Schubart hier eine feinsinnige Kenntnis der Frauenseele. Von der Liebe eines Künstlers und seiner stolzen Frau, zwei Herrenmenschen, erzählt er, einer Liebe, die nach kurzem, qualvollen Sich-Suchen, Sich-Meiden, Werben, Lokken, Kämpfen und Sehnen mit der Niederlage des Mannes und dem Sieg einer heldenhaften Frauenliebe endet: Im Moment, da er bereit ist, sein Künstlertum, seine Persönlichkeit für sie hinzugeben, verzichtet sie, aus dem Gefühl heraus, ihm nur Wegweiser zum Glück, zum Höhenflug sein zu dürfen. *Ch. D.*

Bonsels, Waldemar: „Mundharmonika". Erzählung. 8°. 159 Seiten. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1925. Ganzleinenband 4,50 Mk.

Unter diesem Titel faßt der Dichter zehn Erzählungen zusammen, Kriegserlebnisse, Begebnisse, Gestalten, einfach, schlicht, anspruchslos, oft ein wenig sentimental und wirklichkeitsfremd, aber immer einen tieferen, inneren Sinn andeutend oder ahnen lassend. *Ch. D.*

Oppermann, Karl: „Die Gottesmühlen". Roman. Bergstadtverlag, Breslau 1925. 8°. 300 S. Eleg. geb. 6,50 Mk.

Eine Rahmenerzählung, deren Rahmen an der einen Seite noch schmaler ist als an der anderen, deren farbensatte Darstellung dafür um so reichhaltiger ist. Thys Thyssen, ein Sproß aus friesischem Stamme, wandert mit Frau und Sohn südwärts nach Schlesien, wo er eine neue Heimat findet. Vom Stamme gehen zwei Äste aus: der eine, aus echt friesischer Art, bleibt kräftig und deutsch, der andere, aus Thyssens zweiter, in Leidenschaft mit einer Polin geschlossenen Ehe, verkommt geistig, sittlich und völkisch. So wechseln Bilder leichten und traurigen Familienlebens miteinander ab, bis schließlich der letzte Zweig vom polnischen Aste, in dem von mütterlicher Seite wieder deutsches Blut fließt, nach dem Tode der Eltern zurückwandert nach dem Norden, woher einst der Ahn gekommen. „Dort, wo der Wacholder im Rosenrot der Heide blüht, hat er seine neue Heimat gefunden." *Dr. A. K.*

Thomé, Marga: „Der Sendling". Führerverlag, M.-Gladbach 1924. 131 S.

Die Verfasserin hat in diesem Erstlingswerk Werden und Sterben eines Menschen gezeichnet, der, frühreif und besonders begnadet, sich zu dem Beruf erwählt fühlt, das Reich Gottes zu verbreiten, nicht das des Schreckens und der Gerechtigkeit, sondern vor allem das der Liebe. In eindrucksvollen Bildern, zum Teil grauenvollen Szenen aus dem Dreißigjährigen Kriege, wächst Magnus durch Mitleid zuerst und dann durch eigenes Leid — es ist die unglückliche Liebe zu einem Mädchen, das er lassen muß, weil der Sendling Gottes einsam bleiben muß, und auch, weil auf ihr ein alter Fluch ihres Geschlechtes liegt —, bis er, innerlich vollendet, ganz reif und ganz wissend geworden. Wir begrüßen in Marga Thomé eine starke Begabung für Erzählung, Naturymbolik und Religion. Wir wünschten in einem kommenden Werk die bis zur Empfindsamkeit gehende Empfindung mehr zurückgedrängt zugunsten kühler sich verhaltender Epik und das Episodenhafte zugunsten einer einheitlichen geschlossenen Handlung. Sonst, fürchten wir, könnte eines Tages die Erbauung stärker werden als die Poesie. *Friedrich Muckermann S. J.*

„Roda Roda und Theodor Etzels Welthumor in sechs Bänden." Simplizissimus-Verlag, München.

Aus allen Ländern und allen Kulturen sind hier Proben köstlichen Humors mit viel Wissen und Liebe gesammelt worden. Die schöne Anordnung nach verschiedenen mehr kulturellen als eigentlich literarischen Gesichtspunkten macht die Sammlung kulturhistorisch wertvoll. Bevorzugt wurde der Humor vor dem bloßen Witz, das innerlich an Gemüt und Lebenserfahrung Reiche vor dem äußerlich Brillanten. Unserer Auffassung nach hätten einige Stücke aus der Ars amandi Ovids, dies und das von einem frechen Humanisten, wie Poggio, überhaupt alles, was sittlich und religiös ins Frivole geht, besser gänzlich gefehlt. Wir wollen anerkennen, daß in Anbetracht des auf diesem Gebiete Vorhandenen sich die Verfasser große Mäßigung auferlegt haben, aber in ein Buch, das ein Volksbuch hätte werden können, gehört dergleichen nun einmal nicht. Mögen lüsterne Gelehrte ihren Bedarf an Fazetien selber in den Bibliotheken aufspüren! Die Ausstattung wie auch der Titel scheinen mir geschmacklos. *Fr. M.*

Wibbelt, Augustin: „Kleinkraom". Vertellsels in mönsterländsk Platt. Temming, Bocholt i. W. 8°. 192 S. In Ganzleinen geb. 4,50 Mk.

Auf Bitten des Verlags, der seine Leute in bösen Zeiten gern bei Arbeit und Verdienst halten wollte, hat Augustin Wibbelt das Buch zusammengestellt. Neues zu schreiben, habe er keine Kraft und vor allem keinen Mut in diesen traurigen Zeiten. Da habe er „de Pött utschrappt" und da noch einiges gefunden. Bei dem Pottutschrappen ist aber doch noch recht Gutes herausgekommen, erquickende und stärkende Kost. Nur bei dem „Kleinen Tüg" und bei der „Wiesheit in de Narrenkapp" sind bei dem allzu scharfen Schrappen einige Splitter von der Emaille des Topfes mit hineingeraten, die dem Magen nicht gerade zuträglich sind. *Dr. A. Kahle.*

Freunde niederdeutscher Art und Literatur seien auf die im Quickborn-Verlag zu Hamburg erscheinende Folge der *„Quickborn-Bücher"* aufmerksam gemacht, die der niederdeutschen Heimatbewegung dienen und von denen schon über 30 erschienen sind. Uns liegen vier dieser Bändchen vor, in denen Ernstes und Heiteres in glücklicher Mischung geboten wird. Band 8 „Sünd jl

Digitized by Google

all dor?" Alte Kasperlschwänke, gesammelt von Johannes Rabe, Band 15 „Sternkiekers" von Rudolf Kienau, Band 26 „De Füerböter". En lütt Geschicht tom Nahdenken von August Heinrich Grimm, Band 29 „Dat Wihnachtsbook". Gedichte un Geschichten. *K.*

Reclam-Ausgabe: „Der schöne Reclam-Band". „*Der Schindelmacher.*" Novelle von *Herm. Stehr.* Mit einem Nachwort von Hans Knudsen. 78 S. 0,80 Mk.

Die trostlose Geschichte eines jahrelang geknechteten, ausgenutzten, alten, einsamen Mannes, der in einer Gewitternacht seiner allmählich aufgekeimten Rache furchtbare Genugtuung verschafft und sich dann erhängt. Naturalistisches Jugendwerk, das zum Verständnis der Werke des gereiften Dichters notwendig ist.

„*Pilgerfahrt.*" Eine florentinische Novelle aus der Renaissance von *Johannes Boldt.* Mit einem Nachwort von Ludwig Benninghoff. 158 S. 1,20 Mk. Die Novelle soll ein Gleichnis sein. „Jeder Mensch macht seine Italienfahrt in geistigem Sinne. Italien ist das Symbol der Sehnsucht aus der Wirklichkeit des rauhen Kampfes in die Weichheit üppigen Glückes. Und in jedem Menschen steckt etwas von dem Schöpferischen, das, wie bei dem Maler der Erzählung, durch ein sinnliches Erlebnis befreit und gefördert wird." Warum das hier ein raffiniert eingefädelter Ehebruch sein muß, ist unerfindlich. Der Gegensatz der Konfessionen wird andeutungsweise auch noch hineinbezogen, im antikatholischen Sinne.

„*Gaukler des Lebens.*" Erlebnisse und Gesichte von *Adolf Koelsch.* 74 S. 0,80 Mk.

Szenen aus dem Tier- und Pflanzenleben. Breite Schilderungen des Liebeslebens. Weltanschaulich Brehms Tierleben verwandt. Die Vermenschlichung des Tierlebens besonders wird geradezu bis ins Lächerliche getrieben.

„*Schiller.*" Von *Wolfgang Goltber.* 234 S. 2 Mk. Stark die Hälfte des Bändchens behandelt Schillers Leben, die kleinere Hälfte seine Dramen. In dieser gedrängten Darstellung und Würdigung sehr brauchbar, da von einem wirklichen Kenner der Dinge verfaßt.. *A. Tielitz.*

Ebbell, Bendix: „*Nordwärts*". Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Verlag Georg Merseburger, Leipzig. Ganzleinen geb. 5 Mk.

Ein interessantes und lehrreiches Jugend- und auch Familienbuch in mustergültiger Ausstattung. Die Erforschung der Polarwelt des Nordens seit dem 16. Jahrhundert wird in knapper, anschaulicher Form packend geschildert. Von Cabot (1497) bis Amundsen (1925) zeichnet der Verfasser die kühnen, todesverachtenden Männer mit ihren furchtbaren Geschicken. Hunderte und aber Hunderte, von denen heute nur noch wenige sprechen, sind dabei geblieben, erfroren, verhungert, verschollen, ertrunken. Name reiht sich an Name, Tat an Tat. Und noch ist nichts erreicht. Ob der Zeppelinflug es bringen wird, zu dem wir heute sammeln? Wer dies Buch liest, gibt freudig der Eckener-Spende. *Dr. Steppuhn.*

Rasmussen, Knud: „*Rasmussens Thulefahrt*". Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland. Ca. 700 Seiten. Reich illustriert, ca. 10 Lieferungen. Pro Lieferung 2,80 Mk. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. Main 1926.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen der Frankfurter Sozietätsdruckerei, uns die vielgestaltige Welt der Polargebiete näherzubringen. Um so begrüßenswerter ist dieser Versuch, wenn man sich der Führung eines Knud Rasmussen anvertrauen darf. Er ist wie kein anderer dazu berufen, verbindet er doch die Wesenseigenschaften des Europäers und des Eskimos besonders glücklich und ist somit der geborene Polarforscher. Was er vorlegt, ist kein wissenschaftlicher Expeditionsbericht mit der Fülle erdrückenden Materials, sondern der grandiose Versuch, Menschen dieser Polargegenden in ihrer Kultur, ihrer Sitte und ihren alltäglichen Bräuchen uns Europäern lebendig werden zu lassen und ihnen das Geheimnis ihrer übernatürlichen Vorstellungen zu entlocken. Wie meisterhaft Rasmussen das gelingt, dafür zeugen seine Schilderungen über Takornaoq, die Menschenscheue.

Erwähnenswert ist, daß die Anschaffung des Werkes durch die Form der Publikation in Lieferungen so leicht wie möglich gemacht worden ist. *Walter Gößling.*

Kreitmaier, Joef. S. J.: „*Von Kunst und Künstlern*". Gedanken zu alten und neuen künstlerischen Fragen. Mit Titelblatt und 48 Tafeln. X u. 250 S. Herder, Freiburg i. Br. 1926. Geb. in Leinwand 10 Mk.

Kunstfragen sind nun einmal für viele nur Fragen des Geschmacks; anderen sind sie Modefragen. Es ist nicht zu leugnen, daß sie auch beides sein können. Zwischen kritiklosem Nachbeten moderner Kunstmeinungen und radikaler Ablehnung oder Lächerlichmachung mancher Kunstrichtungen klafft ein Abgrund. Kreitmaier, der feinsinnige Kunstkenner und Interpret, sucht und findet oft überraschende Deutungen und Lösungen moderner Kunstprobleme, die auch dem Laien einleuchten und ihn vorsichtiger machen in Beurteilung mancher auf den ersten Blick unverständlich scheinender Kunstwerke. Was an aktuellen Fragen hier auftaucht, ist wohl restlos behandelt. Bemerkenswert sind besonders die Darlegungen des Schlußkapitels, „Von der Freiheit der Kunst."

Waldenburg, Emma: „*Lisa beim Förster*". Tiergeschichten. Leopold Klotz, Verlag, Gotha. 3,50 Mk. Die warm-naive, auf die empfängliche Kinderseele wohl wirkende Wiedergabe der Tiergeschichten macht das Buch wertvoll in seiner Art

Digitized by Google

nicht nur für Kinder, auch für deren erwachsene Freunde. *Dr. St.*

Heilmann, Dr. Alfons: „Herrlichkeiten der Seele". Mystik des Auslandes. (Bücher der Einkehr, 4. Bd.) VIII u. 390 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder. Preis 8 Mk.

Der verdienstvolle Herausgeber der „Bücher der Einkehr" hat eine außerordentlich glückliche Hand in der Hebung verborgener oder wenig bekannter Schätze der religiösen Literatur. Der Sammlung aus deutschen Mystikern, die er uns geboten in dem „Seelenbuch der Gottesfreunde", läßt er jetzt eine Auslese aus den Werken außerdeutscher Mystiker folgen. Besonders die klassischen Länder der Mystik: Spanien, Italien und Frankreich, kommen hier zu Worte in den großen Mystikern Johannes vom Kreuz, Ludwig von Granada, Ludwig de Ponte, Theresia, Katharina von Siena, Katharina von Genua u. a. Die Übersetzung ist meisterhaft; die Druckanordnung und Ausstattung des kostbaren Buches zeugt von erlesenstem Geschmack. — Wesentlich anderer Art und über den Begriff der kirchlichen Mystik hinausgreifend ist die *„Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten"*. Gesammelt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. 397 S. Insel-Verlag, Leipzig 1925.

Die von *Hans Kayser* herausgegebene Sammlung *„Der Dom. Bücher deutscher Mystik"* bringt hier ein buntes Allerlei von religiöser und naturhafter Mystik, wie sie sich in der eigentlichen Dichtung kundgibt. Bei der weiten Begriffsfassung, die der Herausgeber zugrundelegt, ist es nicht verwunderlich, neben einer Hildegard von Bingen, Mechthild von Magdeburg, Seuse, Tauber, Thomas von Kempen und anderen eigentlichen Mystikern auch einen Herder, Hegel, Baader, Novalis, Goethe und andere Literaturgrößen zu finden. Da die Prosawerke ausgeschlossen wurden, so mußten die wertvollsten mystischen Schriften, namentlich der kirchlichen Mystiker, unbeachtet bleiben, war aber mit der Zwecksetzung des Werkes gegeben. Das in ungewohntem, aber sehr handlichem Format gebotene Buch ist vornehm ausgestattet und für Liebhaber mystischer Literatur ein kostbares Geschenk. *H. H.*

Renan, Ernest: „Jugenderinnerungen". Frankfurter Verlagsanstalt A.-G., Frankfurt a. Main 1925. Stefan Zweig gibt hier die Jugenderinnerungen des bekannten französischen Philosophen neu heraus. Die Einleitung, in der stilistisch glänzenden, aber sachlich vielfach zerflatternden Art Stefan Zweigs gehalten, läßt in der Zeichnung Renans manche Züge vermissen, die in das Bild des Denkers, wie wir es uns vorstellen, unbedingt hineingehörten. *H. H.*

Gregor, Joseph: „Das Theater in der Wiener Josefstadt", Wiener Drucke. Amalthea-Verl., Wien. Der bekannte Theaterhistoriker legt uns in diesem Buche skizzenhaft und andeutend die vorläufigen Ergebnisse seiner Beschäftigung mit den Schätzen des Archives des Josefstädter Theaters vor. Man staunt: was ist noch an der Wiener Theatergeschichte herauszuholen, wie fördert jeder Griff Bedeutendes und Wesentliches ans Tageslicht, und welches verzauberte Land echter Bühnenwerte wird hier erschlossen! Zielbewußte Disposition und klare und stilistisch wohlbeherrschte Diktion geben dem gut illustrierten Buche jenseits aller stofflichen Reize eine besondere Anziehungskraft. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Wirkung dieser kleinen Arbeit — der hoffentlich der Autor einmal ein umfassendes Werk über dieses Thema folgen lassen wird — nicht nur auf den engen Kreis der Fachleute beschränkt bliebe.

Arnhem (Holland). *Dr. Ernst Alker.*

Muth, Franz Alfred: „Gotteswelt und Menschenherz". Eine Auswahl aus der Prosa des rheinischen Dichters, herausgegeben von Hermann Hörle, Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden 1925. Hermann Hörle läßt den „Heiderosen" ein Bändchen Prosa aus den Schriften Muths folgen. Ein prächtiger Mensch muß er gewesen sein, der „Frankfurter Dichterkaplan" und spätere Pfarrer von Dombach im Taunus! Und geradeso frisch und gütig, aber auch verstehend und wissend ist er als Dichter, diesmal als Erzähler; aber nicht das Erfinden ist, wie er selbst sagt, seine Sache, sondern die zwangfreie Wiedergabe des G e f u n d e n e n.

Der Titel des Bändchen könnte eine Problematik zwischen Gotteswelt und Menschenherz vermuten lassen, die dem Dichter ganz fern liegt; hier ist kein Ringen, kein tragischer Konflikt, sondern innige Einheit und Sicherheit der gotterfüllten Seele in und mit der Welt. In den köstlich-harmlosen Plaudereien aus der Bubenzeit in Hadamar, noch mehr aber in den Berichten über Wanderfahrten durch Wälder und Auen, erweist sich Muth als später, aber echter Nachfahr Eichendorffs. Man beobachte, wie fein er in den Schwänken gegen die „Philister vom Buttermarkt und der Bierstube" zu Felde zieht. Daß Muth aber auch zu formen versteht, wo Plaudern nicht genügt, beweisen seine Nachbildungen deutscher und anderer Sagen, etwa „Irmina von Beselich" u. a. *Dr. Toni Weber.*

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam, über das „Handbuch der Literaturwissenschaft", herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. O. Walzel, Bonn, bei.

Verantwortlicher Schriftleiter: Friedrich Muckermann S. J. / Anschrift der Schriftleitung: Münster i. W., Königstraße 36a
Für unverlangt eingereichte Beiträge keine rechtl. Haftung / Nachdruck aller Beiträge nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet

Digitized by Google

In neuem Gewande erscheint:

„Die Gotteswiese"

Legenden aus der Natur

Von Peter Bauer

*

Die Essener Volkszeitung schreibt dazu: „Du weißt nicht, warum die Wildrosenhecke so süßherb duftet, die Biene den Stachel verliert und stirbt, wenn sie sticht, die Mariendistel silbrigweiße Flocken auf den Blättern trägt, und im Liede der Nachtigall das Zittern einer rollenden Träne zu hören ist. Peter Bauer erzählt es dir in seiner schlicht poetischen Weise. Wenn du mit ihm über die Gotteswiese gehst, schweigt für dich aller Tageslärm, und die eigene Unruhe verebbt in deinem friedlichen Genuß der Wonnen der Gotteswelt."

In geschmackvollem Ganzleinenband, Preis 1.50 Mark

Satzanordnung und Einbandzeichnung von Erwin Pfefferle (Karlsruhe)

Verlag Fredebeul & Koenen / Essen (Ruhr)

Werke aus dem Verlag Fredebeul & Koenen, Essen

Erwin Pfefferle

Aus der Bibel

8 Holzschnitte mit einem Vorblatt
Blattgröße 38×46

Ausgabe A Nr. 1 bis 10
Auf echtem Japan, vom Künstler mit besonderer Sorgfalt eigenhändig gedruckt, in Halbpergamentmappe, mit einem Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert.
Preis Mk. 300.—

Ausgabe B Nr. 11 bis 50
Auf echtem Japan, in Halbpergamentmappe, mit Titelholzschnitt. Sämtliche Blätter vom Künstler handschriftlich signiert. Preis Mk. 250.—

◆

Erwin Pfefferle

Weg und Gestaltung

von Dr. Werner Schmidt
Mit 27 Abbildungen. Preis 3.50 Mk.

Die Passionsminne im Franziskanerorden

Von **Dr. F. Imle**

Oktav 187 Seiten * 1 Bild
Gebunden 3.30 Mk.

*

Die Verfasserin des Büchleins zeigt, wie die Söhne des hl. Franziskus diesem in der Passionsminne nachgefolgt sind, wie sie durch Hervorhebung der Kreuzesliebe der katholischen Frömmigkeit ein neues Gepräge gegeben, wie diese Richtung der Frömmigkeit immer unter dem Einfluß der Minderbrüder in der kirchlichen Bildkunst, in den mehr oder minder mit der Liturgie verbundenen Mysterienspielen und in der religiösen Dichtkunst mannigfachen Ausdruck gefunden hat. Der einschlägigen Predigt- und Erbauungsliteratur wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der katholischen Frömmigkeit. Germania.

Franziskus-Druckerei Werl i. W.
Postscheckkonto Dortmund 15767

Digitized by Google

GERRIT ENGELKE

Briefe der Liebe

Mit der Wiedergabe eines Bildnisses, einer Zeichnung (auf dem Schutzumschlag), einer Handschriftenprobe und zwei bisher unveröffentlichten Gedichten. Jakob Kneip schrieb die Einführung

Auf holzfreies Papier im Borgisgrad der Breitkopffraktur splendid gedruckt. Einbandzeichnung und Satzanordnung von Ernst Fuege. Geh. RM. 2.40, gebunden in Ganzleinen mit Goldpressung RM. 3.60

Als ein innerliches, erhebendes und in seiner Tragik erschütterndes menschliches Dokument legen wir hier die Brautbriefe des im Kriege, drei Tage vor Waffenstillstand, gefallenen Arbeiterdichters Gerrit Engelke der Öffentlichkeit vor. Jenseits aller „Literatur" entstanden, Aussprache eines aufrechten Mannes in vertrautester Nähe, Zeugnisse eines heißempfindenden Menschenherzens, das unter dem Wahnsinn des Krieges leidet und doch in Kraft und Stolz der kommenden ehelichen Gemeinschaft entgegenschlägt, – ehrerbietig still und fast beschämt steht der Leser vor diesen hinterlassenen Briefen eines großen Menschen, den er in seiner heimlichsten Sehnsucht und in seinem tiefsten Erleben kennenlernen darf. Die „Briefe der Liebe" sind kein Buch des Marktes; nur reine und nach Reinheit verlangende Menschen dürfen sie in die Hand nehmen. Die „Briefe der Liebe" treten nicht mit irgendwelchen Kriegsaufzeichnungen „in Wettbewerb"; sie ganz aufzunehmen, wird der Leser, sofern er der rechte ist, nach wenigen Seiten schon innehalten, um seine Seele in die heimliche Adventsstimmung eines ihm fast als Gewissensanruf zukommenden Geschenkes ganz persönlicher Art heimzuholen

Durch alle guten Buchhandlungen

OBPLID-VERLAG, G.M.B.H., M.GLADBACH / KÖLN

Soeben erscheint:

HANS E. KINCK

Die Anfechtungen des Nils Brosme

Roman

Broschiert Mk. 4.— * Leinen Mk. 7.—

Mit seinem ersten Roman in deutscher Sprache tritt der bedeutende Norweger Hans E. Kinck als Kulturkritiker und Dichter von hohem Rang in das mitteleuropäische Gesichtsfeld ein. Kinck ist die eigentümlichste und vielseitigste Begabung in der norwegischen Literatur der Gegenwart, gleich fesselnd durch seine Menschenkenntnis und sein umfassendes Wissen auf den verschiedensten geistigen Gebieten, durch seine Poesiefülle, seinen Stimmungsreichtum wie durch seine schneidende furchtlose Kritik. Er übte auf die norwegische Literatur tiefgehenden Einfluß aus. Sein Roman „Die Anfechtungen des Nils Brosme" eröffnet als ein typisches Werk Kincks die deutsche Auswahl-Ausgabe seiner Hauptwerke

H. HAESSEL, VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Neue religiöse Dichtung

Der Traum d. Gerontius

Von *John Henry Kardinal Newman*. Deutsch von Emilie Schleußner. (18. Bändchen der Reihe „Religiöse Geister".) Leinenband Mk. 1.80

Newmans visionäre Dichtung ist voll dantesker Größe der Konzeption und Erhabenheit der Sprache. Die Theologie der vier letzten Dinge des Menschen ist darin von allem Lehrhaften entkleidet und wirkt durch die Kraft ihrer Symbole, durch die mystische Schaukraft und dramatische Linienführung geradezu erschütternd. Man wird in unsern Tagen vergeblich nach einer Dichtung von gleichstarkem religiösem Gefühl und Ausdrucksvermögen suchen. Emilie Schleußner hat uns das klassische Werk des großen Kardinals klassisch schön verdeutscht.

Vom Heliandskinde

Erzählt von *Ludwig Hensler*. Mit einem Bild in Fünffarbendruck und neun Holzschnitten von Dürer. In Ballonleinen gebunden Mk. 4.—

Obwohl Ludwig Hensler in feinem Taktgefühl alle spielerischen oder prunkenden Effekte mied und nur die einfachsten Mittel der Erzählungskunst anwendet, runden sich die einzelnen Szenen zu Bildern von eigenartigem Liebreiz. Es fehlt darin die derb-urwüchsige Behaglichkeit eines Felix Timmermanns, es fehlt ganz und gar die fade Süße mancher „Legenden"-Bücher — statt dessen spürt man überall die innere Ergriffenheit des Erzählers, die auch den leisen Humor, der hin und wieder aufleuchtet, durchgeistigt und verklärt.

MATTHIAS-GRÜNEWALD-VERLAG / MAINZ

Auslieferung bei Hermann Rauch / Wiesbaden

EIN ECHTES FAMILIENBUCH

Nach getaner Arbeit

Von **Georg Beyer** S. J.

Oktav-Format, 353 Seiten, mit zahlreichen Bildern, gediegener Ganzleinenband Mk. 8.—

Wenn der laute Lärm des Alltags verhallt ist, in einer besinnlichen Stunde, wird dieses gemütvolle, von goldenem Humor durchzogene Buch die Seele in reinere Sphären emporheben. Die Gedanken sind ganz aus dem Leben gegriffen, alles erinnert an einen berühmten Schriftsteller des letzten Jahrhunderts: Alban Stolz

Ein wahres, echtes Volksbuch,
ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes!

Durch alle Buchhandlungen

L. SCHWANN, VERLAG, DÜSSELDORF

Digitized by Google

PETER WUST
DIE RÜCKKEHR AUS DEM EXIL

DOKUMENTE DER BEURTEILUNG
DES DEUTSCHEN KATHOLIZISMUS DER GEGENWART

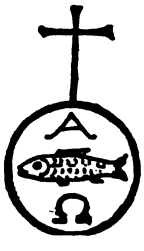
HERAUSGEGEBEN
VON

DR. KARL HOEBER

IN GANZLEINEN M. 8.—

VERÖFFENTLICHUNG

DES VERBANDES
DER VEREINE KATHOLISCHER AKADEMIKER
ZUR PFLEGE DER KATHOLISCHEN
WELTANSCHAUUNG



Die Aufsätze des Kölner Philosophen Peter Wust über die Rückkehr des deutschen Katholizismus, die, erstmalig in der Kölnischen Volkszeitung veröffentlicht, großes Aufsehen erregten, liegen hier gesammelt vor. Das Ganze erhält den krönenden Abschluß durch die Antwort Wusts auf das vielfältige Echo, das seine Ausführungen hervorriefen.

Durch alle Buchhandlungen.

L. SCHWANN, VERLAG, DÜSSELDORF

Digitized by Google

Christi Reich im Osten

Die geistige Bedeutung Wladimir Solowjews
und die inneren Voraussetzungen zur
Wiedervereinigung der östlichen
und westlichen Kirche

(Jahrbuch „Ähren aus der Garbe" 1926)
XVI und 280 Seiten. Steif kartoniert ca. Mk. 3.—

*

Wladimir Solowjew

Gedichte

Übersetzt von Dr. L. Kobilinski-Ellis und Richard Knies
Indanthrenfarbener Leinenband Mk. 5.—

* *
*

Friedrich Muckermann, S. J., im „Gral":

Noch ein kurzer Hinweis vorläufig auf den Almanach „Christi Reich im Osten". Wer unser Russenheft gelesen, wird es begrüßen, wenn die Auseinandersetzung zwischen westlicher und östlicher Christenheit fortgesetzt wird. Daß Wladimir Solowjew als Ausgangspunkt und Grundlage genommen wird, kann man nur gutheißen. Für religiös und kulturell Interessierte bietet dieses Büchlein eine prächtige Einführung in die Hauptfragen und empfiehlt sich schon seiner gemeinverständlichen Form wegen weitesten Kreisen. Wir kommen ausführlicher darauf zurück.

*

Eduard M. Lange im „Pflug":

In Solowjew ist ein unerklärliches Ineinanderwalten von Gnade und schöpferischer Genialität. Seine Lyrik ist Bekenntnis der ewigen Schönheit der Seele und der Natur. Die Gemeinschaftsarbeit von Kobilinski-Ellis und Knies ist nicht nur die umfänglichste unter den Übertragungen der Lyrik Solowjews, sondern auch fast durchweg die überzeugendste. Daß ein Russe und ein Deutscher gemeinsam das Werk vollbrachten, verleiht ihm gleicherweise den Atem der Ursprache und die quellende Erlebnisnähe.

Matthias-Grünewald-Verlag / Mainz

Digitized by Google

Neue religiöse Literatur

DAS PASSIONAL

Gedichte von *Ruth Schaumann.* 8°, 39 Seiten.

In dieser neuen Gedichtsammlung der jungen, schon best bekannten Plastikerin und Lyrikerin begleitet eine kunst- und gottbegnadete Seele in Liedern voll wesentlicher Frömmigkeit den Herrn in seiner Passion, beginnend mit dem Abschied von Maria, seiner Mutter, bis zum Ostermorgen. Das sind Dichtungen, so voll an gehalttiefer Innerlichkeit und so schön in Sprache und Form, daß sich mit jeder einige Zeit innerlich leben läßt, zumal jetzt in der vorösterlichen Zeit.

MAGNALIA DEI

Ein Aufriß der christlichen Gedankenwelt. Für Katholiken und Nichtkatholiken gezeichnet von *Dr. P. Expeditus Schmidt, O.F.M.* 8°, 170 Seiten. Brosch. Mk. 2.50, Halbleinen Mk. 3.50.

Aus dem Leben herausgewachsen ist dieses Büchlein, das Antwort geben will auf die manigfachen Fragen über Christentum und Kirche, wie sie an den Verfasser vielfach herangetreten sind. Diese Antwort ist frei von Polemik, von gelehrten Formeln oder lehrhaftem Ton. Gerade weil der Verfasser erfahren hat, wie stark in Kreisen außerhalb der Kirche Vorurteile herrschen, aber auch wie grundlos sie sind, darum findet er leichter als andere das rechte Wort freundschaftlicher Aufklärung.

ERLÖSUNG

Religiös-wissenschaftliche Vorträge von *Dr. P. Erhard Schlund und Dr. P. Polykarp Schmoll.* 8°, 63 Seiten. Kartoniert Mk. 1.—.

Ein tiefgreifendes religiöses Gegenwartsproblem, die Frage der Erlösung, findet hier in gründlicher und dabei doch knapper Form und in moderner Sprache seine klare und allseitige Behandlung.

Früher erschienen die religiös-wissenschaftlichen Vorträge:

Monistische und christliche Weltanschauung, von *Dr. P. H. Holzapfel* und *Dr. P. O. Keicher.* 2. Aufl. 8°, 116 Seiten. Kartoniert Mk. 0.70.

Können wir noch Christen sein? von *Dr. P. H. Holzapfel* und *Dr. P. Schmoll.* 8°, 82 Seiten. Kartoniert Mk. 0.60.

Christus im Lichte der Vernunft, von *Dr. P. H. Holzapfel.* 8°, 102 Seiten. Kartoniert Mk. 0.60.

Die Kirche und die Freidenker, von *Dr. P. H. Holzapfel.* 2. Aufl. 8°. 96 Seiten. Kartoniert Mk. 0.60.

Neuauflagen:

Die Sekten in Deutschland. Dargestellt für das katholische Volk von *Dr. P. Holzapfel O. F. M.* 133 Seiten. Broschiert Mk. 1.30.

Zur Katechese über das 6. Gebot, von *Th. Mönnicks S. J.* 4., durch Lehrproben verm. Auflage. 48 Seiten. Broschiert Mk. 0.80.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., München

D. A. 5106

Digitized by Google

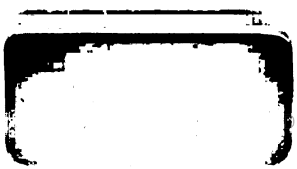
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
.G71
v.20
no.1-6



Digitized by Google

3 0000 093 402 117

Digitized by Google